
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

<https://books.google.com>





Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

No. 1.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. Januar 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

V. Band.

Die Kinderschau in London.

Nicht jeder neue Einfall der Amerikaner oder vielmehr der Yankee's ist nachahmenswerth, obgleich fast jeder erstaunlich ist, denn ihr bekannter Stolz verschmäht alte Ideen und erfährt stets das „noch nie Dagewesene“.

Einer der wunderlichsten Auswüchse am Baum amerikanischer Kultur war die vor einiger Zeit veranstaltete Kinderschau. Jedenfalls meinten die Veranstalter jenseits des Meeres Wohltäter der Nation zu sein, indem sie Mütter und Erzieher aufforderten, ihre Pflänzlinge zur Schau zu stellen, und Preise aussetzten für die stärksten und gesundesten. In Folge dieser Preisauschreibung beeiferten sich die „Besitzer ausstellungsfähiger Kinder“ ihre Kleinen zu Wundern von Gesundheit und Stärke heranzufüttern — um nicht zu sagen, zu mästen. Die amerikanischen Volksfreunde machten durch diese Aufforderung Ehrgeiz und Eigennutz zu Factoren mütterlicher Pflege, glaubten Gesundheit der Kinder zu befördern und veranlaßten ihre Ueberfütterung. — Die Engländer haben kürzlich sich bewogen gefühlt, diese Grille ihrer überseeischen Brüder nachzuahmen; freilich sind sie dadurch um

die Erfahrung reicher geworden, daß Manches, was in Amerika möglich und anständig, in England unmöglich und unanständig sei.

Wenn jenseits des Meeres ein Comité für Wahrung der Menschenrechte und für den Aufschwung der Nation die Mütter zu einer Preisbewerbung aufruft, sie auffordert, sich mit ihren Kindern zur Schau zu stellen, um vielleicht, wenn die Kleinen stark und wohlgenährt, einen Preis davonzutragen — so ist das im Geiste jenes Landes. — Eine Bloomerin sieht gewiß der Kritik, welche ungenirt über Kind und Mutter sich äußert, mit dem größten Freimuth entgegen, und nimmt auch ein unzartes Lob ohne Geröthen auf. Die englischen Frauen von einiger Bildung aber fühlten das Unweibliche einer solchen Schaustellung und überließen natürlich die Bewerbung Solchen, denen Scham ein fremdes Gefühl ist.

In „Surrey's Garten“ zu London waren die Kinder ausgestellt; natürlich, denn welcher Ort wäre zu solcher Ausstellung passender, als ein zoologischer Garten? Die Bewerber hatten sich zu Hunderten eingefunden. Die Classification geschah ganz in der Weise, wie bei einer Thierschau: derbe unterfetzte Kinder männlichen Geschlechts, die Alles essen, was sie bekommen können; wollhaarige zweijährige Knaben, mit Brod und Milch aufgezogen; glatthaarige Kinder, die nie schreien, auf natürlichem Wege ernährt; einjährige Mädchen, die nie in der Nacht aufwachen und nie widerspenstig sind;

hübsche fünfjährige Knaben, mit Fleisch und Kartoffeln erzogen; sechs Monat alte Kinder, die Alles untereinander essen. — Jede Gattung war besonders abgetheilt: die hübschen Knaben, die hübschen Mädchen, die starken Knaben, die starken Mädchen, die fetten Säuglinge, und eine gemischte Abtheilung, die großen Lärm machte und die größte Aufmerksamkeit erregte. Hinter einer rothen Schnur saßen die kleinen Ausstellungs-subjecte auf dem Schooß ihrer resp. Mütter oder Ammen. Jedes Kind war beziffert, zur großen Erleichterung der Preisrichter, welche nicht nöthig hatten, von Georg Friedrich Smidt, oder Anna Emilie Wolf zu reden, sondern einfach ihre Kritik über No. 2000 oder No. 1500 auszusprechen.

Sollen wir noch besonders der respectablen Zwillinge (102. 103) ehrende Erwähnung thun, welche vor Zeit so wenig aus den Augen sehen konnten, als ein gebratener Sperber, oder der andern gewichtigen Zwillinge in den Armen ihrer eben so gewichtigen Mama, die schon allein eine Ausstellung war — oder soll ich den derben Knaben hervorheben, den sein lieber Papa trug, und der so tüchtig schlagen konnte? Oder No. 100, der so plump war, daß Sachverständige ihn eine Viehhändler-Schönheit nannten? — Kein Wort mehr! Wenn die Kinder reden könnten und dürften, würden sie diese Schaustellung bitter beklagen und sich gegen eine Behandlung auflehnen, welche jedes hübsche Kind zu dem Rang eines hübschen Thierchens heruntersetzt. [2025]



Die Kinderschau in London.

g

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

No. 1.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. Januar 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

V. Band.

Die Kinderschau in London.

Nicht jeder neue Einfall der Amerikaner oder vielmehr der Yankee's ist nachahmenswerth, obgleich fast jeder erstaunlich ist, denn ihr bekannter Stolz verschmäht alte Ideen und ersaft stets das „noch nie Dagewesene“.

Einer der wunderlichsten Auswüchse am Baum amerikanischer Cultur war die vor einiger Zeit veranstaltete Kinderschau. Jedenfalls meinten die Veranstalter jenseits des Meeres Wohlthäter der Nation zu sein, indem sie Mütter und Erzieher aufforderten, ihre Pfleglinge zur Schau zu stellen, und Preise aussetzten für die stärksten und gesündesten. In Folge dieser Preisausreibung beeiferten sich die „Besitzer ausstellungsfähiger Kinder“ ihre Gelehen zu Wundern von Gesundheit und Stärke heranzufüttern — um nicht zu sagen, zu mästen. Die amerikanischen Volksfreunde machten durch diese Aufforderung Ehrgeiz und Eigennuz zu Factoren mütterlicher Pflege, glaubten Gesundheit der Kinder zu befördern und veranlaßten ihre Ueberfütterung. — Die Engländer haben kürzlich sich bewogen gefühlt, diese Grille ihrer überjeischen Brüder nachzuahmen; freilich sind sie dadurch um

die Erfahrung reicher geworden, daß Manches, was in Amerika möglich und anständig, in England unmöglich und unanständig sei.

Wenn jenseits des Meeres ein Comité für Wahrung der Menschenrechte und für den Aufschwung der Nation die Mütter zu einer Preisbewerbung aufruft, sie auffordert, sich mit ihren Kindern zur Schau zu stellen, um vielleicht, wenn die Kleinen stark und wohlgenährt, einen Preis davonzutragen — so ist das im Geiste jenes Landes. — Eine Bloomerin sieht gewiß der Kritik, welche ungenirt über Kind und Mutter sich äußert, mit dem größten Freimuth entgegen, und nimmt auch ein ungartes Lob ohne Geröthen auf. Die englischen Frauen von einiger Bildung aber fühlten das Unweibliche einer solchen Schaustellung und überließen natürlich die Bewerbung Solchen, denen Scham ein fremdes Gefühl ist.

In „Surrey's Garten“ zu London waren die Kinder ausgestellt; natürlich, denn welcher Ort wäre zu solcher Ausstellung passender, als ein zoologischer Garten? Die Bewerber hatten sich zu Hunderten eingefunden. Die Classification geschah ganz in der Weise, wie bei einer Thierschau: berbe unterstehten Kinder männlichen Geschlechts, die Alles essen, was sie bekommen können; wolhaarige zweijährige Knaben, mit Brod und Milch aufgezogen; glatthaarige Kinder, die nie schreien, auf natürlichem Wege ernährt; einjährige Mädchen, die nie in der Nacht aufwachen und nie widerspenstig sind;

hübsche fünfjährige Knaben, mit Fleisch und Kartoffeln erzogen; sechs Monat alte Kinder, die Alles untereinander essen. — Jede Gattung war besonders abgetheilt: die hübschen Knaben, die hübschen Mädchen, die starken Knaben, die starken Mädchen, die fetten Säuglinge, und eine gemischte Abtheilung, die großen Lärm machte und die größte Aufmerksamkeit erregte. Hinter einer rothen Schnur saßen die kleinen Ausstellungsobjecte auf dem Schooß ihrer resp. Mütter oder Ammen. Jedes Kind war beziffert, zur großen Erleichterung der Preisrichter, welche nicht nöthig hatten, von Georg Friedrich Smidt, oder Anna Emilie Wolf zu reden, sondern einfach ihre Kritik über No. 2000 oder No. 1500 auszusprechen.

Sollen wir noch besonders der respectablen Zwillinge (102. 103) ehrende Erwähnung thun, welche vor Fett so wenig aus den Augen sehen konnten, als ein gebratener Sperber, oder der andern gewichtigen Zwillinge in den Armen ihrer eben so gewichtigen Mama, die schon allein eine Ausstellung war — oder soll ich den beiden Knaben hervorheben, den sein lieber Papa trug, und der so tüchtig schlagen konnte? Oder No. 100, der so plump war, daß Sachverständige ihn eine Viehhändler-Schönheit nannten? — Kein Wort mehr! Wenn die Kinder reden könnten und dürften, würden sie diese Schaustellung bitter beklagen und sich gegen eine Behandlung auflehnen, welche jedes hübsche Kind zu dem Rang eines hübschen Thierchens heruntersetzt. [2025]



Die Kinderschau in London.

Sie will Gesellschafterin werden.

Von Amely Bölte.

„Ich bin nach Dresden gekommen, um hier die Stelle einer Gesellschafterin zu suchen,“ sagte gestern eine hübsche junge Blondine, die durch den Tod ihres Vaters, der einen bedeutenden Posten in einer Provinzialstadt bekleidete, in die Verlegenheit gesetzt war, für ihren Unterhalt zu sorgen. Da sie auf meine Empfehlung Anspruch machte, so erkundigte ich mich natürlich nach ihren näheren Verhältnissen, und in welcher Art sie sich vorbereitet, den Anforderungen ihrer jetzigen Lage zu begegnen. Mit dem Leichtsinne, der das Hinleben von Tag zu Tag, ohne einen ernstlichen Gedanken an das Morgen, bei unsern Beamtenfamilien charakterisirt, war auch in dem Elternhause dieser jungen Dame keine Art von Voraussicht der jetzt eingetretenen Umstände bemerkbar gewesen. — Man hatte, wie es schien, an die Unsterblichkeit des Familienhauptes geglaubt und darum die bedeutende Einnahme standesgemäß verzehrt. Jetzt hatte die Wittve von ihrer Pension noch einige nicht erwachsene Kinder zu unterstützen, herbe Entbehrungen drohten an allen Ecken, und die Tochter, die für diese nicht erzogen war und sie mitzubulden keinen Beruf fühlte, packte schleunigst ihr Kofferlein und fuhr in die Hauptstadt, um — Gesellschafterin zu werden. —

„Ich sah sie mit einer Weile ruhig beobachtend an. — Dann fragte ich: „Was leisten Sie womit man Sie zu einem solchen Posten empfehlen kann?“

Sie sah mich groß an. „Ich singe ein wenig,“ versetzte sie. Ein langes So! war meine Antwort. — Mir war der Fall noch nicht vorgekommen, daß man eine Gesellschafterin ihrer Stimme halber gewählt. — „Vielleicht verstehen Sie den Haushalt,“ fuhr ich endlich fort; „fränkliche Damen bedürfen oft einer Gehülfin, die diese kleinen Sorgen übernimmt; Andere wünschen, daß Sie Puß machen, die Hauben garniren, die Kragen und Ärmel besorgen, oder auch etwas schneiden. Diese kleinen praktischen Hülfsleistungen sind fast unerläßlich bei einem solchen Posten, und dem Selbstgefühl eine Genugthuung; denn wer wollte das Brod, das er an einem fremden Tische isst, nicht gerne auch verdienen?“

Sie wurde roth. „Das scheint mir mehr die Stellung einer etwas vornehmen Kammerjungfer zu sein,“ sagte sie empfindlich.

„Oder auch die einer erwachsenen Tochter,“ versetzte ich ruhig, „denn Alles, was ich angeführt, wird ein wohlgezogenes Mädchen des Mittelstandes in ihrem Elternhause leisten. Sie haben eigentlich Nichts gelernt, und seit der Zeit, wo Sie die Schule verlassen, nur dem Müßiggange gelebt. Jetzt klopf die Noth an Ihre Thüre und — Sie hoffen durch neuen Müßiggang für Ihre Existenz sorgen zu können. Das geht nicht.“

„Was soll ich denn aber thun?“ versetzte sie kleinlaut.

„Etwas lernen, was es auch sei.“

„Ich habe eine gute Stimme. Wenn ich diese ausbilde?“

„Mit 24 Jahren ist das schon etwas spät. Und dann — erfordert es bedeutende Mittel, die, wie ich fürchte, Ihnen nicht zu Gebote stehen.“

„Ich könnte mich an die Königin wenden.“

„Das könnten Sie, aber Ihr Gesuch würde schwerlich mehr als ein kleines Gnabengeschenk einbringen. Und mit Recht. Ihr Herr Vater besaß so lange Jahre hindurch eine hinreichende Einnahme, um seiner Tochter etwas lehren zu lassen, womit sie, nach seinem Tode, ihr Brod erwerbe, daß der Staat keine Verpflichtungen hat gut zu machen, was er versäumt.“

„Er hat in seiner Stellung nie daran gedacht, daß seine Tochter in eine solche Lage kommen würde.“

„Und warum nicht, da er Ihnen kein Vermögen zu hinterlassen hatte? — Wahrscheinlich überließ er es dem Schicksal, wie so manche andere sorglose Väter es thun, Ihnen durch die Ehe eine Versorgung zu bereiten; das ist aber ein Hazardspiel, dessen Nummern nicht immer herauskommen; das große Loos ist selten und die Nieten sind oft noch der bessere Theil. Mädchen ohne Vermögen dürfen auf keine Anträge hoffen. Und mit Recht. — Sie z. B., liebes Fräulein, die nicht einmal im Stande sind, einer alten Dame durch Ihre Leistungen das Leben behaglich zu machen, was könnten Sie Ihrem Gatten sein? — Wie würden Sie sein Haus führen, wie seine Kinder besorgen? Ihre Eltern wiesen Sie auf eine Ehe an und ließen Sie aller Kenntnisse baar, die zur Lösung einer solchen Aufgabe unerläßlich. Ich verdanke es den jungen Männern durchaus nicht, wenn sie ängstlich werden, einen Hausstand zu gründen; denn unsere heutige Mädchenerziehung, die alle Pflichten und allen Ernst des Lebens ausschließt, macht die Sache sehr bedenklich. — Sie werden das selbst einsehen, wenn Sie es recht überlegen.“

Eine Pause entstand.

„Es ist aber doch schon manches Mädchen mit nicht mehr Kenntnissen, wie ich sie besitze, durchgekommen?“

„Freilich ist das nicht zu leugnen. Die Einzelne begünstigten die Umstände. Aber, gesetzt auch, Sie fänden jetzt eine wohlwollende Beschützerin, die ein Auge zudrückte, und lebten mit ihr so fort, wie Sie es bis heute gethan; — was wird aus Ihnen, wenn Sie vierzig Jahre alt sind? — Paßt ein solches Verhältniß für Ihre spätern Jahre? — Darum ist mein Rath: in der Jugend zu arbeiten, zu verdienen, damit das Alter keine Noth und keine Abhängigkeit kenne.“

„Aber wie schwer ist das, so viel zu verdienen,“ rief sie aus.

„Sehen Sie unsere ersten Pußmacherinnen; ist ihre Lage nicht tausendmal besser, als die einer alten Gesellschafterin? Sehen Sie die Sticker-Gewölbe, die Musterzeichnerinnen, die Wäsche-Niederlagen; das Alles ist Frauenbetrieb und gewährt eine achtbare, unabhängige Existenz. Jedes Handwerk hat einen goldenen Boden, ist eine alte Rede, die auch auf jeden Betrieb der Frauenhand ihre Anwendung findet. Es ist ein jämmerlicher Hochmuth, sich durch solche Arbeit gedemüthigt zu fühlen. Die Gaben des Geistes sind kein Gemeingut, die Natur streut sie aus, ohne Ansehen der Stellung der Väter, und gar mancher vornehme Beamte wird finden, daß seine Tochter weit besser in die Küche paßt, als an das Klavier. Warum also der Natur abzwängen wollen, was sie nicht freiwillig gewährt? Wuchere doch Jeder mit dem Pfunde, das ihm verliehen, und sei er froh, wenn sein Capital, worin es auch bestehe, hohe Zinsen trägt. — Ueberlegen Sie meine Worte, fassen Sie einen vernünftigen Entschluß, und wo und wie ich Ihnen helfen kann, soll es geschehen. Dieser Rath gilt für Viele!

[2002]



Knecht Ruprecht.

Knecht Ruprecht.

Im Winter, wenn durch schnee-erfüllte Lüfte
Der Sturmwind schwanzt,
Kein Blümchen in der Sprache süßer Düfte
Der Sonne dankt;

Wenn die Natur mit starrem Widerstreben
Uns Luft verwehrt,
Da blüht uns Glück und Freude noch und Leben
Am eignen Heerd.

Im Winter, wenn des Schnees Silberflocken
Sich tanzend dreh'n,
Da müßet Ihr das jubelnde Frohlocken
Der Kinder seh'n:

„Der schöne Schnee! Der macht uns gar nicht bange,
Ist er erst da,
So bleibet auch Knecht Ruprecht nicht mehr lange,
Wir wissen's ja!

„Knecht Ruprecht — weist Du — der uns mit der Ruthe
Zuerst gedroht,

Und mit der andern Hand — der treue, gute —
Uns Kepsel bot?“

„Ruprecht ist Himmelsbote nur gewesen,
Hat all' die Pracht,
Die uns das liebe Christkind auserlesen,
Nur mitgebracht . . .

„Denk' nur — der Baum! An seinen grünen Aesten
Blüht ja das Licht,
Und gold'ne Früchte tragen auch die besten
Auf Erden nicht!“

Die Schwester hört das Wort der kleinen Streiter
Mit erstem Sinn
Und wendet forschend dann die Blicke heiter
Zur Mutter hin:

„Was da vom Ruprecht reden meine Brüder,
Ist doch nur Scherz . . .
Das Christkind stieg zu uns vom Himmel nieder
Zns Elternherz!“

[2018]

Marie Harrer.

Crinoline im Theater.

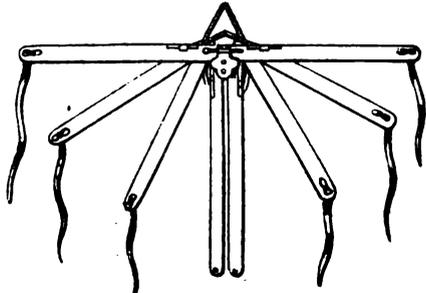


Eine Dame. „Rein, das ist doch zu schrecklich, wie die Parquetplätze hier im Theater eng und schmal sind! Früher konnte man doch ganz bequem sitzen, und jetzt — —“
 Ein Herr. Entschuldigen Sie, mein gnädiges Fräulein, die Plätze sind nicht schmal, aber die Damen sind breiter geworden.

[2007]

Instrument zum Scheiteln des Haares von Croisat in Paris.

Die Kunstfertigkeit, sich selbst das Haar zu ordnen, ist zwar unter den Frauen unseres Vaterlandes eine weit verbreitete, und nur wenige giebt es, welche bei diesem so wichtigen Theil der häuslichen Toilette fremder Hilfe bedürfen. Wohl ihnen; denn nichts ist lästiger, als die Abhängigkeit von der Gefälligkeit oder Dienstwilligkeit Anderer, und darum ist es den Müttern nicht genug anzurathen, durch frühzeitige Uebung ihren heranwachsenden Töchtern die Geschicklichkeit anzuverziehen, sich das Haar, diesen schönsten natürlichen Schmuck eines jugendlichen Hauptes, regelrecht und fleißig anzuordnen. Wichtiges Augenmaß und eine sichere Hand waren stets die nothwendigsten Erfordernisse dieser Kunst, und werden dabei auch



Haarscheitler von Croisat.



Anwendung des Haarscheitlers von Croisat.

ferner nicht ganz entbehrlich sein, obgleich die Erfindung des Pariser Coiffeurs, welche unsere Abbildung den Lesertinnen vorführt, sie einigermaßen nebenächlich erscheinen läßt. Es ist ein Instrument zur Erleichterung des Scheitelns der Haare. Bei Anwendung desselben hat man nur nöthig, es grade und fest anzubinden in der Richtung, welche der Scheitel nehmen soll, nachdem das Haar völlig glatt gekämmt, und dann mit einem Horn-, Holz- oder Elfenbein-Stäbchen am Rande des Bügels entlang zu streichen, und der untadelhafte Scheitel ist fertig — Die Figur zeigt die Gliederung des Apparats, vermöge welcher er beim Gebrauch entweder sich ganz zusammen, ganz auseinanderlegen, oder zu spitzen und rechten Winkeln gestalten läßt, je nachdem die Form des Scheitels es erfordert.
 Es ist kein Zweifel, daß Damen, denen die sichere Hand fehlt, einen ebenmäßigen Scheitel sich herzustellen, mit Freuden zu diesem Erleichterungsmittel greifen werden. [2010]

Schule und Haus.

Zweiter Artikel:
 Junge Kinder.

Bei den Mittheilungen und pädagogischen Ansichten, die wir heute unseren verehrten Lesertinnen vorzulegen uns erlauben, sollten wir eigentlich den bisher gebrauchten Titel „Schule und Haus“ abändern, und nur das letztere Wort stehen lassen. Wollen wir diesmal doch vorzugsweise von ganz kleinen Kindern sprechen, jenen lieblichen Wesen, die die Väter und Mütter gemeinhin wie Puppen behandeln und die älteren Geschwister wie ein Spielzeug hanteln und necken. Rufen Sie nicht erschreckend aus: „Mein Himmel! sollen auch diese kleinen, lieblichen Wesen, die selbst für einen Fröbel'schen Kindergarten noch nicht einmal groß genug sind, auch schon geschult — und erzogen werden? Ist es denn bei den ganz kleinen Kindern nicht gleich, wie wir dieselben behandeln und erziehen, wenn wir nur für ihre Gesundheit und körperliche Entwicklung Sorge tragen?“
 Man sollte es meinen! Und doch liegt gerade in jenen Jahren, wo das Kind noch auf dem Arme getragen wird, wo der Vater dasselbe zuweilen spielend nimmt und es springen und tanzen läßt, wo die Geschwister den kleinen „Steh auf“ necken und zerrn, und die Mutter sich freut, wenn sie von dem kleinen Lieblinge zerzaust und geschlagen werden, — doch

liegt in jenen Jahren der Erziehung die Hauptursache der ertellichen Klage, daß das Kind so viel Anlage zur Grausamkeit entwickle, solchen Hang zu Unverträglichkeiten zeige. Wie wenige Eltern bedenken, daß sie selbst die Hauptursache aller dieser Laster sind, daß sie ihren Kindern diese Vergehen und Unarten förmlich gelehrt und angelehrt haben.
 Kaum ist ein Kind im Stande, sein Patschhändchen zu rühren, so wird es angewiesen, der älteren Schwester die Haare zu zaufen, den Bruder in das Gesicht zu schlagen. Die Geschwister müssen scheinbar weinen, um sofort, wenn darob der kleine Wildfang betrübt erscheint — zu lachen und zu springen! Dem Kinde wird hierdurch systematisch gelehrt, indem es Andere schlägt und stößt, indem es Anderen Schmerz verursacht — sich selbst eine Freude zu bereiten. Der Schmerz Anderer wird für dasselbe eine Quelle des Vergnügens. Es wird von jetzt ab aus Vergnügen grausam und sucht diesem Gange späterhin auf jede mögliche Weise Genüge zu thun. Der Hund, die Katze, der Vogel im Käfig sollen dem Kinde einen Zeitvertreib gewähren — sie müssen sich martern und necken lassen. Dem armen Hunde wird das Fell über die Ohren gezogen — und magt er es, sich seiner Haut zu wehren, zeigt er einmal nur die Zähne — wird er geschlagen, gestoßen — und zur Stube hinausgejagt. Was helfen die Vereine gegen Thierquälerei! Der Hang dazu wurde in der frühesten Jugend gelegt, und eine solche üble Gewohnheit tötet selten selbst eine spätere Ueberzeugung gänzlich aus.
 Wie mit der Grausamkeit, der Thierquälerei, ist es mit dem Gange zum Lügen, mit dem Eigensinn, dem Trost.
 Der gemeine Mann hat ein Sprüchwort, er pflegt zu sagen: „Kleine Kinder tanzen der Mutter auf dem Schooß — um erwachsen ihr aufs Herz zu treten.“ Es ist ein betäubend wahres Wort. Daß es so häufig zur Wahrheit wird, hat mit seinem Grund in der allerersten, unbewußten Erziehung, die dem kleinen Kinde zu Theil wird. Der Himmel segnet die Eltern durch das Kind; er giebt es ihnen zur Freude, zur Wonne — aber nicht als ein Spielwerk, als eine Puppe — um Stunden und Tage angenehm zu verdameln. — Eltern, die ihre jungen Kindchen necken, zerrn und zu kleinen Unarten denselben Veranlassung geben; oder alles Dieses von den Geschwistern der Kleinen, oder den Diensthofen dulden, binden sich selbst die Ruthe, mit der sie später von ihren eigenen Kindern ins Gesicht geschlagen werden.
 Auch das kleinste Kind kann durch Liebe und Güte, verbunden mit fester Consequenz, zum Gehorsam gebracht und erzogen werden.
 Unarten kleiner Kinder werden Laster der Erwachsenen, wenn sie nicht im Keime erstikt werden. Wer aber erzieht, oder wer sollte eigentlich, das kleine Kind vorzugsweise um sich haben und erziehen? Es ist die Mutter. Die Mütter handhaben das A und das D der ganzen Erziehung. Das Wort der Mutter gilt für die Lebenszeit; und wie dieselbe ihr Kind im Hause erzieht von frühester Jugend auf, so zeigt dasselbe sich später in der Schule, im Leben. Das Leben des Kindes ist zumeist ein Spiegelbild von dem Leben und der innersten Gesinnung der Mutter. — Gute Mütter sind die besten Erziehler — die besten Lehrer. — Und somit mag auch für diesen Artikel der gemeinsame Titel: Schule und Haus, seine Berechtigung finden und erhalten.
 [2023]

Original-Musik des Bazar.

Wenn die Reb' im Saft' schwillt.

Gedicht von E. v. Seibel.

Componirt von Gustav Eggers.

Allegretto.

SINGSTIMME.

legato.

PIANOFORTE.

1. Wenn die Reb' im Saft' schwillt, kommt die Schwalbe ge = flo = gen, wenn das Aug' in
 2. Blu = me, Laub und wei = ße Blüth' muß sich rasch ent = fal = ten. Schwarzbraun Kind dein

Thränen quillt, kommt die Lie-be ge = zo = gen. Wenn das Aug' in Thränen quillt, kommt die Lie-be ge = zo = gen.
 Her = ze hüt! wirft es nicht be = hal = ten. Schwarzbraun Kind dein Her = ze hüt! wirft es nicht be = hal = ten.

pp ritardando. *p a tempo.* 1. 2.

pp ritardando. *a tempo.* 1. 2.

[2031]



Das Gesicht.

„Das Gesicht ist der Spiegel der Seele“ lautet ein Ausspruch, gegen dessen Wahrheit und Gerechtigkeit gewiß sich mancher Zweifel erhebt; und wer dürfte sich erlauben, ein Urtheil zu fällen über Werth und Wesen der Menschenseele, einzig und allein nach der Schönheit oder Unschönheit ihrer Wohnung, des Körpers, namentlich des Gesichts? Dennoch liegt die Neigung, nach dem Schein zu richten, in unserer Natur begründet, und in diesem Bewußtsein die Rechtfertigung des Strebens, schön zu erscheinen.

Was ist bezaubernder, als ein schönes Menschenantlitz? Wer es von der Natur empfangen, freue sich der Gabe, und suche sie zu erhalten so lange als möglich.

„Wie?“ werden manche meiner Leserinnen fragen, wenn die Jugend flieht, enteilt auch die Schönheit des Gesichts, die weiche rosige Haut wird schlaff und fahl und spröde, die Falten kommen, o weh! o weh!... Gewiß, die Jugend nimmt die Schönheit mit auf ihrem Fluge, aber es steht in Eurer Macht, sie lange zu fesseln, indem Ihr der Gabe der Natur, Eurem schönen Gesicht, die Sorgfalt und Pflege widmet, die es verdient, und Alles meidet, was ihm schaden kann. Leider kommt der Gedanke, die Schönheit des Gesichts zu pflegen, den meisten Frauen des Mittelstandes erst in den Jahren, wo sie die Abnahme derselben bemerken, und dann ist es gewöhnlich zu spät, Versäumtes nachzuholen. Eigentlich muß die Pflege des Gesichts, wie der Schönheit und Gesundheit, dieser engverbundenen Schwestern, schon in früher Jugend beginnen, in der Kindheit, und da Kinder unmöglich die Ueberlegung haben können, für Erhaltung der Schönheit ernstlich und ausdauernd Sorge zu tragen, ist es Sache der Mütter oder älteren Schwestern, ihren Lieblichen den Werth eines einnehmenden Aeußern begreiflich zu machen, die Erhaltung desselben ihnen als Pflicht darzustellen. Es ist dies keine Erziehung zur Eitelkeit, obgleich es bei oberflächlicher Ansicht so scheinen mag, sondern nur gerechte Würdigung eines wahrhaft hohen Gutes, dessen Mißachtung nur zu leicht zur Selbstvernachlässigung führt, und das ist der schlimmste Fehler für eine Frau, ein Fehler, der schon manches häusliche Glück, den Frieden mancher Familie gestört hat.

Aber — ich schweife ab — und wollte doch nur meinen Leserinnen Rathschläge ertheilen, wie sie ihr Gesicht zu behandeln haben, damit es möglichst lange der reine, schöne, ungetrübt Spiegel ihrer Seelen bleibe.

Die Grundbedingung jeder Schönheit, also auch der des Gesichts, ist Keilichkeit; Waschen mit reinem Wasser das geeignetste Mittel zu diesem Zweck. Die Zartheit der Gesichtshaut verträgt indeß nur die Berührung weichen Wassers (Regenwasser oder abgekochtes wieder erkaltetes Quellwasser); hartes

Wasser (frisches Brunnen- oder Quellwasser) macht die Haut spröde, und nimmt ihr die Zartheit der Farben.

Waschen des Gesichts am Abend ist der Haut sehr zuträglich, hingegen durch Waschen am Morgen wird dieselbe rauh, besonders wenn man nicht vermeidet, das feuchte Gesicht sogleich der Luft auszusetzen. Petersilie in das Waschwasser gelegt ist stets heilsam, sowohl für die Farbe als für die Weichheit der Haut, am wirksamsten, wenn man sie im Wasser aufkochen läßt, und sich dann, nachdem es abgekühlt, dessen bedient. Seife ist für das Gesicht nicht zu empfehlen, auch die feinste nicht, eau de Cologne eben so wenig, um so mehr aber der Gebrauch einer Abkochung von Mandelklee, welche der Haut die größte Schmieglamkeit erhält.

Krankhafte Fehler der Haut, Flechten, Kupfer, Blüthen zc., sind fast nie durch äußere Mittel zu beseitigen, sondern müssen, da sie Folgen innerer Uebel sind, auch durch innere Mittel bekämpft werden. Gewöhnlich bewährt sich Marienbader Brunnen oder Medicamente von ähnlicher Wirkung als heilsam in solchen Fällen. Lillonaise, das vielgerühmte, ist nicht anzutathen, weil es zu scharf ist und die Haut wund macht.

Sommerprossen weichen ebenfalls keinem äußeren Mittel, denn das Waschen mit Erdbeeren, saurer Milch u. dgl. sind doch nur Palliative, von denen keine nachhaltige Wirkung zu erwarten. Leberflecke von außen zu vertilgen ist sogar gefährlich, denn verschwinden sie, so zeigt sich in der Regel das innere Uebel, dessen äußeres Merkmal sie sind, nur in verstärktem Maße. Sonnenbrand, wenn er einmal durch frühe Vernachlässigung die Haut verdorben, ist nicht wieder gänzlich zu tilgen, deshalb kann man nicht genug zum steten Gebrauch eines schützenden Hutes, Schirmes und Schleiens rathen. Um den Schmerz und die Hitze an sonnerverbrannten Stellen zu lindern, lege man ein Leinwandläppchen mit süßer Sahne bestrichen auf.

Mittesser (die schwarzen Pünktchen an der Nase) vergehen, wenn man Abends vor dem Schlafengehen sie mit Talg oder frischer Butter bestreicht, und Morgens erst diese Stellen abtrocknet. Doch erfordert dieses Mittel oft jahrelange Ausdauer. „Aber wie die Falten bannen aus dem Gesicht,“ werdet Ihr fragen, „oder wie ihnen diesen Platz gänzlich wehren?“ Nur einem starken Willen ist das möglich; denn manche übersehene Jugend-Gewohnheiten legen den Grund zu diesen Linien, welche dem Menschenantlitz zugleich Jugend und Anmuth rauben.

Ich spreche hier nicht von den Falten im Gesicht des Greises, der Greisin; ein gefurchtes altes Gesicht kann sogar schön sein in seiner Art; nein, von denen welche Spuren eines zu frühen Alters sind.

Jede Anstrengung, sie sei nun körperlich oder geistig, erzeugt Falten auf der Stirn, und freilich gehört schon ein sehr starker Wille dazu, diese natürliche Wirkung aufzuhalten.

Falten um die Augen entstehen durch häufiges Lachen, wer also diese meiden will, muß sich des letzteren so viel wie möglich enthalten.

Festes Binden der Haube, des Hutes giebt Falten am Rinn, und diese sind sehr leicht zu meiden, schwerer die, welche die Sorge, welche tiefe Gedanken auf die Stirn graben, welche der Schmerz um den Mund mit scharfen Strichen zieht. Ihr aber, meine jungen Leserinnen, deren Antlitz weder Gram noch Sorge gepflegt, Ihr mögt leicht mit einiger Anstrengung des Willens Euer Gesicht glatt, weich, rosig und schön erhalten, ohne je der Schminke zu bedürfen, welche im besten Falle immer noch schädlich ist. Mäßigkeit, Keilichkeit, Heiterkeit sind und bleiben die herrlichsten Schönheitsmittel, und nur von dem Gesicht, welches durch diese Grazien gepflegt wurde, kann man mit Wahrheit sagen: es sei der schöne Spiegel einer schönen Seele.

Em. P.

[2034]



Am warmen Ofen.

Auch der Winter hat seine Freuden! Wie gemüthlich ist es am warmen Ofen zu sitzen, wenn es draußen stürmt und schneit — und die Fensterscheiben sich mit Eisblumen zu überziehen beginnen. Wie rückt man dann so gern eng zusammen — und läßt sich Märchen und Geschichten erzählen. Freilich am Kamin, in dem ein helles Feuer flackert, zu sitzen, ist noch märchenhafter. Die Stube ist dunkel, nur die Gesichter am Kamin glühen vom Widerschein des Feuers — doch die Stube wird vom Kaminsfeuer selten gemüthlich warm. Die eine Seite unseres Körpers glüht, während die andere vor Frost schauert. Rein, nein nur der Ofen, und zwar unser guter alter deutscher Kachelofen verbreitet gleichmäßig seine Wärme und macht die Stubenluft der Gesundheit zuträglich. Fünfzehn Grad Wärme ist dem Menschen am zuträglichsten. Selbst kleinen Kindern ist größere Hitze nicht dienlich. Sie werden durch höhere Wärme träge und schläfrig; ihre geistige und körperliche Gesundheit wird herabgestimmt. Die Luft muß bedeutend kälter sein, als unser Leib, wenn wir uns wirklich behaglich fühlen wollen. Selbst für Personen, die ein leichtes Lungenübel haben, ist größere Wärme nicht nöthwendig. Die Trockenheit der Luft, durch die größere Hitze erzeugt, greift die Lunge bedeutend mehr an, als dies bei minderer Temperatur der Fall ist. Lieber ein wärmeres Kleidungsstück angezogen, als den Ofen stärker geheizt. Ueberhaupt verlange man von dem Ofen nicht zu viel. Die besten Defen sind weiße. Die weiße Farbe macht, daß die Wärme nicht schnell verloren geht. Weiße Gefäße halten die Speisen länger warm, als dunkle. Ein Atlaskleid hält wärmer, als ein Wollenkleid; denn je glatter die Oberfläche eines Körpers, desto langsamer auch entströmt die Wärme. Dunkle Farbe nimmt die Wärme leicht auf — und läßt sie auch leicht entfliehen. — Ist der Ofen leicht, dünn gebaut, wird er auch schnell von der Hitze durchströmt — und ein Zimmer rasch erwärmen. Doch die so rasch empfangene Wärme wird auch eben so leicht entfliehen. Für solche Defen ist festes Buchenholz das beste Brennmaterial. Defen dagegen, die ihre Wärme dauernd behalten sollen, bedürfen auch stärkerer, dickerer Wände — und dieselben werden durch Coaks am besten und zweckmäßigsten erwärmt. Natürlich müssen auch die Defen noch zu dieser Heizung besonders zugerichtet sein. Eisenerne Defen sind am wenigsten zweckmäßig, selbst in Zimmern, wo nicht bedeutender Luftzug stattfindet, zumeist schädlich. Für Kachelöfen, die von der Küche und nicht von der Stube aus geheizt werden, empfiehlt sich die Braunkohle ganz besonders als Brennmaterial, der für jetzt höchstens der Lof noch den Rang abzulassen vermöchte.

Genug, der Ofen verlangt seine ganz eigenthümliche War-

tung und Pflege; er macht allen Hausfrauen mehr oder minder Plage. Doch wolle man denselben auch nicht alle Schuld aufbürden, wenn er im Winter nicht vollkommen seine Pflicht zu erfüllen scheint.

Wenn aber der Ofen seine wohlthunende Wärme verbreitet, während der Wind den Schnee durch die Straßen fegt; wie sieht es sich dann so gemüthlich am nicht zugefrorenen Fenster; — wir zählen die Wochen und Tage — bis es wieder Frühling wird, bis die Störche und Schwärme kommen — und auch wir wie zu einem neuen Leben erstehen können.

Gemüse und Hülsenfrüchte in sogenanntem harten Wasser weich zu kochen.

Hülsenfrüchte, als: Erbsen, Linen, Bohnen und dergl. erfordern beständigst langes Sieden in sogenanntem harten Wasser, ehe sie den zum Gedeihen erforderlichen Grad von Weichheit erhalten.

Oppsbüsten und Basreliefs, Reinigung derselben.

Man kochte aus Stärke einen dicken Kleister, und trage denselben mittelst eines nicht zu harten Pinsels die auf die schmutzigen Oppsgegenstände, lasse denselben an einem hinreichend luftigen Orte darauf trocknen, so wie man bemerkt, daß sich in dünnen Blättchen der Kleister abbläst.

Gummi-Elasticum- (Kautschuk-) Schuhe auszubessern.

Ansticht in einem Gummi-Elasticum-Schuh durch irgend eine Veranlassung z. B. einen scharfen Stein, ein Einschnitt oder sonst eine Verletzung, so nehme man ein nicht zu dickes Stückchen Kautschuk, schraube dessen Ränder durch ein scharfes und nachgemachtes Messer ab, betupfe dann sowohl die durchlöchernte Stelle als auch das zugeschnittene Kautschukstückchen mit Terpentinöl, lege die betupften Stellen aufeinander, und lege sie dann 24 Stunden lang einem mäßig starken Druck aus, wo dann die Verletzung des Kautschuks erfolgt.

Felzwerk zu waschen.

Man kocht gute weisse Hausseife in Wasser, und gießt die Brühe durch ein Tuch. In der lauwarmen (ja nicht heißen) Brühe wäscht man weisses Felzwerk ohne Reiben, bloß durch sanftes Drücken und Eintauden, und wiederholt dies einigemal mit frischer Seifenbrühe und zuletzt mit reinem Fluß- oder Regenwasser.

Wasserglas, als Seife benützt,

wäscht Wolle und Seide, Baumwolle, Leinen und Leder (z. B. Handschuhe) kräftiger als jede Seife, man gebraucht von Weitem weniger als von dieser, und hat es billiger; man kann bei der Wäsche mit Wasserglas ebenso wohl hartes wie weiches Wasser verwenden, und wäscht mit kaltem oder lauwarmem Wasser.



Notizen.

Der 'Anstauer' oder 'Kochvogel' der englischen kaufmännischen Industrie ist ein Subject, das wir Deutsche bis jetzt nicht haben. Derseibe hat die Verpflichtung, vor dem Schaufenster seines Principals wie von ungarisch stehen zu bleiben, angetrieben durch die Schönheit und Billigkeit der ausgetretenen Waaren.

Ein neues gefährliches Verschönerungsmittel droht in Mode zu kommen, wofür das Publikum nicht bei Zeiten auf dessen Gefährlichkeit aufmerksam gemacht wird. Es ist die Belladonna, die seit Kurzem als Mittel, dem Auge Glanz, Lebhaftigkeit und Anziehungskraft zu verleihen, öffentlich in den Zeitungen angepriesen wird.

Ein gekletterter Franzose hat einmal gesagt: 'Der Charakter einer Frau glebt sich in der Wahl ihrer Lieblingsfarbe kund.'

„Glauben Sie mir“, sagte er, „Frauen, die gern amarantfarbige, orange, zergelbte und dergleichen Kleider tragen, haben gemeinlich einen zahlreicheren Charakter. Frauen, die scharlachene, glänzende Farben wählen, wollen glänzen, herrschen, ohne inneren, tiefen Gehalt des Geistes zu besitzen.“

Ein hübscher religiöser Gebrauch herrscht in der Bretagne. Es ist dies die Weibe, die Segnung des Meeres beim Beginn des Carbellensangs. Sobald die Zeit kommt, und der erste Carbellengang auf offenem Meere wahrgenommen wird, versammeln sich sämtliche Schiffe und Boote in einer Bucht.

W. Peine schildert uns in seiner Reise um die Erde ein Gastmahl in Japan. Er sagt: Für die vornehmeren Gäste waren in einer besonderen Halle Tafeln mit einer höchst bedeutenden Zahl kleiner Tellerchen bedeckt, sämtlich mit allerlei Delikatessen versehen und recht nett angeordnet.

In dem empfehlenswerthen Buche des Engländers Gordon Turner: 'Die Stadt des Halbmonds' schildert derselbe das Haus eines modernen Türken, am Gebirge des Kocavorus gelegen, wie folgt: In dem reinen, aber ausnehmend malerischen Innern der türkischen Architektur ist das Gebäude aufgeführt.

Die vornehme Orientalin halt es für unschicklich, ihre Feine oder Füße von einem Kopfen herabhängen zu lassen; auch sieht dieselbe nicht mit Freude ihre Füße nach dem Waschen dem reinen Wasser an, das es ihm an nichts fehlt.

Die weibliche Bevölkerung Medina's beschäftigt sich, nach der Erzählung des Engländers Richard Burton, nur mit Hanfen und Äugen. Sie sanken mit ihren schwarzen Dienftboten, deren jeder 60-150 Thaler Lohn bekommt, und tragen ein weisses, weites Hemde mit langen Ärmeln, und außerdem sehr enge, ansitzende Tarvas (Weinleider).

Wilhelm von Humboldt sagte in Bezug auf weibliche Arbeiten: „Frauen sind besonders gut daran, daß die Arbeit, die sie machen, wenn auch nicht immer ganz, doch größtentheils mechanischer Art sind, den Kopf wenig, die Aufmerksamkeit gar nicht in Anspruch nehmen, und also überlassen, als das bei Männern der Fall ist.“

Um Stahl von Eisen zu unterscheiden, braucht man nur einen Tropfen Salpetersäure auf die Masse zu träufeln. Auf Eisen erzeugt derselbe einen weißen, auf Stahl einen schwarzen Fleck.

Der Engländer Mundy schildert in seinen Wanderungen durch Australien eine Sträfingefangene für Frauen. Die Casades factory liegt am Rufe des Wellingtonberges, im Distrikt New-Horsell, in einer engen Schlucht zwischen zwei Fügeln.

Am Eingange wurde ich von einer würdigen Matrone empfangen, die in der That das Ansehen hatte, als ob sie im Stande wäre, Zucht und Ordnung im vollen Maße aufrecht zu halten. Siebenhundertdreißig Frauen und hundertdreißig Kinder befanden sich in der Anstalt.

In einem andern Hofe befanden sich die Widerpensten des Hauses, die man unter größerer Anzahl hielt, und denen man nicht gestattete, in Dienst zu treten. Die Tracht, so unästhetisch sie sein mag, ist doch pössend für die Verhältnisse; sie besteht in einer weissen Mütze und einem Besag von grauem Duffel.

In Newyork ist gegenwärtig eine Maschine in Gebrauch, welche von einer fortlaufenden Rolle von Kartenpapier 10,000 Karten, Abre- oder Visitenkarten, in einer Stunde zu drucken, zu schreiben und zugleich abzujählen im Stande ist.

Von der Einwirkung der Sonne und des Mondes auf Schneidende Werkzeuge. Es ist nicht Jedermann bekannt, welche schädliche Einwirkung die Sonnenstrahlen und deren Erhitzung auf Schneidende Werkzeuge haben, Meißel, Messer, Eisen- und Hobelbeisen, Sägen u. a. m. Diese nehmen, wenn sie längere Zeit der Sonne ausgesetzt sind, eine blaüliche schielende Farbe an, und verlieren die Schneide auf immer.

In den Küsten Cepylon's hört man nicht selten eine melancholisch-melodische Musik, wie das Loden von Heoldbaren, und wiederum doch auch so stark, daß das Klängen der Brandung überbört wird. Es sind singende Musikanten, welche die Sage vom Stirenenfange wohl hervorgerufen haben.

In Japan, wo Keiner, der etwas vorstellt, ohne Fächer ausgeht, wo selbst die Soldaten, neben ihren Waffen auch Fächer tragen, dienen dieselben nicht sowohl als Schutz gegen die Sonne, als auch zum Notbuch. Man bemerkt dieselben mit Landschaften, Blumen und Bögeln, befeuchtet sie mit sinnreichen Denkprüchen, und bedient sich überhaupt des Fächers mit ganz besonderer Aufmerksamkeit.

In Europa werden die Fächer vorzugsweise in Frankreich im Departement Nice angefertigt, und man schätzt die Zahl derselben, die dort jährlich fertig werden, auf 24 Millionen Stück, die vielleicht einen Werth von 1,200,000 Francs haben mögen.

Wie schön ist die Art des Grüßens bei den Schweden, zugleich bezeichnend für den Charakter des Volks. Demen, die da arbeiten, wird ein: „Gott euch Gut“ zugerufen, während der von der Arbeit Ausruhende ein: „Selig in Frieden“ erwidert.

In Leon ist kürzlich ein bisher unbekannter Geschäftszweig entstanden. Es hat sich nämlich da ein Verein von Puzeln gebildet, der gegen eine Vergütung von 5 Fr. pro Mann es übernimmt, bei den Leichenzügen eine beliebige Anzahl von unaufhörlich meinenten Begleitern zu stellen.

Newyork verbraucht jährlich 300,000 Tonnen Eis. Das Trinkwasser muß da selbst erst durch Eis frisch und trinkbar gemacht werden, da dasselbe schon einen 25 Meilen langen Ziegelfirn-Röhrenconduct und viele eiserne Röhren durchlaufen hat, ehe es in die Stadt kommt.

Einige Tage berrerte man auf dem Plage de la Concorde in Paris ein junges, bleiches, abgemagertes Weib, welches, in einen Winkel gekauert, durch das Abhingen eines Riebes das Mittheiden der Vorübergehenden zu erregen suchte.



Die Wahrsagekunst wird in Amerika förmlich als Gewerbe betrieben, wie unter Anderem aus nachstehender Anzeige hervorgeht, die sich gleichlautend in allen New-Yorker Zeitungen findet.

Madame Mener giebt die richtigste Auskunft über jedes Verhältnis 'der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, über Verheirathen, Reisen, Prozesse, Verluste, Vermögens-Umlände, Krankheit, Sieg oder Lob. Sie spricht Deutsch, Englisch und Französisch und garantiert für ihre Kunst.

Kürzlich hatte sich in Paris in einer kleinen Nebenstraße der Vorstadt Montmarre nahe beim Kirchhofe eine große Menschenmenge versammelt, die einer jungen Frau und ihrem Manne zusah, wie dieselbe der Straße die wenigen Wäsche und Mobilien auswarf.

Aus San Francisco wird berichtet, daß Lola Montes daselbst vom Vetter der Kinder ihres auf der Ueberfahrt von Australien nach San Francisco gestorbene Agenten Holland ihre Prestitioffen öffentlich verkauften ließ. Ein Paar Döringe mit Diamanten wurde zu 3000 Frs., ein Kammi mit Diamanten zu 2200 Frs., eine reich gefasste Nadel zu 2800 Frs. erstanden.

Beim Beginn des Winters fordert die Unvorsichtigkeit bei Behandlung der Deseu alljährlich einige Opfer, ehe das Publikum die durchaus nöthige Auauficht auf die Feigungen verwendet. In Berlin ist in die-

sem Jahre das erste Opfer bereits etwas früh gefallen. Das Dienstmädchen eines Häubers wurde in diesen Tagen Morgens vom Kohlendampf bedübt im Bett gefunden. Sie hatte die Klappe des mit Torf und Koaks geheizten Ofens ihrer Schlafkammer zu früh geschlossen und war bereits bewusstlos, als man sie fand. Im Laufe des Vormittags wurde sie, als die Kunst weiterer Verthe an ihrem Zustande scheiterte, nach Bethanien befördert, verstarb aber schon auf dem Wege nach diesem Krankenhaus.

Die meisten Dienstmädchen Berlins haben die Anstie, mehrere Stunden lang auch bei Befragungen, welche keine große Zeit erfordern, auszubleiben und dadurch die Hausfrauen in die größte Verzweiflung zu setzen. In Anbetracht der für die Gesundheit der Frauen und für die häusliche Ruhe daraus entstehenden Gefahr haben sich jetzt die Oberhäupter mehrerer befreundeter Familien dahin vereinigt, Kontrollbücher für ihre Dienstmädchen in der Art einzuführen, daß jeder, zu dem aus einer Familie ein Dienstmädchen gehend wird, in ein ihr mitgegebenes Buch die Zeit ihrer Ankunft und ihres Abganges einträgt, damit die freie Ausrede, man habe warten müssen, nicht vorgebracht werden kann. Dienstmädchen, welche mehrfach dem ihnen gegebenen Befehl, in bestimmter und angemessener berechneter Zeit wieder zurück zu sein, nicht gehorchen, sollen sofort entlassen resp. wegen wiederholten Ungehorsams zur Strafe gebracht werden. Wenn dies Verfahren von irgend welchem Nutzen ist, werden wir später darauf zurückkommen.

In Paris kündigt man das Projekt einer großartigen Vergnügungs-Anstalt im Centrum der Hauptstadt an. Es handelt sich dabei um nichts weniger als um den Anbau eines Theils der Häuser, welche die Rue des Moines und die Rue Saint Roch einnehmen, um auf ihrer Stelle einen Wintergarten, noch größer wie der der eisernen Kelder, und andere dazu gehörige Anstalten zu erbauen. Hier würden alle Tage und alle Nächte Concerte, Bälle, Theater, Kaffeehäuser, Restaurants, spanische Tänzer, Marionetten, sogar Cisternentourer ihr Wesen treiben. Mit einem Wort, es würde eine Art von Vrs. Catalan mitten in der großen Stadt sein. Der Urheber des Projekts ist ein reicher Engländer, der 2 Millionen auf das Unternehmen verwenden will, aber noch 4 Millionen dazu sucht; im Ganzen also 6 Millionen, die durchaus notwendig wären, um das riesenhafte Unternehmen anzufangen.

Man schreibt aus Brüssel: Vor ungefähr 7 Wochen wurde hier auf dem Rathhause ein Brautpaar verheiratet, wobei die Braut den Trauring verlor, der nicht wiedergefunden wurde, was dem Aberglauben nach Unglück in der Ehe bedeuten soll. Die Leute schienen jedoch glücklich zu leben; der Mann arbeitete in einer Fabrik, die Frau war Wäscherin, und sie hatten ihr freilich beschränktes Auskommen. Vorgerathen wurde der Mann davon unterrichtet, daß seine Schwester im Sterben liege, und ihn vor ihrem Tode noch zu sprechen wünsche. Er erhielt Erlaubniß, sich von seiner Arbeit zu entfernen, und eilte hin, fand die Schwester aber schon todt, und begab sich nach seiner Wohnung, um diesen Verlust seiner Frau mitzutheilen. Als er die Thür öffnete, war das Erste was er erblickte der Leichnam seiner Frau; die Unglückliche hatte sich aufgehängt. Niemand weiß, warum. Heute erzählt man sich, die Schwester habe ein Geheimniß der Frau gewußt, und diese, aus Furcht verrathen zu werden, habe jener Gift beigebracht, und sich dann aus Verzweiflung selbst das Leben genommen.

Ueber den der Gräfin Sig. James, gebornen Caille von Volby, zugestohlenen traurigen Unglücksfall verlautet folgendes Räthsel: Frau v. Sig. James befand sich vor einem Monate in Mailly-le-Roi (Frankreich, Dep. Aube) mit ihrer Tochter und ihren Söhnen in ihrem Salon, als plötzlich ihr Mousfinkleid in Folge der Entzündung eines wahrscheinlich in den Dolant ihres Kleides gefallenen Zündhölchens zu brennen begann. Im Nu brannte es lichterloh um sie her. Die Kinder fürhten sich auf die Mutter und hüllten sie in einen Teppich, und saß war es ihnen gelungen die Flammen zu erlöschten, als die Mutter ihre Tochter, die gleichfalls ein Mousfinkleid trug, von demselben Schicksal bedroht sah. Sie rief ihr zu, sich zu entfernen, aber es war umsonst. Die Tochter will die Mutter retten, auf die Gefahr hin, mit ihr zu Grunde zu gehen. Frau v. Sig. James rafft sich auf, entretet sich den Armen ihrer Kinder, fürht durch ein Fenster hinaus in den Garten, und die Flammen ansahend eilt sie dem Teiche zu, um in seinem Wasser das sie umgebende Feuer zu löschen. Hier aber ereignet sich ein neuer Unglücksfall; das den Teich umgebende Gitter ist geschlossen. Die arme Frau wirft sich verzweifelt zu Boden, und wägt sich im Rafen. Endlich eilt ihr Sohn herbei, erbricht das Gitter und taucht seine Mutter in's Wasser. Das Feuer war nun gelöscht, aber es hatte auf dem Körper der Gräfin furchtbare Verletzungen angerichtet. Nach ein und dreißigtägigem Leiden starb sie. [2032]

Räthsel.

Sie und Er.

Sie ist — ein Weib? — Was will das sagen?
Nein, sie ist eine Königin,
Und triumphirend rollt ihr Wagen
Durch das Gemüth des Marktes hin.

Sie ist, ob längst in reifen Jahren
An Launen ein verdrohtes Kind,
Denn schmeicheleische Döllingshaaren
Befolgen ihre Winde blind.

Kopfsüttelnd bringt der ernste Weise
Der tiefe Denker ihr den Hohl,
Weiß nicht, ob er die Knechtschaft leise
Besammern, ob belächeln soll.

Dem Reichen giebt sie Prunk die Hülle,
Dem eitlen Armen Müß' und Noth,
Und Reid um eine bessere Hülle,
Dem fleiß'gen Armen giebt sie Brod.

Gelächert viel und viel gepriesen
Theilt sie der Erdenfürsten Loos;
Ein Fehler freilich ist erwiesen:
Ihr Wankelmuth ist allzu groß.

Bald liebt sie Raas und bald Verschwendung,
Bald ist geblieben sie, bald hoch,
Heut gilt der Sitte ihre Sendung,
Und morgen ist sie schon frivol.

Längst wäre wohl mit lichten Flügeln
Entfloh'n das Schdne aus der Welt,
Wenn, diese Herrscherin zu jügeln,
Kein Stärkerer ihr zugefellt.

Er ist ein Mann; mit ernster Milde
Präht er, was launisch sie gebet,
Ihr Schmolzen gleitet ab am Schilde
Der innern Ueberlegenheit.

Sie ist ein Weib, ein Weib der Erde,
Das mancherlei Capricen hat,
Das Uebermuth zur Anmuth werde
Braucht sie des edlen Freundes Rath.

Leicht ist dies Räthsel zu ergründen;
Ihr kennt das engverbundene Paar,
Und überbies ist es zu finden
In jeder Nummer des — Bazar!

(pomp) quon [2021] Marie Sartre.

Räthsel-Aufgabe.

ist	Schwe-	ihm	nen	li-	zwei-	der	Lob,
tritt.	scheint	nur	er	zu	Gott	che	nung
ster-	schaft	pel	mensc-	fer-	fer-	ein	nd-
und	die	see-	Ent-	ist.	der,	im	Ge-
Feind-	Zem-	Ne-	dem	ten;	Erz-	lich	Je-
ler	oft	winnt,	der,	ward,	wir	stalt	nen
ner	bel,	dunk-	man	ein	schd-	theil	trau-
ein	wenn	schd-	ge-	wenn	nur	nah'n,	zum



Fr. v. G. — y auf Kl. D. bei W. — Wir werden das Thema „Chokolade“ in einer der nächsten Nummern ausführlich behandeln, und daurch alle Ihre Fragen beantwortet. Heute wollen wir Ihnen nur sagen, daß das Dichtwerden der Chokolade beim Kochen keineswegs ein gutes Zeichen ist, sondern gerade das Gegenheil. Chokolade, welche beim Kochen dick wird, ist mit Mehl vermischt, und meistens kaufen die Parbrikanten hierzu verlegenes Weizenmehl, Stärkemehl geringerer Qualität und verborenes Bohnenmehl auf; auch der dazu verwendete Cacao ist dann immer von schlechter Qualität. Solche Chokolade ist schädlich, weil sie sehr schwer verdaulich ist.

Fr. Thekla G. in G. — Wer Menschen kennen lernen will, muß sie nach ihren Wünschen beurtheilen. Ist diese Behauptung eine treffende, dann müssen Sie sehr liebenswürdig sein. — Wir werden Ihre Wünsche, soweit es in unserer Macht liegt, erfüllen.

Fr. D. v. T. in B. — Die nächsten Nummern werden über Schürzen und Negligee-Häutchen berichten.

Fr. A. G. in B. — Man hat verschiedene Mittel, die Appretur an getragenen Seidenstoffen zu erneuern. Das beste aller uns bekannten Verfahren ist das folgende: Man löst ein Quentchen Mastix in 6 Unzen Weingeist auf, legt den Seidenstoff, welcher appretirt werden soll, auf eine Bügeldecke, und befeuchtet mittelst eines Schwämmchens mit dieser Mastix-Auflösung einen Theil des Stoffes. — Hierauf wird diese Stelle mit einem mäsig heißen Bügelisen trocken gebügelt, was wegen des Harzes (Mastix) zwar nicht leicht ist, aber doch erzielt wird. Durch diese gleichmäsig fortgesetzte Behandlung erhält der Stoff wieder für lange Zeit Glanz und Steife.

Fr. Am. v. D. auf Kl. B. bei W. — Befürchten Sie dies nicht! Die „kleinen“ Hüte bleiben mit aller Gewisheit noch längere Zeit Mode. Allerdings hatte man, wie Sie erwähnen, in Compiègne den jetzigen kleinen Damenhüten den Lob geschworen, man wollte denselben einen mehr mit den Crinolines in Verhältnis stehenden Umfang geben; aber es war ein mißglückter Versuch. Einige Damen erschienen allerdings in Sammethüten mit breiten Rändern, fanden aber wenig Sympathie.

Fr. G. in Br. — Wir haben bereits das Dessin zu der gewünschten Stiderei in Arbeit gegeben; es ob aber zur nächsten Nummer schon druckfertig wird, können wir heute noch nicht bestimmt sagen.

Fr. Th. G. in Köb. — Wir werden das Gesandte abdrucken.

Fr. M. Fr. u. Magd. A. — Geben Sie uns Nachricht, wenn Sie sich vielleicht selbst von der Wahrheit der Behauptung, welche in der Lösung liegt, überzeugen sollten. — Wir wünschen es.

Helene in Schw. — Der Name war schon recht oft da; das Andere folgt.

Fr. Kat. K. in Br. — Wir geben Ihnen hiermit eine Abbildung des Medea-Mantels;



den Schnitt desselben können wir nur dann liefern, wenn unsern nächsten Supplement nichts Bichtigeres darbt.

Fr. Math. S. in Gr. — Liegt der Tendenz des Bazar's zu fern. — Fr. Marie D. in B. — Zur Erlernung des Maasnehmens und der Selbst-Anfertigung von Garderobe können wir Ihnen kein besseres Buch vorschlagen, als „Göppel's Selbstunterricht“ (Berlin bei Schotte u. Co.). Das Werk mit 12 großen Schnitt-Tafeln und sehr faßlich geschriebenerm Text kostet 2 Thlr. Bereits in No. 23 empfahlen wir das Buch. — Fr. Dr. M. in H. — Wenn Sie Ihre Beiträge früher fassen wollen, als bisher, dann sollen sie uns willkommen sein. — Fr. Frz. K. in W. — Nein! — Fr. R. (Poststempel: Dresden). — Warum anonym? Die Verse sind tabellos, und Sie dürften Ihren Namen schon darunter setzen. Wir warten noch mit dem Abdruck. — Fr. Clara M. in W. — So schwer es uns auch wird, so müssen wir Ihnen doch mit „nein“ antworten. — Fr. W. — t — e in G. — Wie können Sie nur fragen? Mit Vergnügen sehen wir der Fortsetzung entgegen.

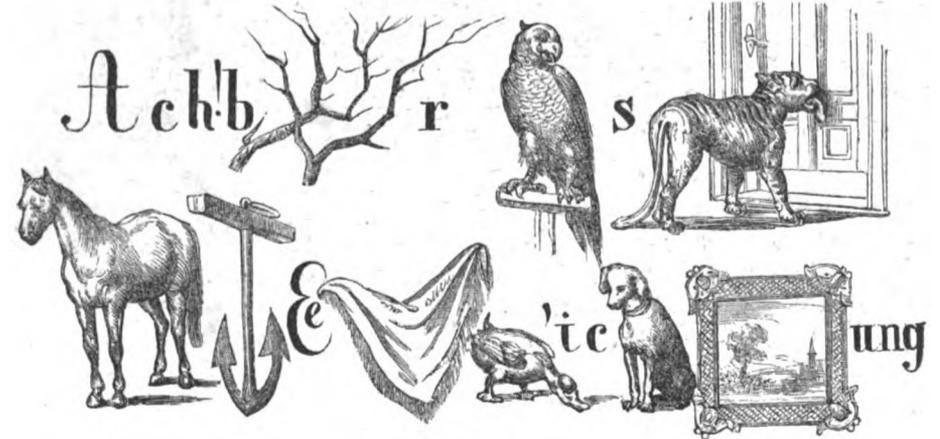
Auflösung des Rebus aus No. 24.
Haft Du Busenfreundinnen, so hüte Dich, deren Reid zu erregen.

Rebus.

Der Vater sagt:



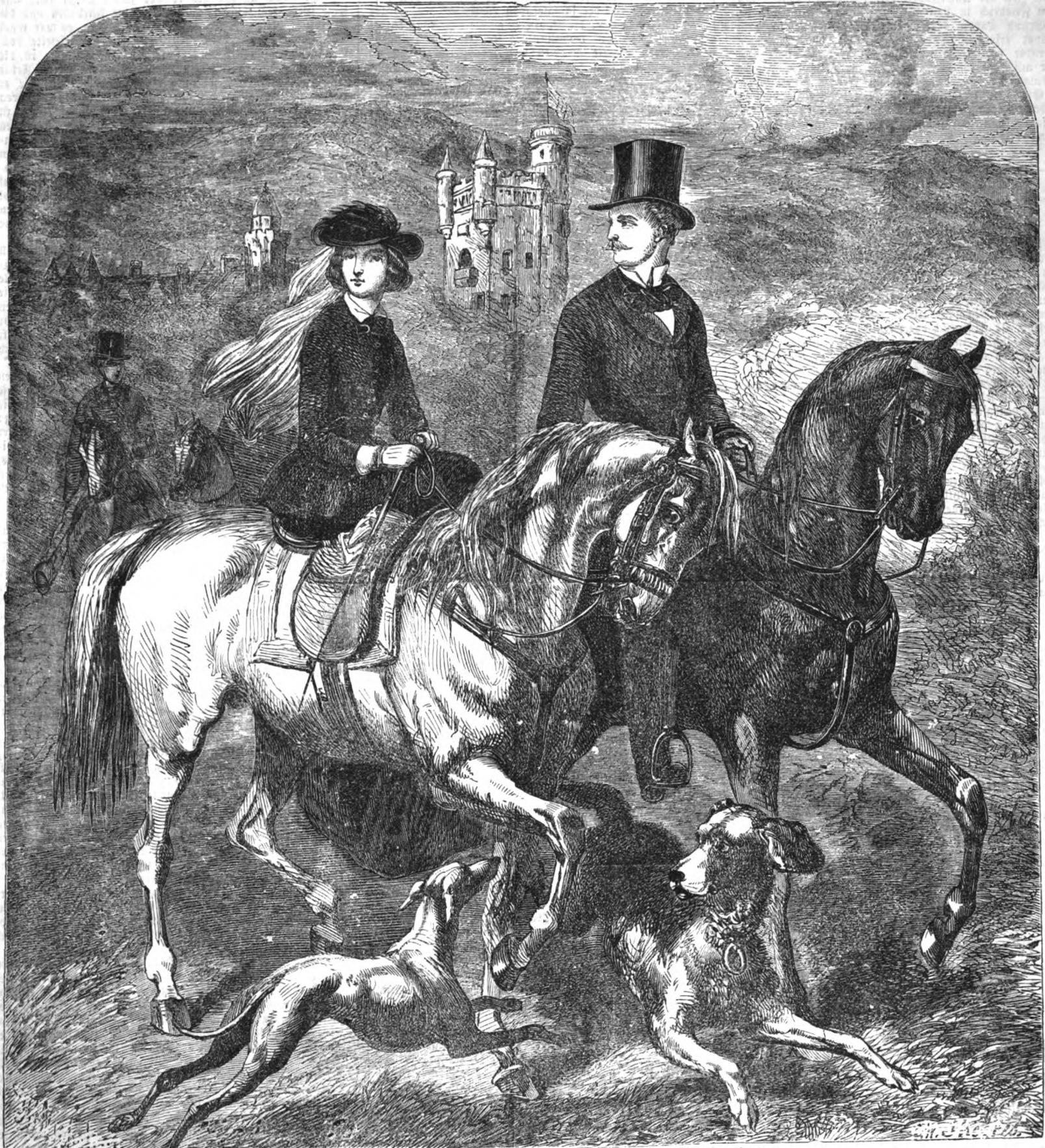
Die Tochter antwortet:



DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

No. 3. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer. Berlin, 15. Januar 1857. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. V. Band.



Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen und Victoria, Kronprinzessin von England.



Eugenie, Kaiserin der Franzosen, auf der Jagd.

nem Sammet und hoch hinauf gehenden seidenen Strümpfen, wie solche zur Zeit Ludwigs XIV. getragen wurden. Den Damen war ebenfalls täglich ein zweimaliger Kostümwechsel vorgeschrieben mit der Bedingung, ein Kleid nie mehr als einmal anzulegen. Reicher Goldschmuck verherrlichte jedes dieser Gewänder.

Die Hof-Feste in Compiègne trugen den Stempel wahrhaft kaiserlicher Pracht und können in dieser Beziehung denen unter Ludwig XV. Regierung zur Seite gestellt werden, ohne deren Frivolität nachzuahmen.

Die Franzosen liebten es, ihre Herrscher mit Glanz umgeben zu sehen, so war auch der Eindruck dieser Feste auf das Volk ein durchaus glänzender.

Die in Compiègne zusammengebrachte Menge empfing das kaiserliche Paar, den kaiserlichen Prinzen mit dem höchsten Enthusiasmus und begleitete dieselben mit ihrer begeisterten Theilnahme bis zur Rückreise nach Paris.

Erklärung

des Modebildes.

Fig. 1. Elegante Haustoilette.

Kleid von dunkelgrünem Glacé mit drei breiten Volants, deren Ausschmückung in einer eingewirkten Blumenguirlande von der Schattirung der Grundfarbe besteht. Der sehr lange Schooß des Leibchens zeigt dieselbe Farbe. Die Ärmel bestehen aus drei Puffen und einem breiten Falbelas, welchem die nämliche Verzierung gegeben ist. Die Achselbänder sind von brochirtem grünen Seidenband; Posamentierknöpfe schließen vorn das Leibchen. Krage und Unterärmel von Blonden, Hübschen von demselben Stoff mit lilä Seidenband garnirt. Armbänder von Gold und Amethyst.

Fig. 2. Anaben-Anzug.

Tunika von zimmetbraunem Caschmir, an Rock, Taille und Ärmeln mit ausgeschlagener schwarzer Sammetborte besetzt. Lehtere (die Ärmel) sind offen und bis über den Ellbogen hinabreichend, das Leibchen ist ebenfalls offen und läßt die Stickerei des Chemisets sehen. Weite Unterärmel von Battist, am Handgelenk durch ein gesticktes Bündchen geschlossen, Beinkleider mit gestickter Bordüre, Stiefelchen von zimmetbraunem Caschmir mit Spitzen von schwarzem Glanzleder; runder Hut von braunem Filz mit schwarzer Straußfeder.



Pariser Moden.

milbem Haupt plauderte sie noch immer von dem Weibnachtsmann, bis der Schlaf das Auge schloß.

In der Nacht aber, als auch die Mutter schon sanft

Und Regina, als ihr Auge endlich den Glanz der Lichter ertragen konnte, fand sich unter'm Weibnachtsbaum. Der funkelte so schön, so prächtig, wie Regina noch nie einen dergleichen gesehen.

Droben auf der höchsten Spitze saß ein goldenes Vögelein, dessen Stimme erklang so bezaubernd eigen, wie der Ton der Windharfen, die der Vater in seinem Zimmer am Fenster aufgespannt — und deren klingende Saiten in mond hellen Nächten Regine's Herz schon zuweilen so wunderbar märchenhaft berührt hatten. Drunten aber im Moos, in dem Sitter am Fuße des Baumes weideten in friedlicher Eintracht Tiger, Löwen, Schaf und Hund, wie es vor Zeiten im Paradiese auch gewesen. Sie waren alle aus der Arche Noah, der selbst nicht weit von den Thieren stand. Und der Vogel droben in der Krone des Baumes erzählte ein Märchen. Das ging so schön, wie das Märchen von Schneewittchen und von Dornröschen. Noah und die Thiere hörten alle andächtig zu. Doch die Puppe, die in ihrem schönen Kleide und dem niedlichen Strohhute auf dem Kopfe am Baum gelehnt stand, sagte allflug: Das klingt recht schön — es ist aber nur ein Märchen! Ich jedoch, ich habe viel erlebt. Wenn ich erzählen wollte! — Es sind jetzt erst wenige Tage her, da stand ich noch mit einer großen Menge meiner Freundinnen und Gespielinnen an dem Fenster eines Hauses, und schaute auf die Straße hinaus. Gätet nur sehen sollen, wie die Kinder, die vorbei kamen, stehen blieben — und mich ansahen; denn ich war die schönste von allen. Jedes hätte mich gern gehabt; und Eines sagte zu dem Andern: Ach: wenn der Weibnachtsmann mir solche Puppe brächte! — Ich könnte recht viel erzählen, wenn ich nur wollte! Doch der alte häßliche Waldteufel, der hier an meiner Seite steht, brummt in einem fort — und schilt mich ein eitel Ding wohl gar. Der sollte doch nur stille sein und denken, daß er sich bislang stets auf der Straße umhergetrieben, und daß er eigentlich gar nicht in unsere Gesellschaft gehört.

Nur nicht zu vornehm, sagte der Waldteufel und brummete herzhast dazwischen. Mich hat ein hübscher blondgelockter Junge gemacht; und für das Geld, das er für mich bekommen, hat er seiner kranken Mutter ein Stüpplein gekocht. — Und nach dem Stüpplein ist sie gesund geworden, — und so denke ich, bin ich mehr werth, als solch' eitle Puppe.

Recht, Waldteufel! brüllte der Löwe. Und alle übrigen Thiere schrien im Chor: Erzähle, Waldteufel — erzähle!

Und der, der warf sich in Positur, brummete erst noch sein Stüpplein, und sagte dann: Ach, meine Geschichte ist eigentlich recht traurig. War da eine Frau, eine seelensgute Frau. Hatte nur ein Kind, den Heinrich, der mich gemacht hat. Die Frau war arm, bitterböß' arm. Hatte gewiß vor dem bessere Tage gesehen. War aber durch Unglück und schlechte Menschen so zurück gekommen, daß sie jetzt nichts weiter hatte, als was sie sich durch Nähen und Stricken verdiente. Und das soll blutwenig sein, was man sich dadurch verdienen kann. Dennoch hatte die Frau ihr kümmerlich Auskommen — und ihre Freude an dem Heinrich. Hatte nur das einzige Kind. Und der Bub' war ein Pracht-Bub'! In der Schule immer zu oberst, den ersten Platz — und daheim hinst, wie ein Wiesel, wo es etwas zu thun gab, oder der Mutter eine kleine Last abzunehmen war. Wie gesagt, war da wohl Armuth in dem Stüpplein, doch aber auch Freude. — Nun kam das Unglück, daß die Mutter erkrankte. Der Winter war auch da — und so konnte es nicht fehlen, daß Schmalhans oft Küchenmeister war. Betteln! br — mochte der Heinrich nicht. Bei Tage suchte er sich einen kleinen Verdienst, wo er nur konnte, doch fand er nur selten einen. Weihnachten rückte heran; und während andere Kinder sich auf das Fest freuten, saß er daheim — und weinte oft bitterlich vor Hunger und Gram. Sein Mütterlein wurde immer fränker. Der Heinrich wußte zuletzt nicht mehr, was er anfangen sollte. Er faltete seine Händchen und betete. Plötzlich nahm er vergnügt sein alt Schreibbüchlein, lief zum Buchbinder, erbat sich ein wenig Kleister, auch Schnitzlein bunt Papier — und fabricirte mich. Und daß ich gelungen, daß ich ein ganzer Waldteufel geworden, will ich meinen! Ja! Waldteufel, das bist Du! riefen alle die Weibnachtsgeschenke im Chor.

und ruhig schlief, erwachte das Kind. Flüsternde, sanfte Stimmen hatten es geweckt. Schlafrunken rieb es sich die Augenlein, richtete sich auf — und starrte umher. Heller Lichtglanz blendete es. — Von fern her erklangen Stimmen so melodisch wunderbar, wie die Englein gewiß gesungen, als sie zur Erde waren nieder gestiegen, um den Hirten zu verkünden, daß der Herr sei zur Welt gekommen. In dem Zimmer aber schwirrten neckende Stimmen durcheinander.

Unter'm Weibnachtsbaum.

Märchengrausig war es im Zimmer. — Regina hatte ihre Händchen um den Nacken der Mutter geschlungen, legte ihr Mündchen an das Ohr derselben, und sagte geheimnißvoll leise flüsternd: Mütterlein! Jetzt weiß ich wo der Weibnachtsmann wohnt.

Nun! Du kleiner Allflug, wo wohnt er denn? lächelte die Angeredete und küßte den Liebling.

Und Regina, sich fester an die Mutter schmiegend, sagte: Draußen in dem Walde, durch den wir heut gefahren, wohnt er. Sahst Du nicht dort die schönen großen Weibnachtsbäume stehen, dicht gedrängt, einer an dem andern? Jetzt waren die Zweige mit Schnee bedeckt; aber zu Weihnachten — dann — dann segt er den Schnee von den Zweigen, hängt Äpfel und Nüsse an dieselben, zündet die Lichtlein an — und trägt die geschmückten Bäume von Haus zu Haus in die Stuben, wo Kinder sind. — Nicht wahr, Mütterlein! ich bekomme auch einen Baum?

Wir wollen sehen, neckte die Mutter. Das Kind aber sagte: Gewiß! Hast Du nicht gesagt, ich sei fromm und folgsam gewesen? Als wir durch den Wald fuhren, hättest Du nur hören sollen, wie die Bäume so geheimnißvoll mit einander plauderten. Die haben sich gewiß erzählt, wer von uns Kindern artig oder unfolgsam gewesen — und welches von uns den schönsten Baum bekommen soll.

So plauderte das Kind unaufhörlich weiter. Und die Mutter lauschte den Worten tief innerlich glücklich, glücklich wie eine Mutter nur sein kann; bis ihrem Lieblinge die Augen schwerer wurden, der Sandmann kam — und sie Regine in das Bettchen legte. Mit schlaftrunkenem Auge, mit



Heinrich. (Zur Erzählung: Unter'm Weibnachtsbaum.)

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

No. 5. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer. Berlin, 1. Februar 1857. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. V. Band.

Franz Josef, Kaiser von Oesterreich, und seine Gemahlin Elisabeth.

Wir übergeben hiermit unsern Leserinnen in einer sehr gelungenen Abbildung die Portraits des jugendlichen Herrscherpaares, welches nicht nur die Blicke erster Diplomaten auf sich zieht, sondern auch die theilnehmende Aufmerksamkeit aller Derer fesselt, welche den Verehrer der höchsten Fürsten- und Bürger-Tugenden zu schätzen wissen.

Mit einem Gefühl achtungsvoller Verehrung betrachten wir den jugendlichen Monarchen, dem Geburt und Schicksal eine der gewichtigsten Kronen Europa's auf die Stirn gedrückt, und welcher gleichwohl durch sein Leben, durch seine Regierung zeigt, daß er mit der Gefühlswärme und Regsamkeit der Jugend die Weisheit des Alters verbindet.

Und es giebt keine herrlichere Vereinigung auf Erden, als Jugend und Weisheit, zumal auf dem Thron, weil von dort aus die Strahlen dieser Doppelsonne ihr Licht und ihre Wärme in die weiteste Ferne tragen.

Franz Josef, Kaiser von Oesterreich, ist ein Beispiel dieser seltenen Vereinigung und sein Haus nicht nur ein prunkender Palast, sondern ein Raum, wo das wahrste, reinste Menschenglück seine Wohnung aufgeschlagen. Niemand wird weiseln, daß der herrlichste Edelstein in der Krone dieses jugendlichen Monarchen seine Gemahlin Elisabeth, eine heidenseilige Blume, eine Fürstin, deren Werth wir nicht besser bezeichnen können, als mit dem Ausspruch: Sie ist ein Weib im edelsten Sinne des Wortes.

Seit dem Schluß vorigen Jahres befindet sich der Kaiser von Oesterreich mit seiner Gemahlin und der Erzherzogin Sophie, ihrer erstgeborenen Tochter, auf einer Reise in Italien, und gewiß folgen nicht nur die Blicke österreichischer Unterthanen, sondern die aller das öffentliche Leben beachtenden Menschen mit gespannter Theilnahme den hohen Reisenden auf ihrem Zuge, welcher durch die Neuherungen der treuesten Unterthanenliebe zu einem Triumphzuge geworden.

Diese Reise des Kaisers von Oesterreich nach seinen italienischen Provinzen ist eine der bedeutungsvollsten in Rücksicht auf Völkerglück, und nicht zu bezweifeln ist es, daß das Vertrauen des jugendlichen Fürsten, welcher sich und seine theuersten Güter, Weib und Kind, unter die Obhut seiner lombardischen Unterthanen stellt, von diesen durch gleiches Vertrauen, durch dankbare Liebe und Ergebung erwidert werden müsse.

Kaiser Franz Josef, eingebend des höchsten Verus der Fürsten: Völkerglück zu begründen, unternahm diese Reise, um mit eignen Augen den Zustand seines Landes zu prüfen und seinem Volk das Herz und die Gesinnung eines Vaters entgegen zu tragen. Er brachte Gnade allen Verurtheilten, seine berechnete, ausnahmsweise Gnade, sondern väterliche Verzeihung ohne Bedingungen und ohne Schranken. Er brachte Liebe und Vertrauen seinen Unterthanen entgegen und ärndtete Liebe und Vertrauen.

Sicher ist es ein Segen für die Völker, wenn seine Beherrscher des Menschenglücks sähig und theilhaftig sind. Der in seiner Familie glückliche Fürst sucht um sich her Familienglück zu begründen, und das Vatergefühl lehrt ihm Vater des Volkes zu sein.

Der Katzen-Raphael.

Von Max Hofenhenn.

Es war spät Abends. Auf einem einsamen Bergespfade lief weinend ein kleiner Knabe in ärmlich zerrissener Kleidung, unter der knopflochen Weste eine große schön gefleckte Katze tragend. Endlich blieb er ratlos stehen: denn er war an einen der vielen Kreuzwege vor der „Nieder Haide“ (im Canton Bern gelegen) gekommen, und die Thränen trocken-

schaute er besorgt sich um nach allen Seiten. Doch alles vergebens; die lange Haide lag öde und still vor ihm, in der Ferne aber erhoben die riesigen Gletscher der Berner Alpen ihre starren eisigen Häupter zum düstern Nachthimmel empor. Nur einzelne Sternlein stimmerten durch die Wolken und keinen Laut von Leben erreichte das lauschende Ohr des Knaben. Da setzte er sich schluchzend und erschöpft nieder, und die schnurrende Katze an sein Herz drückend und sie mit Küffen bedeckend, sah er still vor sich hin, inbeß der Wind pfeifend durch das Niedgras der Haide strich.

Plötzlich unterbrach das nächtliche Schweigen Pferdegeschlänke und Räderrollen, und bald kam ein zweirädriges Wägelchen polternd den holprigen Weg heran.

Bestäubt hielt der Herr des Wagens still, als er am Ende der Landstraße die dunkle, zusammengekauerte Gestalt des Knaben erblickte und mit freundlicher Stimme fragte er: „Wo hin denn, Bube?“

Ein schmerzliches dumpfes Schluchzen war die Antwort. Da sprang der Mann rasch aus dem Wagen; er war jung, stark, in schlichter ländlicher Tracht, das bleiche, scharf markirte Gesicht trug den Stempel der innigsten Menschenfreundlichkeit und Güte; er faßte das Kind am Kinn und hob sanft dessen thränenvolles Antlitz zu sich empor.

Der Kleine war ein Abbild von Häßlichkeit; er litt an der den Schweizer Gebirgsleuten eigenthümlichen Kopfstarke, dem Kreinismus; Hände und Kopf waren plump und ungestaltet, aber unter der niedrigen, von struppigen Haaren umfarrten Stirne leuchteten ein Paar Augen klar und rein, wie eine ungetrübte Kinderseele hervor.

„Vater ist tobt,“ schluchzte der Kleine.

„Und Deine Mutter?“ fragte der Fremde.

„Auch tobt, schon lang,“ wiederholte der Bube.

„Armer Junge,“ sprach der Mann langsam und ergriff des Knaben Hand: „und wie heißt Du denn?“

„Friedli Mind.“ „Und möchtest Du mit mir gehen in das große Haus da drunten? wie?“

Der Fremde wies über die Haide nach einem leuchtenden Punkt zwischen den Bergen.

„Kath' auch?“ fragte der Bube mit freudestrahlenden Augen.



Franz Josef, Kaiser von Oesterreich, und seine Gemahlin Elisabeth.

her kennen, werden Sie sehen, daß ich nicht unwerth bin, Ihre Sorgen zu theilen. Aber Sie können mir einen Dienst erweisen; ich sehe da in Ihrem Laden eine Violine; bringen Sie sie mir her auf diesen Tisch — ich habe einen Gedanken und muß ihn gleich zu Papier bringen."

Ruttler nahm die Violine vom Hals und übergab sie den Händen des Fremden, welcher derselben bald so wunderbare Töne entlockte, daß die Straße sich mit Neugierigen füllte und mancher Vorüberfahrende, dessen Ohr aus den Klängen den Künstler erkannte, die Equipage halten ließ.

Dieser jedoch, ganz mit seinen Melodien beschäftigt, beachtete die vor Ruttlers Laden versammelte Menge nicht. Er hatte sein Spiel geendigt, schrie, steckte das Blatt zu sich und nahm Abschied von seinem neuen Freunde mit der Bitte, ihm den Tag der Laufe anzuzeigen. — Zu diesem Zweck ließ er seine Adresse dort.

Mehrere Tage vergingen und der Unbekannte erschien nicht. Vergebens stand der Schemel vor Ruttlers Thür. Am dritten Tage aber kamen Leute in Trauerkleidern, mit thranenden Augen, blieben vor dem rohen Stuhl stehen und betrachteten ihn mit tiefer Betrübniß. Ruttler entschloß sich endlich selbst nach seinem theilnehmenden Gaste zu sehen.

Er gelangte zu der bezeichneten Wohnung. Die Thür schwarz behangen — ein Sarg umringt von vielen brennenden Kerzen — die Menge der Herrschaften — Gelehrte, Künstler — welche als Leidtragende im Hause sich drängten, ließen ihn die Wahrheit vermuthen.

Hier erfuhr er zu seinem Erstaunen daß der Pathe seiner Tochter Mozart gewesen und daß die betrübte Menge versammelt sei, diesen großen Mann zu Grabe zu geleiten. Bei ihm hatte Mozart seinen letzten musikalischen Seufzer ausgehaucht; auf seinem Schemel sitzend, hatte er das herrliche Requiem componirt, sein Schwänenlied und sein Grabgesang.

Nachdem Ruttler dem Meister die letzte Ehre erwiesen kehrte er in sein Haus zurück; aber wie erkannte er, sein bescheidenes Apsl von einer Menschenmasse belagert zu finden, die, wie es so häufig geschieht, das Große erst zu verehren begann in dem Augenblick, da es ihr entrisen wurde.

Dieses Ereigniß brachte Ruttlers Geschäft so in Aufnahme, daß es ein blühendes ward, seinem Eigenthümer möglich machte, ein Vermögen zu sammeln, seine Kinder auszustatten und sein Alter in Ruhe und Wohlstand zu genießen.

Die jüngste Tochter nannte er nach Mozarts Wunsch Gabriele, und schenkte ihr, als sie sechzehn Jahr war, die Geige, welche der große Meister einige Tage vor seinem Tode benutzt. Später ward diese Violine für viertausend Flor. verkauft. Von dem Schemel mochte Ruttler sich niemals trennen, so große Anerbietungen ihm auch dafür gemacht wurden. Er bewahrte ihn als Erinnerungszeichen seiner Armut, als Werkzeug seines Glücks. [20:0]

Das Haus.

Je mehr ein Volk seine eigenthümlichen Sitten und Gebräuche sich bewahrt hat, um so mehr zeigt auch der Bau und die innere Einrichtung der Häuser sich fester ausgeprägt und gleichmäßiger gestaltet. So findet man das kleine russische Bauernhaus, das mit seiner Giebelseite und den drei kleinen Fenstern darin, auf die Straße sieht, überall durch das ganze weite Reich. Die eine, große gemeinsame Stube findet sich vorn im Hause; über den Stubenfenstern steht im Giebel niemals das eine Fenster, welches die Kammer der Töchter oder Mägde erhellt. Auch die Häuser des Adels sind meist einstöckig, mit einem Balken und einigen, höchst überflüssigen Säulen verziert. Im Hause selbst herrschen patriarchalische Sitten und Gebräuche. Der Vater, oder nach dem Tode desselben, der älteste Sohn hat unbeschränkte Gewalt. Er hat den Ehrenplatz. —

Das schwedische und norwegische Haus ist zugleich Vorrathshaus und für einen langen Winter eingerichtet. Das alte finnische hat seine kleinen, runden Fensterlöcher, die selbst in den heißten Tagen nur ein Zwielicht in das Innere scheinen lassen. Der Spanier kann seinen Balkon nicht entbehren — und der Italiener läßt Licht und Luft von allen Seiten ungehindert in das Haus bringen. Er lebt für die Straße, weniger für das Haus. Der Engländer legt den größten Werth auf sein Wohnzimmer, wie überhaupt die Einrichtung des englischen Hauses für ein Muster des guten Geschmacks gelten kann. Ein Wohn-, Speise-, Bibliothek- und Gesellschaftszimmer sind notwendig, der Ramin mit seinem eleganten Sims darf nimmer fehlen. Die Schlafzimmer befinden sich im oberen Stockwerk.

Das Haus des Holländers ist ein Schmutzlästchen, das der Besitzer kaum selber zu betreten magt. Häit er doch die besten Zimmer seines Hauses fast den größten Theil des Jahres verschlossen und nur ein Fest öffnet dieselben.

Das Wochhaus des Amerikaners, kann nur einfach sein; aber Heerd, Bett, Bank, Fenster und Thür, befindet sich in allen an gleicher Stelle. Ja, merkwürdiger Weise haben diese Häuser auch fast ein und dieselbe Größe, als wären sie nach ein und demselben Grundriß erbaut. Aber auch das Backsteinhaus in den Städten trägt fast dieselbe Einförmigkeit zur Schau. Zur Hausthür führen regelmäßig ein Paar Stufen hinauf. Der Besuchsaal ist durch eine Zwischenwand, die aber zur Seite geschoben werden kann, vom Wohnzimmer getrennt. Engländer, Holländer und Amerikaner, bewohnen am liebsten ihr Haus für sich allein; wer eine Wohnung zu mietzen gezwungen ist, mietet am liebsten ein ganzes Haus. Der Deutsche, der Franzose — begnügt sich mit einer gemietbeten Wohnung. Von einer Einbett, kann nicht die Rede sein. Wirth und Mieter leben zuerst auf den Kostenpunkt — und lassen hinterher Nutzen und Annehmlichkeiten folgen.

Sonett.

Du armes Herz, in jenen Leidensstunden, Die Du, erstarrt in Deines Kummers Nacht, In dumpfem Sinne nur hast hingebacht, Dich fragend, wie der Lenz so bald entschwinden,

Der dir der Wonnen höchste einst gebracht, Und dann, als kündest nimmer du gefunden, Allein dich ließ mit tausend frischen Wunden, Daß du erprobt schon eines Liebes Nacht?

Es ist der Balsam für den Lebensmüden! Erst fragt es leise bei dem Ohre an, Dann füllt's die Seele dir mit reichen Blüten.

Und jene Thräne, die zum Busen rann, Sie kündest dir den neugewonnen Frieden; Der Löne Zauber löst den schweren Bann! [20:7] Marie. I.

Mädchenlieder.

Von Anna von Reiquinokos.

1.

Es giebt ein banges Sehnen, Das durch die Seele geht, Und das kein menschlich Wähnen Zu deuten je versteht.

Es kommt ohn' jedes Mahnen, Hat Wort nicht und Gestalt, Auf unsichtbaren Bahnen Nacht es mit Allgewalt.

Es greift in unsrer Seele Geheimstes Saitenspiel, Und wie's den Ton sich wähle: Es schauert heiß und kühl.

Es strömt durch unser Denken Wie geisterbleiches Licht; Wenn sich die Schatten senken, Vom Aug' die Thräne bricht.

Und Keiner kann uns sagen Wie's kommt und wieder flieht — Wir müssen's still ertragen, Bis es verüber zieht. —

2.

Du liebes, junges Vögelein Auf jenem grünen Baum, Uebst Deiner Eltern Lieder ein, Noch leise, wie im Traum.

Ich lausche Dir in stiller Lust Und möcht' mit sanfter Hand Dich brücken an die Menschenbrust, Du liebes Sommerpsand!

Und wollt' mit leisen Rufes Hauch Dir in das kleine Herz Einathmen nach der Menschen Brauch Ein Lied vom stillen Schmerz.

Drauf ließ ich Dich in's duff'ge Grün Zu Deinem Baum zurück, Und in die weite Ferne ziehn Mit Deinem Freiheitsglück.

Und fängst Du dann in fremdem Land Dein sehnsuchtsvolles Lied, Es wäre Allen wohlbekannt, Die menschlich' Weh durchglüht.

Ihr Herz gäh' Deinem Klagefang Den Echohall zurück, Den Sänger träf' im Plätterhang Ihr schmerzreicher Blick.

Doch Du lieb trautes Vögelein Auf Deinem grünen Thron, Säßt harmlos in die Welt hinein Und auf den Erdensohn. [20:26]

Mode und Geschmack.

1.

Mit gewaltigem, mächtigen Scepter herrscht die Königin Mode weithin über alle Länder, wo nur irgend Kultur und Sitte hindrang; ihren Befehlen, ihren Geboten beugt sich die Menge in stummer Ehrfurcht und wenn auch Einer oder Eine hier und da in feuriges Zürnen gegen ihre Erlassungen entbrennt, mit donnernder Beredsamkeit gegen ihren Despotismus sich ergeht, und feierlich versichert, den diesmaligen, alle Grenzen des Schönen überschreitenden Forderungen nie und nimmer nachzukommen, so lächelt nur die gestrenge Herrscherin; sie weiß, daß ihre mächtige Bundesgenossin, die Gewohnheit, solche Rebellen bald wieder zum Gehorsam zurückführt, ja sogar das Gefühl ihres Anrechts so lebendig in ihnen zu machen versteht, daß sie nach gar kurzer Zeit sich selbst nur geschmacklos und unbegreiflich vorkommen, ihren Geboten so lange widerstrebt zu haben. Einer so großen Königin fehlt natürlich die Pfingstschaar nicht. Ueberall in allen Ländern und Städten finden sich ihre getreuen Anhänger, die ihren Patriotismus oft so

weit treiben, daß sie den kleinsten Wink, das leiseste Wort ihrer Souverainin als Gesetz betrachten; denen es nicht genug scheint ihre Treue und Hingabe dadurch zu hehätigen, daß sie allen empfangenen Vorschriften auf das Genaueste nachkommen, sondern die immer noch mehr thun, als ihnen geboten ist, und dadurch zu sogenannten Mode-Narren und Narrinnen werden.

Leider herrscht diese wunderliche gestrenge Monarchin noch immer unumschränkt; möchte sie ihrem weiten unermesslichen Reiche eine Constitution in Gnaden verleißen, und den Geschmack zu ihrem Premier-Minister ernennen, der ihre Ordre erst kontrastigniren müßte, dann würde ihre Herrschaft erst zur höchsten Blüthe, bei vollen Glorie gelangen!

Da aber bis jetzt dies nicht der Fall und Ihre Majestät, nicht ganz frei von bizarren, wunderlichen Launen und seltsamen Anschauungen, oft die sonderbarsten Befehle erläßt, so kann es daher ihren getreuen Unterthanen nicht genug ans Herz gelegt werden, den Geschmack zu ihrem Beistande zu erwählen, damit er ihnen rathend helfe, wie eine Feder, ein Feder, die Erlassungen der Herrscherin die eigne Persönlichkeit beachtend auf sich anzuwenden habe. — Geschmack aber heißt nicht bloß das Schöne zu beurtheilen, sondern auch, besonders in dieser Beziehung von der wir sprechen, das Schöne an sich zur Erscheinung zu bringen. Zwar hört man so oft über die Verschiedenheit des Geschmacks reden und schon der Lateiner sagt: de gustibus non est disputandum — und doch scheint uns, daß der Geschmack, d. h. die Ausbildung des Gefühls für das Schöne, auf gewissen Prinzipien ruhend, auch eine bestimmte Feststellung zulassen müsse. Sieht man zwar, (wir behalten hier nur vorzugsweise einen Zweig des Geschmacks, den Aug, im Auge) die verschiedene Weise in der sich die Damenwelt kleidet, wenn auch Alle bei ihrer Toilette der Mode treu geblieben, so müßte der oberflächliche Beobachter allerdings ausrufen: „O welche Verschiedenheit des Geschmacks!“ Und doch eine nähere Prüfung zeigt, daß eben so Manche keinen Geschmack, keinen Sinn für das wahrhaft Schöne hat, daß sie sich ohne Bedenken Alles überhängt, was die Mode dekretirt.

Eine elegante Damentoitte, der Mode hulbigend, aber durch den Geschmack beraten, dessen Streben harmonischer Einfluß ist und der daher nie vergißt die Persönlichkeit zu berücksichtigen, macht gewiß auf Jedem, selbst auf den, der sich als Spötter und Verächter jeglicher Eleganz hinstellt, unwillkürlich einen angenehmen Eindruck. Der Frauen Streben „zu gefallen“ ist an und für sich nicht verwerflich. Die Pflege der äußern Schönheit, so wie die Sorge, dieselbe durch eine geschmackvolle Kleidung so viel wie möglich zu heben, ist nicht bloß erlaubt, sondern geboten. Diese unsre Behauptung zu beweisen und in dieselbe näher einzugehen, behalten wir uns für den nächsten Artikel vor. — [20:66] Antonie.

Die Fabrication der Cement-Feder

von

J. Alexandre in Präfel und Birmingham.

In Nr. 3 unserer Zeitung erwähnten wir bereits die unter dem Namen: Cement-Feder seit Kurzem zu so großem Ruf gelangte verbesserte Metall-Feder und glauben, daß das Interesse aller schreibenden Damen für den Gegenstand groß genug sei, uns auf einer kurzen Wanderung durch die Räume zu begleiten, wo diese Feder fabricirt wird.

Die erste Fabrik von J. Alexandre befand sich in Birmingham und war noch vor einigen Jahren ein kleines Gebäude, klein wenigstens gegen die jetzige Fabrik, welche vielen Hundert Arbeitern Beschäftigung giebt.

Indem wir das Entstehen der Cementfeder zu beobachten uns vornehmen, treten wir zunächst in den Schuppen, welcher das rohe Metall (aus bestem schwedischem Eisen gemachten Gußstahl) enthält. Es sind Platten von 18 Zoll Breite und 4 1/2 Fuß Länge, welche in kleine Streifen von 1 3/4 — 4 1/2 Zoll Breite geschnitten werden. In Metallkästen gepackt übergiebt man diese Streifen einem großen Ofen zum Ausglühen, nach 12 Stunden nimmt man sie heraus und thut sie in bewegliche Käffer, in welchen den kleinen Platten die Schlacken und Unebenheiten benommen werden. Nun kommen sie in die Walzmühle, welche den Zweck hat, durch die Gegenbewegung zweier Walzen den Stahlstreifen die nöthige Linnheit zu geben. Durch den wiederholten Druck der Walzen wird der Stahl glühend und in dem Grade ausgebeht, daß ein Streifen von 18 Zoll eine Länge von 4 1/2 Fuß erreicht.

Nun kommen diese verdünnten Stahlstreifen in den Schneidesaal, wo aus denselben durch Handpressen die Federn heraus geschnitten werden. Junge Mädchen, in langen Reihen auf Bänken sitzend, verrichten dies Geschäft so schnell, daß eine Arbeiterin täglich 28,000 Stükk zu schneiden im Stande ist.

Diese flache Federform, „blant“ genannt, geht nun nach einem andern Saal um dort durchbohrt zu werden, und jene Seitenschlige zu erhalten, welche der Feder Biegsamkeit geben. Die schon jetzt weichen Metallfedern werden nochmals gegläht und dann in den „Zeichensaal“ gebracht, wo ihnen entweder ein nationales Emblem, ein Wappen oder der Name eines Verkäufers aufgedrückt wird. Die Zahl dieser verschiedenen Zeichen ist nicht mehr als 300. Auch dieses Geschäft ist in den Händen junger Mädchen, welche durch eine Fußbewegung das Gewicht mit dem Stempel in die Höhe heben und niederfallen lassen.

Die bis jetzt flache Feder wird nun über eine Hölzung gelegt und ihr durch Einzwängen einer convergen Form die Gestalt einer Rinne gegeben. Danach folgt das Spalten. Zu diesem Zweck werden die Federn nochmals gegläht, darauf plötzlich in ein Faß mit Del geworfen und nach

bieser ersten Härtung cementirt. Dies geschieht durch eine Aetzung mit kohlensaurer Salzauflösung und Soda, welche der äußeren Feder die Härte des Diamants verleiht und dadurch sie gegen den Einfluß schlechter Tinten sichert, ohne ihre Biegsamkeit zu beeinträchtigen.

Die von Del gereinigten Federn werden nun in einem cylindeiförmigen Gefäße über dem Feuer geröstet, wodurch sie ihre Elasticität wieder erlangen. Die Hitze giebt ihnen erst eine graue, dann eine gelbe, dann eine braune und zuletzt eine blaue Farbe.

In großen zum Theil mit Sägespänen gefüllten Blechkannen werden nun die Federn nochmals gereinigt, indem diese auf Holzrahmen gelegten Kannen, durch Dampfkraft gedreht, die Reibung der Federn verursachen. Nach voll-

ständiger Reinigung kommen sie in das Schleifzimmer, dann nach dem Spaltezimmer, in denen, wie unsere Abbildungen zeigen, nur weibliche Hände beschäftigt sind, den Federn diese ihre wichtigste Vollendung zu geben.

Nun werden die geschliffenen, mit Spalten versehenen Federn ihrer Güte nach sortirt, mit einer Harzauflösung lackirt, in Schachteln verpackt oder auf Karten geheftet.

Dieses Verfahren ist das in allen Stahlfederfabriken übliche, die oben genannte Fabrik von J. Alexandre aber ist durch eine complicirte Maschine, welche Spalt und Verzierung zu gleicher Zeit auf den Federn anbringt, in den Stand gesetzt an Productivität es allen ähnlichen Etablissements zuvorzuthun.

Zum Schluß wiederholen wir, was bereits in Nr. 3

unserer Zeitung gesagt, daß die „Cementfeder des Herrn Alexandre,“ alle übrigen Fabrikate weit übertrifft.

Es war deshalb zu erwarten, daß diese Cementfeder schnell Nachahmung finden würde, wenn sie auch mit der Alexandre-Feder nichts weiter gemein haben sollte, als den Namen „Cement“-Feder. Die ächte Cement-Feder des Herrn Alexandre ist in allerliebste von brasilianischem Gummi verfertigte Kästchen verpackt, und das Haupt-Depot für Deutschland ist einzig bei J. J. Weber in Leipzig. Von dort werden die Schreibmaterialien-Handlungen, wenn sie darauf aufmerksam gemacht werden, das ächte Fabrikat erhalten und auch in kleinen Städten wird das Publikum dann in Stande sein, geringe Quantitäten zu beziehen. —

[2044]



Die Fabrication der Cementfeder: Der Federspalt-Saal.



Die Fabrication der Cementfeder: Der Federschleif-Saal.

Höflichkeit

ist nicht eigentlich eine Tugend, sondern nur der Schatten einer solchen, der Schatten der Herzengüte, des Wohlwollens, als deren Ausdruck sie gilt und gelten soll, wie das Papiergeld nicht eigentlich Geld ist und doch im geschäftlichen und gesellschaftlichen Verkehr dafür angenommen wird. Höflichkeit ist eine von den Segnungen der Kultur, ein Schmuck, welcher mehr ächten Werth hat, als man im Allgemeinen ihm zusprechen will.

Eltern, die ihre Kinder zur Höflichkeit erziehen, erziehen sie zur Menschenliebe, stiften ihnen Rücksicht und Achtung vor ihren Nebenmenschen ein und wirken dadurch am kräftigsten dem natürlichen Egoismus entgegen, welcher so leicht geneigt ist, das eigene Ich als Mittelpunkt der Welt zu betrachten. Indem die Eltern ihre Kinder zur Höflichkeit erziehen, sorgen sie dadurch am besten für ihren eignen Frieden, für ein glückliches Familienverhältniß; — hingegen diejenigen, welche ihren Kindern ungerührt Unhöflichkeiten hingeben lassen, sei es gegen sie selbst, oder gegen Fremde, es sich allein zuschreiben haben, wenn der Mund der erwachsenen Söhne oder Töchter nicht immer Worte der Ehrerbietung spricht.

Es ist unglaublich, von welcher tiefgreifenden Macht auf das äußere und innere Leben des Menschen schon „höfliche Gewohnheiten“ sind. Das Kind, welches von zarter Jugend an sich gewöhnt die Eltern: „Lieber Vater“ „Lieber Mutter“ anzureden, wird es nie über sich gewinnen, unfreundliche Worte gegen dieselben zu brauchen, selbst wenn Unzufriedenheit oder augenblickliche Mißstimmung ihm solche einflüßerte.

Die höfliche Gewohnheit hält das Kind, (das junge, wie das erwachsene) in den Schranken der Ehrerbietung; auf dem Wege vom Herzen zur Lippe mildern bittere Bemerkungen sich zu sanftern Vorstellungen, welche mit dem Ausdruck der Liebe nicht contrastiren.

Menschenfreundlichkeit und Herzengüte erscheinen stets höflich. Höflichkeit ist ihr natürliches Gewand; mag immerhin Mißgunst und Eigennuß sich damit bekleiden — sie werden selten täuschen, denn dieses Kleid wie manches andere, steht nur dem wirklichen Eigenthümer.

Lächerlichkeit

gilt im gesellschaftlichen Leben für ein Unglück und in gewissen Verhältnissen ist es auch wirklich eins. Eltern, Lehrer, Vorgesetzte haben Recht, wenn sie fürchten sich lächerlich zu machen bei denen, welche ihnen Achtung und Ehrerbietung schuldig sind. Doch die Lächerlichkeit ist sehr verschiedener Art, und wahrhaft zu fürchten nur die auf wirkliche Mißachtung begründete.

Die bloße Furcht, ausgelacht zu werden, hat gewiß schon eben so viel rechtliche Handlungen, als Thorheiten ungeschehen gemacht, und doch ist „ausgelacht zu werden“ von gewissen Menschen in gewissem Sinne ein sehr kleines Unglück, nicht werth es ängstlich zu meiden oder tief zu bedauern — denn am meisten zum Auslachen geneigt ist stets die urtheillose Menge, oder die übermüthige unbesonnene Jugend. Beide verlachen was sie nicht verstehen.

Der Größteste, der Beste, der Weiseste ist oft schon von dem Einfältigsten verlacht worden und wird noch heut verlacht ohne deshalb in der Achtung der Verständigen und in seiner eigenen zu sinken.

Für das weibliche Geschlecht ließe sich in dieser Beziehung folgende Regel aufstellen: Fordert die Spottsucht nicht heraus durch auffallendes lächerliches Wesen, aber zittert auch nicht vor der Medisance jedes Müßigen, dem es vielleicht gefallen könnte zu eigener und fremder Belustigung auch lächerlich zu machen. Wahre, ruhige Würde entkräftet die Pfeile des Spottes und ist das sicherste Schild gegen das Unglück der Lächerlichkeit.

[2071]

Marie Barrer.

Die Heimath.

Von Amely Bölte.

Seit die Wissenschaft Telegraphen-Linien gelegt, schweifen die Gedanken der Menschen täglich mehr in unbestimmte Fernen und leihen dem Fremden, nie Gesehenen das bunte Prisma ihrer gaukelnden Phantasie. — Jeder möchte reifen, Jeder mit eigenen Augen sehen. Das Haus hat seinen Zauber verloren, der kleine Kreis geselliger Beziehungen scheint ohne Reiz. — Wir verlieren uns mit unserm Wünschen und Hoffen in das Weite und verlieren dem Nächsten seinen athmenden Werth zu verleihen. —

Es ist eine eben so große Kunst den kleinen Beziehungen des Lebens ihren Reiz abzugewinnen, in beschränkten Verhältnissen das Beengende nicht zu fühlen, wie über der Sorge für den kommenden Morgen nicht das Heute einzubüßen. Mit richtigem Sinn bei der Minute stehen zu bleiben, ist die seltenste und doch notwendigste Kunst des Lebens. Was wir besitzen ist tausend Mal dem vorzuziehen, was wir vielleicht noch gewinnen können; denn jede Zukunft, selbst der nächste Tag, ist ein „Vielleicht“, auf das wir nur bauen können, wie der Hazard-Spieler auf seine Karte beim Rouge et noir. —

Was unserm Auge ferne liegt, wird von der Phantasie so hold geschmückt, daß es tausendfach schöner erscheint,

wie Jegliches, dem unser Blick begegnet; dadurch steigert sich dann noch die Sehnsucht nach dem Unbekannten, Vergeßenen. Die Jugend weiß noch nicht wie viele Täuschungen hinter diesen Nebelschleier unserer erregten Einbildungskraft wohnen, die unserm wahren Glück nur zu häufig eine Falle legt.

Was wir in der Ferne suchen, besitzen wir meistens auch daheim, wenn wir es nur erkennen wollen. Die Erde Gottes ist schön überall, wo ein paar Menschen in Liebe und Einigkeit eine Hütte bauen. Unser Glück wächst nicht mit hohen Bergen und breiten Flüssen, es wohnt in uns und nährt sich durch die engsten Beziehungen des Herzens. Der Fleck, wo wir geboren, kann für uns der schönste Punkt der Erde sein, und erkennen wir ihn dafür, dann sind wir glückliche Menschen. Dies Erkennen geht freilich nur dann aus uns hervor, wenn wir glücklich sind, und dies Glückseligkeit bedingt sich durch das Herz und den Verstand unserer Eltern. Sie müssen vor Allen zufrieden mit ihrer Lage sein und wo sie es nicht sind, zufrieden scheinen. Das Dankgebet, das vor des Kindes Ohr zum Himmel aufsteigt, wird in seinem Herzen tiefe Wurzeln schlagen. Es wird für ihn ein Born des Glückes.

Es wachsen so viele schöne Blumen überall, nur muß das Auge sie zu unterscheiden wissen, damit die Hand sie pflückt. Die höchste Weisheit, die höchste Kunst des Lebens besteht in diesem für das Gute und Schöne geschärften Blick. Man führe früh das Kind zu dieser Einsicht, damit es den Ort lieben lerne, wo es geboren wurde, und ihn über Alles hochstelle. Wie weit sein Fuß ihn auch einst über die Erde forttrage, dort sei die Stätte, nach der er mit Sehnsucht zurückblicke. Die Liebe zu seiner Heimath bleibe des Knaben erste Neigung, des Mannes letztes Sehnen. Mit der Muttermilch sauge er sie als Leidenschaft ein; dann wird sein Leben nie ohne würdiges Ziel sein.

Wir Alle kennen unsere Heimath viel zu wenig. Die Geschichte unseres Vaterlandes ist die letzte, die uns der Schulerkursus vorträgt, während wir damit beginnen sollten, während es uns der Mittelpunkt werden müßte, von welchem aus wir die Welt betrachteten. Für alle heimischen Verhältnisse sollte das regste Interesse in uns erweckt werden. Die Sprache, die wir zuerst geredet, dürfte nie einer andern nachgesetzt werden.

Es ist so beglückend, das zu lieben, was uns zunächst angeht. Man sage einem Kinde täglich: wie glücklich bist Du, in einem so schönen Lande, unter einem so großen Volke geboren zu sein, und die kleine Brust wird bald in hohem Selbstbewußtsein schwellen.

Glückliche Kinder werden glückliche, gute Menschen.

Wer seine Heimath liebt, wird dort seine Hülfe zu bauen wünschen, und sich anstrengen, daß diese recht behaglich ausfalle. In keinem Lande der Welt kann es so schön sein, als dort, wo wir die Spiele unserer Kindheit spielten, und jedes Fleckchen mit der Magie unserer Jugendträume verköstet. — Der blaue Himmel, der grüne Wald, das helle Wasser, die Sonne, deren Purpurschein die Abendwolken rosenfarben durchglüht, der volle Mond, mit seinem kalten Lichte, das die Schneelandschaft mit Tageshelle beleuchtet, das Alles war so schön, und bleibt so schön, wohin der Fuß auch wandere, sobald es mit Erinnerungen verknüpft ist, die das Herz verzeichnet hat.

Das Gute erkennen wo wir es finden; die Freuden genießen, die sich uns bieten, der Gegenwart all den Zauber leihen, den eine erhöhte Stimmung ihr zu geben vermag, das ist die Kunst des Lebens, die in eines Jeden Hand gegeben ward. Durch sie gewinnt das häusliche Leben in aller Beschränkung einen Reiz, der die Kindheit und Jugend mit tausend Banden fesselt, und einen Garten Eden vor dem Auge emporwachsen läßt, in welchem alle Wunderblumen der Freude und des Glückes erblühen. Es wird der Focus, von welchem aus das Auge die Welt durchmisst, und die Gedanken als Voten ansendet; nur das Herz bleibt zurück, weil es sich über Heimath und Vaterland hinweg keine Brücken baut. — [2062]

Unsere Zeit.

„Die gute alte Zeit!“ lautet die indirecte Schmähung der Gegenwart, der Zeit, die wir vorzugsweise die unsrige nennen. Was ist es, daß die Kinder dieser Zeit zu ihren Tadeln macht, welches sind die Fehler, die so schwer in's Gewicht fallen, daß die Waagschale ihrer guten Eigenschaften hoch aufschneilt? Ich frage — was war der Vorzug der früheren Zeit vor der jetzigen? — „Die Einfachheit, die Genügsamkeit“ wird mir geantwortet. Der Fehler der unsrigen bestände also in dem Mangel dieser Eigenschaften, in ihrem Gegenheil: Heppigkeit, Verschwendung, Genußsucht. Wenn die Tadeln den Wortlaut ihrer Beschuldigung änderten und sagten: Unsere Zeit bietet der höchsten Genußsucht Befriedigung, so läge Wahrheit und Gerechtigkeit darin.

Verlangen nach Genuß wird mit dem Menschen geboren, gehört keinesweges zu seinen Fehlern, sondern ist zu seiner physischen und geistigen Entwicklung gleich notwendig. Fast ohne Ausnahme sind geistig begabte Menschen „genußfähig“, genußfähig zu sein bis in's späte Alter ist ein Glück, fast gleich bedeutend mit ewiger Jugend.

Sicher gab es keine Zeit, so geeignet, das Sehnen der Menschheit nach Genuß zu stillen, als die unsrige, und das, dünkt mich, ist ein Vorzug derselben. Ein Vorzug deshalb, weil diese Fülle von Genuß, welche unsere Zeit darbietet, ihr nicht durch die Trägheit der Menschen, sondern durch ihren Fleiß, ihre Arbeit verliehen wurde.

Wollen die Kinder unserer Zeit ferner ihre Mutter tabeln, so mögen sie sagen „Oter nach Erwerb ist ihr Fehler.“ und haben damit eine Wahrheit gesagt, die aber freilich dem Vorwurf der Genußsucht gerade entgegen steht, denn die Mühe des Erwerbs schließt für den Augenblick den Genuß aus. Durst nach Reichthum, Ringen nach Besitz charakterisirt unsere Zeit. Kostlose Arbeit, schlaflose Nächte, Entbehrungen und Einschränkungen sind die Mittel, durch welche Tausende unserer Zeitgenossen zu Besitz und durch diesen zu einem sorgenfreien, genußreichen Leben gelangen.

Hier kann mir der Einwand gemacht werden: „Giebt es nicht Unzählige auch in civilisirten Staaten, die dem Betrug ihren Reichthum verdanken, welche das Gut der Wittwen und Waisen erschleichen und ungestraft verschlingen?“ Leider ist es so, und doch liegt darin der große unbestreitbare Vorzug der Civilisation vor der Robbeit natürlicher Zustände, daß der Betrüger sich fürchten muß als das zu erscheinen, was er ist, daß er die Ehrlichkeit als notwendige Maske vornimmt, und zur Verstellung seine Zuflucht nehmen muß um unter redlichen Leuten als Ihres Gleichen zu gelten. Daß der Dieb, der Betrüger, der Räuber es nöthig hat sich zu verbergen, spricht, dünkt mich, für die edlen Principien unserer Zeit.

Es gab freilich eine Zeit, wo der Wegelagerer, der Raubritter ganz ohne Umschweif, mit größter Offenheit und ohne die mindesten Skrupel an seinem Recht, harmlosen Reisenden ihr Eigenthum abnahm um es zu vergeuden. O, die Zeit, in der es „scheinheiliger“ giebt, ist nicht die schlechteste, denn sie geben ja eben den Beweis daß um den Forderungen des Gesetzes und ihrer Nebenmenschen gerecht zu werden, Ehrlichkeit und ein guter Charakter notwendig sei, und indem sie „heilig scheinen“ und durch Verstellung sich erniedrigen, geben sie ihrer Zeit, ihren Nebenmenschen das Zeugniß der Ehre und Tugend.

Doch laßt mich zur Genußsucht zurückkehren, zu diesem sogenannten Fehler, welcher so häufig als der erwähnt wird, welcher den Charakter der heutigen Menschen am meisten verunstaltet. Genußsüchtiz waren die Menschen aller Zeiten, aller Länder, aller Zonen und sind es jetzt noch, nur die Art des Genußes ist verschieden. Je höher der Mensch steht, je größer seine Bildung, um so mehr erweitert sich der Kreis seiner Genuße; der beschränkte Natursohn, der vielleicht keine größere Wonne kennt, als in starkem, widrigen Getränk sich zu berauschen, genießt, wie der verwöhnte Sohn der Jetztzeit beim sybaritischen Mahle. Der Wilde, der das Fleisch seiner geschlachteten Feinde verzehrend, mit rasenden Sprüngen und wildem Jubel seinen Sieg feiert, genießt wie beim Klange süßer Musik im glänzenden Ballsaal das geschmückte glückliche Paar, dessen rhythmische Bewegungen die Figuren der schmelzenden Melodie zu malen scheinen. Der Kunstkenner, welcher Tausende hingab für den Besitz eines schönen Werkes, welcher betrachtend, in seinem Anblick verloren dasteht, genießt, und daß er so genießen lernte, daß die Zeit seinen Durst nach Genuß zu stillen vermag, das ist, meine ich, nicht ihr Fehler, sondern ihr Vorzug.

Arbeit und Fleiß charakterisirt unsere Zeit; auf wunderbare Weise wirken in ihr Ehrgeiz, die Sucht nach Besitz und Genuß zusammen, um den Stoff des Genußes anzuhäufen. Man arbeitet für den Genuß Anderer um einst selbst genießen zu können, und so entsand der Luxus, dieser glänzende Sohn der Arbeit, der freien Arbeit.

Auch frühere Zeitalter kannten den Luxus, aber damals war die Arbeit, seine Mutter, noch Sklavin, und durfte ihren herrlichen Sohn nur in die Palläste der Reichen führen. Heut ist er in allen Schichten der civilisirten Welt bekannt, schmückt das Stübchen des Gewerksmannes, der Arbeiterin mit dem freundlichen Schimmer eines verhältnißmäßigen Ueberschusses, und durchdringt die Handlungen der Wohlthätigkeit wie die der Gerechtigkeit. Denn wo die Menschenliebe ein Armenhaus baut, ist es ein Schloß, und wo eine Strafanstalt für Verbrecher sich erhebt, sehen wir einen Palaß.

Dort sagt ein Jüngling, dort ein Familienvater der Heimath und seinen Angehörigen Lebenswohl um in die neue Welt hinüber zu segeln und Schätze zu gewinnen, sei es durch Goldgraben oder durch Arbeit auf anderm Felde, die oft nicht minder beschwerlich ist. Sein Verstand sagt ihm, „du mußt arbeiten, du mußt entbehren um einst genießen zu können.“ — Alles, was dem Leben Reiz und Annehmlichkeit giebt, kann durch Arbeit erlangt, durch freie Arbeit erworben werden, und sehr ungerecht müßten wir sein, wollten wir leugnen, daß der Menschengeist in unsern Tagen bereits auf der Höhe der Bildung steht, in der Arbeit Genuß zu finden.

Vielleicht entgegnet mir Mancher: „Ja, der Gebildete mag genießen, seine Genuße erniedrigen nicht die Menschennatur, aber die rohe Masse, die in der Befriedigung elender Leidenschaften Genuß sucht.“

Paßt sie; geht deshalb die Masse des Volkes nicht verloren, unmerklich bildet auch bei ihm der Sinn für das Höhere sich aus, sobald das Höhere ihm zugänglich gemacht wird. Je mehr der Kreis seiner Begriffe sich erweitert, nehmen auch seine Wünsche eine höhere Richtung und es lernt seine früheren Genuße verachten, sobald es edlere begreifen lernt.

Unsere Zeit ist eine gute, eine große, die den Keim jeglicher Vollendung in sich trägt; nicht das blutige Glück eines Eroberers hat sie zu ihrer Größe erhoben, sondern die Sonne des Friedens hat ihre herrlichen Strahlen: Wissenschaft, Kunst und Wohlthätigkeit so schön entfaltet. Das Eisen, das sonst zu Schwerdtern geschmiedet, im Dienst des Krieges stand, schließt jetzt das Band des Friedens um die Länder, und bald wird der eiserne Ring zusammengefügt sein zur Vermählung der Nationen.

Unsere Zeit mag genußsüchtig sein, aber sie ist es unter der Herrschaft der Vernunft. Wo findet sich heut ein Reicher, der sein Gut verschwelgt, ohne an die Zukunft

zu denken? Er wuchert damit, entbehrt auf gewisse Weise, damit ihm die Mittel zum Genuß nie fehlen mögen, wie der Unbegüterte arbeitet, sich diese Mittel zu verschaffen. Das ist die Genußsucht unserer Zeit.

Tablet nicht unsere Zeit, rechnet ihr nicht als Bergehen an, daß sie aus der Epoche kindlichen Unbedachts zur Reife des vollen Bewußtseins sich entwickelt, daß sie verständig und nützlich geworden.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Genießet die Früchte unserer Zeit; Friede, Schönheit, Wohlthätigkeit und sagt dann, wenn ihr das Herz habt — Es ist eine schlechte Zeit!

[1860]

Marie Barrer.

Schule und Haus.

Fünftehnter Artikel:

Frühreise.

O die Jugend! die süße Jugend! senzen wir Alle, wenn dieselbe dahin. Und dennoch — wenn sie da, wenn der Jugend hell schimmerndes Gewand uns umflattert, wenn der Kindheit Rosenthore uns geöffnet sind — wie beilien wir uns, dies Glück hinter uns zu haben. Das ganze Leben ist nun einmal ein Gehen und Drängen nach dem Entfernten, ein ruheloses Wandern. —

Mir aber will es scheinen, als ob Eltern und Erzieher sich verübigen, wenn sie Kindern das Glück der Kindheit zu verkümmern suchen; als ob sie Unrecht thäten, diese Lebensknospen frühzeitig zum Blühen und Fruchttragen zu reizen. — Und arbeitet unser ganzes Erziehungswesen nicht darauf hin? Wo sind sie geblieben, alle jene unschuldigen heiteren Kinderspiele; jene Lieder voll kindlicher Naivität? Sieht man die Jugend gegenwärtig noch so recht nach Hergenzlust spielen? Ist nicht der Kinder ganzes Treiben ein Nachäffen der Lebensweise der Erwachsenen?

Wie selten findet man gegenwärtig noch ein frisches, rothwangiges Kindergesicht! Die meisten sind bleich, vor jedem Lustzug erschredend; verumtelt und eingehüllt in Pelz und Mäntel, wenn eine Schneeflocke vom Himmel fällt; mit Schirmen und Schleiern bewaffnet, wenn die Sonne freundlich am Himmel steht.

Und alles Dieses würde noch hingehen — wenn nur die unglückliche Sucht nicht wäre, in jedem Kinde ein ungewöhnlich frühreifes Genie zu erblicken.

Sehen Sie, da wohnte vor länger als zwanzig Jahren, auf kurze Zeit bei mir ein so frühreifes Wunderkind, ein zehnjähriger Claviervirtuose, mit dem der Vater von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zog — überall Concerte gebend. Die Fertigkeit des Kleinen war Erstaunen erregend — und Hoch und Niedrig beeilte sich, dem kleinen Schmeichelhafes zu sagen. — Ich wurde der Geschichte nicht froh. Den ganzen Tag fast mußte der Knabe üben. Und das Kind spielte, spielte von früh bis spät — bis die Finger erlahmten — und das Auge sich mit Thränen füllte. Nicht innerer Trieb drängte es zum Spielen — sondern die Furcht vor dem Vater, der sein kleines Vermögen der Ausbildung des Sohnes geopfert — und der Dürft nach Auszeichnung. Der kleine Virtuose feberte bei dem Gedanken, öffentlich aufzutreten, gelobt und belauscht zu werden. Das Kind hatte bereits seine Jugend, das Glück der Kindheit verloren. Nur einmal sah ich dies entschwendene Paradies in seinem Herzen aufblühen, in seinen Augen leuchten. Der Vater war ausgegangen, seine Rückkunft nicht so bald zu erwarten — und statt Noten gab ich dem Kinde eine Schachtel bleierner Soldaten. Ach wie glücklich, wie so unendlich glücklich war der Knabe. Er spielte, er spielte — und war ein Kind. Jetzt ist der Knabe längst erwachsen — sein Name wird noch zuweilen in den Zeitungen genannt, sein Portrait hing kurze Zeit an den Schaufenstern der Kunstläden — aber seine Compositionen sind gehaltlos — seine Kunst eine Künstelei, eine Fingerfertigkeit. Er spielt — wie ein Automat. Er hat das Glück der Jugend nicht gehabt — er war niemals Kind im echten Sinne des Worts. Er hat das Schöne des ganzen menschlichen Lebens nicht gekannt, nicht genossen. Ruhelos jagt er von Stadt zu Stadt, von Land zu Land — immer stürzend, seinen künstlich erzeugten Ruhm zu verlieren. Ist es mit allen übrigen sogenannten Wunderkindern anders? — Ich höre es im Geiste, wie Sie mir jurufen: Mein Kind soll nie öffentlich aufzutreten, ich will auch denselben keinen Künstler, keine Künstlerin machen. — Sie denken es. Und dennoch nacheln Sie ihr eigen Kind unaufhörlich an, mit seinen Kenntnissen und Fertigkeiten zu glänzen; Sie ziehen es zu allen Gesellschaften, damit es wegen seines Clavierpielens bewundert und gelobt werde; Sie suchen Alles hervor, um mit Ihrem Kinde zu glänzen. — Arme Mutter! Du erkaufst diese Frühreise Deines Kindes — durch den Verlust der Jugend desselben; Du nimmst ihm die Zufriedenheit des Herzens, das schöne Glück, in der Arbeit selbst, in der Hervorbringung eines Werks nur die wahre Freude zu suchen und zu finden. Ein Kind der Art thut nichts aus innerem Trieb — es hascht und jagt nur nach dem Lobe Anderer, nach den Fata morgana Bildern der Eitelkeit, der Selbstsucht und des nichtigen Strebens. Solche Frühreise ist ein Mehlthau dem Herzen; es ist ein Bärenspiel, bei dem das Glück des Lebens auf dem Spiele steht. — Auch ein Kind hat ein Recht, das nicht ungestraft angetastet werden darf. Gönnen Sie Ihrem Kinde das Spiel und die Zerstreungen der Jugend — und bewahren Sie es vor unzeitiger Reife. — Auch hier findet der Ausdruck des Herrn seine Berechtigung: „Wenn Ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet Ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

20591



Die Hand.

In den beneidenswertesten Gaben der Natur gehört unstreitig eine schöne Hand und sicher ist sie eben so selten, als ein schönes Gesicht im höchsten Sinne des Worts. Wer die Hand als einen nebenwärtigen Theil menschlicher Schönheit betrachtet, sie der Pflege nicht werth hält, sie gleichsam nur als dienenden Sklaven behandelt, statt ihr, als einem Theil seines Ichs die sorgsamste Beachtung zu widmen, ist in großem Irrthum befangen. Ich möchte fast behaupten, kein Glied des Menschen sei charakteristischer als die Hand, und wer mit einigermaßen denkender Beobachtung bei ihr verweilt, wird ihr Ausdruck und Physiognomie zugestehen müssen; ja, mehr als das — eine Seele. — Hier werden meine Leserinnen mich poetischer Uebertreibung zeihen, und doch kann ich meine Behauptung höchstens dahin ändern: Die Hand ist ein so edles Werkzeug der Seele, daß der Wunsch, dieses Werkzeug schön zu erhalten, sehr verzeihlich, oft sogar pflichtmäßig erscheint. Welcher Zauber liegt in der Verklärung einer weichen, warmen Hand; jeder Liebesdienst, von einer solchen erzeigt, wirkt wohlthuernder, als der gleich-, welcher uns durch die helfende Bemühung kalter, rauher Hände zu Theil wird.

Wie schon gesagt, sind wirklich schöne Hände eine seltene Gabe der Natur auch beim weiblichen Geschlecht, wie jede Vollkommenheit; doch kann durch Sorgfalt und Ausdauer auch hier manche Unschönheit gemildert, manche Anmuth zur Schönheit ausgebildet werden durch Schonung und sorgsame Pflege.

Es giebt Hände, durch die Natur schon so mit allen Bedingungen der Schönheit ausgestattet, daß bloße Reinlichkeit genügt, sie schön zu erhalten. Hände, auf welche weder Wechsel der Luft, noch harte Arbeit einen nachtheiligen oder verunstaltenden Einfluß üben, doch solche gehören zu den Ausnahmen; in der Regel verlangen die Hände, um Weichheit der Haut und gefällige Form zu bewahren, die aufmerksamste Pflege und Berücksichtigung. Diese Pflege in vielen Wäschen zu suchen, wäre jedenfalls ganz irthümlich, dagegen mäßiges Waschen, abwechselnd mit Mandel- oder Haselnußöle und milber brauner Wundrose die Hände sehr vortheilhaft ist, besonders wenn man sie durch reines Wasser gleich darauf wieder von den scharfen Substanzen befreit, welche die Seife daran zurückgelassen.

Nicht jede Haut verträgt häufiges Waschen mit Seife, manche wird dadurch rauh und spröde, Mandelöle erhält die Haut milber, doch ist auch bei Gebrauch dieses Mittels zu rathen, sogleich nach dem Waschen Handschuhe anzuziehen, und diese, wo möglich, eine halbe Stunde auf den Händen zu behalten.

Vor dem Schlafengehen reibe man die Hände mit Hirschthalg, aus welchem man durch Zerschmelzen und Hinzuthun ewiger Tropfen wohlriechenden Oeles eine Pomade bereitet, und ziehe dann zur Nacht leberne, nicht sehr anliegende Handschuhe darüber.

Noch eines sehr einfachen Mittels zur Reinigung der Hände muß ich hier erwähnen, weil es mancher Haut vielleicht mehr zusagen möchte als Seife. Es ist dies weiße Brodfrumme mit etwas Zitronensaft betröpfelt.

Zum Waschen bedient man sich des Schnee- oder Regenwassers, oder des abgekochten, wieder erkalteten Quellwassers.

Händen, welche durch harte Arbeit rauh geworden, ist oftmaliges Baden in einer Abkochung von Weizenkleie sehr zuträglich; nur muß dieses Wasser lauwarm sein, die Reste der Kleie müssen jedesmal mit guter Seife abgewaschen, und die Hände dann vollkommen trocken gerieben werden an einem reinen Tuche. Das Einreiben der Hände mit Hirschthalg-Pomade und das Anlegen der Handschuhe bei Nacht und nach jedesmaligem Waschen ist für solche, früher vernachlässigte Hände besonders Hauptfache.

Die angenehme Form der Hände ist, zum großen Theil wenigstens, von der Gestalt und dem Aussehen der Nägel abhängig, deren sorgfältige Behandlung wir also unseren Leserinnen empfehlen. Sie müssen stets rund, nie zu kurz geschnitten sein, ungefähr so, daß der weiße Rand oben die Breite eines halben Strohhalmes behält. Daß die höchste Reinlichkeit der Nägel Bedingung einer schönen Hand ist, bedarf kaum der Erwähnung und bedient man sich zu diesem Zweck am erfolgreichsten einer guten Nagelbürste. Nagel-seilen zur Beseitigung der Unebenheiten zu brauchen ist nicht rathsam, weil die Nägel leicht dabei krepfen, um so wichtiger aber ist das Zurückschieben der Haut am unteren Ende des Nagels; es geschieht dies täglich, am besten nach dem Waschen vermittelst des Handtuchs, in der Weise, daß am Schluß des Nagels stets ein kleiner, heller, sichelörmiger Streif sichtbar bleibt.

Um das Plattwerden der Nägel zu verhindern, ist es gut, sie täglich etwas zusammenzudrücken.

Junge Mädchen leiden häufig an erkornen Händen, weil sie in der Regel zu unüberlegt sind, diesem Uebel durch Vorstich aus dem Wege zu geben. Dagegen giebt es nun allerlei Mittel. — Schnee — heißes Wasser — heißende Substanzen, Vitriolsalbe u. dgl. Zu solch scharfen Mitteln wie das letztere würden wir nie rathen, dagegen ist das Waschen erkornen Hände mit Kampferspiritus stärkend und heilsam, doch muß es, wenn es wirksam sein soll, auch im Sommer, obgleich mäßiger, fortgesetzt werden, bis das Uebel gänzlich gehoben ist. In späteren

Jahren bleibt es bei nur einiger Schonung der Hände von selbst weg, da die natürliche Disposition dazu milder ist als in der Kindheit und Jugend. Am besten ist es jedenfalls, durch fleißiges Einreiben mit Hirschthalgpomade und durch Tragen von Handschuhen dem Erfrieren der Hände im Winter vorzubeugen, denn der Frost ist für die Form derselben stets nachtheilig, treibt die Knöchel auseinander und bringt Unebenheiten hervor, welche sich selten ganz beseitigen lassen.

Vielleicht giebt es unter unsern Leserinnen Manche, für die dieser Artikel — um sonst geschrieben ist; Manche, die, ohne Dienerin zu sein, aus Nothwendigkeit, Pflicht oder Rücksichten des Herzens sich zu Arbeiten verzeihen, welche mit Schonung der Hände geradezu unverträglich sind. Die Mutter, Tochter, Schwester oder Gattin, welche für die Behaglichkeit der Ihrigen arbeitet ohne Berücksichtigung der eigenen Schönheit, mag immerhin über ihre rauhen gerötheten Hände sich trösten, die sie zwar des Anspruchs auf den Titel einer eleganten Dame berauben, als Ersatz für diesen Verlust ihr aber die Achtung der Ihrigen sichern. Leicht möglich sogar, daß der Ruf auf eine weibliche Hand, die im Dienste der Liebe ihre Feinheit verlor, welche arbeitete, damit Andre ruhen konnten, inniger und dankbarer ist als der auf eine sammetweiche Hand, welche ihre Schönheit mit verkümmerten Pflichten erkaufte.

[2053]



Der Gang ist die Physiognomie des Körpers; und wie wir in einer früheren Nr. bereits die Worte eines geistreichen Franzosen anführten, daß aus der Wahl der Farben, man auf die Gemüthsstimmung, auf den Charakter einer Frau sichere Schlüsse zu ziehen im Stande sei; so behauptete derselbe auch, daß aus der Art der Körperbewegungen, aus der Haltung desselben, man das Innere des Menschen beurtheilen könne. Die Ruhe ist das Schweigen des Körpers; die Bewegung seine Sprache. Der Gang verräth welchem Geschlecht, welcher Kunst, welchem Handwerk der Mann sich gewidmet hat; der Gang bekundet bei der Frau ob sie geistreich oder nicht. Wer seine Glieder heftig bewegt, verräth eine schlechte Erziehung. Während jedoch tugendhafte Frauen, zumeist edle Bewegungen zeigen, sind bei Frauen der entgegengesetzten Richtung dieselben mehr oder weniger grazios, abgerundet. —

Die Kaiserin Maria Theresia hatte unter den Prinzessinnen eine Wahl zu treffen. Sie hatte dieselben nicht sprechen hören, aber aus dem Wagen steigen sehen — und entschied sich für diejenige die ungezwungen, natürlich ausstieg. Denn, sagte sie, diejenige die einen falschen Tritt beim Aussteigen hat, muß links, unbeholfen sein; während die Jungfrau muthwillig und leichtsinnig ist — denn sie beachtete den Wagentritt nicht, sondern übersprang denselben. —

Schöne, graziose Frauen neigen das Haupt ein Wenig nach der linken Seite, wie es Männer: Byron, Friedrich der Große auch gethan; nie werden sie jedoch laut und freudig sprechen; denn eine durch Anstrengung gesteigerte Stimme ist unschön — und verräth wenig Geschmac.

Ehedem war es in Frankfurt am Main und andern Wetterauischen Städten gebräuchlich, erzählt uns das Frankfurter Sagenbuch von K. Enslin, daß wenn ein Dienstmann eine Jungfrau sah, die ihm gefiel, er sich nicht an sie selbst wandte, um zu erfahren, ob er auch ihr gefalle, sondern er wandte sich an seinen Herren den König und erbat sich von diesem jene Jungfrau zum Weibe. Genehmigte der die Bitte, so erschien vor dem Hause der Jungfrau ein Marschall als Freiwerber im Namen des Königs und that sein Begehren in Reimen kund. —

Und damit war die Ehe so aut wie geschlossen, die Braut und ihre Eltern mochten wollen oder nicht. Im Jahre 1232 wurde, auf Bitte des Schöffen Johannes von Goldstein, dieser Gebrauch von König Heinrich, dem Sohne Kaiser Friedrich II. aufgehoben.

Die westliche Küste von San Salvador zwischen Acapulco und Ixcab, führt den Namen „Costa del Balsamo.“ Hier gewinnt man zumeist, von dem Balsambaum, jenen Balsam, der in Europa unter dem Namen, peruvianischer Balsam bekannt ist. Man gewinnt denselben dort, auf ähnliche Weise, wie bei uns die Pecher das Harz aus den Nadelholzstämmen gewinnen. Man bringt dem Baum durch scharfe Messer einzelne Wunden bei; verstopft diese Wunden mit Baumwolle — und wirft diese, nachdem sie von dem austretenden Saft durchgogen sind, in kochendes Wasser. Die Hitze scheidet den Balsam von der Baumwolle, den man hierauf in Flaschenfüßchen füllt — und zum Verlaufe vorbereitet. Man rechnet, daß die so gewonnene harzige Substanz, wohl jährlich an 20,000 Pfund beträgt und wird das Pfund dort mit 1 Flor. 15 Kr. rh. bezahlt. Der meiste dort gewonnene Balsam wird nach Peru verkauft, von wo er seinen Weg erst nach Europa nimmt.

Erhaltung der Radieschen im Winter. Durch folgende Mittel lassen sie sich selbst bei der strengsten Kälte den Winter über erhalten. Man weicht den Samen in warmes Wasser, und legt sie auf die oben beschriebene Art an die Sonne oder an einen hinreichend warmen Ort, damit sie keimen, erwärmt die beiden Linsen, füllt eine verfehlten mit gut gedüngter Erde an, sät den Samen hinein und deckt die andere Linsen darüber, dabei muß man die Erde, so oft als es nöthig ist, mit warmem Wasser begießen. Die beiden Linsen, welche einander genau bedecken müssen, trägt man in einen Keller oder in ein warmes Gewölbe und nach 14 Tagen kann man einen guten Salat abschneiden.

Wasserflaschen zu reinigen.

Trinkwasser, welches sehr kalkhaltig ist, bekleidet die inneren Wandungen der Wasserflaschen mit einem weißgrauen, erdigen Ansatze, der fest haftet und dem Auge einen widerlichen Anblick gewährt. Schütteln mit Schrot, Sand u. dgl. hilft nicht und ist der Ansatze hierdurch schwer zu entfernen, allein etwas gewöhnliche Salzsäure löst denselben schnell auf, und Nachspülen der Gefäße mit Fließpapier und Wasser macht dieselben wieder vollkommen rein und glänzend.



Erstes Räthsel.

Eine Mutter mit sechs Töchtern sollst du mir, o Leser, nennen; Will dir die Mutter wohl beschreiben, daß du leicht sie magst erkennen. Erst die Mutter: Wonnestränen strahlt ihr Blick im Kreidenschimmer; Alles trägt nach ihr Verlangen, doch auf Erden weiß sie nimmer; Selten auch hat sie ihr Hüßhorn über Stiermilch ergossen — Für die Dauer seines Lebens hat noch Keiner sie genossen.

Nun die Töchter: A., die erste, reizt nimmer dein Verlangen, Denn von ihrer Mutter Gaben hat nicht eine sie empfangen. Rührig ward ihr jugendliches das Rothwendigste im Leben, Von den bürstigten der Lappen sind die Glieder ihr umgeben. Dennoch sucht sie o!, mit Hülffern diese Lappen zuzudecken, Ober in geborgtem Glanze ihren Mangel zu verdecken.

B., die Zweite, weiß hingegen Herz und Auge zu entzücken; Ihr gelang's durch mächtig's Reize manchen Weisen zu verücken. Bald im bürstigten Gewande siehst du sie, bald reich gekleidet, Doch sie wird ob ihrer Reize stets bewundert, stets beneidet.

C., die Dritte hoch und vornehm, siehst du freundlich hoch verehren Mit den Kerzchen und Örlingchen, sie zu küßen, zu belehren.

D., die Vierte, kann nicht schweigen, spricht mit Lust und ungezwungen, Sigtet Wonn' und Weinberauschten auf den Lippen, auf den Zungen.

E., die Fünfte, ist nicht pünktlich, läßt im Stiche oft die Leute, Soll sie etwas thun, so spricht sie: „Morgen, morgen, nur nicht heute!“

F., die Sechste, die letzte Schwester mag ich ganz und gar nicht leiden, Finster harret sie vor sich nieder, nennt die Welt „das Thal der Leiden.“ Ost mit A., der ersten Schwester, siehst du Hand in Hand sie wandern, Manchmal geht voran die Fünfte. — Leser, halt es mit den Andern.

Zweites Räthsel.

„Ich bin ...!“ erzählt du, und erschrocken fragen Dich Deine Freunde, wie es abgelaufen, Und ob Du schlimme Folgen nicht befürchtest?
„Ich habe ...!“ ist der seltsame Gedanke, Der koltes lächeln auf die Lippen jaubert Der jungen Schönen, die vom ersten Balle Ermüdet heimgekehrt, — der Süßnetzelbin, Der die entzückte Menge Bestallt prenet.
„Er ist ...!“ so jammert laut des Kriegers Mutter, Des Kriegers Braut; — sie ringen wild die Hände.
„Ihm har's ...!“ spricht trübend da der fromme Pfarrer, Nach Oben blickend; „Rehm's in Demuth hin!“
„Sie sind ...!“ so murmelt mit unwohler Stirne Der Altienpeltulant, O treulos' Glück!
„Ich muß ...!“ so denkt gar lähn und zuversichtlich Der junge Stutzer dort mit kraulen Focden Und sein gebrechtem Schaurbart; „oh ich muß, Wie soll' ich nicht ...? Auf Taille, ja, ich muß ...!“ [3072]

Vorstehende zwei Räthsel sind uns mit den nachfolgenden Beigleiten, welche abzudrucken wir keinen Anstand nehmen, anonym überliefert.

Sieber Dazar!

Vater Rud, der würd'ge Alte, hat mein ganzes Herz gewonnen, So zum Ebery hab' ich ein kleines Seitenstück dazu erkronen. Es ist Mühe von mir, ich weiß es, den Versuch Dir anzutragen, Doch, Du bist so mild und freundlich, wiehst mir Rücksicht nicht vertragen. Kannst mein Räthsel Du nicht brauchen, sieh, ich bin nicht böß' barüber, Doch in Deines Blattes Epalten — sag' ich Anb'ches Ding es lieber!

P. S. Habe, wie Du siehst, ein kleines Räthsel noch hinzugefügt, Das schon lange ganz vergessen hier in meinem Schränkchen liegt. Dachte einst so, wie vertrieben wir dies Wort verheßen können, Schrieb dann süß das Räthsel nieder. Willst Du ihm ein Plätzchen gönnen?
Deine Verehrerin
Emilie C.

Wir glauben keinen Widerspruch zu finden, wenn wir nicht allein in unserm, sondern auch im Namen der Leserinnen die geehrte Verfasserin bitten, den Dazar öfter mit ähnlichen Zusendungen zu erfreuen.
Die Redaction.

Auflösung des Rebus aus Nr. 3.

Man tanzt nur noch dann und wann Polka in höhern Zirkeln von Paris.



Selbst das glücklichste Leben windet sich oft zwischen Dornen und engen Gohlwegen. Wohl denen, welche die nöthige Geduld zusammenfassen und sich vor Schwindel und Leichtsin in Acht nehmen — denn gemeinlich folgt jeder mühseligen Stelle, zur Belohnung des Wanderers, eine Anhöhe voller Sonnenglanz oder Sternenschein, wo der Blick sich aufrichtet an der überstandenen Trübsal und an den Pächtern, welche herüberleuchten aus einer bessern Welt.

Wenn der Widerstand vergebens ist, unterwirft sich die Weisheit, die Thorheit sträubt sich, die Schwäche flagt, die Niederträchtigkeit schmeichelt, der edle Stolz erträgt und schweigt.

Die Schwere Last, nur gut gefaßt, wird leicht getragen. Die Weisheit wehrt nicht allen Flagen, Allein sie lehrt sie alle tragen.

Die Leiden des Lebens sind der mächtigste Glockenruf zur Religion.

Lebensschaffen sind die Winde, die unser Lebensschiff forttreiben, die Bernunft ist der Steuermann, der es lenkt. Das Schiff ränke still ohne Wind und Kiese ohne den Steuermann auf den Strand.

Die Blume der Liebe will mit Thränen begossen sein,

Am schönsten ist die Rose, wenn ihre Knospe bricht; So taat aus Fracht empor der Hoffnung schönsten Licht; Am süßesten glüht Rose vom Morgenhaue geachtet, Am lieblichsten blüht Liebe, wenn sie durch Thränen leuchtet.

Nur keinen Schwur im Schwere gelistet! Ich trau ihm nicht er ist ein hohles Wort; Ein Augenblick des überwaltenden Gefühls befehrt die spätern Jahre nicht.

Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.



An unsere Abonnentinnen.

Unsere Dessins zur Weißstickerei in Nr. 6 des Dazar: „zwei Taschentuch-Formbüden“ und „Tragen in engl. und franz. Stickerei“ möge eine Probe der künstlerisch schönen Ausführung sein, in welcher unsere Dessins für die Folge größtentheils geliefert werden sollen. — Diese Ausführung besteht im Wesentlichen in den bisher gebräuchlichen einfachen Contourzeichnungen, den großen Vorzug, daß sie die Stickerei in ihrer Fülle zeigen, erscheinen läßt, daß man also vor dem Beginn der Arbeit deutlich sieht, welches Bild die fertige Stickerei giebt.

Die Uebersetzung des Dessins auf Zeug, ist dieselbe wie bei den bisher gebräuchlichen Zeichnungen, z. B. durch Copier-Papier u. s. w. In der Stoff, auf welchen das Muster übertragen werden soll, nicht gar zu dick, so legt man denselben einfach auf die Zeichnung; welche hinlänglich durchscheint um die Contouren nachziehen zu können. Hierbei ist zu beachten, daß man sich beim Durchzeichnen mit dem Rücken gegen das Fenster stellen muß, so daß nicht das Licht, sondern der Schatten des Körpers auf das Zeug fällt; dadurch treten die Contouren bedeutend schärfer hervor und lassen sich sogar durch ziemlich dichtes Zeug erkennen.

B. C. M. in Dom. — Wenn sich Raum findet, werden wir das Eingefandte benutzen.

Hr. W. v. G. in M. Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen. — Das Begehrte finden Sie auf dem Supplement zu Nr. 6 des Dazar, wenigstens glauben wir, daß der dort mitgetheilte Taillenschritt sowohl Ihren Wünschen, als Ihrer Gestalt entsprechend sein werde. Kleine Abweichungen in letzterer Beziehung werden sich ohne Schwierigkeiten beseitigen lassen. — Die Preise der aus unsrer „Notenmappe“ mitgetheilten und verprochenen Mustern angegeben, läßt sich nicht gut durchföhren, da dieselben in den verschiedenen Ländern zu sehr differiren.

Herrn L. in Gr. D. bei G. — Die Composition sowohl als der Text haben unsern ganzen Beifall. Wir versprechen den Abdruck.

Herrn F. W. S. in Breslau. Wir wiederholen unsere Bitte. — E. B. in P. Nicht durch ein Verlehen, sondern im Interesse der sämmtlichen Abonnentinnen. Den Grund können wir Ihnen hier nicht mittheilen. Fragen und Aermel folgen.

Hr. S. C. in Fr. Heute selbte noch der Raum; in Nr. 7 aber sicher. Hr. L. A. in P. Der Dazar wird im laufenden Jahrgange doppelt so viel Schnittmuster liefern, als in den früheren Jahrgängen. — Wenn Ihnen unsere Zeitung „beschnugt und gelesen“ zugeht, so tragen wir davon so wenig die Schuld, als es uns möglich ist, es zu verhindern. Nichten Sie Ihre Klage an die Buchhandlung oder an das Postamt, von welchem Sie die Zeitung beziehen.

Hr. Th. B. in C. Man hat sehr verschiedene Methoden, die Güte und Reinheit des schwarzen Luches zu erproben. Eine der sichersten ist folgende:

Man löse etwas Sauerleesäure oder sogenanntes Keesal in destillirtem Wasser auf, besuche einen Kork mit dieser Auflösung und bräue diesen dann auf das zu untersuchende Tuch. Hat die Wolle einen Indigogrund erhalten, und ist sie folglich gar färbig, so wird die Keesäure nach einigen Minuten einen grünlich-olivfarbenen Niederschlag auf dem Tuch hervorbringen; wurde das Tuch dagegen ohne Indigo und bloß mit Blauholz und Eisen- und Kupfervitriol schwarz gefärbt, so wird der Niederschlag, den die Keesäure erzeugt, eine dunkel-orangegelbe oder saßle Farbe haben.

Hr. B. C. in M. Trikol-Steine sind eine der besten Sorten unedler Edelsteine von röthlicher, gelber und purpurrother Farbe aus der Gegend von Bristol.

Hr. Baleska v. L. in W. — Die Tendenz unserer Zeitung versagt den Abdruck. — Schon die nächste Nummer wird den gewünschten „gefrähten Ueberwurf für kleine Kinder“ in Abbildung und Beschreibung bringen.

Hr. Aug. v. S. in Dr. — Erhalten und danken freundlichst; der Abdruck soll bald erfolgen.

An Hr. A. v. S. in C. — Der Mangel eines weiß lackirten Drahtgefäßes darf Sie keinesweges an der Ausführung des Perlenkörbchens (in Nr. 4 des Dazar) hindern. Ist ein solches lackirtes Gefäß bei Ihnen nicht zu haben, so lassen Sie eines von gewöhnlichem Draht aufertigen und umwickeln dasselbe mit weißer Baumwolle. — Der Zweck, den Trikolperlen eine weiße Unterlage zu geben, wird auf diese Art eben so vollständig erreicht, als durch das Lackiren des Drahtes.

Erster Rebus.

(Mütterliche Lehre.)

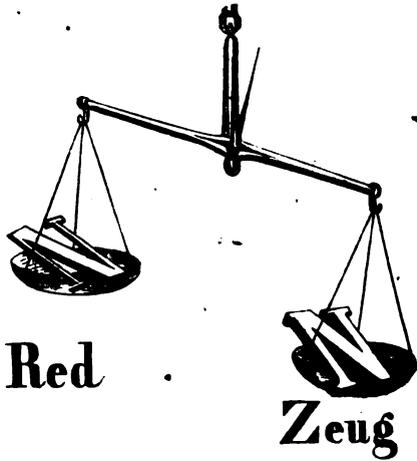


Rösselsprung-Aufgabe.

man	Rahn	auch	zel	der	fen,	See-	er
un-	Dur-	schiff	En-	ben,	treu-	dann	soß
um-	fi-	fern	Sturm	fas-	Die	Hut:	le
es	das	nes	so	gels	o-	nie	mag
der	to-	lehrt	Glück	und	in	rein,	im
uns	muß	nir-	ei-	nach	ver-	flut;	fen.
den,	durch	Her-	ge	seh'n	Re-	tief-	den
gen	end	wir	des	ßen	Blick	las-	bens

Zweiter Rebus.

(Spruch.)



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes an.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

No. 7. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer. Berlin, 15. Februar 1857. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. V. Band.

Pariser Moden.

Fig. 1. Promenaden Costüm. Robe von schwarzem Atlas; die Taille, auf der Abbildung nicht sichtbar, besteht in einem Jäckchen, dessen Schoß mit schwarz seidenen Fransen besetzt. Der grau und roth gestreifte Burnous, ist von einem neuen tuchartigen Stoff, dessen Leichtigkeit und Weiche ihn zu derartigen Umbildungen geeignet macht. — Hut von grauem Sammet, mit rothem Sammet und schwarzen Spitzen garnirt, an jeder Seite des Bavolets mit einer rothen und einer grauen Feder versehen.

Fig. 2. Anzug eines kleinen Mädchens. Rock von dunkelblauem Sammet, kurz genug um die Sticerei der weißen Batist-Beinkleider leben zu lassen. Jäckchen ebenfalls von Batist mit reich gestickter Verthe Schräg sind Ärmeln. Die Unterärmel bestehen aus drei kleinen Puffen und sind mit einem Gürtchen um das Handgelenk geschlossen. — Das Haar ist zurückgelammt und am Hinterkopf durch eine blaue Sammetstreife mit langen Enden verziert. Stiefelchen von dunkelblauem Sammet.

Fig. 3. Visiten- Toilette. Robe von gerippter Seide; der Rock à bandes besetzt mit facionierter Borte und pennee Sammetstreifen, welche Garnitur an der Taille und den Ärmeln sich wiederholt. Unterärmel von Mousselin mit Spitzen-Bolants und dreimaligem Zwischenfaß von Spitzen. — Hut von grünem Sammet, an einer Seite mit zwei grün und weißen Federn verziert. Im Inneren der Capote eine Blondenbürste und Seitenbouquets von Noosrosenknospen. Schleife von grünem Sammet.

Zwei Opfer.

Die kleine Novize.

Am 28. Dezember d. J. 1788 saß die verwitwete Marquise d'Artez, mit Irene, ihrer ältesten Tochter, allein in einem prächtigen Salon des Quartier Bellecour zu Lyon.

Irene las, ihre Mutter arbeitete an einer Filet-Mantille.

— Warum bin ich nicht eine Römerin! rief das junge Mädchen plötzlich aus.

— Mein liebes Kind, erwiderte Mad. d'Artez lebhaft, weißt Du auch, daß wenn Du fortwährend in dieser Aufregung bleibst, ich Deine klassische Lectüre den Flammen überliesere? Ich bin Französin und wünsche, daß auch meine Tochter Französin sei, d. h. liebenswürdig, geistvoll und heiter.

— Eine Tochter, welche Dir gleicht, meine theure Mutter.

— Daß man sich ein schlechteres Vorbild wählen könnte, ist gewiß.

— O, sage, daß man kein vollkommeneres finden kann! In diesem Augenblick öffneten sich die Flügelthüren des Salons.

„Die Superiorin des Klosters von St. Marie,“ meldete ein Diener in Eivree.

Mad. d'Artez wie ihre Tochter erhoben sich mit einem Ausruf des Schreckens.

— Ich bin es, Mama, jubelte ein kleines Mädchen von 11 Jahren, welche gekleidet in das Gewand der Nonnen von St. Marie, auf Mad. d'Artez zuellte.

— Was soll dies bedeuten! fragte die zärtliche Mutter, indem sie ihre Tochter umarmte — Warum dieses Kleid?

— Weil heut „das Fest der unschuldigen Kinder“ ist.

— Ach wie schön war es — wie glücklich ich war! Es ist großes Diner, Empfang und Gebet gewesen — o wenn Du gesehen hättest — wenn Du wüßtest —

— Wenn Du so fortfährst, wird uns sehr wenig von der Sache klar werden, sagte Irene — fange mit dem Anfang an.



Pariser Moden.

Gaston plauderte mit seiner Mutter in dem kleinen Raum, welcher als Salon diente; er verkündete ihr, daß er Willens sei, sie bald zu verlassen, um seinen Degen dem Dienste des Vaterlandes zu weihen, das einzige Mittel, sich wieder eine Stellung und seinen Kindern eine Zukunft zu schaffen. Seine verwöhnte Gattin sollte nicht das unfrühe Leben des Kriegers theilen, sondern mit den Kindern im sicheren Asyl bei der Mutter bleiben bis es ihm gelingen würde, die Seinen um einen heimathlichen Heerd zu versammeln.

Ungeachtet Mad. d'Artez mit fester Treue an dem alten Regime hing, billigte sie doch den Entschluß ihres Sohnes und erinnerte ihn an den Spruch, welchen der große Condé auf seinen Degen graviren ließ: „pour le roi souvent, pour la patrie toujours.“

Indessen erschien Ernestine. Ihre Toilette war zum Entzücken; aber sie bildete einen auffallenden Contrast zu der Einfachheit, welche sie umgab. Mad. d'Artez, die sich noch gern in die Zeit versetzte, wo sie selbst als Salon-Dame gegläntzt, nahm keinen Anstoß daran; Cecile aber empfand ein geheimes Unbehagen. Bei Tische an der Seite ihrer Schwägerin sitzend, wurde sie von dieser bald mit Fragen über ihre Lebensweise überhäuft.

— Mein Leben ist das allereinfachste, antwortete Cecile: ich beschäftige mich mit der Sorge für meine Mutter und mit den Kindern, die mir anvertraut.

— Mit welchen Kindern?
— Mit denen, welche meine kleine Schule bilden.

— Eine Schule? da hast Du Dir eine sonderbare Zerstreuung gewählt.

— Es ist auch weniger eine Zerstreuung, als eine ernste Arbeit. Die Arbeit, welche meiner Mutter den Lebensunterhalt verschafft.

— Und worin bestehen denn eure Vergnügungen? Man sagt doch, daß es daran in Frankreich jetzt nicht fehlt.

— Diese Vergnügungen können nicht für uns existiren, liebe Ernestine, Du wirst das bald genug selbst erfahren.

— Mein Gott! was soll da aus mir werden, wenn Gaston sich entfernt und mich hier zurück läßt, wie seine Absicht ist?

Diese Unterhaltung war mehr als hinreichend, Cecile einen vollkommenen Begriff von ihrer Schwägerin zu geben. Die Folge diente nur dazu, ihre traurigen Beschränkungen zu bestätigen.

Gaston reiste ab. Ernestine, anstatt ihre Pflichten als Frau und Mutter muthig zu erfassen, verbrachte die Zeit mit ihrer Toilette, die sie, für die gegenwärtigen Verhältnisse bis ins Lächerlichste ausführte, in Träumen von unerreichbaren Vergnügungen und Wehklagen über ihre traurige Existenz. Ihre Kinder, tobend und unfolgsam, ermüdeten sie, und Cecile's ernstes Wesen mißfiel ihr. Mad. d'Artez allein besaß das Talent ihre Langeweile zu beschwichtigen, indem sie mit ihr von der Welt sprach, deren Hiebe und Glanzpunkt sie einst gewesen und deren sie sich noch so gern erinnerte; auch war Mad. d'Artez ihres Alters und ihrer wankenden Gesundheit wegen einen großen Theil des Tages an ihr Zimmer gefesselt; sie sah daher nicht die ganze Wichtigkeit ihrer Schwiegertochter, ihr ward durch sie eine gewisse Frische verliehen; sie litt nicht von dem Lärm der Kinder, vor welchem sie zu bewahren, Cecile mit Mühe und Anstrengung gelang; so ward diese Vergrößerung der Familie ein wirklicher Trost für ihr Alter. Die zärtliche Mutter ahnte freilich nicht, daß dieser Trost ihr mit der Ruhe und dem Glück ihrer Tochter erkauft war.

— Traum meiner Kindheit, ist das Deine Erfüllung? rief Cecile zuweilen mit Niedergeschlagenheit. O mein friedliches Kloster, was ist aus Dir geworden!
Dieser Gedanke machte eines Tages ihre Thränen fließen; da ward ihr gemeldet, daß sie im Salon erwartet werde; sie beeilte sich herunter zu kommen; aber welche Ueberraschung! — eine Nonne, schon gebeugt vom Alter, breitete ihre Arme nach ihr aus.

— Meine Mutter, rief Cecile, sie umarmend, welcher glückliche Umstand führt Sie mir zu?
— Meine Tochter, antwortete die Nonne, welche keine

Andere war, als die alte Superiorin des Klosters von St. Marie, ich komme Dich zu holen.

— Mich holen?
— Ja, ich habe meine kleine Novice nicht vergessen; was man mir von ihr erzählt, läßt mich glauben, daß sie ihre Neigung nicht gewechselt hat, und ich komme sie zu fragen ob sie sich der Heerde beigesellen will, die ich zu sammeln ausbe, seit der Glaube unsrer Vorfahren wieder in seine Rechte eingesetzt ist.

Dank, Dank für dieses Andenken, meine Mutter, antwortete Cecile; aber Sie übersehen die Pflichten, die mich fesseln.
— Ich weiß, daß Deine Mutter der kindlichen Sorge

— O meine Mutter, was kann mein Opfer gelten gegen das, was meine theure Schwester Irene so heldenmüthig vollbrachte?

— Das Opfer Deiner Schwester Irene ist neben dem Deinen, was der Duft der Rose neben dem des Veilchens, und Euer beider Leben giebt den Beweis, daß im Herzen des Weibes der Keim zu jedem Heldenthum liegt, zu dem, welcher dem Tode entgegen fliegt; — und zu dem, welcher sich nicht scheut, das Leben täglich und stündlich den Seinen zum Opfer zu bringen.

[2126]

Agnes K.



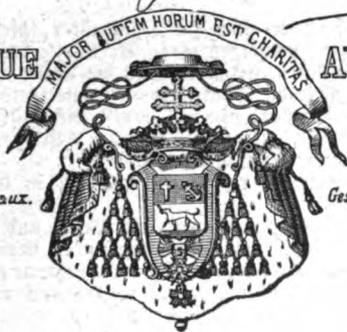
M. D. Auguste, archevêque de Paris

MARIE DOMINIQUE

AUGUSTE SIBOUR

ERZBISCHOF

VON PARIS.



Geb. d. 4. April 1792. in St. Paul - Trois - Châteaux.

Gest. d. 3. Jan. 1857 in der Kirche St. Etienne du Mont in Paris.

M. D. A. Sibour, Erzbischof von Paris.

† den 3. Januar 1857.

Es kann nicht unsere Absicht sein, das wohlgetroffene Portrait des unglücklichen Prälaten mit einer detaillirten Beschreibung der grauenvollen That zu begleiten, welche den würdigen Seelenhirten vor der Zeit seinem Beruf, seinem segensreichen Wirkungskreise entriß; denn alle Tagesblätter haben bereits seit der Stunde, in welcher das Verbrechen geschah, das Schauerbild vor den Augen der Zeitgenossen aufgerollt; wir haben den Mörder das Messer in's Herz seines Opfers stoßen, wir folgten dem feierlichen Leichenzuge, welcher den Ermordeten vom erzbischöflichen Palast nach Notre-Dame in die Gruft geleitete, wir sahen aus dem prahlerischen Selbstgenügen des Mörders, wie furchtbar die Macht des Fanatismus auch noch in unserm erleuchteten Zeitalter.

Jean Louis Berger ist der Name des Mörders, dessen ruchlose Hand ein leider nur zu geschicktes Werkzeug seiner racheglühenden Seele war. Seines Amtes als Priester entsetzt, mit dem Interdict belastet, hatte er vom Erzbischof vergebens eine günstige Aenderung seiner Lage erwartet und gefordert; in seiner Erwartung getäuscht, mordete er den vermeintlichen Feind in der Kirche St. Etienne du Mont im Augenblick, als dieser die Sakristei betreten wollte.

Der Erzbischof von Paris, Marie Dominique Auguste Sibour, in St. Paul - Trois - Châteaux, am 4. April 1792 geboren, wirkte als Geistlicher an verschiedenen Orten in immer höheren Aemtern, bis 1848 nach dem Tode des Mgr. Affre er mit dem Erzbisthum von Paris betraut ward.

Der 3. Januar, der Tag an welchem in der Kirche St. Etienne du Mont das Fest der heiligen Genesiba eröffnet werden sollte, ward der Todestag des Erzbischofs. — Auf Ersuchen der Geistlichkeit von St. Etienne ist sein Herz wieder zurückgebracht worden in diese Kirche, wo er in Ausübung seines Berufes so traurig endete. Die Leiche ward am 10. Januar, wie schon bemerkt, in der

Notre-Damekirche feierlich bekrattet, in der Gruft, welche seit Napoleon I., welcher sie bauen ließ, die Grabstätte der Erzbischofe von Paris geblieben ist.

Die Kirche verlor in dem Erzbischof Sibour einen ihrer treuesten Diener, die Bedürftigen einen Wohltäter, der sich nicht begnügte nur kirchlichen Segen in Worten zu spenden, sondern auch der irdischen Noth seiner Mitgeschöpfe Theilnahme und Hilfe nicht versagte.

Kaiser Napoleon III. schätzte seinen Charakter sowohl als seine geistigen Gaben, und bewies ihm sein Vertrauen durch wichtige Missionen.

Todtenmessen wurden für den Ermordeten angeordnet und die Geistlichkeit von Paris wallfahrte neun Tage lang nach der Kirche St. Etienne, um für die Ruhe seiner Seele zu beten.

Hervorragende Eigenschaften im Charakter des Erzbischofs Sibour waren Toleranz und Humanität. Ein inniges Verständniß des Christenthums, verbunden mit einer hohen Intelligenz und Würde des Charakters machten ihn seines hohen Amtes werth, welches er mit erster Gewissenhaftigkeit verwaltete.

[2130]

nicht entbehren kann, aber Gott hat ihr an Deiner Stelle eine zweite Tochter zugesührt. —

Cecile verstummte, doch da die würdige Superiorin ihr ganzes Vertrauen besaß, entschloß sie sich, ihr ein Bild ihres Lebens zu geben, wie es sich gestaltet, seit ihre Schwägerin unter ihnen lebte.

— Nein, meine Mutter, sagte Cecile endlich, ich kann jetzt nicht daran denken, den liebsten meiner Wünsche zu verwirklichen; meine Mutter wird meiner bis zum letzten Athemzuge bedürfen; diese drei Kinder, welche ich liebe und welche eines Tages vaterlos sein können, fordern von mir die Sorge, die Zärtlichkeit, die Erziehung, welche ihre Mutter ihnen nicht zu geben weiß. Sie sehen, meine Aufgabe ist groß, aber Gott wird mir gnädig helfen sie zu erfüllen bis ans Ende.

Die Nonne war zu bewegt um antworten zu können — zärtlich zog sie Cecile an ihr Herz und ihre Thränen flossen in einander.

— Meine Tochter, sagte sie nach einem Augenblick, Gott hat eine schönere Krone für Dich, als je eine Nonne von St. Marie erringen kann. — Muth denn! bringe Dein Opfer.

neres hölzernes Gefäß gestellt, daß der Zwischenraum zwischen beiden 1/2 Schuh beträgt; auch muß das innere Gefäß nicht auf dem Boden des äußeren, sondern 2 Zoll hoch davon entfernt stehen. In dem Boden des Einfaßgefäßes wird eine kleine Klappe angebracht. Der Zwischenraum zwischen beiden Gefäßen wird mit gröblich gestoßenem Kohlenpulver dicht angefüllt, und das Ganze erhält seinen festen Aufenthalt in einer Grube eines kühlen Kellers, in welche er bis auf drei Viertel seiner Höhe eingelassen wird und nicht unmittelbar auf dem Boden, sondern auf ein paar Sparren steht. Das innere Gefäß braucht nur mit einem Deckel bedeckt zu sein, den man überdies noch mit einem Saal gröblichen Kohlenpulvers bedecken kann. Hierin hält sich das Eis außerordentlich gut, und will man irgend etwas abkühlen, so hat man nur an den Deckel einige Hasen innen anzubringen, an die man die abzukühlenden Gegenstände hängt. Das Eis, das bei der Gelegenheit schmilzt, fließt unten als Wasser zur Klappe heraus. [2119]

Verhütung des Schwarzflehens der Speisen in eisernen Gefäßen.

Man füllt die Gefäße mit lauwarmem Wasser und gießt unter beständigem Umrühren auf etwa 9 Quart dieselben 2 bis 3 Quentchen concentrirte Schwefelsäure tropfenweise hinzu, worauf die Flüssigkeit 2 Stunden stehen bleibt.

Nach dem Ausleeren des Topfes wird derselbe mit feinem Sande tüchtig ausgerieben und nochmals mit Wasser gefüllt, welchem man einige Hände voll feine Holzasche beigemischt hat. Dann läßt man auch dieses etwa eine Viertelstunde in dem Gefäße stehen und reinigt dasselbe mit klarem Wasser. Hierauf kann jede Speise darin gekocht werden, ohne Befürchtung sie zu schwärzen.

Wie wird Sammet gewaschen.

Einige Kindsgallen werden mit etwas Honig und Seife in weiches Wasser gethan, gekocht und fleißig umgerührt. Der Sammet wird auf ein reines angefeuchtetes Brett gelegt und mittelst eines Lappchens ziemlich stark befeuchtet; hierauf wickelt man ihn auf ein Mangelholz und rollt ihn, bis der Schmutz verschwunden ist; alsdann wird er durch reines Wasser gezogen, nochmals gerollt und endlich aufgehängt, damit er bald trocken wird.

Mit in Wasser erweichter und aufgetrockneter Hausenblase wird der trockene Sammet naß gemacht, zwischen ein Tuch geschlagen und so lange bis er trocken ist, gerollt und zuletzt mit einem Tuche wieder aufgerieben.

Essig zum Reinigen der Zimmerluft.

Man nimmt gewöhnlichen guten Essig und schüttet soviel lebendigen Kalk hinzu, als der Essig abzulösen im Stande ist. Wenn dann die Masse sich gesetzt hat, läßt man das Flüssige ablaufen und trocknet den Rückstand an der Luft oder dem Ofen. Nun bringt man diesen in ein Glas und gießt so lange Schwefelsäure darüber, als sich Dämpfe entwickeln. Diese Dämpfe sind das, was unter dem Namen aromatischer Essig bekannt ist.

Auf welche Weise werden eiserne Kochgefäße vor dem Einsetzen geküht?

Man wird gefunden haben, daß Pfannen, Töpfe und andere eiserne Küchengeräthe selbst durch Einsetzen nach längerem Nichtgebrauch die Unannehmlichkeiten besitzen, daß das inzwischen ranzig gewordene Fett sich nur sehr schwer von der Oberfläche entfernen läßt und leicht beim Gebrauch den Speisen einen unangenehmen Beigeschmack giebt. Folgendes Verfahren wird alle Hausfrauen dieser Sorge überheben. Man bestreicht die Gefäße im Innern mit einem Brei aus kohlensaurem Natron oder Soda, gerösteter Stärke und Wasser. Von der Soda und Stärke nimmt man ungefähr gleichviel. Das Rosten der Stärke geschieht auf dieselbe Weise, wie die Bereitung des braunen oder gebrannten Mehles zu Saucen. Hat man ein Gefäß mit diesem Brei überzogen, so ist es zu jeder Zeit schnell davon zu befreien, da ein bloßes Abwaschen mit Wasser genügt. [2124]



Unser Lebensweg steht auf beiden Seiten so voll Bäumen und Strauchente, daß ich mich wundere, wenn Einer müde wird.

Willst du ein Lebenslanger dich nennen,
Mußt du das Leben selber auch kennen;
Doch um das Leben ganz zu verstehen,
Dreißt es mit eigenen Augen gesehen.

Wie glücklich würde mancher leben, wenn er sich um anderer Leute Sagen so wenig bekümmerte als um seine eigenen!

Setze in keine Lotterien, bleibe zu Hause, geh und besuche keine großen Gastmähler, verbede die nicht durch lange Pläne dein Hauswesen, deine Ruhe, deine Bekanntschaft! Verachte das Leben, um es zu genießen! — Beschäftige die Nachbarschaft deines Lebens, jedes Stubendiebstahl, jede Gaffe und quariere dich, zusammenkriechen, in die letzte und häusliche Bindung deines Schredenhauses ein! Halte den Mund für das nachbarliche Gespräch über der Hausthür, die Freude für eine Stunde, den Schmerz für eine Minute, das Leben für einen Tag und drei Dinge für Alles: Gott, die Schöpfung und die Jugend!

Die best oft eine einzige Kugel von Menschen in Irzungen herum! es ist eben so unmöglich, mit einer Kugel, als mit einer Rinde, Blätter durchzukommen: Eine überdeckt den ganzen Menschen mit Fäden-Materie.

Nur der verliert Alles, der den Muth verliert.

Unter den Menschen und den Nordborer Aepfeln sind die glatten nicht immer die besten, sondern die rauhen mit einigen Warzen.

Der Reib genießt so wenig, wonach er strebt, als der Weiz; er schabet, wenn er gleich sich selbst nichts nützen kann. Welche vor ihm, wie vor einer Kohle, die, wenn sie nicht brennt, schwärzt. [2105]



Eingegangene Menigheiten.

Album aus Italien. Von A. D'orr. — Fester Grund. Gedichte von Julius Hammer. — Gedichte von Hermann Marggraf. — Harald Sängerkönig. Das ist das Lied von der Liebe Nacht. Von Curt D'walt. — Der Mattenlänger von St. Goar. Rheinische Klein- fährer Geschichte von Wolfgang Müller von Königswinter. — Gedichte von Robert Prus. Vierte Auflage. — Der Sonnenhof. Schauspiel in 5 Aufzügen von S. P. Mosenthal. — Biographische Miniaturbilder. Von A. W. Grube. Zweiter Band. — Frühling- nächte in Salamanca. Von Johannes Nordmann. — Glimmer von Schwarzburg. Roman von Levin Schilling. Zweiter Band. — Charitas. Roman von Ernst Frige. — Die Orphoboren. Roman von St. Friedrich. 2 Bde. — Friedrich Palm's Werte. Künstler und sechster Band. — Der Storch von Nordenthal. Ein wahrhaftiges Märchen, erlebt und erzählt von Ludwig Walckrode. Als eine, in anderer Beziehung für Damen bemerkenswerthe Er- scheinung nennen wir noch das in Verlage von Otto Janke in Berlin so eben erscheinende Werk der Frau Pauline von Falkenstein „Car- menta“, eine Sammlung 160 verschiedener Alphabete zum Sticken in modernem Geschmack. Wir wünschen den schönen Namenszügen recht viel kunstfertige Damenhände zur Ausführung. — Wir kommen auf dies Werk zurück. [2132]

Zweiter Rebus.



Auflösungen
der Räthsel, Rebus und Räffelsprung-Aufgabe in Nr. 5.

Erstes Räthsel: Die Mutter: Seligkeit.
Die Töchter: Armeligkeit — Folseligkeit —
Feuseligkeit — Rebseligkeit —
Saumseligkeit — Trübseligkeit.

Zweites Räthsel: „Gefallen.“

Erster Rebus: Ach Thessa, geringe Sorge läßt mit müthiger Seele sich leicht ertragen.

Zweiter Rebus: Ueberleben ist leichter als Überzeugen.

Räffelsprung-Aufgabe:

Die Seele rein, den Blick gelehrt nach oben —
So schiffst man sicher durch des Lebens Fluß,
Mag dann der Sturm auch unsern Kahn umtoben —
Wir stehn in eines Engels treuer Hüt: —
Im tiefsten Herzen muß es Wurzel fassen —
Soll nie und nirgend uns das Glück verlassen. —



R. v. A. in R. — Der Schnitt zu einem Lauma mit Capuchon folgt in Nr. 10 des Bazar. Das Kettenstück-Deffin (Supplement 2) über- trägt man auf weißes Seidenpapier, heftet dieses auf den Caschmir und näht, Zeug und Papier zusammenfassend, der Contour entlang. Das Papier dient: auf diese Weise zugleich zum Schutz des jarten weißen Stoffes und läßt sich nach beendeter Arbeit leicht neben den Säcken hinweg ziehen. Die Plattisch-Zweige müssen vermöge einer aus- geschnittenen Schablone mit feinen Bleistiftlinien aufgezeichnet werden. Nr. 6 des Bazar brachte 2 leicht auszuführende Taschentuch-Vorbüden. In Bezug auf die gewünschte Applications-Arbeit machen wir Sie vorläufig auf den heutigen Correspondenz-Artikel: An Fr. D. F. in S. — aufmerksam. Derselbe weist auf eine neue Applications-Arbeit hin, welche wir nächstens auf einem Placateller zur Anschauung bringen und später in größeren Deffins liefern werden.

Fr. Val. G. in A. G. — Ihre Anfrage können wir in jeder Beziehung nur vernennen; alle diese complicirten Nischenungen mögen im glücklichsten Fall nicht mehr, als ein einfaches ungeschickliches Pulver; in den meisten Fällen aber, namentlich wenn scharfe Bestandtheile vor- herrschend sind, ruinieren sie die Zähne. — Das einfachste und beste Zahn- pulver bereitet man, wenn man allgemohnere Brodrinde fast zur Kohle röstet, pulvert und auf 1 Loth dieses Pulvers eine Messerfülle voll Sodasalz hinzusetzt. — Ein recht reichliches und gutes Zahnpulver ist auch der gekochene Milchzucker, der in jeder Apotheke zu haben ist. Diese Pulver sind zwar billiger, als das von Ihnen angeführte, aber sie sind — besser.

Fr. v. B. in S. L. Nr. 6 brachte Ihnen 3 Deffins; sie sind sämmtlich reich und geschmackvoll und selbstverständlich ganz modern. — Wählten Sie darunter?

Fr. L. A. u. J. G. in S. — g. Vortrefflich gelungen.

Fr. Graf. G. in S. Nr. 5 des Bazar brachte Ihnen bereits die Beschäftigung.

Fr. G. v. F. in D. — Ihre in dem und eingefassten Artikel „Die Stellung der Frauen“ ausgesprochenen Ansichten stimmen so wenig mit der unsern überein, daß wir ihm den Abdruck verweigern müssen. — Ihre Arbeit erinnert uns an einen Brief, welcher, von einer Abon- nentin verfaßt, uns vor längerer Zeit mit der Aufforderung überreicht wurde, ihm dem Verf. eines im Jahre 1855 im Bazar abgedruckten (und näher bezeichneten) Artikels zu übersenden. — Dieser Brief mag im Auszuge hier seinen Platz finden; er paßt einigermaßen für Sie. — Der Brief lautet:

„Ihr Männer süßt Euch so reich mit Geist und gesundem Ver- stand begabt, daß es Euch unnützig scheint in der Frau diese Eigen- schaften zu suchen. Veres Mädchen glauben, daß die Männer „vor der Hochzeit“ schön gezeichnete Augenbrauen höher schätzen als ein schönes Gemüth, einen jarten Teint höher als jarte Gefühle, regelmäßige Perlenzähne höher als ein geregeltes Irben, glänzendes Irden höher als ein heiteres Temperament, helle Augen höher als hellen Verstand eine schöne Gestalt höher als innern Gehalt; und da wir das Alles wissen, könnt Ihr uns noch tabeln wenn wir vorzugsweise untre Ge- halt, Augen, Augenbrauen, Zähne, Haar und Teint zu pflegen, zu ver- schönern suchen? Habt Ihr weisen Männer, die Ihr uns armen weib- lichen Creaturen so weit überlegen seid an geistigem Scharfblick und philosophischen Begriffsvermögen, habt Ihr denn noch nie bemerkt, daß der Charakter des Weibes reich war, ist und ewig sein wird das richtige Maß und der treue Wiedererschein dessen, was dem Mann als liebend- und begehrenswürth erscheint? So ist es auch heut. — Aber sobald Ihr Männer (vor der Hochzeit — merkt Euch das!) Her- zensgüte, Sitteneinheit, Jartheit und Feinheit des Geirbles, geistige Kraft und Bildung, Sanftmuth, erhabene Grundtase mehr schätzen und lieben werdet, als den Schimmer äußerer Schönheit, so bald wird das Weib es auch der Mühe werth halten, nach diesen innern Vollkommenheiten vorzugsweise zu streben — doch früher — wahrscheinlich nicht!“

Fr. J. V. — in L. Nr. 8 des Bazar bringt aus dem Magazin von Theob. Morgenstern (Berlin, Friedrichstraße) einen Canneon von schwarzem Lüll und Spitzen, wie Sie ihn schöner nicht finden kön- nen. Auch die unter dem Canneon in Abbildung gegebenen Kernet und Fragen, sämmtlich soeben aus Paris eingetroffene Modelle, finden Sie in dem Magazin von Morgenstern auf Lager. —

Fr. G. v. S. in W. Mit der in Nr. 10 folgenden Beschreibung einer gestrichten Wagen- oder Schlittenbede, im türkischen Geschmack, glauben wir Ihren Wunsch vollkommen zu erfüllen. Diese Arbeit ist so recht für die langen Winterabende geeignet. Sie fordert nicht die scharfen Augen der Jugend, auch stellt sie nicht die Ausdauer gereifter Jahre auf die Probe. Der fortwährende Wechsel der Farben und der Muster, vom leichtesten Genre, erbalten das Interesse an der Arbeit bis zum letzten Augenblick — und vollendet ist sie ein schönes Werk, welches auch zu anderen, als den oben genannten Zwecken dient. J. B. als Sopha- bede, zum Schutz gegen die Zugluft an Fenstern u. s. w. — Einen sehr graziösen Kopfsputz für junge Damen, in Häkelarbeit, finden Sie in Nr. 8.

Fr. D. F. in S. — In einer der nächsten Nummern bringen wir Beschreibung und Abbildung einer neuen sehr effectvollen Arbeit, welche Sie selbstfalls zu dem genannten Zweck vortrefflich brauchen können. Auf rothes feines Millair-Luch werden schwarze Spitzen mit Perlen aufgesetzt, so daß diese auf dem Spitzenmuster noch ein besonderes Muster bilden. Der Gegenstand, den wir in dieser Ausführung in Bild und Beschreibung bringen, ist zwar ein andrer, als der von Ihnen erwähnte; indes eignet sich auch zu letztern diese neue Arbeit vorzugsweise. —

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

No. 9.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. März 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

V. Band.

Pariser Moden.

Fig. 1. Coilette zur Abendgesellschaft. Robe von nettenrothem Seidenstoff in leuchtender Farbe. Der Rock hat vier einfach gesäumte seidene Volants und vier dergleichen von schwarzen Spitzen, welche mit den seidnen zugleich festgenäht, bis zur Hälfte derselben hinabreichen. Das Leibchen vorn und hinten mit abgerundeter Schneppe, hat eine Verthe als Verzierung, welche aus drei tiefen Falten von dem Stoff des Kleides und einer breiten schwarzen Spitze besteht. — Die kurzen Ärmel werden durch zwei Puffen gebildet, die durch einen franz. angelegten Volant von schwarzer Spitze getrennt sind. — Den Kopf schmückt ein Cache-peigne von schwarzen Spitzen und Rosen, welche sich an beiden Seiten zu Bouquets vereinigen.

Fig. 2. Anzug eines sechsjährigen Mädchens. Kleid von dichtem weissen Mouffelin, dessen Rock garnirt mit vier Rüschen blauen Florbandes und eben solchen Schleifen zu beiden Seiten, schürzenartig arrangirt. Das Leibchen hat eine fichtartige Verthe, aus Mouffelin-Puffen und Bandrüschen bestehend, welche hinten den Ausschnitt des Kleides umgiebt und vorn gleich Tragebändern bis zum Schluß der Taille hinabreicht. Das Vordertheil derselben bildet einen Lag durch abwechselnde querlaufende Reihen weisser Mouffelin-Puffen und blauer Bandrüschen; die kurzen Ärmel sind mit eben solchen Rüschen besetzt. — Auf den Schultern blaue Florbänder mit langen Enden.

Fig. 3. Baltoilette. Kleid von weisser Gaze mit Strohschleierei. Es hat 3 schmale Volants, jeder mit einer dreimaligen, bogenförmig aufgesetzten Verzierung feiner Strohschleierei versehen. Diese Volants werden so aufgezogen und festgenäht, daß eine kleine, mit Strohschleierei besetzte Rüsche übersteht und den Hintergrund bildet zu den Guirlanden wilder Rosen und Feuerblumen, welche den Aufsatz jedes Volants bedecken. Das Leibchen hat eine scharfe Schneppe und eine Verthe, deren Enden am Schluß der Taille sich verlieren.

Durch Strohschleierei, wilde Rosen und Feuerblumen wird vorn auf der Taille ein Lag gebildet. Blumenbouquets an der Schneppe und an den kurzen mit Strohschleierei besetzten Ärmeln. Kopfbüschel von wilden Rosen und den vorher genannten Feuerblumen.

Florentine Kaiser.

Novelle von Ludwig von Franziskus.

„Es sind dies die Einrichtungen, welche unserem Staate seine Größe gegeben haben,“ sagte der Doktor, auf einen Band des Allgemeinen Landrechts zeigend.

Der Graf unterbrach ihn mit einer kaum merklichen Geberde, die aber deutlich genug ausdrückte, daß er Gemeinplätze noch weniger liebe, als überflüssige Worte.

„Die Bestimmungen sind also klar, Doktor?“ fragte er, „und es steht fest, daß es keinen Weg giebt —“

„Per subsequens matrimonium“ betheuerte der Doktor.

„Ich danke Ihnen,“ fiel der Graf ein, stand auf, klingelte einem Diener und befahl, daß die Wagen vorfahren sollten. Der Doktor empfahl sich, um sich zur Abreise zu rüsten und der Graf blieb allein.

Er überblickte noch einmal die vergelbten Papiere, welche der Rechtsgelehrte mit ihm geprüft hatte, legte sie wieder nieder, und blieb eine Weile, „sinuend,“

möchten wir sagen, wenn seine Ideen und Pläne scharf durchdringende Art, dieser Bezeichnung entsprechend wäre. — Dann ergriff er das Zeitungsblatt, welches der Diener auf dem Tische niedergelegt hatte. Er überschlug die Gegenstände seines Vaterlandes und weilte bei einem kurzen Artikel, der die bevorstehende Vermählung einer vielgenannten hohen Fürstin behandelte. Der Graf war Repräsentant seines Staates bei dem Hofe, dessen Erbe sich jener Fürstin verbinden sollte; er stand im Begriffe nach dessen Residenz zurückzukehren, um, ehe er eine neue, entfernte diplomatische Mission übernahm, das hohe Paar im Namen seines Souverains zu beglückwünschen. Jener Artikel sagte ihm daher nur Wohlbekanntes und seine Züge brühten, — wenn sie deren überhaupt fähig waren — keine Ueberraschung aus; nur ein Schatten von Ironie überflog sie fast wie eine Farbe, welche ihrer eigensten Natur entsprach. — In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und ein Knabe trat rasch herein: hell, offen, heiter wie der Tag, recht ein Gegenstück des strengen Mannes, welchen er begrüßte, und doch in seiner kindlichen Art schon das stolze, unerschrockene, selbstgewiegte Gepräge offenbarend, das ihn zu seinem Sohne stempelte.

„Papa!“ rief er, „wir reisen schon heute wieder?“

„Du reisest, Ernst,“ antwortete der Graf; „ich bleibe noch. Der Doktor fährt mit Dir bis zur Stadt und Frank begleitet Dich nach der Anstalt.“

„Den brauche ich nicht, Vater, ich bin groß genug, ich kann allein reisen,“ entgegnete der Knabe.

„Du könntest vielleicht, Ernst, aber Du sollst nicht,“ sagte der Graf. Der Knabe wurde roth und trat zum Fenster; man hörte das Rollen der Räder.

„Zwei Wagen, Papa?“ fragte er.

„Ich werde Dich bis zur Landstraße begleiten,“ erwiderte der Graf.



Pariser Moden.

„Laß mich Dich selbst fahren, Vater,“ bat der Knabe, „es macht mir Vergnügen.“

Der Vater nickte zustimmend und sie gingen in den Hof. Ein Reisewagen mit Postpferden nahm den Doktor und den alten Diener auf, Vater und Sohn fuhren in einem leichten Gig und Ernst lenkte selbst. Das Schloß, über dessen Zugbrücke sie rollten, lag eine Stunde etwa von dem Meere und von der großen Straße entfernt, einfach und fest, eine wohlbehaltene Burg des Mittelalters, auf einem weißen, freibühnen Felsen. Die nächsten Vorfabren des Grafen und er selbst hatten es niemals bewohnt, selten berührt; ein neuerer Landsitz war ihnen behagender, sorgfältig aber wahrten sie die Wiege und Gruft ihres Geschlechts. Auch bei seinem gegenwärtigen Besuche in der Heimath war der Graf nur hier hergekommen, um mit jenem berühmten Rechtskundigen in dem alten Archive die Statuten des großen Familien-Fideicommisses zu prüfen, deren genaue Kenntniß ihm so wichtig war. — Sie fuhren in süßem Laube auf einsamen Park- und Waldwegen. An den Bäumen zitterte hin und wieder noch ein braungrünes Blatt, das der November verschont hatte. Ein trüber Nebel dunstete über der Gegend. Des Vaters Auge ruhte auf dem Sohne. Es war eine jener concentrischen Naturen, deren ganzes Wesen nach einem Punkte drängt. Ein Gefühl wird zur Idee, die Idee zur That. Sie irren nicht, sie schwanken nicht, und erreichen ihr Ziel um so gewisser, je mehr ein Gutes und ein Böses, beide aus derselben verborgenen Herzensquelle fließend, in unermüdet geschiedenen Strömungen sie diesem Ziele entgegen treiben. Selten macht Liebe, selten Haß allein, beide vereinigt aber machen oft den Helden. Was Hingebung war in dem Herzen dieses ehernen Mannes, das, man sah es, war für das schöne Kind, auf welchem jetzt sein Auge ruhte. Er freute sich des Knaben Gelenkigkeit. Wie ein Pfeil fuhren sie dahin; der schwere Reisewagen folgte in weiter Ferne. So kamen sie an die Stelle, wo der Weg plötzlich aus dem Walde auf die große Straße einmündet. Mit einem lauten Rufe des Schreckens hält Ernst in diesem Augenblicke still. Ein Kind, auf das Geräusch des rollenden Wagens diesem entgegen stürzend, fiel im raschen Einbiegen desselben vor den Füßen des Pferdes nieder. Sie wußten nicht, was es getroffen, oder nur durch die jähe Begegnung überrascht, zu Boden gesunken. Ernst sprang schnell von seinem Sitze und gab dem Vater die Zügel. Das Mädchen war unbeschädigt, sie lag auf ihren Knien und rief weinend: „O, helft! helft! sie stirbt, meine Mutter stirbt!“

Vater und Sohn waren betroffen. Das Kind redete nicht die Sprache ihres Landes, sondern die dem jenseitigen erzogenen Knaben vertrautere deutsche. Er hob die Kleine in die Höhe und ließ mit ihr der Gegend zu, nach welcher sie unablässig wies. Hier im Graben der Straße, gelebt an einem Baum, lag eine Frau, halb bewußtlos, unter schweren, erschöpfenden Leiden. Spuren von Blut, ihrem Munde entquollen, bedeckten ihre Kleider, welche dünn und unzulänglich gegen Frost und Wetter, doch von einem Glanze, ja von einem Glitzer zeugten, wie er zu ihrem gegenwärtigen Zustande wenig stimmte. Bei den nahenden Schritten harrte sie auf und versuchte zu sprechen; aber ihre Stimme versagte. Das Kind warf sich weinend über sie, sie zog es fest an ihre Brust, blickte auf den fremden, schönen Knaben, faltete bittend ihre Hände und machte eine Geberde, wie um die Kleine ihm zuzuschleudern.

„Ich will meinen Vater holen,“ sagte Ernst, und ließ die wenigen Schritte zurück, wo der Graf seiner harrte. Das kleine Mädchen folgte ihm, als ob sie ihn zurückhalten wollte.

„Vater!“ rief er athemlos, „dort stirbt eine Frau, schnell sieh zu, wie wir ihr helfen können.“

Der Graf ging nach der Seite, wo die Unglückliche lag, und während Ernst die Zügel des Pferdes an einem Baume befestigte, fragte er das Kind: „Wie heißt Du, Kleine?“

„Angela.“

„Was macht Ihr hier auf der Straße? wo wollt Ihr hin?“

„Nach Hause, über das große Wasser.“

„Wer ist denn Deine Mutter?“

„O, die ist die schöne Flora,“ antwortete das Kind mit stolzer Wichtigkeit.

„Aber warum seid Ihr allein? wo ist denn Dein Vater, Angela?“

Sie sah ihn an, als hörte sie das Wort zum ersten Male. Ernst wiederholte die Frage. Sie schien sich zu besinnen, faßte einen kleinen Rosenkranz, der an ihrem Gürtel hing, faltete die Händchen und sagte: „Mein Vater im Himmel —“

Der Knabe unterbrach sie; sein Gesicht war vollendet, er nahm sie bei der Hand und folgte dem Vater. Noch niemals hatte ihn etwas so gerührt als dieses unglückliche Kind mit seinen großen, ernsthaften Augen und dem feierlichen Klange seiner Stimme. In durchlöchernten Schuhen, im kurzen, buntgestickten Seidenröschchen, zitternd vor Frost und Hunger, ging sie an seiner Seite.

„Aber, wer seid Ihr denn, Ihr armen Menschen?“ fragte er wieder, „was treibt denn Deine Mutter?“

„O, meine Mutter,“ entgegnete die Kleine, „meine Mutter tanzt auf schönen Pferden, in einem großen, goldenen Hause, und die ganze Welt macht so“ — sie klatschte in ihre Hände — „und wirft Blumen auf meine Mutter. Aber jetzt ist sie krank, krank, ach Gott, sie stirbt, meine Mutter, Herr helft ihr, helft!“

Sie standen wieder vor der Unglücklichen. Das Kind warf sich von Neuem über sie; die Mutter wiederholte ihre bittende Geberde gegen den Grafen. Der stand gedankenvoll. Diese sterbenden Flügel schienen ihm nicht fremd, sie sprachen von einstiger Schönheit. Ernst sagte: „Vater, die arme Frau heißt „die schöne Flora.“ Sage schnell wie wir ihr helfen können?“

Der Vater neigte den Kopf wie Einer, der sich bemüht, aber er schwieg.

„Willst Du ihr helfen, Vater?“ drängte Ernst.

„Ja,“ antwortete der Graf.

„Und dem lieben Kinde auch?“ fuhr der Knabe fort.

„Ja,“ sagte der Vater.

„Gieb mir die Hand darauf, Papa.“

„Glaubst Du mir nicht ohne das, Ernst?“

Der Sohn sah ihm rasch und prüfend ins Gesicht, dann sagte er bestimmt: „Was Du versprichst, glaube ich, Vater.“

In diesem Augenblicke langte der Reisewagen an. Der Graf ging demselben mit dem Sohne entgegen, er gab ihm die Hand und sagte: „Reise ruhig, mein Sohn, ich werde für die Unglücklichen sorgen.“

Das kleine Mädchen war ihnen angstvoll gefolgt; Ernst suchte vergeblich nach seiner Börse. Rasch nestelte er die goldene Kette von seiner Uhr, warf sie dem Kinde über den Hals und küßte es auf die Stirn. Sie lief zurück zu ihrer Mutter; der Knabe umarmte den Vater und sprang in den Wagen. Bis dessen letzte Spur ihm entschweben war, sah der Graf ihm nach. Dann wendete er sich zu der Stelle zurück, wo die Kranke lag. Er war noch blässer in diesem Augenblicke als gewöhnlich; seine Züge schienen noch schärfer und fester geworden, ein großer Entschluß war ihnen aufgeprägt. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er die unglückliche Frau auf seinen Arm, und trug sie in den Wagen. Mit äußerster Vorsicht bereitete er ihr einen Platz, legte das Kind an ihre Seite, ergriff die Zügel und, zu Fuß neben dem Wagen hergehend, fuhr er langsam seinem alten, einsamen Schlosse zu.

Raum zwei Wochen nach dieser Begegnung erschien der Graf noch einmal flüchtig auf seinem Gesandtschaftsposten, um, wie schon erwähnt, ehe er sich seiner neuen Sendung im Süden zuwendete, das hohe neuvermählte Paar im Namen seines Souverains zu beglückwünschen. Er und sein Hausstand trugen tiefe Trauerkleider. Die Zeitung der Residenz in ihrer heutigen Abendausgabe deutete schüchtern und vorsichtig auf einen Todesfall, der in den jenseitigen Blättern eben begann vielfach besprochen, ja zu einer Rechts- und Parteifrage erhoben zu werden. Die nach den Schicksalen ihrer Großen neugierig blickende, aufregungs- und ärgernißhüchtige Menge jenes Landes erging einen Augenblick so weit, einen wichtigen Civil-, wohl gar Criminalproceß vorauszu sehen. Wir dürfen indessen voreilig bemerken, daß sie sich bald genug zur Ruhe geben mußte, indem weder die nächstbetheiligten, noch der hohe Aepag der Gleichgestellten des Grafen einen inneren Grund oder einen äußeren sündlichen Punkt zum Angriff zu suchen oder zu finden schienen. Wie gesagt, unsere Zeitungen schwiegen über diese Väterungen, sie berichteten nur: „daß der diesseitige Gesandte von * * *, Graf Servan, während eines kurzen Aufenthaltes in seinem Vaterlande seine Gemahlin unter geheimnißvollen Umständen verloren habe.“ Und das war mehr als genug gesagt, um auch in unseren Kreisen seltsame Voraussetzungen anzuregen, denn der Graf hatte allgemein bisher für unverheiratet gegolten.

Alle diese bunten Gerüchte schwiegen aber noch während des großen Empfanges, der an jenem festlichen Tage dem Einzuge des fürstlichen Paares in die Residenz folgte. Alles blickte gespannt nach der Frau, deren hohe Eigenschaften ihrem künftigen Lande zum Segen gereichen sollten. Man wußte, daß der Graf in früherer Zeit eine diplomatische Stellung an ihrem heimischen Hofe eingenommen, daß er mancherlei persönliche Beziehungen mit demselben unterhalten hatte; man mutmaßte, daß er nicht ohne Antheil beim Schließen dieses Bündnisses gewesen sei und vielfach waren daher die Fragen und Andeutungen, welche, während man in Erwartung des Hofes versammelt war, nach dieser Seite hin an ihn gerichtet wurden. Indessen, wie wir es von seiner Natur voraussetzen dürfen, kurz und ablehnend waren seine Antworten.

Endlich erschien die Ersehnte: eine erhabene Frau, über die erste Jugend hinaus. Undurchdringlichen, ruhigen Blickes, mit großen Bewegungen und Formen, ein lebendig gewordenes, antikes Marmorbild, schien sie zum Ordnen, ja zum Herrschen geboren. Und man hatte Ursache, sich dieses ihres Berufes zu freuen, da neben dem mark- und geistlosen Gatten ihren Gaben ein weiter Kreis der Entfaltung bevorstand. Als sie in der Reihe der Guldbigden den Grafen erreichte, konnte den Aufmerkamen ein Schatten von Bewegung nicht unbemerkt bleiben, welcher ihre Flügel überflog.

„Ich habe in meinem neuen Leben auf Ihre Begegnung gerechnet, wie auf die eines Freundes,“ sagte sie, von den Umgebenden nur halb verstanden.

„Wie unglücklich bin ich,“ hörte man den Grafen erwidern, „für so viel Guld nur an diesem Abend meinen Dank ausdrücken zu dürfen, da ich gezwungen bin, mit meinem ehrwürdigen Glückswunsche zugleich mein Lebewohl zu den Füßen Ihrer Hoheit niederzulegen.“

„Wir beklagen von Herzen,“ fiel der fürstliche Vater ein, „des Grafen so schleunige Abberufung, wenngleich seiner Kunst in jenem Lande reichere Vorberer zu blühen versprechen, als in unseren, Gottlob friedlichen Verhältnissen.“

Der alte Herr wendete sich zu den nächststehenden. Die Prinzessin hatte einen Stuhl gefaßt und stützte sich auf seine Lehne. Sie schien noch einen Schimmer bleicher als gewöhnlich. Zudem sie ihr Auge langsam vom Boden an der großen, eben Gestalt des Grafen hinauf zu dem seinen erhob, battete es auf dem schmalen, schwarzen Streifen an seinem Arme und sie sagte mit einem leisen Zittern der Stimme: „Dieses Trauerzeichen, Graf? sollten Sie einen Nahestehenden verloren haben?“

„Ich habe vor einer Woche die Gräfin Servan begraben, Hoheit.“

„Ich wüßte nicht, daß Ihre Mutter noch lebte.“

„Nicht meine Mutter, Hoheit, meine Gattin ist es, die ich verlor.“

Ein Hauch, ein Bliz, war es Schreck, Schmerz, Spott, fast wie ein Lächeln spielte um ihren geschlossenen Mund; man sah, daß sie eine bedeutende Frage unterdrückte. Zwei Worte endlich entzogen sich ihren kaum geöffneten Lippen: „Ihr Sohn?“

„Ich danke Ihrer Hoheit für die Gnade, sich seiner zu erinnern,“ antwortete der Gesandte lächelnd. „Ich sehe im Begriff, meinen Sohn der beider Anstalt zu entziehen, in welcher er bis jetzt seine Kindheit verbracht hat, und ihn, wie nach dem Verluste seiner Mutter meine doppelte Pflicht und seine neuen Verhältnisse es fordern, in ein verändertes Leben und in der Religion seiner Eltern einzuweisen zu lassen.“

Dem überwältigend Anstrengenden eines großen Scheidens und Neueintretens schien sich auch die starke Natur der Fürstin nicht entziehen zu können. Ein Anfall von Schwindel oder Krampf überkam sie, sie war einige Augenblicke leblos, ihre Umgebung in äußerster Aufregung. Bald jedoch hatte sie das plötzliche Leiden überwunden und mit vollständiger Sicherheit und Aufmerksamkeit empfing und erwiderte sie die Begrüßungen ihres neuen Lebenskreises. —

Der Graf verließ noch in dieser Nacht die Residenz und erreichte am nächsten Tage die Anstalt, wo in ländlich freier Waldgegend, unter zahlreichen Gespielen, kräftig und frohlich wie er selbst, Ernst „seine Kindheit verbracht hatte.“ Als er in einiger Ferne die jugendliche Schaar in ihrer heiter bunten Kleidung an dem rauhen Herbsttage sich mit Sommerlust auf einem Wiesenplane tummeln sah, überkam es den strengen Mann fast wie ein Weh, seinem Kinde die Zeit unbefangenen und ungemischten Jugendglücks so plötzlich abbrechen zu lassen. Der Graf war aus katholischem Hause. Von den Seinigen lazer Gesinnungen beschuligt, hatte es bisher geschienen, als denke er den Sohn, dem in seinem Lande vorherrschenden protestantischen Bekenntnisse anzuschließen; und es mußte diesen daher auf das Tiefste überraschen, sich jetzt plötzlich auf eine seinem bisherigen Leben so fern liegende Bahn gebrängt zu sehn.

Als er sich am andern Morgen unter tausend heißen, kindlichen Thränen von den väterlich gütigen Erziehern, von den brüderlich geliebten Genossen löst, da erschien er sich wie von einem bösen Traume umfassen, und das Kind empfand zum ersten Male etwas von dem „Wahnsinn,“ den eine große Trennung in sich birgt. — War es nun, um ihn abzulenken, war es tiefere Absicht, der Vater sagte nach einer Weile, als sie nebeneinander auf der auch in ihrem weißbereiften Winterschmucke lieblichen, waldeinsamen Straße dahinrollten: „Hörst Du, Ernst! diese Trennung ist notwendig. Der Verlust Deiner Mutter führt Dich an die Gränze eines neuen Lebens.“ —

Der Knabe fuhr auf.

„Der Verlust meiner Mutter? Vater, welcher Mutter?“ fragte er.

„Deiner Mutter, meiner Gattin, Ernst.“

„Meine Mutter verloren? ich? erst jetzt? meine Mutter? ich habe ja keine Mutter mehr gehabt.“

„Doch, Ernst, Du hast sie noch gehabt, aber Du hast sie vor Kurzem verloren.“

„Meine Mutter, o Gott! wer war sie? wo war sie? Habt Ihr mir nicht immer gesagt, meine Mutter sei todt?“

„Du hast das vorausgesetzt, mein Sohn, weil Du sie niemals gesehen hast, aber Deine Mutter lebte.“

Der Knabe war sprachlos; der Graf fuhr fort: „Es ist dies ein Verhältniß, Ernst, das Du jetzt noch nicht begreifst, nicht begreifen darfst; genüge es Dir, zu wissen, daß der einzige Sohn eine hohe Aufgabe vor sich hat, um dem Werthe seines Geschlechts zu entsprechen, und sich anzueignen, was dem Erben eines großen Hauses in unserem Vaterlande ziemt.“

„Ich werde lernen, Vater, und thun lernen,“ sagte der Knabe stolz, „was einem Manne ziemt; ich habe das auch schon in der Anstalt gelernt, und unser Vater dort sagte, daß es nichts Größeres zu lernen gäbe.“

„Genug, Ernst,“ fiel der Vater ein, „diese bürgerliche Erziehung genügt nicht mehr für Dich, Du mußt andere Begriffe und Zustände kennen lernen. Zunächst ist es hohe Zeit, in die Religion Deiner Väter eingeweiht zu werden.“

„In die Religion meiner Väter?“ fragte Ernst erschrocken, „sind wir nicht Christen, Vater?“

„Aber katholische Christen, mein Sohn.“

Der Knabe schien betroffen vor dieser neuen Entdeckung. In der Gegend, in der Gemeinschaft, in welcher bisher sein Leben verfloßen war, hatte er nie einen Katholiken gesehen, und nur im Allgemeinen von diesem Cultus gehört.

„Glauben die denn etwas Anderes?“ fragte er endlich.

„Nicht eigentlich etwas Anderes, Ernst, aber etwas mehr.“

„Ich werde glauben, was wahr ist,“ sagte der Knabe entschieden nach einem kleinen Bedenken.

„Du wirst glauben, was Du kannst, mein Sohn, aber Du wirst Dich zu der Gemeinschaft bekennen, zu welcher Dein Vater gehört, und in welcher Deine Schwester erzogen wird.“

Ein neues Wunder überstürzte den Knaben.

„Meine Schwester, Vater? meine Schwester? scherzest Du? aber nein, Du scherzest wohl niemals,“ rief er.

„Niemals über solche Gegenstände, Ernst,“ entgegnete der Graf, „Du hast eine Schwester, welche Du allerdings bis jetzt nicht kennen konntest, denn sie lebte mit ihrer Mutter.“

„Eine Schwester! wie heißt sie?“

„Ella.“

„Wie alt ist sie?“

„Einige Jahre jünger als Du.“

„Und wo ist sie jetzt? ich will zu ihr, will sie sehen: o, ich habe sie schon so lieb, meine Schwester.“

„Du kannst sie jetzt nicht sehen, mein Sohn, sie wird fern von hier von demselben würdigen Prediger erzogen, welcher auch Deine ersten Jahre geleitet hat.“

Vor fünfzig Jahren und heute.



1857

1807.

Promenaden-Toilette.



1857.

1807.

Ball-Toilette.

Die Behandlung der Wäsche mit kaltem Wasser.

Die Wäsche ist in jeder Haushaltung ein eben so kostbarer als notwendiger Artikel, und rechtfertigt daher das Bemühen denkender Hausfrauen, eine Behandlungsweise aufzufinden, welche dieselbe mit möglichst geringer Anstrengung reinigt, ohne ihrer Haltbarkeit zu schaden.

Daß Anwendung von Kalte, Pottasche, Soda, heißer Lauge, daß Brühen und Kochen der Wäsche nachtheilig ist, hat vielfache Erfahrung die Schreiberin dieser Zeilen gelehrt, und sie zugleich nach mancherlei Versuchen eine Methode zur Reinigung der Wäsche auffinden lassen, welche für diese eben so schonend ist, als wenig kostbar; nämlich: das Waschen mit kaltem Wasser.

Der Umstand, daß Seife mit jeder Art Fett sich in kaltem Wasser leichter verbindet als in heißem, brachte sie zu der Meinung, daß die Wäsche in kaltem Wasser gewaschen, reiner werden müsse; mehrere in dieser Beziehung angestellte Versuche befestigten jene Meinung durch so überraschend günstige Resultate, daß seit Jahren schon im Hause der Verfasserin dieses Artikels die Wäsche (sowohl starke als feine) nur in kaltem Wasser gereinigt wird.

Klares fließendes Wasser ist dazu am besten geeignet, und hat man im Winter nur darauf zu sehen, daß es fließwarm zum Gebrauch komme; übrigens ist die Behandlung der Wäsche zu allen Jahreszeiten gleich, und wäre im Wesentlichen nach folgender Anweisung zu ordnen.

Die Wäsche (starke und feine gesondert, Leibwäsche und Strümpfe ungewendet) wird in kaltes Wasser eingeworfen, und Tages darauf ohne Seife herausgewaschen, wobei man nicht nötig hat, ihr besondere Mühe zu widmen.

Dann breitet man jedes Stück auf einem großen Tisch glatt auseinander und seift es mit guter weißer Seife auf folgende Weise ein: Mit einem, ungefähr 1 Pfund großem Stück fährt man leicht hin über das ausgebreitete Zeug, jede Stelle berührend, doch nur die sehr schmutzigen Stellen stärker einreibend. Einfache Gegenstände z. B. Servietten, werden nur auf einer Seite, doppelte, z. B. Bettbezüge natürlicherweise auf beiden Seiten geleast, und darauf doppelt zusammengeschlagen, nach Art der zum Aufbewahren fertigen Wäsche, dicht zusammengerollt, und Stück für Stück sogleich in ein sehr reines Faß gelegt, nicht zu fest, doch so, daß keine großen Lücken bleiben. Leibwäsche und Strümpfe werden auf der linken Seite eingeleist.

Nach beendigtem Einseifen gießt man so viel kaltes Wasser auf die Wäsche, als sie einzusaugen fähig ist, und läßt sie abermals bis zum nächsten Tage stehen. Nun wird sie in demselben kalten Wasser mit Aufmerksamkeit gewaschen, die starke, vielgebrauchte, nochmals eingeleist, zusammengerollt und bis zum nächsten Tage eingewässert. Die feinere, welche nach diesem zweimaligen Waschen schon recht weiß zu nennen, läßt man dagegen in dem reinen Seifenschaum, worin sie gewaschen ist, lose liegen.

Am nächsten Tage wird die Wäsche wieder in dem Wasser, worin sie liegt, gewaschen, doch so, daß man aus dem größeren Faß stets so viel als nötig Seifenwasser abgießt in die Wanne, worin das Zeug gewaschen wird, und das schmutzig gewordene Wasser durch reines ersetzt.

Will man Seife ersparen, so weiche man zuerst nur die feine Wäsche ein, und benutze das erste Seifenwasser von dieser zum Einweichen der stärkeren.

Die mehrtägige Beschäftigung mit der Wäsche möge keine Hausfrau von diesem Verfahren zurückschrecken, denn das lange Ziehen und Weichen hat den Vortheil, daß die Flecke mit geringer Anstrengung spielend sich auswachen lassen, wodurch das Zeug natürlicherweise sehr geschont wird. Diese Art zu waschen ist so leicht und förderlich, daß ein Mädchen in einer Haushaltung von fünf Personen, wo alle drei bis vier Wochen gewaschen wird, durch die Arbeit einiger Stunden an jedem Waschtage das Werk allein vollenden kann ohne andre Hilfe, als die des Wassertragens.

Die Gründe, welche diesem Verfahren den Vorzug vor andern geben, sind in die Augen fallend: gänzliche Ersparung des Holzes, Schonung der Wäsche und größere Reinheit derselben. Von Sachverständigen ist sicher schon bemerkt worden, daß die gelochte oder heiß gewaschene Wäsche sich fettig anfühlt, und die Flecken daraus nur scheinbar verschwinden oder sich sogar weiter verbreiten; daher kann mit warmem Wasser gereinigte Wäsche schwerlich eine klare Grundfarbe erhalten.

Doch muß bemerkt werden, daß die vorzuziehendere Reinlichkeit der oben beschriebenen Methode sich nicht sogleich nach einmaligem Versuch herausstellen; das kann erst nach öfterer Anwendung dieses Verfahrens geschehen. Von großem Nutzen aber für alle Wäsche, auch bei der eben besprochenen Behandlung ist, (mit Ausnahme der Strümpfe) sie ein wenig zu stärken, da jeder Fleck, und besonders Fettflecke leichter aus gestärktem, als aus ungestärktem Zeug sich auswachen läßt, und die gestärkte Wäsche, besonders Tischzeug, sich länger rein erhält. [144]

Garten-Arbeiten.

Der Garten im Winter! Wenn meine Leserinnen hinausflüchten aus dem behaglich warmen Zimmer in den öden Raum, welcher „der Garten“ heißt, wo der Schnee die Wege, die Beete und keinen Fußsteige bedeckt, die Bäume ihre kahlen Äste in den grauen Himmel strecken, auf denen nur zuweilen eine Krähe mit heiserem Getöse sich niederläßt, während das genügsame Völkchen der Sperlinge geschäftig auf den beschneiten Gängen hin und her klappt, die lärgliche Nahrung zu suchen . . . wenn meine Leserinnen einen Blick auf den Garten werfen, einen zweiten auf die Ueberschrift dieses Artikels, werden sie diesen ohne Zweifel

welche, wenn auch nicht unerreicht, doch sicher unüber-

troffen dasfehen. Die zwei Freunde setzten nun Arm in Arm ihren

Spaziergang fort und bald war die „Geschichte“ Gegenstand

der Unterhaltung. Talma kannte den Plutarch fast aus-

wendig; ihn interessirten an Romulus, Epaminondas, Scilla,

Cesar, Alexander vorzüglich die Charaktere, die Sitten

und inneren Eigenthümlichkeiten, während Bonaparte nur die

Kriegsthaten dieser großen Männer in Betracht zog, ihrem Genie

zwar Gerechtigkeit wiederfahren ließ, doch auch ihre Fehler

schonungslos geißelte. „Halten Sie es für möglich, größer zu sein, wie

Alexander?“ fragte er plötzlich den Schauspieler. Talma belächelte

diese sonderbare Frage. „Ich muß gesehen, mein lieber

Bonaparte, daß ich nicht vorbereitet bin, Ihnen darauf so

ex abrupto Antwort zu geben. Größer wie Alexander! Das

mag schwer sein, wenn nicht unmöglich.“

„Nichts ist unmöglich,“ sprach Bonaparte kurz und fast

in gereiztem Tone. „Mag sein! Doch so lange Sie mir nicht

den Beweis geliefert haben, glaube ich noch an die Schwierigkeit,

ein Alexander zu werden.“ Talma lächelte bei diesen Worten.

„Aber es wird spät, und ich bin hungrig... Kommen Sie mit mir zum

Mittagessen, ich bitte.“ Eine leichte Röthe flog über die

Wangen des jungen Capitains. — „Ich nehme es an,“ sagte er endlich

und begleitete den Schauspieler in seine Wohnung. Zehn Jahre

waren seit jener Scene verfloßen. Talma's Ruf, welcher 1789

Steine von einer Stelle zur andern zu tragen bald einen

Graben auszufüllen, einen Sumpf auszutrocknen... und die

Bauern gehorchten dem „guten Herrn,“ wie sie ihn nannten,

und verdienten auf diese Weise das Geld, das Talma ihnen gab;

Gebet und Empfänger fanden bei diesem Verfahren ihre Rechnung,

und die Wohlthat ward um so größer, weil sie nicht als

Almosen, sondern als verdienter Lohn gesendet ward. Talma

starb noch im Glanze seines Ruhmes im Jahre 1826. Sein Name

lebt, außer im Andenken der Kunstfreunde, fort in seinen

zwei Söhnen, deren einer Escabron-Chef bei der Artillerie,

der andere Schiffsleutnant in der kaiserlichen Marine ist.

„Das ist das Traurige an unserer Kunst,“ sagte Talma kurz vor

seinem Scheiden, „daß sie mit uns stirbt!“ Wir wüßten

darauf keine bessere Entgegnung als die tröstenden

Worte unseres Schiller: „Wer den Besten seiner Zeit

genug gethan, — Der hat gelebt für alle Zeiten.“

Notizen. Ein Industriezweig ist seit wenigen Jahren in Berlin

zu einer Höhe gestiegen, wie dies gewiß Niemand erwartet

hat. Es ist dies die Fabrication von Frauenmänteln und

Mantillen, deren Ruf weit über die Grenzen Deutschlands

fort, ja selbst bis nach Amerika gedungen ist. Ein einziges

Geschäft, äußerlich von gar nicht erheblichem Umfange,

hat allein in diesem Genre im vergangenen Jahre einen

Absatz von einer halben Million gemacht und ein anderes

In Tournai (Belgien) hat ein Fräulein Bisquin durch

notariellen Akt ihr sämmtliches Grundeigenthum in Land-

gütern und Häusern, zu einem Werthe von wenigstens vier

Millionen Francs, den Armen der Stadt geschenkt, wäh-

rend sie selbst sich in ein Kloster zurückgezogen hat. Im

Jahre 1856 sind nach amtlichen Berichten 443 französische

Schiffe, worunter 358 Küstenfahrer, untergegangen. Die

Seerkrankheit soll endlich auch Abhilfe finden. Dr. Lan-

derer in Athen hat ein Spezifikum dagegen entdeckt, und

zwar leistet dieses Dienst das Chloroform in Dosen von

10—12 Tropfen in Wasser genommen. Es vertreibt den

Brechreiz gründlich, die Leidenden können sich wieder

aufrecht halten und gewöhnen sich allmählich an das

Schaufeln. Die Heizung der Eisenbahnen ist in der letzten

Zeit wiederum lebhafter in Anregung gekommen. Ueber

die Methoden der Heizung selbst sind indeß die Erfahrungen

noch keinesweges abgeschlossen; die angestellten Versuche

mittels „heißem Sand,“ „heißem Wasser“ und „Defen“

eine anhaltende Wärme zu erzielen, sind größtentheils ge-

scheitert. Neuerdings hat man in Anregung gebracht, ob

nicht der in die Luft entweichende überflüssige Locomotiv-

dampf selbst in diesem Interesse zu verwerten sein möchte

und ein auswärtiges Blatt versichert, daß in der That

Versuche damit in Aussicht ständen.



Ueber die Bereitung eines sehr angenehmen riechenden Rosen-

wassers ohne Destillation. Um ein angenehmes riechendes

Rosenwasser mittelst Rosenblüthen darzustellen, ist nach

Prof. Buchner die Destillation dieses Oels mit Wasser

nicht nothwendig, sondern man braucht nur einen

Tropfen reinen Rosenöls ohne Aken Zusatz mit einem

Pfund destillirten Wassers in einer geräumigen Flasche

so lange zu schütteln, bis das Oel im Wasser gleichmäßig

vertheilt ist und dann das Wasser, nachdem man das

Schütteln noch zweimal wiederholt hat, zu filtriren.

Ein solches Wasser riecht feiner, als das durch Destillation

der frischen Rosenblätter bargestellte. Poudre à la beauté

de Paris. Wir sind von mehreren Seiten aufgefordert, eine

Anleitung zur Bereitung dieses zu enorm hohen Preisen

verkauften Pariser Schönheitspulvers zu geben und kommen

diesen Wünschen hierdurch nach. Es werden 2 Pfund

Milchverkauf auf der Insel Cuba. Nichts ist für Fremde

auffallender als die Art wie der Cubanische Milchmann

seinen städtischen Kunden dieses nöthige Nahrungsmittel

verabreicht. Er hat keinen Wagen voll blinkender

Rannen, welche mit wirklicher oder scheinbarer Milch

gefüllt sind. Der Cubanische Milchmann betrügt seine

Kunden nie — wie wäre auch das möglich! Mit seiner

geduligen Kuh zieht er von Haus zu Haus und füllt die

Tröge mit der geforderten Quantität Milch frisch aus dem

Euter. Die Kuh wird auf diesen Wanderungen so vertraut

mit der Kundschaft, daß sie schon von selbst an den

Häusern stehen bleibt, denen sie Milch liefern muß. Oft

kommt auch ein kleines hübsches Kübchen mit, das aber

bei diesen Partien ganz auf das Bergnügen des Zuschauers

angewiesen ist, denn ein lederner Maulkorb wird ihm

angelegt, damit es sich nicht einfallen lasse mit den

Kunden gleiches Recht haben zu wollen. Diese Art des

Milchverkaufs in Cuba hat jedenfalls viel für sich. Es

wird dadurch der Verfälschung der Milch vorgebeugt

und die Käufer erhalten sie süß und frisch, was in

jenem heißen Lande ein wesentlicher Vortheil ist, wo

man ohne Eis keine Milch aufbewahren kann. Die

Wirkung dieser Methode auf das Thier ist jedoch

keineswegs vortheilhaft und eine Cubanische Kuh giebt

vielleicht ein Drittel so viel Milch als eine einheimische.

Ziegenmilch wird auf dieselbe Art verkauft.

Zur Straßenbeleuchtung werden jetzt in Paris jeden

Abend 103,733 Gasflammen verbrannt. Der Bahnhof der

Lyoner Eisenbahn bot kürzlich einen sonderbaren

Contrast von religiösen und militärischen Costümen.

Offiziere und Nonnen erwarteten die Ankunft einer

ihrer Gefährtinnen, der Schwester Veronika, die, nachdem

sie den Feldzug in der Krim mitgemacht hatte, mehrere

Monate in Marseille war zurückgehalten worden, um dort

ihre Wiederherstellung zu vollenden. Schwester Veronika



Möbelpolitur mit Milch. Feine Holzarten, wie

Kirsch-, Pflaumen-, Nuß-, Kerpel- und Birnholz,

so wie die festen ausländischen Hölzer werden am

einfachsten durch Milch polirt. — Nachdem die Möbel

von Schmutz und Staube gereinigt sind, nimmt man

Westphälischer Schinken.

Man salzt einen großen Schinken, um ihm den Geschmack von westphälischem zu geben, mit 2 Pfd. Kochsalz, 2 1/2 Loth Salpeter, 3/4 Pf. braunem Zucker und 1/2 Maß altem Bier ein, das man alles gehörig zusammengelocht und siedend heiß über den Schinken gegossen hat. 16 Tage muß man ihn täglich gut umwenden und tüchtig eintreiben.

Dauerhafter und schöner Anstrich für Fußböden.

Dieser besteht aus 1 1/2 Maass Leinöl, 3 Loth Silberglätte und 1 Loth Secatiff. — Dieser Anstrich übertrifft den gewöhnlichen Fußboden-Glanzlack in jeder Hinsicht, ohne theurer zu sein.

Reinigen der Bade- und Wasch-Schwämme.

Die Bade- und Wasch-Schwämme werden bekanntlich nach längerem Gebrauche und wenn mit Seife gewaschen wird, schon sehr bald, unbrauchbar, indem die Schwämme ein schmieriges, fettig anzuführendes Krüßchen bekommen und endlich in einen ganz unbrauchbaren Zustand übergehen. Solche Schwämme lassen sich nicht mehr ausdrücken, haben ihre schwammige Elastizität verloren und können durch kein mechanisches Mittel wieder in den anfänglichen Zustand übergeführt werden. Es bliebe nichts übrig, als solche schmierig gewordene Schwämme wegzumwerfen. Sie können aber auf ganz einfache Weise wieder hergestellt werden, wenn man sie mit etwas geschmolzenem oder auch zur Trockne eingedampftem salzsaurem Kalk (Korcalcium), wie er in jeder Apotheke um wenige Pfennige zu bekommen ist, bestreut und darauf zerreiben läßt. Wird der Schwamm nach kurzer Zeit mit Wasser ausgewaschen und getrocknet, so hat er seine frühere Elastizität, eigentümliche Leichtigkeit und Porosität wieder erlangt.



Ein gutes Gewissen ist besser als zwei Zeugen. Es verzeiht keinen Laster, wie die Sonne das Eis; es ist ein Dornen, wenn dich bürstet; ein Stab, wenn du anstößt; ein Schirm, wenn dich die Sonne schießt; ein Kossiffen im Lode.

Hoffnung ist eine Biene, welche aus jedem Gegenstande Honig saugt, und ihn zum süßen Genuß in's menschliche Herz trägt. Die Hoffnung ist ein Hauch, der die Thränen von mottgewirnten Augen weht; ein Leitstern, der den Sterblichen durch die Finsternisse des Lebens führt; ein Lichtstrahl in der Nacht der Verzweiflung; eine Mutter der Waisen, ein Laubquell dem Lebensmüden, eine Streitgefährtin im Lebenskampf. Was wäre der Mensch ohne Hoffnung!

Schnell, wie der Wind sich drehet, Dreht sich das Glück. Wen seine Günst' erhöhlet, D! der vergesse nicht, wie bald er fallen kann! Er lerne seinen Stolz durch Furcht des Wechfels zähmen: Was ihm der Zufall gab, kann ihm der Zufall nehmen.

Wer die Erde verloren, schaue gen Himmel; wer sie gewonnen, schaue wieder zum Himmel; er heilet das verdürstete wie das pochende Herz.

Des Gottesfriedens Heimath ist das Haus.

Es ist leicht — den Haß, schwer — die Liebe, am schwersten — Gleichgültigkeit zu verbergen.

Den Leuten, die im gewöhnlichen Leben „geschliffen“ genannt zu werden pflegen, traue nimmer allzuviel, denn beim Schmelzen ist oft das Beste mit weggegangen.

Nur Schwärmer hoffen, ohne zu zweifeln. Der Weise zweifelt selbst noch, wenn seine Hoffnung fast völlig erfüllt ist. Er zweifelt — nicht um sich den vollen Becher der Freude, dieser Bekundung halber, aufzusparen; nein, weil kurz vor dem Amen seines Plans Alles noch scheitern kann.



Eingegangene Neuigkeiten.

Nora. Dichtung von Auguste Kurz. — Der Prinz von Tarent. Dramatisches Gedicht von W. Dunfer. — Tricinium. In drei Gesängen von Lola Misford. — Die Tochter des Cardinals. Roman von Danieli. Das Prager Album, Bibliothek deutscher Originalromane, bringt in der jetzt erschienenen Bänden wieder Vorzügliches; sie enthalten: Schiller, Culturgeschichtlicher Roman, in 4 Bde. von Johannes Scherr. — Götter von Schwarzberg. Historischer Roman in 2 Bde. von Levin Schüding. Von der Kollmann'schen Buchhandlung, eine der productivsten auf dem Felde der Poesie, sind folgende neue Romane ausgegeben: Vom Frühling zum Herbst. Roman von L. Köhler, 3 Bde. — 1813. Memoiren. Roman von Reich. von Kessel. 2 Bde. — Eine Partie nach den Eternitäten. Von Louise Ernest. 2 Bde. — Erzählungen von Dr. Falkner. — Eugenie de Bouff, oder der Eib. Historische Novelle von Gator Neumann. — Mein Leichnam. Romischer Roman von Raffiani.

Rösselsprung-Aufgabe. (Enbloß.)

Table with 8 columns and 8 rows of letters for a word search puzzle. The letters are: Row 1: Der, er, ster, heit, keine, ma, ein, die; Row 2: fin, off, Ruf, den: nif, Wahr, Ek, fuge; Row 3: seht, heit, Grund, Ek, ist, und, den; Row 4: ver, zur, net, Wahr, ohne, ohne, die, ge; Row 5: ihm, und, grü, sel, gen, ohne, nig, Ea; Row 6: gen, zu, den, er, spricht, ten, heit, ihn; Row 7: Mund, bert, bei, be, seh, ne, alle, klar; Row 8: fer, trä, und, lei, gleich, heit, ret, Wahr.



Dem Schmetterlinge gleich oftmals verwandelt, Siegreich mein Wort für Herz und Schwert steht handelt; Ich muß mit meinen dunt verzerrten Schwingen Größe der Welt, dem Lieb, dem Freunde bringen. Stand auf dem Felde ein in grün-blau-graunem Kleide, Der jungen Maib zur schönen Augenweide; — Wenn ihre Hand mich lieblos zerrt und stößt, Hat meine Feinheit Stolz ihr eingekößt. Dann laßt mich Sonnengluth, des Wassers Kühle, Mich ängstigt des Rerkes dumpfe Schwüle; Bin Räucher dann der Rön'ia wie der Ragb — Von Leiden, alt geworden, werd' ich fort gelagt. Dann leb' ein Leben ich wie Vagabunden, In Winkeln und auf Gassen nur gefunden; Man bietet mich für wun'g Dinge aus, Und sperrt mich endlich in ein Arbeitshaus. Hier weid' gewaschen ich, gewallt, gerieben; Als wär' kein gutes Haar an mir geblieben; Man sagt zusammen mir zertrissne Glieder, Die ich in neuer Schönheit strahle wieder.

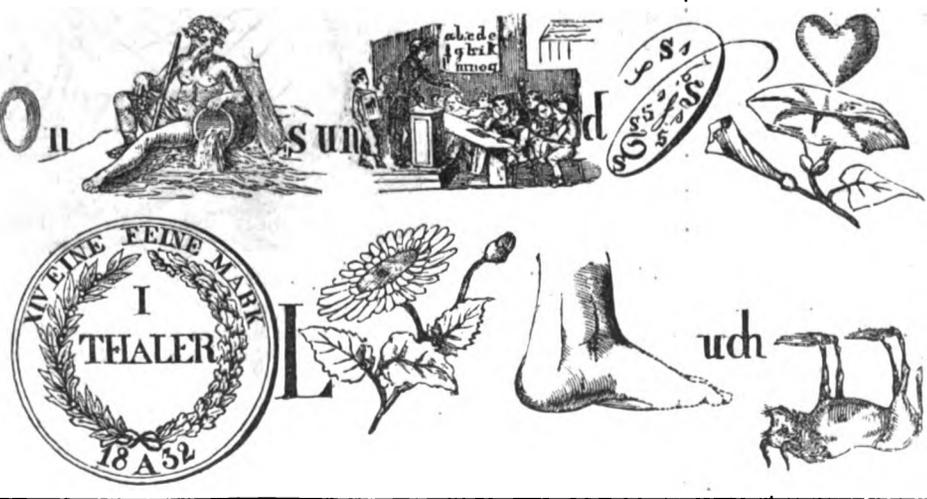
Auflösung der Rebus-Aufgabe aus Nr. 7.

Erster Rebus: Diplomaten und Schauspieler dürfen nicht aus der Rolle fallen. Zweiter Rebus: Die Leute nannten manchen einen Thoren, der weiser doch als viele Andre war. Nachfolgende Zeilen, welche uns eingeblendet wurden, mögen hier eine Stelle finden: „Mit dem Teufel der Höflichkeit-Aufgabe in Nr. 13 deren Lösung in Nr. 25 des Bazar mitgetheilt wird, bin ich nicht einverstanden. Ich würde sagen: „Armuth treibt den Mann zum Denken. Denken läßt die Hände rühren. Hände rühren, führt zum Handeln. Redlich handeln, schafft Vertrauen. Das Vertrauen muß gewinnen. Der Gewinn erweckt den Wohlstand. Und so war der erste Debel.“ Für den Wohlstand nur die Armuth.“ Marie W.— Der Text unserer Höflichkeit-Aufgabe, auf den oben Bezug genommen, lautete: „Armuth macht den Mann reichsüchtig; Scham und Unglück macht ihn müßlos; Müßlos, wird er unterdrückt; Unterdrückt, wird er gramlich; Gram und Wummer schwächt die Seele; Seelenchwäche bringt Verderben — Ach! so lenkt du, böse Armuth, Endlich in das tiefste Webe.“



Dra. G. v. B. in St.-er. — Wir danken Ihnen für die Mittheilungen, und haben Anstalten getroffen, daß, sollte die Revue in gesammelten Werken d. Berl. im Buchhandel erscheinen, die Nothigen Berücksichtigung finden. — Die Angabe „17. statt 18. Jahrhund.“ war allerdings ein Druckfehler. Fr. A. v. B. in R. — Wir bedauern das lange Schweigen der Frau Pfannenstüdt nicht minder als Sie, um so mehr da eine ernste Krankheit die Ursache desselben war. Zu unserer Freude können wir Ihnen heute einen Artikel von Julie Burow in Aussicht stellen, wahrscheinlich schon für die nächste Nummer. Er führt den Titel: „Was ist Liebe?“ und war schon begonnen vor Anfang dieses Jahres, als die unerwartete Krankheit unserer geschätzten Mitarbeiterin die Feder aus der Hand nahm. Fr. M. M. in R. — Der Nr. 2 des Bazar lag allerdings ein Supplement bei. Haben Sie dies nicht erhalten, so wenden Sie sich gefälligst an das Postamt oder an die Buchhandlung, welche Ihnen den Bazar liefert. — Dra. G. v. B. in St.-er. — Der Verkauf ist unter Helm; der Witz ist nur der Feterbuh. Fr. v. B. in St.-er. — Das Defina zu einer Tafel, zur Aufbewahrung maurischer Sachen (1/2 Zoll hoch, 7/8 Zoll breit) befindet sich im Bazar 1855 Nr. 20. — Sie wird in gelber offener Erde auf blauer Erde gefast. — Sollten Sie den Jahrgang 1855 des Bazar nicht besitzen, so sind wir mit Vergnügen bereit, Ihnen die fragliche Nummer zu übersenden und bitten in diesem Falle um genauere Angabe der Adresse. In nächster Zeit werden wir ein anderes Muster nicht bringen. — Die Kermel sollen folgen, sobald sich Raum findet; sie lassen sich übrigens sehr leicht nach dem Tragenmuster anfertigen. Dra. G. v. B. in St.-er. — Besten Dank für das sinnige Gedicht. — Sie tadeln uns nicht, daß wir uns kurz gefast in jener Noth; — leider sind wir gezwungen, und der äußersten Kürze zu beschließen, denn Sie leben ja selbst, wie vielerlei der Bazar mitzubringen hat. Fr. G. v. B. in St.-er. — Die in Berlin gefasste und eingeblendet wahrhaftige Geschichte, in der Sie erzählen, daß in einem rheinischen Städtchen eine alte Frau wohne, die so auffallen viel fallen im Gesicht habe, daß die Hausfrauen dieselbe beim Ausreden der Fensterbänke behufs des Haltenwurfs als Modell benutzten — ist eine recht alte Anekdote — findet Ihr ich öfters Talent nicht schönere Stoffe? Dra. G. v. B. in St.-er. — Wir sind sehr mit G. überhäuft, aber wir hoffen, es wird sich Raum finden. Fr. Th. in R. — Die Buchstaben G. R. in einer der nächsten Nummern. — Ebenso das Gedicht. Dra. G. v. B. in St.-er. — Wir antworten direct. L. L. — Wir können nicht bestimmt versprechen. G. v. B. — Ihr Rebus enthält einen Provinzialismus, welcher die Aufgabe für den größten Theil der Abonnentinnen zu einer unausführbaren machen würde. Fr. G. v. B. in St.-er. — Ihre freundlichen Zeilen vom 1. October v. J. haben noch immer keine Erwiderung gefunden. Vergessen Sie es! Helene kommt spät, aber — sie kommt. Fr. M. W. in St.-er. — Wie vertheilen die Meinungen sind! Nicht ohne Grund unterließ es. Doch, wir wollen sehen. Fr. G. v. B. in St.-er. — Wenn Sie den Bazar vom 13. Januar noch nicht erhalten, so fragen nicht die Schuld, sondern die Post-Expedition, bei der Sie die Bestellung machten. Wenden Sie sich gefälligst dahin. Was Sie am Schlusse Ihres Briefes bemerken, muß auf einer Berichtigung beruhen. Dra. G. v. B. in St.-er. — Eine Aufgabe können wir nicht geben. Der uns vorliegende Stoff ist kaum zu bewältigen. Fr. G. v. B. in St.-er. — Auf unserm Supplement zu Nr. 12. Fr. G. v. B. in St.-er. — Empfangen — und wird demnächst zum Druck kommen. Dra. G. v. B. in St.-er. — Die eingeblendet Composition des Liedes: „Es giebt ein banges Sehnen“ von Anna v. Bequignolles, (aus Nr. 5 des Bazar) ist eine so treffliche, daß wir sie mit Vergnügen für unsere Zeitung annehmen. — Fr. G. v. B. in St.-er. — „Müßsam“ ist hiesige Arbeit immer und aus diesem Grunde bringen wir seltener Defina dazu; — aber wir werden geru Ihren Wünschen nachkommen. Fr. J. R. in R. — Die gewöhnlichen Schnittmuster hat der Bazar Ende des vergangenen Jahres gebracht und können wir nicht jetzt schon wieder dergleichen Muster liefern, zumal dieselben nicht so der Mode unterworfen sind als Taillemuster n. s. w. — Aber wir sind mit Vergnügen bereit, Ihnen, da Sie erst seit Beginn dieses Jahres Abonnentin des Bazar sind, die fraglichen Schnitt direct zu übersenden und bitten wir um genauere Adresse. Charles in St.-er. — Sagten wir G., so dürften wir das B-3 nicht fehlen lassen. Der hierzu nöthige Geiz läßt sich aber nicht auf Commando citiren. E. in St.-er. — Notig genommen. Fr. M. W. in St.-er. — Eodiel sich's thun läßt, d. h. so weit das Interesse unserer Abonnentinnen nicht darunter leidet, werden wir darauf Bedacht nehmen. Dep. in St.-er. — Haben Sie sich überzeugt, daß Sie irren? Fr. M. W. in St.-er. — G. v. B. in St.-er. — G. v. B. in St.-er. — Clara Mary. — G. v. B. in St.-er. — Fr. M. W. in St.-er. — Fr. Th. v. D. in St.-er. — Fr. Th. u. s. w. u. s. w. Die Räthsel in Nr. 5 des Bazar haben die Einblendung einer solchen Anzahl von Lösungen, sämmtlich in gebundener Rede, zur Folge gehabt, daß wir durch den Abdruck derselben die ganze Zeitung füllen würden. — Einen Vorzug möchten wir keiner der Einblendungen geben und sind deshalb veranlaßt, sie sämmtlich zurückzulegen.

Rebus.



Während wir bis jetzt alle 16 Tage zwei Nummern unserer Zeitung ausgaben, werden wir von heute ab, um den vielfach ausgesprochenen Wünschen nachzukommen, alle 8 Tage eine Nummer versenden. Die Administration des Bazar.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 11.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. März 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

V. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Noch ist des Winters raube Herrschaft nicht vorüber, doch die längeren Tage, die wärmeren Sonnenblicke, welche kein Eis mehr dulden, gestatten, ja mahnen uns, an den nahen Frühling zu denken, an die Zeit, wo wir die schweren Hüllen ablegen und zu leichteren unsere Zuflucht nehmen dürfen. Wer denkt nicht mit Wonne an einen Spaziergang im Frühling! Und da werden unsre Leserinnen es uns nicht verargen, daß unser Modenbild der Jahreszeit etwas vorgeht und Promenaden-Toiletten zum Frühjahr zur Anschauung bringt, sie werden es uns danken, wenn wir durch diese Erinnerung dazu beitragen, daß der Feingebildete in gebührendem Costume empfangen werde.

Figur 1. Robe von smaragdgrünem Taffet mit 4 gekackten Volants, welche, den Rücken folgend, mit ausgeschlagener dunkelgrüner Sammetborte verziert sind. Schottisches Kästchen (cloche écossaise genannt) von kastanienbraunem Tuch mit braun und grün farbirter Sammetgarnitur, welche an den Ärmeln ein breites, gespaltenes Revers, an den Taschen einen kleinen Heberschlag bildet. Unterärmel von gestreiftem Musselin, dicht um die Hand schließend mit weiter werdendem Aufschlag, dessen Rücken auf den großen Ballon des Ärmels zurückfallen. Hut von grünem Sammet mit breiter Garnitur von schwarzen Spitzen; Paradiesvogel in den Farben der Toilette (grün und braun), im Innern der Wasse eine weiße Blondenruche mit braunen Stiefmütterchen.

Figur 2. Robe von lila Reps, an jeder Seite mit breiten pensée Sammetstreifen garnirt, denen eine Glöckchen-Borte als Einfassung gegeben ist. Polnisches Mäntelchen von schwarzem Tuch, auf den Schultern mit Borten von Sammet, welche durch Reihen großer Knöpfe befestigt und garnirt sind. Der Mantel selbst bildet vorn an jeder Seite einen großen Ärmelaufschlag à la Guise, an denen die Garnitur der Schultern sich wiederholt. Hut von schwarzem Sammet mit Passionsblumen-Zweigen und einem Barolet von schwarzen Spitzen.

Florentine Kaiser.

Novelle von Ludwig von Franziskus.

(Schluß.)

Die Eine eine große, schön gerundete Gestalt, in lichtblauem, leichten, wogenden Gewande, mit der unverkennbaren fast goldigen Lockenfülle und dem Farbenschmelze ihres heimischen Landes. Ein heiterstrahlender Blick der blauen

Augen, ein voller Blüthenkranz im Haar vollendeten das Bild dieser unvergleichlichen Hebe. Sie konnte Aehnlichkeit mit Ernst selber haben, ja es schien ihm fast, als ob etwas in ihr ihn an ihn selbst erinnerte. Wer war sie? war sie die Schwester, die Braut? Ihre Erscheinung zog so im Voraus jeden Blick auf sich, daß er erst nach einigen Minuten Ruhe fand, ihn prüfend auf der Zweiten ruhen zu lassen, die leise und schüchtern an ihrem Arme hing. Unscheinbar in Weiß gekleidet, das dunkle Haar einfach geordnet ohne allen Blüthenschmuck, kleiner, zarter, wohl auch jünger als jene, etwas nach vorn geneigt den Kopf, und fast immer gesenkt die lang gewimperten Lider, mit dem Ausdruck rührender, kindlich ernster Demuth, erschien sie

fast wie ein Mond neben dieser hell und heiter sie überstrahlenden Sonne. Als sie aber im Gespräch den Blick zu ihrer Begleiterin erhob, da durchsuchtete es den jungen Mann wie ein Blitz. Er kannte diese Augen, hatte sie gesehen, und nie vergessen; er wußte nicht wann und wo, er wußte nicht, ob im Traum oder Leben, ob im Bild oder in der Phantasie; aber er kannte diese Augen, kannte dieses Wesen. Wer war sie? war sie Leonore? Ella?

Er sah jetzt den Vater aus dem Spielzimmer treten, und begrüßte ihn in großer Bewegung.

„Wo sind sie?“ fragte er hastig.

Der Vater lächelte und durchschritt mit ihm den Saal, um ihn „seiner Cousine“ bekannt zu machen.

„Und meiner Schwester!“ sagte Ernst.

„Auch Deiner Schwester,“ erwiderte der Graf, und wirklich führte er ihn zu der Gruppe, welche der junge Mann eben als ein weibliches Zweiggestirn bewundert hatte.

„Ernst ist ungeduldig gewesen, und schneller gekommen, als wir vermutheten; ich hoffe, liebe Nichte, daß er Dir willkommen ist,“ sagte der Graf. Die im blauen Dufte, die große, heitere, sonnenhelle, die, welche ihn an ihn selbst erinnert hatte, hielt ihm beide Hände entgegen und sagte mit einem Lächeln, so offen und golden wie der Klang ihrer Stimme:

„Von Herzen willkommen, lieber Vetter.“

Und ehe noch der Vater den unruhig fragenden Blick des Sohnes beantwortet hatte, entzog sie ihm rasch wieder die eine Hand, legte sie auf das dunkle Haar, das sich so



Pariser Frühjahrs-Moden.



Maria Alexandrowna, Kaiserin von Russland.

Quadrille à la cour.

Dies ist der Name eines neuen wahrhaft Epoche machenden Tanzes, der, bis jetzt erst auf einzelnen fashionablen soirées dansantes getanzt, die gesammte tanzlustige Jugend der Residenz in die Salons der Tanzlehrer treibt. — Ein neuer Tanz ist nicht unwichtig in den Augen der Jugend — Grund genug, daß wir uns beeilen, unsern Lesern die Touren der Quadrille mitzutheilen, zumal es sogar einigermaßen unsere Schuldigkeit ist, jarten-Füßen das Muster zu einer dankbaren Arbeit vorzulegen, da wir sonst allzu parteiisch nur für die Hände bedacht sind.

Daß diese Sylphiden-Arbeit leichten Füßchen angenehm und gar nicht anstrengend sein werde, bezweifeln wir nicht, besonders da alle übrigen Glieder dabei helfen dürfen und sogar müssen; denn was wäre der Tanz, wenn nur die Füße sich regten und der übrige Körper einer theilnahmlosen Bildsäule gleiche? Das Lächeln des Mundes, der schalkhafte oder ernste Blick des Auges, die Biegung des Armes, die Bewegung der Hand, die Haltung des Kopfes; Alles hat seine Bedeutung in der ausdrucksvollen Beredsamkeit des Tanzes, welche zu entfalten die anmuthigen Contretanz-Beschlingungen und die seriösen Menuetfiguren der Quadrille à la cour Gelegenheit geben. —

Es steht nicht zu bezweifeln, daß die Quadrille ein beliebter und bleibender Tanz auf den Tanzordnungen sein wird. —

Unsere nächste Nummer bringt eine Quadrille à la cour componirt von Engelhardt.

Wir lassen jetzt die Touren folgen:

I.

La dorset.

- Compliment zur eigenen Dame — zur fremden Dame. 1. Herr, 2. Dame en avant — en arrière. Moulinet (rechte Hand). Traverser, 1. Paar beim 2. Paare durch. Retraverser, 2. Paar beim 1. Paare durch. Compliment zur fremden Dame — zur eigenen Dame. Alle Paare moulinet (rechte und linke Hand). Wiederholung: 2. Herr, 1. Dame. 3. Herr, 4. Dame. 4. Herr, 3. Dame.

II.

La victoria.

- 1. Paar en avant, en arrière. Die Dame vor den Herrn, Compliment. Moulinet (rechte und linke Hand). (1. und 2. Paar theilen sich.) En avant huit, en arrière. Moulinet (rechte Hand) à place. (Jeder Herr schwenkt seine Dame aus.) Wiederholung: 2., 3., 4. Paar.

III.

Les moulinets.

- 2. Dame en avant (à gauche). 1. Herr en avant (à gauche). Compliment, retour à place. Alle Damen moulinet (rechte Hand, zweimal). (Jeder Herr schwenkt mit der linken Hand seine Dame vis-à-vis aus, dann seine eigene.) Wiederholung: 1. Dame, 2. Herr. 4. Dame, 3. Herr. 3. Dame, 4. Herr.

IV.

Les visites.

- 1. Paar Promenade zum 3. Paar, Compliment. Ronde à gauche. 1. Paar zum 4. Paar, Compliment. Ronde à droit. Alle Paare chasser croisé, Compliment. Alle Paare retour chasser croisé, Compliment. 1. und 2. Paar Chaine anglaise. Wiederholung: 2. Paar zum 4. und 3. Paar. 3. Paar zum 2. und 1. Paar. 4. Paar zum 1. und 2. Paar.

V.

Finale à la cour.

- Grande chaine bis zur eigenen Dame, Compliment. Grande chaine à place, Compliment. 1. Paar tourner, 3., 4., 2. Paar folgen. Chasser croisé, balancer (zweimal). Herren und Damen Promenade (nach aussen), die Herren stellen sich den Damen vis-à-vis auf. En avant huit, en arrière. Moulinet (rechte Hand) à place. Grande chaine etc. Wiederholung: 2. Paar tourner, 4., 3. und 1. Paar folgen. 3. Paar tourner, 2., 1. und 4. Paar folgen. 4. Paar tourner, 1., 2. und 3. Paar folgen.

[210]

Einfluss der Frauen auf die männliche Jugend.

Auf einen Zweig des Erziehungswerkes möchten wir die Frauen aufmerksam machen, oder vielmehr ihnen die Mahnung ans Herz legen: nicht den Mädchen allein ihre Sorgfalt zuzuwenden, sondern auch denen sie zu Theil werden zu lassen, die derselben mehr bedürfen, die (so paradox es klingen mag) das Samenkorn der Erziehung tiefer aufnehmen und freier entfalten: den Knaben. Ich will hier nicht auf die Gründe dieser Behauptung eingehen, ich will nur aussprechen — und Ihr mögt mir glauben, daß, indem Ihr Knaben erziehen helft, oder in reifen Jahren, in der Schule erwachsene Knaben unterrichtet, wie schon mit dem besten Erfolg geschehen, daß Ihr dadurch nicht nur allein das Glück Eurer Schüler begründen helft, sondern auch das der Mädchen, die einst ihre Gattinnen werden. Es ist so wichtig, daß Ihr die Knaben Höflichkeit, Selbstverleugnung, Achtung und Schonung für die Schwäche, Bewunderung für das Edle und Schöne lehrt. Und das vermag nur eine Frau. Nur durch frühzeitigen Verkehr mit Frauen lernt der Knabe, wie der Jüngling seine Schwester, der Mann sein Weib behandeln müsse. Auch im Gemüth des unbändigsten Knaben flammert ein Funke von Ritterlichkeit, und wenn dieser ganz erlischt, wie leider nur zu oft geschieht, denke ich, es würde besser sein für einen solchen Menschen, wenn er nie geboren wäre. Der einzige belebende Hauch, der diesen Funken zur wohlthuend wärmenden Flamme ansafeln kann, ist der freundliche und belehrende Umgang mit höherstehenden Frauen. [210]

Amor bleibt immer jung.

Ich trank von Deinem Munde In stiller Abendstunde Den immer süßen Trunk; Da schlangst Du Deinen Arm Um meinen Hals so warm, Und sprachest traut und leise In Deiner holden Weise: Amor bleibt immer jung!

O Weib, Dein Wort so sinnig, Wie traf es mich so innig! — Was in Begeisterung Manch Dichter dacht und schrieb Von ewigtreuer Lieb', Für Alle ward's geschrieben, Für uns ist's sehn geblieben: Amor bleibt immer jung!

Es brühten sich die Thoren Mit dem, was sie verloren, Und treiben eitel Prunk: Daß Liebe ward so bald Bei ihnen kalt und alt; Wir haben's doch erfahren: Lieb' wächst zwar mit den Jahren, Doch bleibt sie immer jung.

Die Glut wird auch verglühn, Wir werden auch verblühn, Doch bleibt „Erinnerung“; Sie schüret hold und treu Das Feuer wieder neu, Daß Du als Weis'n leise Noch sprichst in süßer Weise: Amor bleibt immer jung!

[211]

G. Neumann.

Garten-Arbeiten.

Der März ist für Gärtner und Gartenfreunde ein arbeitsvoller Monat, denn er ist die Zeit der Saat; freilich müssen wir warten, ob die zuweilen noch recht winterlichen Launen dieses Monats unserer Arbeit Raum geben; ob der Schnee schmilzt, ob die Feuchtigkeit das Säen gestattet, oder ob gar noch ein später Frost unserer ungeduldigen Betriebsamkeit Halt gebietet. Etwas Ungebuld ist keiner Gärtnerin zu verargen, wenn sie sehen muß, wie der Winter zögernd nur seinen Rückzug hält von einem Felde, wo es für fleißige Menschenhände so viel zu thun giebt.

Der Garten muß gegraben und in Beete abgetheilt werden; alle Arten Rüben, Petersilie, Zwiebeln, Spinat — müssen gesät werden, desgleichen die zweite Ausfaat Erbsen, Sellerie, Mohrrüben, Kohl etc. werden zum Saamentragen in angemessener Entfernung von einander gepflanzt, die Spargelbeete von ihrer Decke befreit und gesäubert.

Mit dem Beredeln der Obstbäume muß in diesem Monat begonnen werden, sowie mit dem Anpflanzen neuer Obstbäume und Weinstöcke; namentlich Pfirsiche und Aprikosen werden im Frühjahr gepflanzt; die Weinstöcke oder Fruchtbäume am Spalier müssen verschneiden und, wenn es nicht bereits im Herbst geschah, mit einer Düngung versehen werden; ein Gleiches gilt auch von freistehenden Obstbäumen und Weinstöcken, es ist diese Stärkung durchaus nöthig, wenn sie gedelhen und reichlich Früchte tragen sollen.

In tiefliegenden Gärten, wo die Feuchtigkeit sich lange hält, zeigen die Regenwürmer sich häufig als Zerstörer junger Pflanzen, indem sie die Wurzeln derselben abnagen. Um diese gefährlichen Feinde des Gartens zu vertilgen, thut man wohl, die Beete vor dem Säen mit einem sehr scharfen Aufguß von Dünger zu tränken, wodurch die Würmer auf die Oberfläche kommen und leicht zu tödten sind. Wenn im Garten dem Nützlichen sein Recht geworden,

darf man auch an das Schöne denken, und die Blumen säen welche im Sommer uns durch ihre Däfte oder ihre holde Gestalt erfreuen: die Levkojen, den Laß, und die hüble, geruchlose Aker, welche wir trotz des mangelnden Duftes doch nicht missen mögen, weil sie die letzte Blumenpflanze ist, welche die Erde aus ihrem Blüthenbüschel uns reicht. Das Säen dieser und anderer Blumen geschieht in Kästen, welche jedoch nicht kalt stehen dürfen; später, wenn die Pflanzen zu der erforderlichen Größe gediehen, versetzt man dieselben einzeln in Töpfe oder auf die Beete.

Die harten Rosen werden ausgeschnitten, die geschüßt stehenden oder verdeckten etwas geläufigt, damit sie nicht früher treiben als im April nach dem Verschneiden.

Die lieben Schneeglöckchen stehen im März nicht lange mehr allein, die munteren Crocus, die Leberblümchen drängen sich ebenfalls hervor und werden als die ersten bunten Kinder der verjüngten Erde freudig begrüßt — am freudigsten aber das stillste, prunkloseste Kind des März — das kleine holdselige Veilchen. [2074]



Türkische Sitten, Meinungen und Gebräuche sind in jeder Art so abweichend von den unsrigen, daß eine Mittheilung in Bezug auf dieselben immer anziehend und lehrreich bleibt. Wir folgen in Schilderung derselben zum Theil dem verdienstlichen Werke Theodor von Grimm's: Wanderungen nach Sibirien. Der Islam, sagt er, ist nach den Schriftgelehrten ein Gebäude, das auf fünf Pfeilern ruht; diese sind: der Glaube, das Gebet, das Almosen, das Fasten und die Pilgerfahrt nach Mekka. Durch einen unbedingten Rathschluß Gottes sind nach dem Islam alle Dinge unveränderlich voraus bestimmt; daher rührt die Gleichgültigkeit der Türken in Gefahren, die Todesverachtung im Kriege, aber auch der Mangel an Verbesserung. Das Christenthum ist die Religion der Liebe, der Islam die des Hasses.

Die körperliche Abwaschung vor dem Gebete reinigt den Muselman zugleich von den Sünden. Das Gebet selbst verlangt eine pedantische Pünktlichkeit der Zeit; eine Minute später, als das Gebet es vorschreibt, nimmt ihm allen Werth. Nur eine Schlacht kann die Unterlassung nicht allein entschuldigen, sondern sie sogar verdientlich erscheinen lassen. Während des Gebets darf Niemand niesen, husten oder gähnen; das Gesicht muß nach Mekka gerichtet sein. — Ihre Fasten dauern den Monat Ramasan; sie enthalten sich des Essens nur, so lange die Sonne scheint, und mit dem ersten überall laut verkündeten Mondenstrahl beginnt ein eigenthümliches Leben; die Kanonen donnern, und in wenigen Minuten ist die ganze Stadt in einen großen taghell erleuchteten Feuersitz verwandelt; von den höchsten Minarets an sind alle Moscheen bis auf die letzte kleine Hütte herab erleuchtet. Die Stadt ist am Tage wie ausgestorben, alle Läden, alle Häuser geschlossen; alle Arbeitsstätten verstummen; selbst das Gewühl des Hafens ist verschwunden. — Die Beobachtung der Fasten schließt nicht allein jede Speise und Trank aus, sondern den Rauch- und Schnupftabak, jeden Wohlgeruch, jede Arznei; man entfernt sogar die Blumen, und noch mehr das weibliche Geschlecht; denn sein Anblick dürfte das körperliche Gleichgewicht stören. Jede Hebertretung irgend einer Fastenpflicht, wenn sie von zwei männlichen Zeugen bestätigt wird, kann mit Hinrichtung bestraft werden.

Inmittelbar nach dieser Fastenzeit folgt der „Beiram“, ein Freudenfest im eigentlichen Sinne; es dauert drei Tage und ist das einzige Fest nach unserm Begriff. Volkshelustigungen der mannigfaltigsten Weise machen es unserm Fasching nicht unähnlich. Die Frauen genießen größere Freiheiten, d. h. sie fahren spazieren und machen Besuche. Was den „Beiram“ am meisten bezeichnet, das sind die allgemeinen Glückwünsche zwischen allen Ständen und Ältern; auf den Straßen reicht man sich die Hände, und Feinde verfühnen sich. Zu diesem Tage kleidet sich Alles neu, und man beklagt den Armen, der zu diesem Feste im alten Kleide gehen muß.

Während in den Fasten, sobald von den Minarets herab die Nacht verkündet wird, es das größte Lob eines Muselmannes ist, in diesen Nächten Laufende zu speisen, versammeln sich am Freudenfest im Serail alle hohen Staatsbeamten, nicht allein um den Sultan zu beglückwünschen, sondern um von demselben beschenkt zu werden.

Die Mahlzeit bei den Türken beginnt wie in England ohne Suppe. Das erste Gericht ist gewöhnlich Reis mit saurer Milch, dem unfehlbar Hammelbraten folgt. Derselbe wird in kleine Stücke zerschneiden, an eine eiserne Nadel gesteckt, gebraten und von derselben abgegriffen. Die Nadel erstekt auf diese Weise die Pfanne, den Zeller, Messer und Gabel. Dem Braten pflegt ein Mehlspudding, Fische, gebadene Nudeln und zum Schluß türkischer Kuchen zu folgen. Getränke gehören nicht zum Tisch. Die Speisen werden in Kasserolen voll glühender Kohlen bereitet.

Während trinken und rauchen ohne zu denken, essen ohne zu denken, beten ohne zu denken des Muselmannes wahres Leben ist, giebt es doch einen Mann, für welchen der Türke das größte Interesse hegt — und der für ihn eben so viel Anziehungskraft besitzt, als für dies der „Medos“ oder „Mährerzähler“. Derselbe kommt, nimmt seinen Platz auf einer Erhöhung ein, und die Zuhörer stellen sich um ihn herum in den materlichsten Gruppen; doch bleibt jeder seiner Pfeife treu. Er giebt ein Zeichen mit der Hand — und das Mährchen beginnt. Alles lauscht; die feierlichste Stille herrscht.

Theod. Behr, der die Mütter ganz besonders warnt, ihren Töchtern das Haar nicht zu oft und zu stark einzudübeln oder mit Pomade zu glätten, weil dadurch die Poren der Kopfhaut verstopft und in Folge dessen das frühzeitige Ausfallen der Haare befördert werde, schlägt folgendes Mittel zur Anfeuchtung und Stärkung der Haare und Kopfhaut vor: Man rühre 3 Loth Mandellleie, wie man sonst Stärke einzurühren pflegt, ein, und zwar mit weichem Wasser, gieße hierauf unter fortwährendem Rühren ein schwaches Maas kochendes Regenwasser dazu und lasse das Ganze noch fünf Minuten in einem zugedeckten Topfe langsam kochen. Abgekühlt gießt man die Flüssigkeit durch ein leinenes Tuch, zieht sie auf Flaschen und läßt dieselbe unverkorkt in einem warmen Zimmer ungefähr drei Tage stehen, bis sich eine schwache saure Gährung eingestellt. Dann werden die Flaschen sorgfältig verschlossen und an einem kühlen Orte aufbewahrt. Beim Gebrauch dieses Wassers wird die Flüssigkeit nicht umgeschüttelt, weil der sich bildende Niederschlag unbrauchbar ist. Länger als höchstens vier Wochen läßt diese Flüssigkeit sich nicht benützen, dann muß sie erneuert werden. Durch diese Flüssigkeit, gleich dem Del gebraucht, erhalten die Haare sich biegsam und weich. [2133]



Chlorkalk als Mittel zur Reinigung der Fußböden.

Das gewöhnliche Verfahren bei Reinigung der Dielen ist Scheuern mit Sand, und in wohlgehaltenen Zimmern dürfte es auch vollkommen ausreichend sein. An vernachlässigten Fußböden jedoch, deren lang verjährte Flecke den Bemühungen der ordnungsliebenden Hausfrau nicht so leicht weichen, ist Chlorkalk als wirksames Mittel zu empfehlen. Man bestreicht den durch Tinten- oder andere Flecke verunreinigten Fußboden mit einem Brei von Chlorkalk und läßt ihn die Nacht über wirken. Am andern Tage überstreicht man diese Chlorkaldecke mittelst eines starken Pinsels mit verdünnter Salzsäure und läßt am folgenden Tage das Zimmer mit warmem Wasser scheuern.

Die Schärfe des Chlors hat dann den Dielen ihre ursprüngliche Weiße wiedergegeben und alle Flecke vertilgt, an denen die Kraft von mancherlei Seifen und Laugen vergebens erprobt wurde. [2090]

Um Herren- Ober- Hemdchen und Vorhemdchen

schön zu glätten, setzt man der gewöhnlichen Stärkelösung 1 bis 2 Eßlöffel einer verdünnten und geklärten Lösung von Gummi arabicum hinzu und verfährt übrigens mit der Wäsche so, wie dies bei der Anwendung der Stärke zu geschehen pflegt.

Die Gummi arabicum Lösung erhält man, wenn man 1 Loth gestopenes Gummi arabicum in 1 1/2 Rößel warmem Wasser unter öfterem Umrühren auflöst, hierauf einige Zeit ruhig stehen läßt, damit sich die Lösung gehörig klärt, worauf dann die Lösung von dem entstandenen Bodensatz abgeseiht und zum Gebrauche aufbewahrt wird.

Wenn man mit einem Stückchen Stearinlicht die heiße Stärke einige Zeit umrührt, so hat man die sogenannte amerikanische Glanzstärke, wodurch die Wäsche einen sehr hübschen Glanz erhält. [2077]

Chokoladenwaffeln.

25 Loth feines Mehl, 8 Loth geklärte Butter, 4 Eier, 12 Loth gestopener Zucker und 4 Quentchen Drangenblüthenwasser sind dazu erforderlich. Man rührt Mehl und Zucker mit Wasser gehörig durcheinander, schlägt die Eier hinein, thut zuletzt die geschmolzene Butter und das Drangenblüthenwasser hinzu und arbeitet das Ganze wohl durch. Das schon erwärmte Waffeleisen bestreicht man leicht mit Fett, thut 2 oder 3 Löffel des Teiges hinein, schließt das Eisen, bringt es wieder über das Feuer und wendet es von Zeit zu Zeit. Hat die Waffel eine schöne gelbbraune Farbe erlangt, so nimmt man sie heraus, rollt sie über einen Stock zusammen und erhält sie warm bis zum Anrichten; sie werden mit Zucker bestreut aufgegeben.

Französische Waffeln.

Zu diesen Waffeln nimmt man 7 Loth geriebene Chokolade, 17 Loth Mehl, 12 Loth gestopenen Zucker, 4 Eier, rührt das Ganze mit Milch gut durcheinander, und verfährt bei Bereitung der Waffeln auf die oben erwähnte Weise. [2129]

Ein Mittel, die verblichene oder veränderte Farbe in bunten Stoffen wieder herzustellen.

Flüchtiges Laugenalkali mit etwas Wasser, oder Sauerfleesäure auf dieselbe Weise angewandt stellen zuweilen die Farben wieder her, welche durch andre Säuren, als: Citronensaft, Essig, Johannisbeerensaft oder durch Schweiß verblüht sind. Sehr häufig aber bleiben diese Mittel erfolglos. In solchen Fällen bleibt nichts Andres übrig, als die so verdorbenen Stellen des bunten Stoffes gesondert zu färben. Ist dieser aber der Wäsche nicht unterworfen, so genügt folgendes leichte Mittel für die Zeit der Dauer des Stoffes, bei den übrigen muß das Färben dieser einzelnen Flecke nach jeder Wäsche wiederholt werden.

Man nimmt Pastellkreide von der Farbe, die erneuert werden soll, schabt sie zu Pulver und mischt sie mit einer Flüssigkeit derselben Farbe; z. B. Blauwasser mit blauer Kreide, eine rothe Mischung zu rother Kreide, fügt ein wenig flüssiges Gummi hinzu, und bestreicht damit vorsichtig den Fleck auf dem ausgebreiteten Stoffe mittelst eines Pinsels. Sobald die Farbe eingezogen, bestreut man die betreffenden Stellen mit feinem Sand oder pulverisirtem Thon, damit die Feuchtigkeit sich nicht weiter verbreite. Sodann wird der Stoff starker Hitze ausgesetzt, damit die Farbe in das Gewebe eindringe. Ist dieses Wollen, so kann es eine Stunde lang dem Dampf kochenden Wassers ausgesetzt werden, über einem Kessel, Casserol oder dergl. Nun läßt man es trocken und bürstet es sofort. Hält die Farbe, so kann man auch die Stellen behutsam waschen.

Es kommt dabei vorzüglich auf die richtige Wahl der Kreide an; ist diese der Farbe des Stoffes gleich, so kann man die so gefärbten Stellen vom Grundstoff nicht unterscheiden. [2093]



Die Achtung ist nicht die Wurzel, aus welcher die Rebe der Liebe erwächst; aber sie ist die Ulme, an der jene sich aufrinkt und ihre köstlichen Früchte reift.

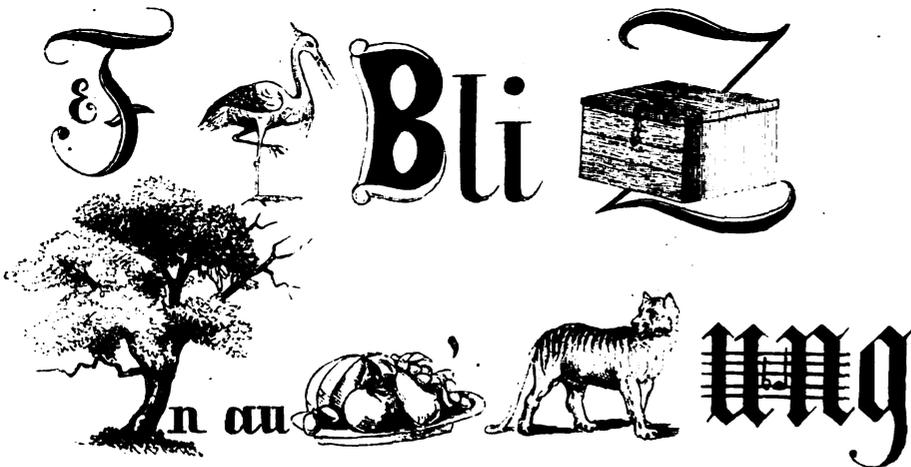
Die Hitze des Lebens blendet unsern Geist, wie die Sonnenglut eines heißen Tages das Auge. Erst am kühlen Abend schaut die Seele in den Tiefen der still herausziehenden Nacht die ewig brennende der Unvergänglichkeit, gleich einem freundlichen Stern, der im Abgrunde der Finsterniß leuchtet.

Armut ist kein Unglück, wenn man arm zu sein versteht.

Es ist ein großer Unterschied zwischen Demuth und Bescheidenheit. Bescheidenheit ist das Weichen der Erde; oft das Gewissen der Eitelkeit und des schlummernden Ehrgeizes; eine gute, jugendliche Naturgabe, die Blüthe gleichsam, welche oft die Frucht der Gottesgabe Demuth verheißt. Bescheidenheit gilt einem Vorzuge, den man nicht zu besitzen, Demuth einem Vorzuge, den man nicht zu verdienen glaubt. Bescheidenheit blüht, die Demuth reift. Bescheidenheit gilt mehr der Erde und dem Sichtbaren; die Demuth ist in Gottes Liebe beschlossen und hat von da aus auf unsere übrigen Verhältnisse Bezug.

Was das Athembolen den Lungen, die Wissenschaft dem Verstande, das ist das Gebet dem Herzen. Wie gesunde Luft leibliches Wohlsein schafft, so schafft das Gebet geistiges. Hinter ihm her zieht der Friede, ihm zuvor geht das Vertrauen, ihm zur Seite die Zuversicht, die Liebe und die Ergebung.

Rebus.



Wunderbar sind die Schätze vertheilt: der Arme hat wenig; Nichts der Bettler; zu viel der Reiche, genug — o nicht Einer!

Rath erteilen ist oft dümmner, als um Rath fragen.

Die weibliche Kleider-Liebe hat sammt der Keckheit, welche gleichsam auf der Grenzlinie zwischen Leib und Eitellichkeit wohnt, eine Wand- und Thürnachbarin, nämlich „Herzensreinheit.“

Es ist leichter, einen Berg mit einer Nadelspitze aus seiner Wurzel zu heben, als Stolz aus dem Herzen zu reuten. Darum rühme dich nicht, Stolzes frei zu sein; er ist tief im Herzen verborgen, er ist schwerer zu sehen, als bei schwarzer Nacht der Fußtritt einer Fliege am Felsen.

Nüchternlich zu sinnen, was man hätte thun können, ist das Uebelste, was man thun kann.

Rasse Augen sind allmächtig über stummen Lippen. Die gütige Natur nimmt der geläbten Zunge des Bedrängten die Krankengeschichte seines gepinneten Busens ab, und erzählt sie uns mit einer einzigen Thräne. [2079]

Auflösung der Räthsel-Aufgabe in Nr. 9.

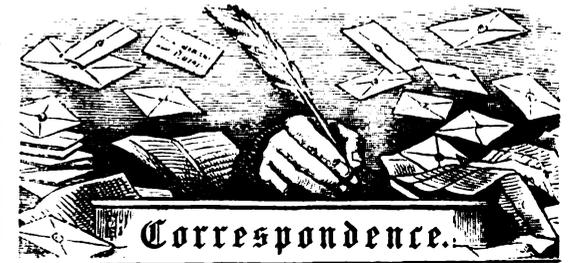
Der Ruf ist selten ohne Grund,
Vergrößert er gleich alle Sachen,
Die Wahrheit öffnet ihm den Mund,
Und lehrt ihm die Lüge machen:
Er sagt, und besser zu betrogen,
Zur Fälschung ein wenig Klarheit,
Spricht seine Wahrheit ohne Lügen,
Und keine Lügen ohne Wahrheit.

Auflösung des Räthfels in Nr. 9.

Das Papier.

Auflösung des Rebus in Nr. 9.

Ein reines unschuldvolles Herz überwindet aller Laster Versuchung. [2082]



Hr. Joh. T. in W.-d. — Halten Sie das Erwähnte für neu? Bereits im Jahre 1855 haben wir ausführlich darüber berichtet.
Hr. Werth. v. D. in G. Nr. 13 des Bazar bringt eine „Quadrille à la cour“ comp. von Engelhardt. — Die Angaben der Dourer befinden sich in der heutigen Nummer.
Hr. A. W. in Gr. A. — Wir haben unsere Arbeitskräfte verstärkt und glauben versichern zu können, daß eine Erhöhung in der Expedition nicht wieder eintreten wird und alle eingehenden Bestimmungen sofort werden erledigt werden können.
Hr. E. W. in Kl. (Wären). Wir wollen gelegentlich Einsicht von den „Winternüchtern“ Schriften nehmen. — Silster's Studien sind sicher allen unsern Leserinnen bekannt, denn seit einer Reihe von Jahren circuliren sie in Sammlungen der Bibliotheken.
Hr. C. L. in W. Riede, welche durch Säuren entstanden sind, vertilgt man durch Bestreuen mit Salmiasgeist.
Hr. F. in D.-n. Ihre Ansichten theilen wir vollständig, aber dem Ausdruck des „Warum“ der reigenen Worte „Ber muthung“ und der „Ueberraguna“ stellen sich nicht zu besitzende Hindernisse in den Weg. — Wir möchten mehr von Ihnen hören.
Hr. Luise v. R. in W.-g. Wir haben unsern Zeichner das Modell übergeben.
Hr. C. G. in F. Für diese Nummer war die Zeit zu kurz, aber das Bemühte folgt.
Hr. Val. Th. in W.-n. Sie beklagen sich, daß wir Ihren Brief in der offenen Correspondenz, so kurz, beantworteten. Bestes Französisch, was würden die übrigen 23.999 Abonnentinnen sagen, wenn wir die Spalten des Bazar mit Privatbriefen füllten!
Hr. v. W. auf Kl. Gr. bei D. In Nr. 10 des Bazar haben wir in der Beschreibung der „Kragen von Krey mit Schmelzgehalt“ ausdrücklich bemerkt, daß die Schmelzkerei sehr modern ist und auf schwarzen Füll ungemein tief angewendet wird. — Wir werden Veranlassung haben, öfter davon zu sprechen, da wir öfter Definitiv zur Schmelzkerei zu bringen denken.
Hr. W. in F. Von Obererem werden wir Gebrauch machen.
Hr. C. O. R. in W.-g. Haben Sie gefunden, daß wir Ihren Wünschen zuvorkamen?
Hr. Val. T. in F. Nr. 12 bringt Frühjahrsmäntel.
Hr. C. W.-r. in W.-n. Der Bazar nimmt merkantilische Anzeigen nicht auf; Ihre eingesandten Annoncen mußten zurückgelegt werden.
Hr. W. B. in U. — Seien Sie versichert, sobald in Wahrheit Aussicht ist, daß der Umfang der Reiber sich verringert, werden wir darüber berichten. Für jetzt müssen die Männer, wenn Sie ihnen das Räthsel:
Oben spitz und unten breit,
Durch und durch voll Süßigkeit
aufgeben, immer noch die Auflösung bringen: „Eine Dame in Grinolin.“ Nächsten Winter dürfen sie vielleicht „Judebut“ rothen.
Hr. P. v. C. in G. Nr. 12 des Bazar bringt verschiedene Abbildungen von Kindergarderobe und werden in dem Bericht darüber Ihre Fragen Erledigung finden. — Ob wohl ein größerer Theil unserer jährlichen Leserinnen gleich Ihnen denkt? Wir sind immer der Meinung, die unsäglichen Mühen werden von Wenigen erkannt.
Hr. Am. G. in W.-n. Nr. 9 hat Ihnen Aufklärung gegeben.
Hr. C. W. in K.-e. Unser Raum ist so sehr beschränkt, daß der Abdruck kaum zu ermöglichen sein wird.
Hr. —er in W. (Wir vermögen den Anfangsbuchstaben Ihres Namens nicht zu entziffern.) Sie werden jetzt hoffentlich im Besitz sein; die Fortsetzung erfolgt regelmäßig.
Hr. C. F. in W. Leider können wir Ihnen eine Zusage, das Eingefandte zu benutzen, nicht geben. Der uns seit längerer Zeit vorliegende ähnliche Stoff ist ziemlich bedeutend.
Hr. C. G. in W. Für jetzt nicht möglich; später vielleicht.
Hr. Bab. W. in W.-n. Schwarze Spitzen waschen Sie am besten, wenn Sie dieselben in etwa 3 Fingern breite Falten legen, und durch das Näcken unten und in der Mitte einen Faden ziehen, damit sich die Spitze nicht wieder aufwickelt. — Nachdem taucht man dies Näcken, ohne Seite oder eine andere Substanz zu benutzen, in Bier und reibt sie behutsam mit ein leinenes Tuch, sie auszuweichen. Nachdem wäscht man sie in ein leinenes Tuch und nach diesem wird sie in mehr oder minder feuchtem Zustande (je nachdem man sie mehr oder weniger heiß wäscht) gehängt, und zwar so, daß man die Kehrseite der Spitze auf dieses Wolleuzeng legt und die obere, zu glättende Seite mit Pauspapier bedeckt. [2104]

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 13.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. April 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

V. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von perglaudem Taffet mit 4 abgepaßten Volants, denen der lange faltige Schooß des Leibchens als der fünfte sich anschließt. Das Leibchen selbst hat eine faltige Draperie vom Stoff des Kleides, welche vorn in der Mitte der Taille eine Spitze bildet und mit Vorten und seidnen Franzen derselben Farbe garnirt ist. Kragen und Unterärmel von Spitzen, Armbänder von Corallen, strohgelbe Handschuhe. Hut von weißem Tüll mit Blondenvolants und Schrägstreifen von grünem Sammet. Paradiesvogel, am Kopfende mit farbig punktirten Marabouts verziert. Hutbänder von weißem Taffet mit grüner Sammeteinfassung.

Figur 2. Ballkleid von einfarbigem rosa Moiré antique, an jeder Seite des Rockes mit einem Besatz à bandes verziert, bestehend aus Puffen von weißem Illusionsstül, welche durch große, in verschobenem Bieder aufgesetzte Rosen gebildet werden. Leibchen von rosa Moiré antique, darüber weißer Illusionsstül in Puffen arrangirt und durch einen Besatz rother Rosen zur Verthe gestaltet. Kurze Puffenärmel von weißem Illusionsstül auf rosa Moiré, mit einer entsprechenden Garnitur ro-

ther Rosen ausgestattet. Kopfsuß von Rosen und schwarzen Spitzen, auf einer Seite mit herabhängender Schleife von rosa Sammetband.

Figur 3. Gesellschafts-Toilette. Robe von himmelblauem Sammet. Der Rock hat Seitengarnituren von weißer in Zaden aufgesetzter Spitze. In jedem Zwischenraum dieser nach oben schmaler werdenden Garnitur ist eine Schleife aus blauem Sammet- und Silberband. Das Leibchen hat eine so lange Spitzenberthe, daß die kurzen Ärmel vollständig dadurch bedeckt werden. Brochebouquet von blauen Blumen und Silberblättern. Ein schmales Gewinde ähnlicher Blumen bildet mit den Rollen des Haars verschlungen den Kopfsuß.

Figur 4. Ball-Toilette. Kleid von weißem Illusionsstül mit 3 Räden, deren jeder mit einer in Festsitz aufgesetzten Rüche von weißem Seidenband verziert ist. In den Biegungen dieses Besatzes sind Schleifen von nelkenrothem Seidenband angebracht; eben so auf der Berthe von weißem Illusionsstül, welche bogenförmig ausgeschnitten, in der Weise wie Räder und Ärmel mit einer Rüche von weißseidenem Band garnirt ist. Der Kopfsuß besteht aus gewundenen Haarrollen, durchschlungen mit schmalen Kränzen weißer und rother Blumen.

[2147.]

Sedwig.

Novelle von Clara Gaertner.

Es war ein finsterner Abend in den letzten Augusttagen. Die Felder waren zum größeren Theil schon ihres Schmuckes entkleidet, doch wehte kein kühler Nachtwind über die Stoppel, sondern eine warme, stidende Luft verkündete im Verein mit dem schwarzen Gewölk, welches gleich seinem riesigen Spiegelbild über dem Gebirge stand, ein verspätetes Gewitter.

Im Dorfe war Alles still, denn von der harten Erntearbeit ermüdet, lagen seine Bewohner im ersten, tiefen Schlafe. Da erhob sich aus dem Strohdach einer zu einem großen Bauernhof gehörenden Scheuer ein kleines Flämmchen, zuckte empor, verschwand scheinbar eine Secunde, um bald darauf kräftiger empor zu tauchen und gleich einem Lichte hinaus zu leuchten in die dunkle Nacht. Doch auch Das währte nur einen Augenblick, schnell breitete sich das Flämmchen aus, und froch hinaus und hinab an dem Strohdach, bis ein leise knisterndes Feuermeer auf demselben wogte.

Unterdess war das Gewitter näher gekommen und umhüllte, seinen schwarzen Mantel weit ausbreitend, den ganzen





Alexander II. Nikolajewitsch, Kaiser von Russland.

Original-Musik des Bazar.

QUADRILLE A LA COUR.

Componirt von Feodor Engelhardt.

No. 1. La Dorset.

First system of musical notation for 'La Dorset'. It consists of a treble and bass staff. The treble staff begins with a piano (*p*) dynamic and a forte (*fr*) dynamic. The bass staff has a piano (*p*) dynamic. The system ends with a *Fine.* and a *cres-* dynamic marking.

Second system of musical notation for 'La Dorset'. The treble staff has a *cen do* marking. Dynamics include *fr* and *p*.

Third system of musical notation for 'La Dorset'. The treble staff has a *Moderato* tempo marking. Dynamics include *fr* and *dolce p*. The bass staff has a *scherzando* marking.

Fourth system of musical notation for 'La Dorset'. Dynamics include *dimin.* and *D. C.*

No. 2. La Victoria.

First system of musical notation for 'La Victoria'. It consists of a treble and bass staff. The treble staff has a forte (*fr*) dynamic.

Second system of musical notation for 'La Victoria'. Dynamics include *Fine.*, *p*, and *staccato.*

Third system of musical notation for 'La Victoria'. Dynamics include *dolce* and *fr*. The system ends with *D. C.*

No. 3. Les Moulinets.

First system of musical notation for 'Les Moulinets'. It consists of a treble and bass staff. The treble staff has a piano (*p*) dynamic.

Second system of musical notation for 'Les Moulinets'. Dynamics include *Fine.* and *fr*.

Third system of musical notation for 'Les Moulinets'. Dynamics include *tr* and *mfr*. The system ends with *D. C.*

No. 4. Les Visites.

First system of musical notation for 'Les Visites'. It consists of a treble and bass staff. The treble staff has a mezzo-forte (*mfr*) dynamic. The system ends with a *SS* marking.

Second system of musical notation for 'Les Visites'. Dynamics include *fr*, *fr*, and *loco*.

Third system of musical notation for 'Les Visites'. Dynamics include *p*, *p*, *cres - cen - do*, and *fr*. The system ends with a *SS* marking.

Fine. *p* *con anima*

Dal Segno
al Fine.

No. 5.
A la Cour.

sr *p*

mf *ffr*

Fine. *ffr*

Dal Segno
al Fine.

[2150]



Ein spanisches Blatt (die *Novedades*) skizzirt folgenderweise den Charakter der Französin, Engländerinnen und der Deutschen. Die Französin — sagt das Journal — heirathet aus Berechnung, die Engländerin, weil es üblich ist, die Deutsche aus Liebe. Die Französin liebt bis zum Ende der Flitterwochen, die Engländerin das ganze Leben, die Deutsche ewig. Die Französin führt ihre Tochter auf den Ball, die Engländerin führt sie in die Kirche, die Deutsche beschäftigt sie in der Küche. Die Französin hat Geist und Phantasie, die Engländerin hat Intelligenz, die Deutsche Gefühl. Die Französin kleidet sich mit Geschmack, die Engländerin geschmacklos, die Deutsche bescheiden. Die Französin plaudert, die Engländerin spricht, die Deutsche urtheilt. Die Französin bietet eine Rose an, eine Dahlie die Engländerin, die Deutsche ein Vergißmeinnicht. Die Neberlegenheit der Französin liegt in der Zunge, jene der Engländerin im Kopfe, der Deutschen im Herzen. — Und die Spanierinnen? Oh diese, meinen die *Novedades*, können Französinen, Engländerinnen und Deutschen zum Muster dienen. Sie sind Meister in Allem, besonders aber um die Beute zu locken und sie zu ergreifen.

Zur Heilung des so häufig vorkommenden Magenkrampfes hat Dr. Gall in Trier mit bestem Erfolge das gepulverte doppeltkohlenfaure Natron angewendet, von dem er bei jedem Anfall eine Messerspitze bis zu einem Theelöffel voll in Wasser gelöst verordnete. Selbst stärkere und öfter genommene Dosen schaden der Gesundheit nicht und gewähren Linderung.

Dr. Bussion, Arzt in Paris, der das Unglück gehabt hatte, bei Behandlung der Wasserscheu selbst von diesem schrecklichen Uebel angefaßt zu werden, fand in der Art, womit er seine Leiden durch den Tod beenden wollte, das Mittel seiner Heilung. In der Absicht, sich durch Wasserdämpfe zu erhitzen, nahm er ein Dampfbad, dessen Hitze er allmählig bis auf 107° 36" des Fahrenheit'schen Thermometers steigen ließ. Zu seiner Ueberraschung fühlte er, daß seine Beschwerden sich erleichterten,

und blieb so lange im Bade, bis er sich wohl befand. Er bekam hierauf einen wahren Heißhunger, trank ungewöhnlich viel Wasser, schlief alsdann 24 Stunden ununterbrochen und erwachte vollständig gesund. Seitdem hat er vier Patienten auf gleiche Weise von der Wasserscheu geheilt, während ein sechs-jähriger Knabe diese Behandlung nicht überdauerte, sondern von den Dämpfen erstickt ward.

Ein junges Ehepaar aus Frankreich machte seine Hochzeitsreise und kam vor etwa drei Monaten im Bade Homburg an. Vergnügungen suchend, gerieth es dort an den grünen Tisch und spielte anfangs mit Glück, was natürlich reizte; als jedoch die launenhafteste Göttin ihr Antlitz wandte, steigerte sich bei dem eintretenden Verlust die Leidenschaft erst recht. Leider geriethen die beiden Leute immer tiefer in Verluste und das baar empfangene Vermögen der jungen Frau, eine Summe von 250,000 Fracs., war nur gar zu bald verloren, mit ihr Alles, worauf der junge Gemann seine Zukunft gesetzt hatte. Ohne neue Hilfsquellen — in größter Verzweiflung — sind sie jetzt so weit gekommen, daß ihr Wirth sie wegen Zahlungsunfähigkeit förmlich ausgesetzt hat und sie obdachlos umherirren. Der Anblick ist trostlos und die Behörde hat sich ihrer erbarmen müssen, bis es gelingt, sie nach ihrer Heimath zurückzuschaffen. [2123]

Notenmappe des Bazar.

Wir beginnen diesmal unseren Bericht mit zwei Werken, welche weniger der musikalischen Unterhaltung, als dem Studium des Pianofortespiels gewidmet sind. Das erstere „*Course für den Elementarunterricht im Pianofortespiel*“ von C. A. Scheidler (Herzfeld, Wallhaus), wovon uns leider nur die erste Lektion vorliegt, vereinigt mit großer Ausführlichkeit die größte Deutlichkeit und Verständlichkeit für Lehrer und Lernende. Wer es seinen Elementarstudien zu Grunde legt und gewissenhaft den darin vorgeschriebenen Weg verfolgt, wird für seine späteren Studien eine sehr ersprießliche Grundlage gewinnen. Schon vorgeschrittenen Spielern bietet das zweite Werk „*30 Etudes mélodieuses*“ von A. Löschhorn (Leipzig, Peters) ein ebenso nützlich als angenehmes Fortbildungsmittel dar. Der Componist hat den Hauptzweck der Erlebung, die Fertigkeit des Spielers von Nummer zu Nummer einer größeren Vollkommenheit entgegen zu führen, in trefflichster Weise erreicht, zugleich aber so anmuthige und melodische Clavierstücke geliefert, daß seinen Studien nichts von der sonst häufig damit verbundenen Trockenheit und Langweiligkeit bewohnt. Als sehr empfehlenswerth für angehende Clavierpieler, welche die erste Anfängerschaft überwunden haben, bezeichnen wir ferner das von Julius Hopfe herausgegebene Sammelwerk „*Immortellen*“ (Giesleben, Reichardt). Die erste Lieferung enthält nur längere oder kürzere Compositionen von Mozart,

Haydn, Beethoven, Bach und Händel, ihren besten Werken entnommen, in leicht spielbarem und wohlklingendem Arrangement. Bei dem äußerst billigen Preise dürfte die Sammlung eine weite Verbreitung finden und gewiß das Fröge zur Cultivirung eines besseren Geschmacks beitragen. Liebhabern brillanter und gefälliger Salonstücke empfehlen sich „*La Sylphide, Polka élégante*“ von Fr. W. Voigt, und „*Maieuglückchen*“ von Rud. Thoma (Berlin, Trautwein). Einer Phantasie von dem letztgenannten Componisten, „*Des Mädchens Klage*“ würden wir noch williger unsern Beifall spenden, wenn das einfach-liebliche Thema, ein bekanntes Volkslied, anfänglich mit weniger gekünstelten Harmonien gegeben wäre. Der „*Eisenreigen*“ von Ad. Golbe (ebens. bei Trautwein) hat sich bereits sein Bürgerrecht als glänzendes Effectstück für den Salon erworben. Auf einem schön klingenden Flügel und womöglich von schönen Händen mit Glanz und Bravour ausgeführt, wird er seine Wirkung nie verfehlen. Einer nicht minder beifälligen Aufnahme dürfen drei Compositionen von W. Krüger, „*Fantaisie sur le Trio des Huguenots*“, die „*Lorelen*“ und „*Chanson du Soldat*“ (Stuttgart, Ebner) gewiß sein. Sie gehören einer besseren Richtung dieses Genres an, indem sie weniger auf äußeres Tongefluge als auf interessante und inhaltvolle Behandlung des gewählten Themas hinielen. Drei Salonpièces von R. Winterlich aus demselben Verlage: „*Polka brillante*“ op. 4., „*Deux Mazourkas*“ op. 5. und „*Morceaux de Salon*“ op. 6. werden für Liebhaber brillanter und nicht zu schwerer Salonmusik ebenfalls willkommene Gaben sein. Zu rühmen ist die besonders elegante Ausstattung der Ebner'schen Verlagsartikeln. [2162]



Klettenwurzel-Chinarinden-Saarl.

Dieses Del, welches von den Parfümeriefabrikanten zu hohen Preisen verkauft wird, ist eine Mischung von Klettenwurzelöl und Chinarindenöl, und zwar:
 1/2 Pfund Chinarindenöl,
 1/2 Klettenwurzelöl.
 Es ist dies ein sehr gutes den Haarmwuchs beförderndes Mittel, und leicht und billig herzustellen. [2136]

Die heranahende wärmere Jahreszeit mahnt uns, unsern Leserinnen ein ebenso einfaches als wirksames „Schönheitsmittel“ gegen die fast unvermeidlichen Einwirkungen der Frühjahrs- und Sommerhitze auf die Haut, welche letztere schon allein durch die heiße Luft gebräunt wird, mitzutheilen.

Man lege Abends in das zum Waschen bestimmte reine Wasser eine Handvoll Petersilienkraut, lasse es über Nacht darin, nehme Morgens das Kraut wieder heraus und wasche sich mit dem Wasser. Es wirkt außerordentlich lindern und macht bei fortgesetztem Gebrauch die Haut rein und weiß. Präparirt man sich Morgens und Abends ein solches Wasser und wäscht sich täglich zweimal damit, so wird gewiß keine Einwirkung der Hitze auf den Teint stattfinden. Die Kosten dafür sind unbedeutend und erreichen, wenn es auch während des ganzen Sommers angewendet wird, kaum den Preis, den man oft für einen Flacon künstlichen Kosmetiks bezahlt, dessen wohlthätige Wirkung immer zweifelhaft ist.

Wir zweifeln nicht, daß einigen unserer Leserinnen dies Schönheitsmittel schon bekannt ist; dies aber konnte uns nicht abhalten, es im Interesse der übrigen Leserinnen hier mitzutheilen.



Reis à la milanaise (Pilau).

Man nimmt 1 Pfund guten Reis, wäscht ihn ab und läßt ihn 2 Stunden lang in heißem Wasser stehen, welches natürlich, wo der Reis nicht warm placirt werden kann, von Zeit zu Zeit erneuert werden muß. Eine halbe Stunde vor dem Mittagessen wird ein großes Casserol mit Wasser über das Feuer gesetzt, und ein kleiner Löffel Salz hineingethan. Sobald das Wasser im starken Kochen ist, wird der Reis hinein geschüttet; fünf Minuten fortwährenden Kochens reichen hin, ihn gar zu machen. Dann schüttet man ihn in einen Durchschlag, damit er gut ablaufe, thut in ein Casserol ein gutes Stück Butter nebst dem Saft von 3 Apfelsinen und läßt damit den Reis über gelindem Feuer aufkochen. Beim Serviren kann man einen Teller mit geriebenem Parmesankäse dazu geben, doch auch ohne diesen ist das eben beschriebene Gericht vollständig und wohlschmeckend.

Gegen das Verstopfen der Leinwand.

Man kocht 2 Pfund gute Eichenlohe in 20 Quart Wasser 1/2 Stunde. In die klare Brühe legt man die Leinwand oder Sack 24 Stunden, windet sie dann aus, spült sie in reinem Wasser und trocknet sie. Der Gerbstoff der Lohbrühe bringt in die Fasern und schützt das Gewebe nicht bloß gegen das Verstopfen, sondern macht es auch haltbarer.

Mousseline zu waschen.

Mousseline, Linons und Battiste werden zuerst gut in Flußwasser eingeweicht. 1 Pfund Seife, 1 Loth Alaun und 2 Loth Weinstein (kohlen-saures Kali) werden zu einer Masse gekocht, abgeschäumt und zu Stücken oder Kugeln geformt, womit man die Zeuge dem Faden nach bestreicht, ohne die Fäden zu verschleien, ausdrückt und dies Alles einige Mal wiederholt. Alsdann spült man sie mehrere Male in reinem Wasser aus, weil hängenbleibende Seifenreste die Wäsche gelb machen. Hierauf gießt man einige Tropfen Indigotinctur in reines Wasser, spült die Zeuge nochmals darin aus, drückt sie gut aus, klopft sie und legt sie zum Trocknen in den Schatten.

Verjüngung erschöpfter Spargelbeete.

Hierzu bedient man sich des Kochsalzes, indem man nach der gewöhnlichen Methode bepflanzt und cultivirt Spargelbeeten im Frühjahr die starke Quantität von 100 Pfund Kochsalz auf 200 Quadratfuß Oberfläche giebt. Die alten und fast gänzlich erschöpften Spargel liefern dann eine doppelt so starke Ernte, als von jungen, in voller Kraft stehenden Pflanzen zu erwarten steht. Das Salz muß aber um die Mitte März auf die Oberfläche der Spargelbeete gestreut werden. [2125.]

Rösselsprung-Aufgabe. (Endlos.)

hält,	Glück	bü	Gha	wie	li	Zart	Die
ter	und	so	zu	die	men	der	heit.
de	de	raf	Ge	he	Und	männ	heit
Kraft	die	Schön	hält	jam	ze	Schön	Schluß
heit	li	durch	gel	durch	sein	des	gan
weib	ist	muth	häu	muth	des	und	cher
a	regt	Sie	he	weib	Zart	das	Bei
das	li	ber	An	das	An	li	heit

[2137]



Das stille häusliche Glück ist darum das edelste, weil wir es ununterbrochen genießen können: geräuschvolles Vergnügen ist nur ein fremder Gast, der uns mit Höflichkeit überschüttet, aber kein bleibender Hausfreund.

Man muß seinem Menschen trauen, der bei seinen Versicherungen die Hand aufs Herz legt.

Laß deine Tochter zwar recht einwurzen und eingreifen in das wirtschaftliche Treiben; nur halte durch Religion und Dichtkunst das Herz für den Himmel offen; drücke die Erde fest an die nährende Wurzel der Pflanze, aber in ihren Reiz lasse keine fallen.

Folg' dem Gefühl des Schicklichen und Rechten! Die Klugheit ist das einzige Gut des Schlechten.

Halte rein dein Gewissen: So hast du die Stütze des Lebens, die dir niemals zerbricht; So hast du den Engel des Trostes, der dich niemals verläßt; So hast du die Quelle der Freuden, die dir nimmer versiegt.

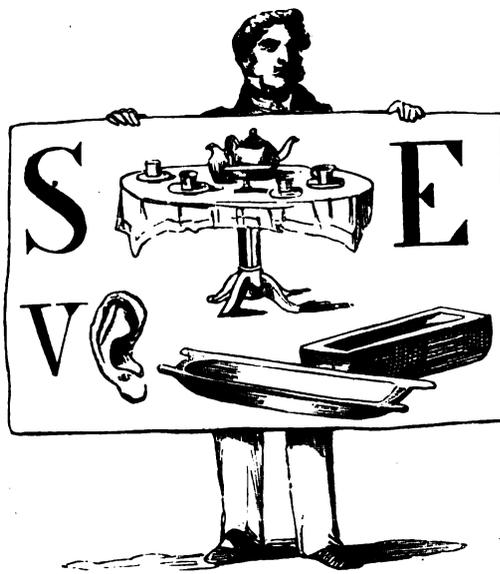
Bist du ein Kleingläubiger, so bist du auch ein Furchtsamer — eins flieht nothwendig aus dem andern — und bist du ein Furchtsamer, so bist du auch ein Kraftloser.

Ewiges Rennen und Haschen nach Glückseligkeit ist das Loos der Menschheit, und doch erlangen so Wenige dieses Kleinod. Wie der buntsfarbige Schmetterling lockt es unaufhörlich, und entflieht, indes man die Klappe schließen will. Oder, wenn man es haßt, so war es — ein Schmetterling und nichts weiter. Earnet Glückseligkeit und Freude in euch selbst suchen, nicht außer euch, und ihr werdet sie finden. [2139]

Auflösung des Rebus in Nr. 11.

Ein freier Blick ist ein Zeichen aufrichtiger Gesinnung. [2148]

Erster Rebus.



Zweiter Rebus.



Correspondence.
 Fr. W. D. B. in Fr. — Es freut uns, daß Sie unsere in Nr. 9 gegebene „Anleitung zum Reinigen der Bade- und Waschtischwämme“ so ganz bewährt gefunden und bei „Ihrem Bedarf“ einen wesentlichen Nutzen dadurch haben. — Auf Ihre Anfrage „was wir von gebleichten Waschtischwämmen halten“ entgegnen wir, daß diese allerdings ein schöneres Ansehen haben, aber durchaus nicht zu empfehlen sind, indem sie durch gebleicht werden und hierdurch die Haut reizende und deshalb schädliche Eigenschaften erhalten. Besonders aber soll man niemals kleine Kinder mit solchen Schwämmen waschen, und wiederum namentlich nicht die Augen, denn sehr leicht werden hierdurch Augenentzündungen veranlaßt.
 Fr. W. Fr. in F. — Wir würden ja unsern Abonnentinnen Grund zur Injurienlage geben, wollten wir die „Recepte“, welche Sie verlangen, im Bazar drucken. — Wir bringen allerdings hin und wieder Notizen für die Küche; dann aber handelt es sich nicht um „Sauertraut“, sondern um neue Gerichte, welche in keinem Kochbuche zu finden sind.
 Wir empfehlen Ihnen „Mitter's illustriertes Kochbuch“, oder „Scheibler's Kochbuch“, beide gut und in jeder Buchhandlung zu haben. Irrren wir nicht, so kostet jedes 1 Thaler.
 Fr. Th. v. W. in G. — Wer oft gehofft hat, lernet fürchten.
 An G. v. S. F. —
 Des Prophetenhutes haben wir in unsern Berichten seit längerer Zeit Erwähnung gethan, können ihn deshalb nicht mehr in die Reihe der Neuheiten stellen. Wir geben Ihnen aber an diesem Platz eine



Abbildung desselben, da wir glauben, daß dieselbe noch vielen unserer Abonnentinnen willkommen sein wird. Auch dürfen wir wiederholt verkünden, daß diese reizende Modereise keine flüchtige sein, sondern der Sommer erst völlig die Grazie des Prophetenhutes entfalten wird; doch wir wollen nicht aus der Schule plaudern — jetzt sind die Prophetenhüte noch aus schwarzem, braunem, grauem Sammet, Belyel oder Filz, man trägt sie mit sehr lang herabhängender Spitze, so daß diese zugleich als Schleier das Gesicht beschattet. In der obigen Abbildung sehen Sie einen Prophetenhut aus grauem Filz, mit grauen Federn und grauem Pandausputz, sogar die innere das Gesicht umschließende Garnitur ist von grauem Band. Vergleichen Sie die Abbildung mit den schon früher gegebenen ausführlichen Beschreibungen des Prophetenhutes und Sie werden vollständig unterrichtet sein.
 An Fr. W. B. in G.
 Eine gefrickte runde Tischdecke von weißer Baumwolle, welche zugleich ein leichtes Muster haben soll, würde jedenfalls allzu einfach werden. Ist Ihnen eine viereckige Decke zum Häkeln mit einem Kranz in der Mitte und herabhängenden Gefässen zu mühsam, und wollen Sie eine wirklich runde Decke aus weißer Baumwolle häkeln, so rathen wir Ihnen (so komisch es klingen mag), den Stern eines Kinder-müßchens mit harter Baumwolle zu häkeln und die übrige Rundung mit einem feinen, in Stäbchenform wohl auszuführenden Flein zu arbeiten. Sollten Sie von dem Häkelmuster in Nr. 6 des Bazar keinen Gebrauch machen können, welches aus feinen Dreiecken zusammengesetzt wird? Das läßt sich in Gesellschaft arbeiten, wenn Sie durch Übung erst damit vertraut geworden. Die Anweisung zu einer aus Wolle gehäkelten runden Tischdecke erscheint in einer der nächsten Nummern. Wünschen Sie indes die Zusendung einiger Häkelmuster in Stäbchenform für Ihre Zwecke, so bitten wir um Ihre nähere Adresse.

Fr. C. F. in Dr. — Es würde zu weit führen und ein allgemeines Interesse nicht erregen, wollten wir die gewünschte ausführliche Mittheilung über das Verfahren „Stärke- und Brodmehl aus der wilden Cassia zu gewinnen“ im Bazar veröffentlichen. — Geben Sie uns Ihre Adresse genauer an und sind wir gern bereit, Ihnen direct das Verfahren mitzutheilen.
 Fr. Th. v. W. in G. — Die erwähnte „türkische Bohne“, welche in neuerer Zeit vielfach zum Schmutz der Balcons u. s. w. benutzt wird, da sie stark und kräftig rankt, viel Laub und eine schöne Blüthe hat, ist nichts weiter als die in Ihrer Gegend wahrscheinlich unter dem Namen „Feuerbohne“ bekannte Bohne.
 In einem unserer nächsten Garten-Berichte werden wir über andere, geeignete Pflanzen, welche sich durch schnellen Wuchs und volles Laub zur Decoration von Spalieren und Balcons eignen, berichten.
 Wenn eine Hyacinthe in ihrer Blüthe zurückbleibt, so löstet man die um die Blüthe herumstehenden Blätter, ohne die Blüthe zu beschädigen, öfters, und wenn sie 2-3 Zoll ausgewachsen sind, biegt man sie ganz zurück, wenn sie ein wenig einfricken sollten. Zeigen sich unten bei der Zwiebel Blätter von der Brut, so schneidet man sie mit einem Messer der Erde gleich ab und begießt sie mit schwachem Seifenwasser, wodurch man verhindert, daß der Saft in Brut und Blätter treibt, sondern im Gegentheil der Blüthe zugute kommt.

Fr. Fr. Sch. in P. — Nichtig.
 G. W. in W. — Sobald es der Raum gestattet.
 Math. in F. r. — Da wir den Namen ähnlich, wie Sie ihn wünschen, erst in Nr. 10 liefern, so müssen Sie sich noch ein wenig gedulden.
 Herr F. S. in D. n. — Es soll uns freuen, wenn Sie auch ferner des Bazar gedenken wollen.
 Fr. in — h. — Betroffen.
 Fr. R. in G. — n wird finden, daß wir im nächsten Quartal wieder sehr viele Dessins zur Weißküderei bringen.
 Herr F. W. S. in Dr. — Empfangen. — Bitte, senden Sie direct Reis ein.
 Fr. W. B. in W. n. — So reich geht das nicht. In Nr. 14 folgt Einiges.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 15.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. April 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberr.

V. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Promenaden-Toiletten.

Figur 1. Robe von kastanienbraunem Moiré antique, vorn zu beiden Seiten des Rockes mit braunen nach oben schmäler werdenden Sammetstreifen à bandes besetzt. Leibchen ohne Schöße mit Revers von braunem Sammet, welcher sich dem schürzenartigen Befag des Rockes anschließt. Weite, offene Aermel, mit einem Schrägstreifen von braunem Sammet garnirt und mit weißem Moiré antique gefüttert. Kleiner Pariser Kragen mit venetianischer Spitze; Ballon-Unterärmel von Füll mit kleinen Pariser Manschetten. Hellgraue Handschube. Kurzer Mantel von schwarzem Sammet, unter dem großen, mit reicher Borde und Eichelfransen besetzten Fichu in flache Falten gelegt. Der untere Rand des Mantels, welchem die auf der Abbildung fehlende Eichelfranze allerdings ein geeigneter Schmuck sein würde, ist wie die Aermel mit gleicher Borde garnirt.

Hut von schwarzen Spitzen, mit gelb und schwarzem Sammet und Federbouquets derselben Farben verziert. Im Innern des Schirmes Goldknöpfchen von Sammet; Kinnchleife von gelb und schwarzem Sammet.

Figur 2. Kleid von schwarzem Taffet, dessen Bolants mit schmalen schwarzen Sammetband besetzt sind. Das Leibchen mit Schoof hat dieselbe Garnitur.

Ueberzieher (Redingote) von grauem Tuch, ähnlich wie die der Herren geschnitten, mit Taschen an der Seite, Aermelausschlag und gespaltenem Ueberschlag tragen.

Gefalteter Spitzenkragen, Unterärmel von Spitzen; dunkelgelbe Handschube.

Hut von grauem Atlas, am Rande des Schirmes mit rothen Sammetrollen verziert, welche sich zur Garnitur des Bavolets verlängern und im Verein mit weißer Bloude den Schmuck desselben bilden.

An einer Seite des Hutes drei graue Federn, deren eine sich bis ins Innere des Schirmes neigt, während die zwei andern auf das Bavolet zurückfallen. Auf der andern Seite im Innern des Schirmes ein Zweig rother Fuchsin.

Hutbänder von grauem Atlas.

Der Weg zum Lachen.

Von
Jacob Corvinus.

I.

Es war einmal Einer, der, zog aus — nicht um das Gruseln, sondern um das — Lachen zu erlernen. Ein gar trübseelig-seltsamlicher Gesell!

Der gute Mann hatte Mancherlei gelernt. Er konnte den Eintritt einer Sonnenfinsterniß auf die Minute berechnen, — nicht um, wie vernünftige Leute bei solchen Gelegenheiten, nach einem im Mittag hervorlugenden Stern auszuschaun; nicht um über den Hahn zu lachen, der dann wohl gravitätisch seine Damen zu Bette bringt; nicht um zu jubeln, wenn eins der jungen Mädchen der lustigen, Astronomie treibenden Gesellschaft das angeschmauchte Glasstück an der geschwärzten Seite auf die Nase drückt und eine ganz andere, viel hübschere Verfinsterniß hervorbringt: — nein, nur um — die Tiefe des menschlichen Geistes im Allgemeinen, und die seines eigenen Geistes im Besonderen zu bewundern, und um noch einmal so griesgrämlich

wichtig in seinen Augen und — seinen herabgetretenen Pantoffeln da zu stehen. Hr!...

Himmel, was konnte der gelehrte Herr Alles! Sanscrit, Latein und Griechisch war ihm gar Nichts. Den Aristophanes las er ohne Wörterbuch und Gelsbrüden; aber lachen — lachen konnte er über ihn nicht, und das war der Mangel! Nur ein Harlequin, der lachen machen muß, mag sich noch unbehaglicher fühlen, als der Professor der Astronomie Tobocus Homilius sich fühlte! — — —

„Wie gesagt, alter Knabe,“ sagte zu ihm sein einstiger Universitätsfreund, der Medicinalrath Zappel, „wie gesagt, läche — oder stirk! Das ist mein letztes Wort. Da schlägt es zwölf! — guten Appetit!“

„Den habe ich ja nicht!“ seufzte der Professor mit herabhängender Unterlippe.

„Lache! — Auf Wiedersehen!“ ...

„W!“ sagte der Professor und zog den grünen Augenschirm tiefer über die Augen, als die Thür hinter dem wohlbeleibten, rothwangigen Arzt zugefallen war.

„Lache oder — stirk! Das ist leicht gesagt! D, o, o!“

Die Fenster des gelehrten Mannes gingen auf einen dunkeln, schmutzigen, stillen Hofraum, in dessen Mitte eine Wasserrumpe stand, welche von Zeit zu Zeit die Mägde des Hauses um sich versammelte, und die dem Professor ein größeres Vergnügen war, als dem Mann im Gleichniß der Splitter im Auge seines Nachbarn. Ihr Kreischen, die Unterhaltungen neben ihr hatten schon manche tiefe Berechnung, manchen sublimen Gedanken ums Leben gebracht: was wäre aus dem Professor Homilius geworden, wenn er nach Born heraus, unter dem Lärm der Gassen, hätte wohnen und grübeln sollen?



Pariser Moden.
(Promenaden-Toiletten.)

men Gedanken ums Leben gebracht: was wäre aus dem Professor Homilius geworden, wenn er nach Born heraus, unter dem Lärm der Gassen, hätte wohnen und grübeln sollen?



BEST HOTELIN & Co

HENRI VALENTIN

Die Mercier.

Prinzess Victoria-Polka von Gustav Schenk.

Original-Musik des Bazar.

PIANOFORTE.

cresc. *pp* *f* *p*

ff *pp* *f*

TRIO.

p *p*

f *Fine.*

Ueberhaupt ist die Stellung dieser Feibgardistinnen eine sehr geachtete und äußerst vornehme. Ihre Besoldung ist sehr hoch, 5 Regentinnen sind zur Bedienung einer Zeden überwiesen, und ihre Kleidung ist ihrem hohen Range entsprechend. Als Galauniform tragen sie ein geschmeidiges Panzerhemd über einem weißen feinen Wollentleide; den Oberkörper schützt ein vergoldeter Panzer, den Kopf ein vergoldeter Helm. Zu dieser Uniform gehört nur die Lanze, zu ihrem täglichen, etwas einfacherem Costüm eine Plinte, die sie nicht minder geschickt als jene zu gebrauchen verstehen.

Der König ist weder bei Festen und Belustigungen, noch im Kriege ohne eine Abtheilung dieser seiner Garde, welche mit grenzenloser Ergebenheit an ihrem Fürsten hängt, was gewiss größtentheils darin seinen Grund hat, daß der König zuweilen aus den Kapfersten dieses Chors sich eine geschnitzte Gemahlin wählt. Das ist für diese Frauen die einzige Möglichkeit der Ehe, da sie beim Eintritt in das Bataillon (von 13 Jahren) das Gelübde der Keuschheit ablegen müssen. Mit dem 25. Jahre werden sie aus dem Waffendienst entlassen und erhalten das, was man bei uns eine „Civil-Versorgung“ nennt.

Der König von Siam ist sicher ein guter Diplomat.

[2191]

Chinesische Sitten. Ein in China reisender Engländer erzählt uns seine dortigen Erfahrungen auf folgende Art:

„Ich hatte mich mit dem Bootsmann lange vergebens gestritten, denn er behauptete, die Nadel des Compasses zeige nach Süden, und ließ sich nicht bekehren. Ich fragte also, nur um das Gespräch zu ändern, ob er Willens sei, zu einem Fest zu gehen, denn er war ganz weiß angezogen. Mit einer Miene des Vorwurfs widersprach er meiner Vermuthung, indem er sagte, daß sein einziger Bruder vergangene Woche gestorben sei und er in tiefster Trauer. Als wir aus Land stiegen, zog ein militärischer Mandarin zuerst meine Aufmerksamkeit an; er trug einen langen gestickten Unterrock, eine Perlenkette um seinen Nacken, in der Hand einen Fächer, und mit Erstaunen bemerkte ich, daß er von der rechten Seite auf's Pferd stieg. Auf dem Wege nach Hause sah ich mehrere alte Chinesen, die sich das kindliche Vergnügen machten, auf Stelzen zu gehen. Fast alle waren graubärtig, mit ungeheuren Brillen ausgestattet, und einige Andere ließen Papierbrachen fliegen, während eine Gruppe Knaben dem vergnügten Treiben ihrer Väter oder Großväter mit ernster Aufmerksamkeit zusahen. Ich war begierig, die Literatur dieses sonderbaren Volkes kennen zu lernen, und ging deshalb in einen Buchladen. Der Eigentümer sagte mir, die chinesische Sprache habe kein Alphabet und mein Erstaunen wuchs, als er ein Buch aufschlug und da zu lesen begann, wo ich stets gewohnt war, das Ende zu suchen; er las das Datum der Herausgabe: „im 5. Jahr, im 6. Monat, am 23. Tage.“

„Wir schreiben das Datum anders“, bemerkte ich, und bat ihn, mich über die Gebräuche seines Volkes zu belehren.

Er that es auf folgende Weise:

„Wenn Sie einen vornehmen Gast empfangen, so lassen Sie ihn zur linken Hand sitzen, denn das ist der Ehrenplatz, und nehmen Sie ja nicht den Hut oder die Mütze ab, denn das wäre ein ungehörliches Zeichen von Vertraulichkeit.“

Als ich mich hinreichend von diesem Schlage erholt hatte, der alle meine bisherigen Ansichten von Höflichkeit niederwarf, bat ich ihn, mich einen Blick in die Philosophie seines Landes thun zu lassen.

Er öffnete das Buch von Neuem und las mit geziemender Würde: „Die gelehrtesten Männer stimmen darin überein, daß der Sitz des menschlichen Verstandes im Magen sei!“

In meine Behauptung zurückgeführt, dachte ich, daß eine Tasse Thee mir wohlthuend sein möchte, nach all den erlebten Täuschungen und neuen Erfahrungen. In dieser Beziehung war ich wenigstens meiner Uebereinstimmung mit dem Geschmack der Chinesen gewiß.

Doch meine Ueberraschungen sollten noch nicht zu Ende sein. Als der Thee zum Aufguss gebracht wurde, bemerkte ich, daß er eine ganz andere Farbe habe, als ich sonst an ihm gekannt; er war matt olivengrün. Ich sprach meine Verwunderung darüber aus; doch mein Aufwärter entgegnete ganz ruhig, daß die Chinesen ihren Thee nie färben; weil aber die Fremden mehr dafür bezahlen, wenn er recht gleichmäßige Farbe hat, so wird ihnen natürlich der Wille gethan.

Als ich den Aufguss der reinen Theeblätter trank, fühlte ich mich augenblicklich zu dieser chinesischen Sitte bekehrt. — Hinsichtlich der andern Gebräuche der Chinesen fordere ich aber noch einige Zeit zur Ueberlegung.“

[2191]

Als der Reisende Karl Claus durch Syrien reiste, hatte er Gelegenheit, einen Drussischen Brautzug zu sehen, und erzählt: Die Braut, auf einem weißem Zelter sitzend, der von ein Paar Männern geführt wurde, trug eine hohe Drabtmütze in Trichterform, über die ein großes, weißes Tuch herabhing, das ihre ganze Gestalt gespensterhaft einhüllte; eben so barock und phantastisch trugen sich die übrigen Frauen. Alles hat bei den Drusen einen geheimnißvollen Anstrich, und besonders ihre Religion, die, in allerhand Symbole eingehüllt, für uns ein Geheimniß sein und bleiben wird.

Der beliebteste Stein im Schmuck der Frauen ist der Opal. Sein prachtvolles Farbenspiel ist bezaubernd und macht, daß er selbst neben Diamanten und anderen kostbareren Steinen seinen Platz zu behaupten weiß. Die schönsten Opale

heißen orientalische — wogegen edle Opale mit besonders hervortragenden gelben und rothen Farben-Nuancen in Frankreich „Girasol“ genannt werden. Dieselben sind künstlich veredelt, haben ein prachtvolles opalartiges Ansehen und werden zu hohen Preisen als Schmucksteine verkauft. Es werden nämlich Bergkristalle als Schmucksteine geschliffen — und dann glühend in eine färbende Auflösung geworfen. Der Stein erhält durch das Glühen verschiedene feine Sprünge. In diese zieht die Flüssigkeit ein — und giebt dem Steine sein wunderschönes Ansehen. Der schönste und größte Opal befindet sich im Wiener Hof-Mineralien-Cabinet. Derselbe wiegt ein Pfund und zwei Loth, und man schätzt seinen Werth auf 70,000 Gulden.

Die Familie Napoleon's I. liebte den edlen Opal ganz besonders; und die ehemalige Königin von Neapel, die Gemahlin Murat's, besaß zu ihrer Zeit den schönsten Opalschmuck.

[2188]

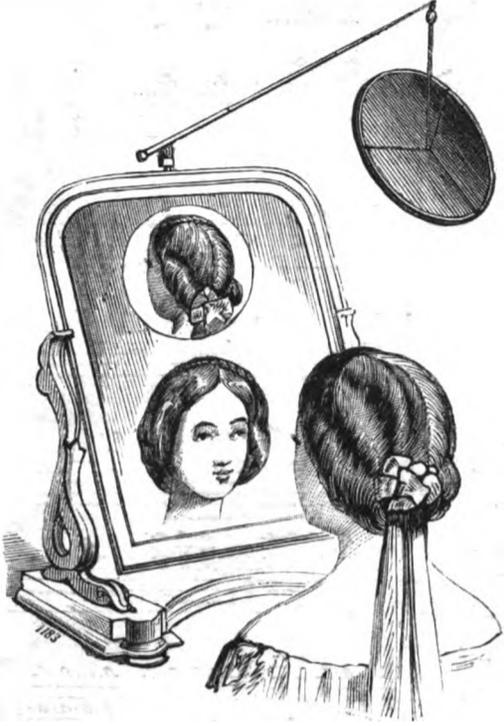


Der Nackenspiegel.

In Nr. 1 des Bazar theilten wir unsern Leserinnen eine neue Erfindung zum Besten der Damentoilette mit (der Haarscheitler von Grosat in Paris) und können uns nun nicht versagen, eine dieser Erfindung verwandte, ja sie gewissermaßen ergänzende heute folgen zu lassen, wenn uns auch der Vorwurf treffen sollte, daß wir damit eigentlich keine Neuheit darbieten; nämlich den Nackenspiegel.

Am oberen Rahmen eines Toilettenspiegels wird ein Stab befestigt, welcher an seinem äußersten Ende einen kleineren runden Spiegel trägt. Dieser, durch einen leichten Mechanismus so eingerichtet, daß er nach Belieben gestellt werden kann, nimmt das Bild des Hinterkopfes auf und wirft es in den größeren Spiegel zurück.

Unsere Abbildung giebt eine klare Vorstellung von diesem Gegenstande, welcher jedenfalls zu den nützlichsten Toiletten-Apparaten gehört...



der Rückseite zu haben, ist Damen gegenüber zu bemerken überflüssig. Das Verdienst der Erfindung gebührt den Herren Heal und Sohn in London...

Rosensomade.

2 Pfund Schweinefett läßt man über einem gelinden Kohlenfeuer schmelzen. Dann nimmt man ein reines kleines Sieb, belegt es etwa 1/4 Zoll mit Berg und auf dieses circa 2 Loth Alcanna-Wurzel...



Farben und Vergolden der Eier.

Um Eier roth zu färben, genügt es, sie in einer Abkochung von Carmin oder Grapp zu siedeln; violett werden sie, wenn man etwas Campescholz, blau, wenn man Indigo, gelb, wenn man Safran in das Wasser thut.

Um Eier zu vergolden, rührt man etwas Gummicopal mit Chromgelb zusammen, streicht mit einem Pinsel diesen Lack auf die Oberfläche des Eies und rollt es dann, so lange es noch feucht, in unächtem Goldstaub (Nürnberg Goldstaub).

Gehochte Eier in der Schale aufzubewahren.

Zur Zeit, wenn die Eier häufig sind und es nicht schwer ist, sich frische zu verschaffen, nimmt man am nämlichen Tage gelegte Eier, thut sie in kochendes Wasser, läßt sie nur 2 Minuten darin und legt sie sofort in luftdicht zu verschließende Kisten oder Schachteln...

ausfüllend. Sollen die Eier im Winter gebraucht werden, so nimmt man sie heraus, setzt sie in frischem Wasser über das Feuer, läßt sie jedoch nur so lange dort, bis das Wasser zu siedeln beginnt.

Auf diese Weise conservirte Eier sind von frischen nicht zu unterscheiden; — doch wenn man, statt sie in der Schale gekocht zu essen, sie auf andere Weise gebrauchen will, so darf man nur, wenn sie aus der Schale kommen, sie ganz wie frische Eier verwenden.

Eisen- und Stahl-Geräthe vor dem Rost zu bewahren.

Man läßt die Geräthe brennend heiß werden, reibt sie mit sehr weichem Wachs, erhitze sie zum zweiten Male, so, daß das Wachs nicht mehr sichtbar ist und reibt sie dann nochmals mit einem Stückchen Luch oder Leder, um ihnen den Glanz wieder zu geben.

Denkung schon zum Aufguss gebrachter Theebblätter.

Die schon gebrachten Theebblätter werden, ehe sie gänzlich trocken sind, als Reinigungsmittel auf Teppiche gestreut. Sie nehmen nicht allein den Staub an, sondern beleben auch die Farben; um die Theebblätter wieder zu entfernen, bedient man sich am zweckmäßigsten eines weichen Besens aus Birsen oder feinen geschälten Rutenen.

Vereitlung des französischen Pfefferkuchens.

1 Pfund süße Mandeln und 1/4 Pfd. bittere werden abgehäutet, gestoßen oder auf dem Reibeisen zerrieben, mit 1/4 Menge des feinsten Weizenmehls gut gemengt. Eine Stange Vanille, 1 Loth feiner Zimmt, Cardemum, Nelken, Zitronenschale nach Belieben gestoßen und darunter gemengt.

Hierauf sticht man mit einem Glase runde Kuchen aus und bäckt sie auf einem mit Mehl bestreuten Blech, bei mäßiger Hitze. Stehen die Kuchen länger als 7 Minuten im Ofen, bis sie gar sind, so werden sie sehr hart und trocken...

Auflösung der Räselprung-Aufgabe in Nr. 13.

Die männliche Schönheit steigt durch Kraft und Charakter, die weibliche durch Zartheit und Anmuth. Anmuth aber ist das Siegel weiblicher Schönheit.

Auflösung der Rebus in Nr. 13.

Erster Rebus.

Ein Herr, welcher ästhetische Vorträge hält.

Zweiter Rebus.

Manchet von Vielen geleseene Bücher sind gar nicht interessant.

Rebus.



Einem Freunde Gutes zu thun, ist bei weitem nicht so schön, als es scheinlich ist, dies im Nothfalle zu unterlassen. Aber sich an seinem Feinde nicht zu rächen, ungeachtet er dazu Gelegenheit giebt, das ist wahre Güte.

Viel und gut sprechen, ist das Talent eines wichtigen Kopfes; wenig und gut, der Charakter des Denkers; viel und schlecht, die Wuth des Danklings; wenig und schlecht, das Unglück des Tropfes.

Die Kunst, reich zu werden, ist im Grunde nichts Anderes, als die Kunst, sich des Eigenthums anderer Leute mit ihrem guten Willen zu bemächtigen.

Die Schönheit ist am liebendwürdigsten, Wenn sie nicht weiß, wie sehr sie uns erfreut.

Die müden Kinder.

Schlafsig dehnt am Sopha sich Eins, an den Rehen des Stuhles Schnarchet ein Andres, am Tisch figet das Dritte und schnarcht. — Kinderchen, kommt! ihr liegt so hart; ich bring euch zu Bette. — 'Nag und o Mütterchen, noch! sind ja kein Köbchen noch müd!'' Also, ermüdet vom Spiele des Lebens, so rufen wir all' einst; Aber die Mutter Natur bringt uns freundlich zu Bette. [2216]



Ein fataler Schreibfehler

hat sich in unserem Bericht: „Neue Strohhut-Façons“ (Bazar Nr. 14) eingeschlichen. Es heißt Seite 108 Zeile 8-11 von unten: „so fügen wir nur hinzu, daß der runde Hut Nr. 5 ausschließlich der Jugend angehört und kaum eine Dame über 20 Jahre gut selber wird.“

Statt dessen muß es heißen: „so fügen wir nur hinzu, daß der runde Hut Nr. 6 u. f. w.“

Au Frau W. St. in S. bei W. in Th. — Auf Ihren Vorschlag, welcher für Ihr edles Herz das schönste Zeugnis ablegt, können wir zu unserm innigen Bedauern — nicht eingehen. Es ist traurig und doch nicht zu ändern: Weil wir nicht im Stande sind, auch durch Beihilfe vieler unserer Abonnentinnen nicht — Allen u. n. v. sich u. d. Arm. n. unferer nächsten Umgebung zu helfen, so müssen wir es auch aufgeben, in den Spalten unserer Zeitung zur Unterstützung für solche unglückliche auszufordern, welche unsern deutschen Vaterlande nicht angehören. Beschuldigen Sie uns nicht der Ungezogenheit, verehrte Frau, sondern denken Sie sich in unsere Lage; mühen wir nicht in dem abgekürzten Gesicht jeder armen Familienmutter den Nichts lesen: „Ihr habt Mitleid mit fremdem Unglück, warum nicht mit meinem?“

Uebrigens können wir Ihnen mit Bestimmtheit die Versicherung geben, daß es Nichts bedürfte, um jenen Unglücklichen zu helfen, als die Veröffentlichung ihres unverdienten Anlusses durch die Zeitungen Englands, welche jetzt ebenfalls stattgefunden. Hr. Marie W. — r. in Dr. Sie gestatten uns wohl am „Bergheimnlich“ einige kleine Änderungen; dann, so bald es der Raum gestattet. — Ebenso das dritte Räthel. Hr. Fr. W. in S. Für das Erstere danken wir; für das Andere würden unsere Leserinnen — danken. S. u. E. in Leipzig. Ja. Hr. C. v. G. auf C. u. — Es ist uns bis jetzt nicht gelungen, das Recept zu dem „vortreflichen Thörner gewöhnlichen“ die n, braunen Pfefferkuchen“ aufzutreiben. — Sollten wir noch in den Besitz kommen, so veröffentlichten wir es sofort. Das „ausprobierte Recept zu französischen Pfefferkuchen, welche, wenn sie gut gebacken werden, von denen der Madame Defca-Röchel nicht zu unterscheiden sind“, folgt in der heutigen Nummer unter der Rubrik: „Hauswirthschaft.“ Wollen Sie das am Schluss Ihres Briefes gegebene Versprechen erfüllen, so verpflichten Sie uns zu Dank. Hr. Ch. W. in W. Den „unterhaltenden Theil des Bazar“ sollen wir auch noch mit „Arbeiten“ füllen? — Es werden zwar die verschiedensten, sich ganz widersprechende Wünsche laut, — aber ein derartiges Verlangen ist denn doch noch nicht an uns gestellt. — Der Stoff, den „die Mode“ und „die weiblichen Handarbeiten“ uns bieten, ist so ungebauer, daß wir mit Leichtigkeit täglich eine Nummer des Bazar liefern könnten; aber wir sind der Meinung, daß das, was wir liefern, auch den fleißigsten Arbeiterinnen genügt und alle Fragen der Mode vollständig erledigt. W. B. in W-n. Ihr Brief vom 17. Februar ist uns leider zu spät zu Händen gekommen. W. in Lem. Soll folgen. L. F. in W-n. Den Namen „Antonie“ werden Sie schon sehr oft gefunden haben. Das Uebrige wollen wir steuern. — Rischen Sie das Blau mit Gummi. Hr. J. O. in S. Nr. 14 (Supplement) brachte das Dessin zu einem „Hautfond.“ — Wir werden aber mehr dergleichen liefern. C. F. in C. (Westl.). Nr. 14 brachte schon Etwas; mehr folgt. W. H. in Dresden. Nochmals: wir möchten mehr von ihnen hören. Em. H. in Dr. Wir haben ein Bedenken. Das Wort, welches in Ihrer Aufgabe 12mal vorkommt, dürfen wir nicht allzuoft gebrauchen. — Es soll uns angenehm sein, wenn Sie Rehnliches folgen lassen. W. L. in Tr-t. Wir sind nicht im Stande, Ihnen hier ausführlich zu antworten. Aber Sie hören. Frn. W. B. in W. Wenn sich irgend Raum findet. Frn. G. W. L. in E. Für jetzt sind wir mit „Diesem“ mehr als hinlänglich versehen. W. v. H. in Dr. Die Veranlassungen sind so vielfältiger Art, daß es geradezu unmöglich ist, das Verlangen zu können. Wir werden im Laufe der nächsten Zeit verschiedene Mittheilungen darüber bringen. Lubmilla in G. Wir hoffen von dem Gesandten bald Einiges zu druden. Frn. G. P. in Tsch. Fräulein P. R. hat Recht gehabt. [2217]

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, sowie von allen Post-Ämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, sowie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde. Die Administration des Bazar.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 17.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. Mai 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

V. Band.

Mai.

Sonett.

„Mai“ heißt des Schöpfers zärtlichster Gedanke,
Ein Vatergruß, den Kinder wohl verstehen,
Dem — wie die Düfte einer Blütenranke —
Des Glückes sanfte Genien entwehn.

„Mai“ heißt der Augenblick, wo jede Schranke
Wir zwischen Erd' und Himmel fallen sehn,
Wo auch der Arme „lebt“, wo selbst der Kranke,
Ja der Verbrecher fühlt: Die Erd' ist schön!

Die Erd' im Mai... als kräutliches Geschnide
Fügt einen Schmuck sie still dem andern zu,
Begrüßt den eignen Reiz mit stolzer Freude,
Sich selber eine fromme Augenweide —
Und spricht zum Himmel dann in sel'ger Ruh:
Nun liebe mich — ich bin so schön als Du!

Marie Harrer.

Der Weg zum Lachen.

Von

Jacob Corinus.

Schluss.

9.

„Ja, ich will nach Hause gehen!“ sagte der Professor der Astronomie Iobocus Homilius, trank einen kleinen Schluck Zuckwasser und schüttelte sich, als ob ihn fröstelte. „Uf!“ sagte er und schaute zu einer lichten Stelle zwischen dem Baumzweig über ihm empor. Eine kleine, rötliche Wolke zog langsam am Abendhimmel daher, und unwillkürlich verfolgte der Alte sie mit dem Auge.

„Wenn sie vorüber ist, marschire ich ab!“ sagte er. Der Professor Homilius war ein systematischer Mann und berechnete gern Alles, was er that oder ließ; er erschrad daher nicht wenig, als er sich nach einer halben Stunde noch immer in

die Luft starrend fand. Er hatte nicht bedacht, daß in gewissen Seelenstimmungen der unbebeutendste Fleck dem Menschen zu einem Theater werden kann, auf welchem Alles mit der größten, wenn auch unbewußtesten Aufmerksamkeit verfolgt wird. Auf ein buftiges Wolkengebild war ein anderes gefolgt; einzelne Vögel, Schaa ren weißer Tauben waren hin und her geschossen, Müdenwolken hatten vor der Nase des gelehrten Mannes getanz und sonderbare, seltsame, wehmüthig-lustige Gedanken hatten sich zwischen das Alles geschlungen, segelnd mit den Wolken, flatternd mit den Vögeln, tanzend mit den Müden.

„Oh, oh, oh,“ sagte der Professor, als er endlich durch ein trodenes Zweiglein, welches ihm auf die Nase fiel, erweckt wurde. Ein warmer, duftender Windhauch, von Süden her, bewegte das Blätterwerk der Laube und schüttelte auf den Tisch, auf das Lieberbuch des Quintus Horatius Flaccus, in das Glas Zuckwasser des gelehrten Mannes und auf den gelehrten Mann selbst, neckisch, feinen Regen von welken und grünen Blättchen, trocknen Blütenhüllsen, Käfern und Raupen.

Ueber die Ode: „O Venus, Königin von Onibos und von Paphos“ — lief eine kleine, rothe Glücksspinne, und in dem Wasserglase zappelte ein winziges Käferchen mit goldglänzenden



Der Mai.

Die Mode.

Der Ernst der kirchlichen Feste im Verein mit dem Frühling haben den rauschenden Vergnügungen des Winters ein Ende gemacht, die Attribute der Balltoilette werden bei Seite gelegt, und sogar die reizenden Coiffüren von Crepp, Goldperlen, Federn und Blumen finden höchstens noch im Theater ihre Anwendung.

Die letzteren freilich, Federn und Blumen, sind deshalb nicht verabschiedet, sondern haben nur ein anderes Relief erhalten, als beliebteste Verzierung der leichten Frühjahrschüte von Crepp, Taffet und Bloude, welche bis zur völligen Herrschaft der Strohhüte in wärmerer Jahreszeit mit Vorliebe zur Promenadetoilette getragen werden.

Die Federn, dieser einst nur winterliche Schmuck, ist jetzt zu solcher Zartheit ausgebildet und steht in so hoher Gunst, daß er sogar den Blumen ihren Platz auf den Hüften freitig macht und freitig machen wird.

Die Form der Frühjahrschüte unterscheidet sich in Nichts von den Hutbüten der letzten Saison, als höchstens in dem Bestreben, die für einen Hut möglichste Kleinheit zu erreichen und ihn auf ein reizendes „Etwas“ zu reduciren, welches ein freundliches Lüftchen auf den Scheitel der Dame „gewehrt“ zu haben scheint. Wer könnte die lustigen Phantasiegebilde, die ich meine, mit dem Ausdruck verunglimpfen: „den Hut aufsehen“, sie scheinen in Wahrheit angefliegen.

Durch Nr. 14 des Bazar, bei Gelegenheit der neuen Strohhüttenformen der Cluser'schen Fabrik, werden unsere Leserrinnen über die Eigentümlichkeiten der diesjährigen Sommerhüte bereits unterrichtet sein; dennoch glauben wir, durch Beschreibung einiger Frühjahrschüte jenen mehr den Strohhütten geltenden Bericht vervollständigen zu dürfen.

Hut von weißem Crepp und gelbem Taffet (bonton d'or). Der originellste Schmuck desselben besteht in einem weißen, mit schwarzem Schmelz gestrichen, mit schwarzen Schmelzfransen besetzten Tüllschleier, welcher, vorn in der Mitte des Schirms durch ein breites, mit schwarzem Sammet und Schmelz verziertes Band etwas zusammengefaßt, über den Kopf hinweg als Fanchontuch auf das Bavolet fällt, das von gelbem Taffet und mit entsprechender Sammetgarnitur versehen ist. Nach dem Schirm zu hat der Schleier die gleiche Verzierung der Schmelzfransen, herabfallend auf die im Innern der Passe angebrachte Quirlante gelber Jonquillen. Schleife von gelbem Taffetband mit schwarzen Känbern.

Eine für Brünnetten empfehlenswerthe Capote war aus orange Taffet, schwarzem Sammet, schwarzen Spitzen und Büscheln orangefarbener Azaleen gearbeitet; — für eine zarte Blondine passend ist dagegen ein Hut von rosa gestreiftem Crepp mit rosa Hyacinthenzweigen im Innern des Schirms, einem rosa Paradiesvögel an einer Seite der äußern Capote und rosa Rinnschleife. Die Paradiesvögel überhaupt, sehr verschieden von denen früherer Zeit, werden in diesem Sommer, Dank der Kunstfertigkeit einiger Pariser Fabrikanten, einen beliebten Schmuck der Hüte bilden, denn jene Künstler haben das Gesehene der kleinen Wundervogels so zu wirren gewußt, daß er auf jedem italienischen oder Reisstrohhut placirt werden kann, mit welcher Farbe derselbe auch garnirt sei. Es giebt Paradiesvögel in allen Farben, also ist es ein Leichtes, sie mit der Garnitur des Hutes übereinstimmend zu wählen.

Daß Glöckchen zu den beliebten Verzierungen der Hüte gehören, erwähnten wir bereits, und liefern die Abbildungen der Strohhüte in Nr. 14 dafür einige Beweise; wie hübsch sich die

Glöckchen von Stroh auch auf andern, als Hüten desselben Materials annehmen, hatten wir an folgender Capote zu bemerken Gelegenheit: Sie war von pensée Crepp, um Passe und Bavolet mit schwarzen Spitzen und einer dichten Reihe von Strohglöckchen besetzt, die Kopfgarnitur dem entsprechend aus schwarzen Spitzen, welche, in Louffen zusammengefaßt, den zierlichen Strohglöckchen als vortheilhafte Folie dienen. Beilichbouquets an den Seiten des Hutes, im Innern des Schirms eine Reihe feinerer Bouquets derselben Blumen vollendeten die distinguirte Einfachheit dieser Capote.

Die Sommermäntel dürfen wir hier übergehen, da denselben in diesmäliger Nummer ein besonderer Raum gewidmet ist, und wenden unsere Aufmerksamkeit den Kleidern zu, der Rangordnung gemäß mit den seidenen beginnend.

Schwere Stoffe mit reichen Blumen- und Arabeskenmustern in chinirtem Geschmack (à la Pompadour) werden zu Staatsroben gern gewählt, wie überhaupt das chinirte Genre auch an andern Gegenständen der Toilette noch stets sich geltend macht.



Pariser Moden.

Zur Promenadetoilette und zu einfachen Gesellschaften sind Kleider von klein-carrirtem Taffet sehr beliebt, z. B. rosa Carreaus mit grau und weiß chinirten, oder graue mit grünen abwechselnd und das Ganze bedeckt von einem feinen schwarzen Netz. Schwarze Kleider sind und bleiben elegant, besonders zur Haus- und Promenadetoilette. Man fertigt sie jetzt weniger mit Volants, als à doubles jupes, und giebt beiden Röden eine übereinstimmend schürzenartige Verzierung; vielleicht dürfte die genauere Angabe einer solchen in einfacher Weise erwünscht sein; so lassen wir denn die Beschreibung eines Besatzes folgen, welcher Einfachheit mit Eleganz vereinigt.

Die Robe hat zwei sehr weite Röde, der erste ist namentlich hinten sehr lang, der zweite bis unter das Knie reichend. Jeder dieser Röde wird zu beiden Seiten mit einer Pyramide von schwarzem Sammet garnirt. Jede dieser Pyramiden besteht aus 2 Streifen breiten Sammetbandes (1/2 Viertel Elle breit), von unten nach oben in abnehmender Entfernung (von 7/16 — 1/2 Elle) aufgesetzt und verbunden durch leiterartige Quersstreifen schmaleren, zollbreiten Sammetbandes. Dieser

Besatz des unteren Rödes muß etwas über die Stelle hinausreichen, wohin der Saum des oberen Rödes trifft. Die Garnitur dieses zweiten Rödes geschieht ganz in derselben Art, nur daß die breiten Bänder der Pyramiden unten 1/16, oben nur 1/8 Elle auseinander stehen und gerade auf die des unteren Rödes treffen müssen. Die langen Schöße der hohen Taille und die breiten Volants der Ärmel erhalten dieselbe Verzierung in kleineren Dimensionen.

Als Promenadenkleider besonders zu empfehlen sind die Roben aus Wolle und Seide mit abgepaßter Garnitur, welche den seidenen täuschend gleichen, sich nie zerdrücken, und auf der StraÙe, schon ihres geringeren Preises wegen, jenen vorzuziehen sind.

Die Kleider sind immer noch so weit, daß sie die Unterstützung steifer Unterkleider nicht entbehren können. Als zweckmäßig haben sich die Fischbein-Röde erwiesen (verzeihen Sie den Ausdruck, aber ich finde keinen bezeichnenderen); durch Bänder lose zusammenhängende Fischbeinreifen von erforderlicher, nach oben zu abnehmender Weite, in weißbaumwollenem, gewebtem Ueberzug. Diese Art Steifröde sind leicht zu tragen, leicht zu verpacken und sehr dauerhaft, obgleich nicht ganz wohlfeil.

Das eleganteste steife Unterkleid ist jedenfalls das ohne Beihilfe von Stahl oder Fischbein aus dem von Constant-Jourdran in Paris erfundenen Gewebe: tissu impérial gefertigte, welches allerdings der Wäsche unterworfen ist, aber durch dieselbe Nichts von seiner ursprünglichen Steife verliert.

Des Steifrodes können wir nicht entbehren, schon unserer langen Kleider wegen nicht, die ja so schon auf den Straßen mannigfachen Gefahren ausgesetzt sind.

Wie sehr die Verührung der nassen, schmutzigen Trottoirs den Kleidern verderblich ist, haben wahrscheinlich schon alle die erfahren, denen eine Equipage nicht stündlich zu Gebote steht, und deren giebt es Viele; seit längerer Zeit bedient man sich zur Schonung der Kleider zwar der sogenannten „Bagen“, aber die Unterkleider, die armen weißen Unterkleider kommen dem ungeachtet selten fleckenlos bei einem Geschäftezuge im Regenwetter davon.

Diesem Uebelstande abzuwehren, haben einige verständige Pariserinnen sich entschlossen, bei Regenwetter auf der StraÙe nicht nur das Kleid hoch aufzuschürzen, sondern — auch keinen weißen Unterrod zu tragen, und haben dafür einen bunten Unterrod in die Mode gebracht. Er ist aus rothem Wollenstoff mit schwarzen Quersstreifen, und wird wahrscheinlich im künftigen Winter auch hier in Aufnahme kommen. Wenigstens glaube ich,

daß eine so hübsche und zugleich ökonomische Tracht bei den Frauen Deutschlands, namentlich bei denen des Mittelstandes, Anklang finden müsse.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß ein bunter Unterrod der Eleganz feindlich gegenüberstehe, in dessen muß man bedenken, daß bei notwendigen Wanderungen auf nassen Trottoirs die Forderungen der Eleganz in den Hintergrund treten, und daß ein besticktes weißes Gewand unendlich häßlicher ist, als ein besticktes buntes.

Wir kehren von dieser Abschweifung nach einem von der Mode selten betretenen Gebiet in allerdings schönere Regionen zurück, um bei der Gesellschaftstoilette junger Damen einige Augenblicke zu verweilen. Roben von klaren Stoffen, mit Volants oder schürzenartig durch Bouillonnés verziert, werden von der Jugend am liebsten getragen. Fichus und Berthen dienen zur Verzierung des ausgeschmittenen Leibchens, durch ihre Bandgarnitur mit der Farbe des Kleides harmonirend.

Eine reizende Neuheit dieses Genre's sind die Berthen ganz von Posamentierarbeit, welche, da sie vorzugsweise schwarz ge-

Die Fächerschirme.

Die schöpferische Mode hat uns zum Frühjahr mit diesem sinnreichen Product beschenkt, welchem wir zwar keine allgemeine Verbreitung prophezeihen, da die überaus zarte Arbeit bei täglichem Gebrauch eine lange Dauer nicht verspricht, dessen Erwähnung wir aber unseren Leserinnen nicht vorenthalten wollen. Der Pariser Künstler, welcher dieses Wunder von Doppelseitigkeit erfand und konstruirte, hat ohne Zweifel die Absicht gehabt, den im offenen Wagen fahrenden Damen einen Beschützer zu geben, welcher sie (als Schirm) gegen die Strahlen der hochstehenden Mittagssonne, und (als Fächer) in angenehmster Weise gegen den blendenden Glanz der Morgen- und Abendsonne zu sichern vermag und nebenbei sich noch brauchen läßt, dem erhitzten Gesicht Kühlung zuzufächeln.

Die Vereinigung eines Fächers und eines Sonnenschirmes ist ein sehr glücklicher Gedanke, denn die zum Schutz gegen die



Fächerschirm. Fig. 1.

Sonne bisher gebrauchten Fächer ermüden bei hochstehender Sonne den Arm, während die Schirme bei niedrigem Sonnenstande unbequem und lästig werden.

Die Fächerschirme sind noch zu neu, um unbedingt ihren dauernden praktischen Nutzen zu preisen, doch so viel können wir versichern, daß sie für ihren Zweck höchst angemessen konstruirt sind und die höchste Eleganz als Empfehlung mitbringen. Ohne besondere Angaben dürfte jedoch schwerlich jemand im Stande sein, sich den zur Verwandlung des Fächers nöthigen Mechanismus zu veranschaulichen, und geben wir deshalb durch nachfolgende Abbildungen die nöthigen Erläuterungen.

Figur 1. Der zusammengefaltete Fächerschirm.

Figur 2. Der entfaltete Fächer. Die Entfaltung geschieht in der bei allen Fächern gebräuchlichen Weise.

Figur 3. Man drückt den Daumen auf die Feder, zieht den Stiel aus der Scheide und knickt den Schirm um.

Figur 4. Man entfaltet mit der rechten Hand den Schirm, mit der anderen Hand beide Seiten desselben vermittelst des dazu bestimmten Häfchens an einander befestigend.

Figur 5. Um den Fächer wieder herzustellen, zieht man an der kleinen Seidel.

Haben wir nun mitgetheilt, wie man diesen modernen Proteus, den Fächerschirm, behandeln müsse, so bleibt uns nur noch zu erwähnen übrig, daß derselbe in großer Auswahl in dem Magazin von Theodor Morgenstern (Paris, Rue l'Echiquier 8, Berlin, Friedrichstraße) zu haben ist, der noch ziemlich hohe Preise von 8 bis 15 Thlr. aber einer allgemeinen Verbreitung wohl hindernd sein möchte.



Fächerschirm. Fig. 4.



Fächerschirm. Fig. 5.

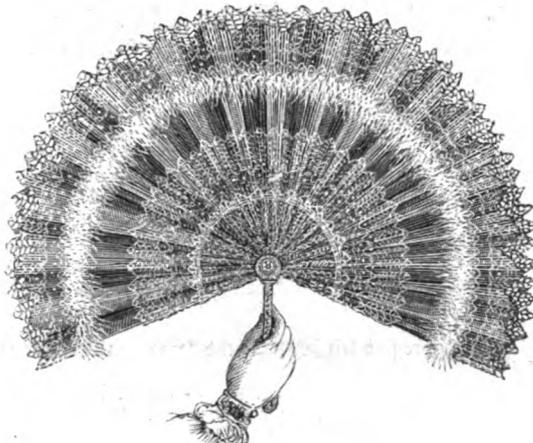
Helene.

Eine Novelle.

Von

Cäcilie von Paszkowsky.

Wir sind im Februar des Jahres 1851 in einem kleinen Kirchdörfchen, oder wenn wir es so nennen wollen, einem Fleckchen des Herzogthumes*, an der Liffée, mit den klaren Wellen



Fächerschirm. Fig. 2.

und den grünen Buchenwäldern daran; freilich in diesem Augenblick haben die Buchen noch nicht den grünen Leuzeschmuck angezogen; sie strecken die nackten Aeste gen Himmel und harren still und ruhig kommender Tage voll Sonnenschein — Es ist späte Abendzeit. Tiefes Dunkel umhüllt das kleine Fleckchen; nur die schwarzen Umrisse des alten Kirchthurmes zeichnen sich bestimmt am grauen Nachthimmel ab, und werfen, bei dem Lichtschimmer aus einzelnen Fenstern, einen langen Schatten auf das unfern der Kirche liegende Häuschen, und in dieses Häuschen führe ich Euch, Ihr Lieben, in ein trauliches Wohnstübchen mit einfachen Gardinen von buntem Möbelkattun, mit altmobischen, aber äußerst sauber gehaltenen Mobilien, mit einem kleinen vierkantigen Spiegel, den ein Kranz von Immortellen und grünem Moos umgibt, eben so wie die die und da an der blauen Wand in schmalen goldenen Rahmen hängenden Gemälde, Ansichten von schönen Gegenden unseres herrlichen deutschen Vaterlandes. Diese kleinen Gemälde bil-

auf einer bunten Matte ein schwarzer, ziemlich ältlicher Pudel aus und erhebt nur zuweilen seine klugen Augen eine Minute zu dem arbeitenden Kinde empor, als will er fragen, warum Helene ihm denn heute keinen freundlichen Blick, kein Wörtchen, keine Liebesgongönne. — Das junge Mädchen ist ämfig mit der Ausarbeitung einer Aufgabe zum Confirmationsunterrichte beschäftigt, obnehin heute mehr denn je von Sorgen erfüllt, denn ihre geliebte Großmutter, das einzige Wesen auf der Welt, das ihr angehört, ist seit einiger Zeit sehr leidend und kränklich, deshalb wendet sie so oft den Kopf nach dem Nebenzimmer, dessen Thüre nur angelehnt, bezwungen gebietet sie so oft dem treuen Hund durch eine strenge Miene, sich ruhig zu verhalten, und lauscht so ängstlich hinaus, ob der Sturm sich nicht bald legen will, der mit solcher Allgewalt durch die hohen Linden um das Haus herum saust, daß die kahlen Zweige knarrend an einander schlagen. Dann liest und schreibt sie ämfig weiter. — Die Großmutter scheint ziemlich ruhig zu schlafen. — Stunde um Stunde vergeht. Der Wächter hat schon in's Horn gestochen. Vom nahen Kirchthurme hallt langsam und zitternd durch den Sturm der zehnte Glockenschlag. — Wenn die Großmutter aufwacht, dann weiß Helene recht gut, würde die alte Frau darauf bestehen, daß ihre Enkelin sich zu Bette legen sollte. Jetzt nimmt sie die Zeit wahr und lernt ihre Section zum nächsten Tage, damit sie dann recht viel bei der geliebten Kranken sein könne. — Da regt sich draußen vor der Hausthür etwas. Der treue Rampa fährt laut bellend in die Höhe. Helene springt entsezt empor, schnell gefaßt brückt sie indessen den biden Kopf des knurrenden Thieres in die Matte nieder, daß er ver-



Fächerschirm. Fig. 3.

stummt, und eilt auf die Hausflur. — „Guten Abend, meine liebe Kleine,“ sagte eine freundliche Stimme, „erschrecken Sie nicht, ich bin der Doctor Werner, Sie erkennen mich wohl kaum in meinem ungeheuren Flausrock, he?“ „Bitte, sprechen Sie leise, lieber Herr Doctor,“ bat Helene, „meine Großmutter schläft so sanft, und da fürchte ich, könnten wir sie erwecken. Wollen Sie nicht in das Zimmer treten?“ „Danke, meine Kleine,“ entgegnete der Herr im Flausrock, „diesmal trieb mich die Sorge für mein Helenechen hierher, die gute Großmama ist jetzt wieder so ziemlich, aber Sie, meine Kleine, sind so bleich und sahen mir heute morgen so übermächtig aus, und noch so spät gewahre ich Licht im Vorübergehen, da will ich mich denn selbst überzeugen, ob Helene hübsch zur rechten Zeit zu Bette gehen wird. Wissen Sie, meine Frau hat es mir auf die Seele gebunden, und meine Marie läßt Sie bitten, bald einmal zu ihr zu kommen und mit ihr zu spielen, oder, was ihr noch lieber ist, ihr wieder ein so hübsches Märchen zum Besten zu geben, wie neulich.“ „Mein bester Herr Doctor,“ entgegnete Helene freundlich, erröthend über das Lob des alten Hausfreundes, „so lange meine gute Großmutter nicht außerhalb des Bittes sein kann, wissen Sie —“ „Ja, ja,“ unterbrach sie der Herr, „ich verstehe Sie, nur strengen Sie sich nicht zu sehr an, sonst ist das Ende vom Liebe, daß Sie mir auch noch krank werden. Gewissenhaft zu sein, ist gut, ein herrliches Ding, das Gott und Menschen wohlgefällt; aber wenn es mit Aufopferung seiner eigenen Kräfte geschieht, dann — warum haben Sie denn auch darauf bestanden, daß die alte Frau, welche Ihre Großmutter früher zur Aufwärterin bei sich hatte, nur die wenigen Morgenstunden bei Ihnen arbeitet, und dann arbeiten Sie

reiches Gemüth rechte. Nebenbei bemerkt, ist meine kleine Adop-

tionochter schön wie ein Engel, böshast wie ein Teufel — ver-

nach dieser kleinen Abschwweifung, Ihr Lieben, kehren wir zu jenem milden Abend auf dem Balkon zurück.

Nach einem halben Jahre langte Curt denn auch wohlge-

Vierzehn Tage später bewegt sich langsam auf dem san-

nante auszubilden. Anfangs mußte es Helene wunderbar,

Ein großes, unverhofftes Glück sollte ihr in dem ersten

In einem schwerfälligen Postwagen erreichte sie die näch-

Auf halbem Wege erwartete sie der bequeme Wagen des

ihre Reifeffecten vorfand, eben so wie die große hölzerne Kiste,

blonden Haaren, die in schweren Flechten auf ein Kleid von

Endlich war Helene auch der Baronin vorgestellt, die,



Sommer - Moden.

Confections, Racons und Stoffe der Moden aus dem Magazin von Theodor Morgenstern, Paris, Rue l'Echiquier 8; Berlin, Friedrichs- und Behrenstraßen-Gec.

Erklärung des Modensides.

Figur 1. Robe von feincarrirtem Poul de soie mit einer Garnitur à bandes, welche in dem Stoff gewebt ist. Mantille von schwarzem Taffet mit eingewirter Sammetverzierungen und Stachelborte garnirt.

Figur 2. Robe von Poul de soie. Der Spand derselben ist jaaspé, die abgerundeten Dolants haben ein Ebine-Muster. Mantel fides. (Nr. 18 des Bagar brachte den Schnitt derselben.)

Figur 3. Robe von feincarrirtem Poul de soie mit schattlich carrirtem Dolants. Mantille de p. g. (Nr. 18 des Bagar brachte bereits die Ansicht, Nr. 20 liefert den Schnitt dieser Mantille.)

Figur 4. Anzug eines Knaben.

Figur 5. Anzug eines kleinen Mädchens.



Jedern von allen Farben, besonders Hutfedern zu waschen und wieder aufzukrausen.

Man kocht in 3 Maas Regenwasser etwa 4 bis 5 Loth klein geschabte reine weisse oder venetianische Seife, bis dieselbe aufgelöst ist und mit dem Wasser schäumt, und läßt es wieder durch Abkühlen lauwarm werden. Hierauf legt man die Federn in frisches Wasser, breitet sie so durchnäßt auf einem reinen Tische oder Brette aus, und wäscht mittelst in obiger Seife eingetauchter zarter Leinwand, oder mit den Fingern, den Schmutz behutlich davon ab, alldann werden sie mit reinem lauen Wasser ausgepült, um alle Seife wieder daraus zu entfernen, mit der Hand wohl ausgebrüht, zwischen reine leinene Tücher geschlagen, und nachdem man sie so durch Schlägen mit der flachen Hand möglichst ausgetrocknet, behutlich auseinander gezupft. Nun werden zum Entsaftigen glühende Kohlen auf einem Herd ausgebreitet, die Federn an beiden Theilen etwas hoch über diese gehalten, und zwar so lange darüber herumgedreht, bis sie trocken und schön kraus geworden sind. Hat man aber weisse Hutfedern zu trocken, so streut man ein wenig Schwefelblüthe auf die Kohlen, und läßt sie von dem Dampf derselben bestreichen, wodurch sie vollkommen weiß, und hierauf an einem lustig warmen Orte zur Vertreibung des Geruchs aufgehoben werden.

Blumen-Parfüm.

Je nach dem Parfüm, welchen man zu erlangen wünscht, nehme man Rosen, Nelken, Jasmin oder Veilchen und lege die Blumenblätter schichtweise, durch Lagen feinen gestoßenen Zuckers getrennt, in einen Vokal. In dieser gefüllt, so wird er luftdicht verschlossen und 8 Tage lang in die Sonne oder in einen Trockenofen gestellt. Nach Ablauf dieser Zeit nimmt man ihn heraus, preßt den Saft der darin enthaltenen Masse aus, drückt ihn durch feinen Wollenstoff, füllt ihn in Flacons und verschließt dieselben luftdicht bis zum Gebrauch. [2220]



Die vollkommene Schönheit darf nicht bloß eine äußerliche, sondern muß auch eine innerliche sein. Wahrbast schön sind nur diejenigen Formen, welche einer schönen Seele zur Hülle dienen.

Man kann eine sehr hübsche Frau sein, ohne die geringste Schönheit zu besitzen.

Es gibt unzweifelhafte, aber unerträgliche Schönheiten, welche weit entfernt eine Anziehungskraft auszuüben, vielmehr nur abstoßend wirken. Es sind diejenigen, die weder Geist, noch Gefühl, noch Leidenschaft haben oder je haben werden. Man findet fast in jeder größeren Gesellschaft eine oder zwei dieser Schönheiten. Sie bewegen sich mit einer so monotonen, regelmäßigen Grazie, daß sie zuletzt nervenaufregend wirken. Man möchte sie für Porzellanfiguren halten; was öfters wäre zu viel gesagt, da diese in der Hitze schmelzen können. Man wird ihres Anblicks überdrüssig, wie man müde wird dem Schwimmen eines Schwans längere Zeit zuzuschauen.

Es ist leichter über Frauen im Allgemeinen, als über diese oder jene Frau zu sprechen. Die einfachste Frau ist mannichtiger und zusammengelegter, als die zusammengesetzte Maschine, und die Straburger Uhr, dieses wunderbare Spielwerk, hat weniger Räder und Verzahnungen, als das Herz eines jungen Mädchens. Die Chinesen fabriciren eisenerne Augen von möglichem Umfange, in welchen eine Menge anderer kleinerer enthalten sind; in der letzten, kaum noch wahrnehmbaren, findet man die Eisenfabrikate eines jungen Mädchens, das, wenn man es durch die Louve betrachtet, vollkommen ausgearbeitet erscheint. Eben so wie in solcher scheinbar einen Schachtel zwanzig andere Schachteln verborgen sein können, so sind auch in einer Frau zwanzig Frauen verborgen.

Der schönste und sicherste Ausdruck der Dankbarkeit im Menschen ist jedenfalls die Freude. Gefühllosigkeit ist Undankbarkeit.

Die Gedanken, welche uns vorzüglich beschäftigen, die Gefühle, denen wir uns vorzugsweise hingeben, drücken ihren Stempel den Gesichtszügen auf. Also möchten wir allen Frauen den Rath geben: Seid glücklich, so werdet Ihr schön sein!

Es sind die Eigenschaften, welche in der Welt als Fehler erscheinen, im Innern des Herzens Tugenden.

Die Leidenschaften des Wissens und der Liebe gleichen sich in sofern, als fast jeder Mensch gleiches Bedürfnis fühlt nach Liebe und nach Erkenntnis. Wissenschaft ist die Liebe des Geistes, und Liebe die Wissenschaft des Herzens.

Man sagt mißbräuchlich: Die Erfahrung des Weisen. Erfahrung ist nichts als das traurige Gefühl unserer vergangenen Thorheiten, während die Weisheit doch in der Voraussicht und Vermeidung der Thorheiten überhaupt bestehen sollte. Der wahre Weise ist wie der wahre Reiche; wer bloße Erfahrung hat, ist nur ein Emporkömmling.

Es giebt keine gefährlicheren Menschen und keine, die schwieriger zu behandeln wären, als die, deren Fähigkeiten mit ihren Ansprüchen nicht auf gleicher Höhe stehen.

Die Welt hat sogar für den Ausdruck der Wahrheit eine besondere Sprache, welche erst gekannt und studirt sein will.

Wenn der Mensch, indem er die Schwelle des Lebens betritt, alle Schmerzen und Leiden, welche später ihm vereinzelt begegnen, in Masse vor sich sehen sollte, würde er wahrscheinlich die Worte des Daseins eilig wieder schließen und gern auf das Leben verzichten.

Stilles Duden verschafft uns in den Augen eines im Grunde guten Menschen, der nur aus Verblendung und Unrecht thut, gewiß mit der Zeit Gerechtigkeit und Anerkennung — den wirklich Schlechten hingegen macht es noch ungerechter und dreister gegen uns — ihm können wir nur kalte Verachtung entgegen setzen.

Wenn jeder Mensch den festen Vorsatz faßte und ausführte: auch nur ein einziges Mal sich recht nützlich zu machen und die Dornen seines Pfades mit Blumen zu überstreuen (wenn es selbst nur bescheidene Nutzenstücken wären) — so hätte die Erde bald — wenn auch nicht alles glückliche — doch zufriedene Menschen, zufriedene in dem Bemühen, an dem großen Werke der Erziehung von den Uebeln dieser Mitwelt zu wirken. [2300]

Erste Rebus-Aufgabe.



Zweite Rebus-Aufgabe.



Auflösung der Rebus-Aufgabe in Nr. 17.

In der Eifersucht liegt mehr Eigenliebe als Liebe.

Räthselprung - Aufgabe.

Table with 7 columns and 7 rows of words for a word game.

[2311]

Auflösung der Räthselprung-Aufgabe in Nr. 17.

Der Mat. D Sonnenglanz, Im Himmelsblau, D Farbenslang, Im Morgenhauch! D Frühlingsluft, In jedem Raum, D Blütenhauch, In Fuch und Baum! Der Mat. Der Adgel Sang, Durchdringt das Berg, Wohl bodem Klang, Weicht jeder Schmerz, Von Thal und Höhn, Raucht's laut und weilt: Wie ist so schön, Die Frühlingszeit. S. Neumann.

[2259]



An Nr. v. C. in C. Die von Ihnen angeregte Idee in Betreff eines Schließers ist allerdings recht hübsch, doch nicht eben neu. Wir würden Ihnen raten, die von uns bereits öfter erwähnte reizende Mode, den abgerundeten Halbschleier (à l'impératrice, oder, nach der schönen Kaiserin der Franzosen Eugénie, Schleier genannt) nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Sie werden ungefähr fünf Viertel Elle breit, drei Viertel lang getragen und sowohl mit den einfachsten, als mit den reichsten Stoffen verziert. Ein Schleier von schwarzem, glatten oder feingemerktem Seidenstoff, um den Rand, natürlich mit Ausnahme der an den Hut zu sehenden Seite, in gleichmäßigen Fugen ausgeschnitten, mit einer schmalen Spitze besetzt, und den Fugen folgend, in kleinen Entfernungen durch dreimaligen Besatz schwarzen schmalen Seidenbandes garnirt, ist eben so ausdrucksvoll als elegant und wenig kostbar.

Doch Sie lieben für den Sommer die weißen Schleier, und mit Recht. — Wenn Sie noch ein klein wenig warten, erhalten Sie durch den Bazar Dessins zu Halbschleiern, unter Andern auch ein reizendes zum Engländer, welche sowohl auf schwarzem als auf weißem Tüll in Hindiochschiff und leichter Application zu arbeiten ist.

An Fr. M. in T. Der Name des Verfassers ist kein Geheimnis, ist vielmehr nur durch ein Versehen unter dem Gebicht nicht bemerkt worden. Dieses Gebicht: „Der Wein v.“ ist von Sara A. in T., den Leserinnen des Bazar schon bekannt als fleißige und talentvolle Mitarbeiterin desselben.

Wir bitten den Componisten der Länze: „Spring flowers“ und „la modeste polka“, Fr. C. B. — uns seinen Aufenthaltsort anzugeben, damit wir ihm directe Antwort können zukommen lassen.

Fr. S. in T.-g. (Laden). Das, was Sie jetzt im Bazar vermiffen, ist deshalb fortgelassen, weil es einen praktischen Werth nicht hat. — Daß wir durch Lieferung anderer Sachen doppelt und dreifach entschädigt haben, ist allseitig anerkannt.

Fr. Waleka v. G. in D. Wir haben bereits in der vorigen Nr. mitgetheilt, daß Nr. 20 des Bazar vier Mantillenschnitte bringt; ebenso noch einige Mantillen in Abbildung. Sie leben, daß wir allerdings die Wichtigkeit der „Mantillen-Frage“ anerkennen und sie zu lösen suchen.

Fr. W. in B. Die Kauter-Garderobe kommt nun sehr bald an die Reihe; wir liefern Abbildungen und Schnitte. Und dann folgen neue Taillen.

Fr. C. S. in T. Ja!

Ph. F. in D. Es liegen uns für die nächsten Nummern so viele und notwendige Arbeiten vor, daß uns die Erfüllung Ihres Wunsches nicht möglich ist. Aber wenn Sie uns eine Adresse näher bezeichnen wollen, so senden wir Ihnen das Gewünschte direct.

Pewino in Pesth. Vertrefflich.

C. in C. Empfangen — aber unser Raum ist so in Anspruch genommen, daß sich für jetzt kein Plätzchen findet.

Fr. v. C. in C.-g. Für die gewöhnliche Toilette: ja! Aber gedulden Sie sich noch kurze Zeit, das Taillen-Thema kommt demnächst zur Abhandlung.

Fr. Ch. W. in Br. Soll folgen.

Fr. Juste B. in G. Ist das Dessin in Nr. 16 nach Wunsch?

Fr. Math. v. Th. in B.-n. Ihre Klage, daß der Cleander so selten zur Blüthe gelangt, ist eine allgemeine; fast durchgängig aber trägt die Behandlungswiese allein die Schuld. — Wir wollen Ihnen das sichere Mittel an die Hand geben, Ihre Cleander alljährlich zur Blüthe zu bringen. Vor Allem bedarf der Cleander viel Feuchtigkeit, besonders vor und während der Blüthezeit. Das Wasser aber muß sehr warm (auf dem Feuer gewärmt) sein und das Begießen darf nur am frühen Morgen oder am späten Abend stattfinden. Die gefüllten (dovvelten) Cleander kommen im freien Schwere zur Blüthe, als hinter dem Fenster. Je mehr Sonne die Pflanze erhält, um so mehr und vollere Blüten wird sie treiben.

An Fr. A. in B. Für Wohlgefallen an meinen Versen ist mir wahrhaft erfreulich, doch indem ich Ihnen Dank dafür sage, gestatten Sie mir wohl Ihre Meinung über dasselbe in gewisser Beziehung zu berichtigen. Mein Sonett: „Mai“ soll keine Erklärung der hübschen Bigarette sein, welche der ersten Seite des Bazar Nr. 17 einen so angenehmen Schmuck verleiht. Der Schöpfer des Bildes: „Der Mai“ steht zwar in seiner Composition denselben Gegenstand, doch auf andere Weise, als es in dem obengenannten Versen geschieht. Die Allegorie des Bildes ist verständlich genug, um eine Erklärung erübrigen zu können — und wenn Sie mein Sonett lieben wollen, so bitte ich, thun Sie es um sein er selbst willen.

[2310]

Marie Farrer.

Bekanntmachung.

Vielfache Anfragen veranlassen uns zu der Mittheilung, dass für diejenigen verehrlichen Abonnentinnen, welche den Bazar vom 2. Quartal ab bezogen, noch eine kleine Anzahl des ersten Quartals reservirt blieb und dasselbe zum Preise von 20 Sgr. durch alle Buchhandlungen und königl. Zeitungscaptoire zu beziehen ist. Die Administration des Bazar.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 21.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. Juni 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

V. Band.

Die Pariser Damen der Halle.

Gewiß giebt es nur wenige unter unsern Leserinnen, welche von den Pariser „Damen der Halle“ noch nie gehört oder gelesen, welche die wichtige Rolle ganz übersehen haben, die diese Damen im Drama des Pariser Volkslebens spielten und noch spielen.

Wer hätte von dem glänzenden Ball gehört, den die Damen der Halle dem Kaiser Napoleon III. zu Ehren gaben, wer von den kostbaren Geschenken, welche ihr Patriotismus dem Herrscher darbrachte, oder von der großartigen Deputation, welche im Namen Aller dem Kaiser zur Geburt des Thronerben zu beglückwünschen kam; wer hätte gehört von der huldvollen Freundlichkeit, womit der Kaiser die Damen der Halle zur Wiege des Neugeborenen führte, dessen Stirn sie mit einem Kuß berührten — wer hätte das Alles gehört und wäre nicht überzeugt, die Damen der Halle seien Personen von hoher Bedeutung und reichen Mitteln? Wie könnten sie sonst kostbare Geschenke machen, Bälle geben und Bälle besuchen in einem Costüm, welches mit der Pracht des Ortes, dem Pariser Stadthause, durchaus nicht im Widerspruch steht! Ja, die Damen der Halle haben reiche Mittel und schöne Kleider von Seide und Sammet, goldene Ketten, Hüte mit Blumen und Federn, Toque's mit Bändern, Paradiesvögeln und Marabouts; die

„Damen der Halle“ sind eine Macht, deren Freundschaft schon deshalb schätzenswerth ist, weil ihre Feindschaft nicht nur lästig, sondern furchtbar werden könnte.

Aus allen jenen Erzählungen, welche die Damen der Halle uns in der pruntenben Aeußerung ihres Patriotismus vorführen, läßt sich größtentheils nur die eine, und zwar nicht die rechte Seite ihres Wesens erkennen; alle derartigen Zweifel aufzuklären, ist vorliegendes Bildchen bestimmt, welches die Damen der Halle in ihrer Gewerbsthätigkeit, als Markt- oder Fischweiber, zeigt, denn die Damen der Halle sind identisch mit den Pariser Poissardes.

Wenn in der Geschichte die Damen der Halle „berüchtigt“ dastehen, so ist das wahrlich nicht ungerecht, denn in ihnen treten die Schattenseiten des französischen Nationalcharakters, Leichtsinns, Verschwendung, Vergnügungssucht, Herrschsucht, in gräufigster Weise hervor, während die Lichtseiten desselben von dem Wust der Gemeinheit verbunkelt werden.

Die Damen der Halle verdienen viel Geld, denn sie verstehen billig einzukaufen und theuer zu verkaufen, was ihnen nicht schwer wird, da sie hinsichtlich der Mittel zum Zweck durchaus nicht scrupulös sind.

Von den Männern der Damen der Halle schweigt die Geschichte, wahrscheinlich, weil sie selbst immer schweigen müssen und eben Nichts sind als die Männer dieser Damen, was hier keineswegs gleichbedeutend ist mit: Hausherr. Die Frau ver-

bient das Geld und hat dafür das Regiment und die alleinige Stimme im Hause.

Eine junge unerfahrene Dame thut nicht wohl, sich mit den Verkäuferinnen der Halle persönlich in Geschäfte einzulassen, denn unter andern scheinen dieselben auch den edlen Grundsatz zu haben, „Bornehme“ zu betrügen, sei es nun durch theure Preise oder durch Anbringen schlechter, verborbener Waare, der sie mit unglaublicher Geschicklichkeit ein frisches Ansehen geben können. Wer mit den Damen der Halle ungeschickelt verhandeln will, muß ihnen an Schlaueit, Orts- und Sachkenntniß gewachsen sein.

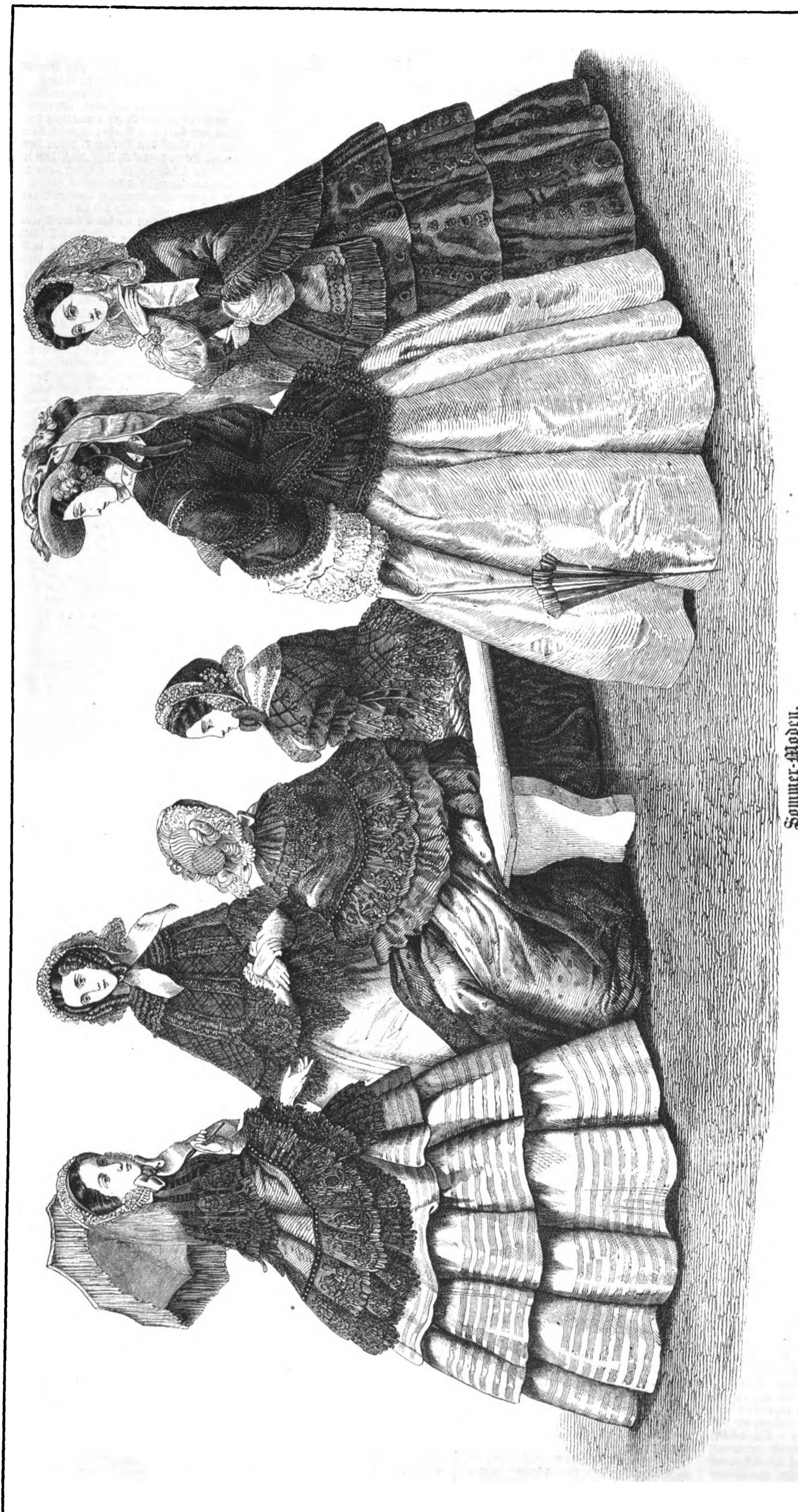
Doch die Nichts verschonende Cultur beginnt bereits an den Säulen der alten Verkaufshallen zu rütteln, welche dem Schönheitliebenden Paris ein Dorn im Auge sind.

Mit diesen Hallen, denen jene Damen ihren klangvollen Namen verdanken, welche die Wiege ihrer keineswegs beneidenswerthen historischen Bedeutung und der Schauplatz ihrer gemeinschaftlichen Gewerbsthätigkeit gewesen, werden sie selbst als Corporation aufhören zu sein, und werden verschwinden, wie die Gedenksteine aus Berlin verschwanden.

Wer also diese jedenfalls merkwürdigen Ueberreste des alten Paris noch kennen lernen will, der reise bald dorthin, ehe der Schutt der alten Hallen, wenn auch nicht die Damen der Halle selbst, doch ihre auf Gesammtheit beruhende „historische Größe“ begräbt.



Die Damen der Halle.



Sommer-Moden.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von hellgrauem Taffet mit abgerundeten Volants, deren Muster in dichten Reihen brauner Atlasstreifen besteht. Der Schooß des Leibchens und die Volants der Ärmel sind in übereinstimmender Weise verziert. Gut von hellgrünem Crepp mit einem Paradiesvogel in derselben Farbe und mit weißer Bloude garnirt. Mantille „Königin Topaze“, von der Taille nach hinten in weiter, saltiger Rundung abfallend und vorn in acht geschnittenen Enden ausgehend, welche mit doppelten Spitzen verziert sind. Der obere Theil des Mantillets hat einen doppelten, mit schwarzer Sammetorte garnirten Spitzenmüßer. Mantille „Gabrielle“ von braunem Taffet, unter dem Volants mit breiten bauschigen Puffen verziert, über deren erstem eine breite Spitze. Planchotiechut von Stroh und grüner Chenille auf weißem Grunde, mit Bouquets grüner Federn zu beiden Seiten des äußeren Schirmes garnirt.

Figur 2. Robe von glattem königsblauen Taffet, an den Seiten mit schwarzer Sammetorte verziert. Gut von blauem Crepp mit weißer Bloude und schwarzer Spitze garnirt. Pelierine „Onobesca“ von braunem Taffet, rund geschnitten, mit carrirtem Muster aus schmalen schwarzen Sammetband, Kaffeerüchen als Zwischentafel und breiten Supplirevolants. Der obere, mit Kaffeerüchen besetzte Theil der Pelierine bildet ein besonderes Schulterstück.

Figur 3. Robe von grünem Taffet mit kleinem chiniten Blumenmuster. Mantille „Gabrielle“ von braunem Taffet, unter dem Volants mit breiten bauschigen Puffen verziert, über deren erstem eine breite Spitze. Planchotiechut von Stroh und grüner Chenille auf weißem Grunde, mit Bouquets grüner Federn zu beiden Seiten des äußeren Schirmes garnirt.

Figur 4. Kleid von leichtem lilä Taffet. Basquine „Donato“ von pensée Neßs, mit Garreau von schmalen schwarzen Sammetbände und kleinen Schließen desselben Bandes besetzt. Die vollendete Garnitur der Puffenärmel und des unteren Randes der Basquine besteht in breiten Volants schwarzer Spitzen.

Capote von lilä Taffet und Bloude mit Blumen garnirt. Innere Schirmverzierung ganz von Bloude.

Figur 5. Robe von modischem Noire antique. Jäckchen à la Chevreuse von schwarzem Taffet, die Taille markirend und hinten sich zu einer spitzen Schleppe verlängereud. Der untere Volant des Jäckchens, so wie dieses selbst, weiß Krausen und Ärmel, sind mit reicher Plüschschleife besetzt. Krogen Louis XIII. Sehr weite Puffenärmel von Tüll mit

Spitzenvolants. Gut Louis XIII. (Propheetenhut), mit weißen Federn und gleichfarbigem Band garnirt, dessen Enden lang herabhängen. Im Innern des Schirmes an einer Seite ein Federbouquet, an der andern volle Bandeschleifen. Grüner Sonnenschirm mit Volant.

Figur 6. Volantrobe von schwerem braunem Taffet mit Sammetmüßer, welches Müßchen in nach oben abnehmender Größe bildet. Gut von weißem Tüll, ganz mit Bloude bedeckt und verziert mit einem weiten Blondenschiefer, welcher auf das am äußeren Gut angebrachte Magnolienbouquet zurückfällt. Mantille „Glaudine“ von braunem Taffet, mit Sammetmüßchen und reicher Moosfranze (gebrannte Strauß) garnirt, welcher am Rande noch krause Fächer als Verzierung gegeben sind.

Original-Musik des Bazar.

Es giebt ein banges Sehnen.

Gedicht von Anna von Bequignolles.

[Bazar 1857 Nr. 5.]

Componirt von C. Werny.

Andante.

SINGSTIMME.

PIANOFORTE.

The musical score consists of a vocal line (SINGSTIMME) and a piano accompaniment (PIANOFORTE). The vocal line is in C major, 4/4 time, and begins with the lyrics: "Es giebt ein ban-ges Seh-nen, das durch die See-le geht und das kein mensch-lich Wäh-nen zu deu-ten je ver-steht; und das kein mensch-lich Wäh-nen zu deu-ten je ver-steht." The piano accompaniment features a flowing, arpeggiated texture in the right hand and a steady bass line in the left hand. Dynamics include piano (p) and diminuendo (dim.). The score concludes with a double bar line and a fermata over the final notes.

2. Es kommt ohn' jedes Mahnen,
Hat Wort nicht und Gestalt,
Auf unsichtbaren Bahnen
Rast es mit Allgewalt.

4. Es strömt durch unser Denken
Wie geisterleiches Licht;
Wenn sich die Schatten senken,
Vom Aug' die Thräne bricht.

3. Es greift in unsrer Seele
Geheimstes Saitenspiel,
Und wie's den Ton sich wähle:
Es schauert heiß und kühl.

5. Und Keiner kann uns sagen,
Wie's kommt und wieder flieht —
Wir müssen's still ertragen,
Bis es vorüber zieht. —

Das Nest.

Nach Emil Souvestre von Emil Breslaur.

Siehst Du das kleine Nest auf jenem Blüthenzweige,
Der zitternd sich bewegt? Komm hin, daß ich's Dir zeige.
Siehst Du den dichten Zweig, der schützend es bedeckt?
Die Kleinen schlafen süß, im moos'gen Bett verborgen . . .
Komm nur, Du sprichst ja leis' und hast nicht zu beforgen,
Daß Deine Stimme sie erschreckt.

Noch deckt die Mutter sie mit schützendem Gefieder,
Sie öffnet und sie schließt die müden Augenlider,
In ihr kämpft Lieb' und Schlaf. — Doch endlich schläft sie ein;
Wie sie so friedlich ruht bei sanfter Lüfte Rosen! —
So wenig braucht sie doch — ein Nest nur unter Rosen
Und ihren Theil am Sonnenchein.

Es ist kein leerer Raum in ihrem engen Neste,
Raum reich't's für Alle aus, doch schützt es sie auf's Beste.
Wenn nur nach schönem Tag sie Nichts im Schlafe schreckt,
Ist es genug des Glücks — und bis sie weiter wandern,
Ruht hier im warmen Nest ein Vöglein bei dem andern,
Von Mutterliebe sanft gedeckt.

Wir — Wanderer wie sie, wie sie, hienieden Gäste —
Wenn schon der Tod uns ruft, erbau'n wir noch Paläste,
Und Sorge für das Einst raubt uns das heut'ge Glück;
Wir wollen Haus und Feld, mehr Lust, mehr Raum, mehr
Sonne . . .

Wie viel braucht doch der Mensch zu kurzer Liebeswonne
Und zu des Sterbens Augenblick!

[2319]

Geradehalter für junge Mädchen.

Das einfachste und wohlfeilste Mittel, jungen, im Wachsthum begriffenen Mädchen eine gute körperliche Haltung zu geben, ohne sich schwerfälliger, oft nachtheilig wirkender Maschinen zu bedienen, besteht in der Anwendung einer dünnen Schnur oder eines schmalen Bandes, welches unter den Kleidern auf die bloßen Schultern gelegt, unter den Armen durchgezogen, auf dem Rücken kreuzweise, bei vollkommen gerader Haltung straff angezogen und zusammengeknapft wird. Das nachtheilige



Geradehalter für Mädchen.

Krummsitzen beim Schreiben, Klavierspielen, Sticken zc. wird durch die Mahnung der schneidenden Schnur verhindert, der Rücken wird flach gehalten, die Brust wölbt sich und somit sind die ersten Bedingungen zur Bildung einer guten Gestalt erfüllt.

Die Schnur ist völlig unschädlich, nicht einmal unbequem, weil sie bei normaler Haltung gar nicht empfunden wird, und kann dies einfache Mittel sorgsam Müttern nicht genug empfohlen werden, wie denn die Erfinderin dieses unschuldigen Apparates denselben mit dem besten Erfolge bei den eigenen Kindern angewendet hat. [2349]

Skizzen aus Paris von Jehl und Einst.

4.

Die Schuße der Königin Marie Antoinette.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist vergangen seit dem weit- und gemüthserfülltenden Ereigniß, welches man vorzugsweise die „französische Revolution“ nennt, spätere vulkanische Ausbrüche des heißen französischen Volkscharakters übergehend. Unwiderstehlich fühlt das Gemüth des Menschen vom Tragischen sich angezogen; wie wäre es sonst zu erklären, daß man Weltereignisse, Menschenleben und Bücher fast nur dann „interessant“ nennt, wenn das tragische Moment in ihnen vorherrscht. So fühlen wir der französischen Revolution gegenüber jenes nie versiegende Interesse, welches uns zwingt, dem Aufruhr empörter Elemente zitternd und mit ängstlichem Bangen zuzuschauen, welches uns zwingt, unverwandten Blickes die furchtbar züngelnde Flamme zu betrachten, welche unser oder fremdes Eigenthum zu verschlingen droht.

Wer hätte jemals ohne Schauer von den Schreckensmännern der Revolution, von Marat und Danton, von dem kalten, frömmelnden Robespierre, von dem scheuen Hébert sprechen hören, wer hätte das Schicksal des unglücklichen Königs Ludwig XVI., seiner Gemahlin Marie Antoinette und ihres verwaisten Sohnes ohne das heißeste Mitleid vernommen? Also dürfen wir kein Bedenken tragen, durch nachfolgende Skizze aus der für Zeitgenossen wie für Nachlebende gleich interessanten Epoche ein Bild hervorzuheben, welches auf den empörten blutigen Wellen jener Tage wie ein sanfter Mondstrahl sich wiegt: Ein Bild der Kindesliebe.

I.

„Du siehst, Kleiner, Aristokraten sind wir nicht; Du bist an meinem Tisch, ich buße Dich und erlaube Dir mich zu umarmen, denn alle Bürger sind gleich vor dem Gesetz.“

MODERNE FASHION

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 23.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. Juni 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

V. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Knabe von 7 Jahren. Blause und Pantalons von rothbraunem Sammet, letztere sind weit und kurz und wie die Blause mit dunklerem Sammetband und Knöpfen in einfacher Weise garnirt. Weite Puffen-Unterärmel, um das Handgelenk mit kleinen Knöpfchen geschlossen; spitzer Kragen, geschlossen durch eine mit Quasten versehene Schnur.

Figur 2. Mädchen von 10-11 Jahren. Kleid von hellgrauem Taffet mit doppeltem Rock; der obere, zudig ausgeschnittene Rock schließt mit einem viermaligen Besatz schwarzen Sammetbandes. Leibchen mit abgerundeter Schneppe und einer Vertie vom Stoff des Kleides, mit Sammetband garnirt. Weite offene Aermel mit Ueberärmeln, welche eine dem Rock entsprechende Garnitur zeigen. Runder Strohhut mit einer großen, den Kopf in Form eines Kranzes umschließenden Feder. Gesticktes Chemiset. Weite Puffen-Unterärmel.

Figur 3. Knabe von 3-4 Jahren. Rock und Jäckchen von dunkelgrünem Sammet, geziert mit Streifen schwarzen Sammetbandes; das Jäckchen ist vorn offen mit gespaltenem Ueberschlagtragen, welcher das Chemiset von Battist sehen läßt. Anliegende Aermel mit Aufschlag, Unterärmel und Pantalons von Battist.

Figur 4. Mädchen von 8-9 Jahren. Kleid von hellbraunem Popeline mit 2 Röden; der obere derselben ist der Länge nach mit Bandrücken in gleicher Farbe besetzt; ebenso der Schooß des Leibchens, die doppelten Bagodenärmel, die Ärmelbänder und die über dem Chemiset sichtbaren 3 Querstreifen. Unterärmel und Chemiset von gesticktem Wull.

Figur 5. Knabe von 5 Jahren. Mädchen von indischem Nanjing, an beiden Seiten mit Querstreifen weißer Besammetierborte pyramidalisch verziert. Schräge Tasche, durch Troddeln markirt. Jäckchen von Nanjing mit entsprechender Garnitur, vorn offen, nach unten zu abgerundet und auf den Hüften mit Einschnitten versehen. Kragen und Unterärmel von gestreiftem Battist, Mütze von vergoldetem Maroquin, Stiefeln von demselben Stoff.

Figur 6. Knabe von 10 Jahren. Jäckchen von dunkelblauem Cashmir. Weste von weißem Piqué, vorn herunter zugeknöpft, Beinkleider von weißem Piqué, lackirte Stiefeln mit Bandpuffen. Hemd mit Ueberschlagtragen und rothes Band als Cravatte.

Figur 7. Mädchen von 9 Jahren. Kleid von blauem, quergestreiftem Taffet mit 3 Volants, deren erster vom Gürtel ausgeht. Leibchen ohne Schooß mit hinten runder Vertie, deren Enden vorn sich kreuzen, und hinten am Schluß der Taille verschlungen, lang hinabfallen. Aermel mit breitem gespaltenen Revers, durch ein Gitter schwarzen Sammetbandes zusammengehalten. Ein schwarzer Sammetstreifen bildet sowohl den Besatz der Volants als der Taille. Schweizer Kragen, Schweizer Unterärmel, weiße Pantalons, blaue Stiefeln; im Haar eine schwarze Sammetkneife mit langen Enden.

Figur 8. Knabe von 9 Jahren. Jäckchen von kastanienbraunem Sammet, mit aufgeschlagenen Aermeln, garnirt mit breiter Borte aus dunklerem Sammet, welche vorn am schrägen Schluß des Jäckchens entlang geht. Weiße Pantalons, Unterärmel und Kragen von Battist, runder italienischer Strohhut.

Selene.

Eine Novelle.

Von

Cäcilie von Paschtowsky.

(Schluß.)

Endlose Tannenwälder an den Bergen behnen sich an beiden Seiten der bergan- und bergabführenden Chaussee nach Klausthal. In das monotone Säuseln der Tannen klingt das harmonische Lärmen der Heerde, das Murmeln der aus dem Felsen sprudelnden, den Berg hinunterfließenden Quellen und Bäche. Da ist denn Klausthal mit dem Nachbarstädtchen Tellerfeld, 1800 Fuß über dem Meeresspiegel, so daß die Luft hier schon merklich unfreundlich und rauh wird. Eine höchst interessante Tour machten unsere Reisenden in die bedeutenden Silber- und Erzminen hinab. Aber schauerlich ist es unter der Erde, wenn gleich durch unendliche viele Mäue und tiefe Arbeit es der Kunst der Menschen gelungen ist, alle Gefahren des Einsturzes dieser unterirdischen Gänge unmöglich zu machen. Mächtiges Gewölbe stützt von allen Seiten die Schachte, in denen Bergleute, in ihrer finstern Tracht, Windlichter in den Händen, mit dem sinnigen Gruß: Glück auf! den Reisenden begegnen, die ebenfalls in Bergmannstracht 500 Fuß tief hinuntergefahren waren. Aber feucht und schwer ist die Luft, das Wasser scheidet durch die Rippen, das Hämmern arbeitender Bergleute hallt dumpf wider und der Knall des Pulvers, mit dem das Erz herausgesprengt wird, scheint die ganze unterirdische Welt zertrümmern zu wollen. Die jungen Mädchen athmeten hoch auf, als sie im



Sommer-Moden.

kleinen Zechenhaus sich von den Strapazen des Kletterns erholten konnten.

Da ist das Städtchen Rübeland in einem tiefen Thal, von den weißgrauen Kalkfelsen eingeschlossen, an deren Füßen sich die Wellen des breiten Stromes brechen, die mächtige Marmor-

Ceremonien vollführten. — Allmählig wird die Gegend wieder freundlich, Blumen und Bäume erscheinen, lauer und milder weht die Luft; murrend fließt ein silberhelles Bächlein neben ihnen; es ist die Ilse, die späterhin im romantisch von Bergen umkränzten Isenthal spielend und tändelnd, wie ein glückliches Kind, dahin rauscht, bis sie immer wilder und reizender wird, über zerbrochene Felsen im jähen Katarakte hinsürzt oder wie in blinder Wuth mit ihren schäumenden Wellen die Ufer zerpeitscht. Da liegt der einsame Miesstein mit dem eisernen Kreuz oben auf dem Denkmal, das der Graf von Stolberg-Wernigerode, zum Andenken an die siegreichen Feldzüge 1813 und 1814, seinen Kampfgenossen hat errichten lassen.

Schnell und glücklich flossen die letzten Reisetage hin. Der Doctor ließ es sich nicht nehmen, Helene selbst an den Ort ihrer Bestimmung zurückzuleiten, wo sie Alle mit herzlichster Freude empfangen wurden und Werner sein Versprechen geben mußte, seine Reisebekannten bald mit einem Besuch zu überraschen. Er versprach es, und schneller, als er erwartet, sollte er sein Versprechen erfüllen, wenn auch die Umstände, unter denen es erfolgen sollte, sich höchst traurig gestalten hatten.

Helene hatte sich wieder in den beschränkten Kreis des Alltagslebens hineingelebt. Mit der größten Aufmerksamkeit und Freundschaft erfüllte sie ihre Pflichten, um so den Dank gegen ihre so unendlich gütigen Götter auszubringen. Den beiden Kleinen hatte sie niedliche Anbeuten mitgebracht, wie sie in kleinen und größeren Städten des Harzes leicht zu haben sind; ihrer geliebten Großmutter aber einen schönen Kranz von hie und da gesammelten Flechten, Moosen und Blumen und schmückte damit das theure Bild. Auch der Graf und die Gräfin waren nicht vergessen. „Großmutter“, sprach das junge Mädchen, als sie am ersten Abend der Heimkehr zum erstenmal in ihrem Zimmer unter dem Bilde stand, „Großmutter“, sagte sie mit gefalteten Händen und Thränen in den Augen, „Deine Helene ist so glücklich, Dein letztes Gebet, das Du für mich zum Himmel hinaussandtest, ist erfüllt worden — ich bin so glücklich, wie ich es zu werden nie habe beanspruchen können!“ Ein plötzlicher Thränenstrom umflorte Helenens Augen. Eine dunkle Wolke war über den Mond dahin gezogen, der eben so hell und klar in's Fenster schaute; eine unwillkürliche Abnung beklemmte Helenens Brust, sie wußte nicht, was die Zukunft ihr Unheilvolles oder Trübes bringen würde — aber der glückliche Moment war dahin! Unter dem Bilde der Großmutter stehen bleibend, wiederholte sie fast unwillkürlich die schönen Anfangsworte des Gerhardschen Liedes aus ihrem holsteinischen Gefangnische, die ihr so oft im Leben Trost und Beruhigung verliehen hatten:

Befieh du deine Wege,
Und was dein Herz nur fränkt,
Der allerersten Pflege
Deß, der den Weltkreis lenkt.
Der Wolken, Fluth und Winden
Bestimmte Zeit und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Die dein Fuß gehen kann.

Helenens bange Abnung hatte sie nicht betrogen. Ein herzliches Leid war ihr noch aufbewahrt und sollte sie tief, tief im Innersten ihres Herzens treffen, wie denn der liebe Gott recht oft unsere Wünsche nicht erfüllt und das Beste, was wir auf Erden besitzen, zu sich nimmt, damit wir unser Herz nicht in selbstsüchtiger Liebe an ein sterbliches Wesen fetten und seiner darüber vergessen. Das ist ein Act seiner Erziehung, den Gott in seiner, oft unverstandenen Weisheit mit uns Menschen vornimmt, ein Act seiner väterlichen Liebe, wenn wir sie auch hier nicht begreifen können. Noch einmal sollte Helene durch die Schule der Leiden und Prüfungen gehen, um geläutert für ihr ganzes Leben zu werden.

Der Sommer und der Herbst waren hingegangen, Helene hatte mit treuem Eifer den Unterricht der beiden Mädchen vorgenommen, und namentlich hatten Toni's schnelle, fast reißende Fortschritte in allen Schulwissenschaften und in der Musik, die sie so liebte, Aller Erstaunen erregt. Leider erweckte eine bedeutende Kränklichkeit bei einer mehr und mehr zunehmenden Reizbarkeit des Geistes die gerechte Sorge Helenens und der Baronin, die der kleinen Adoptivtochter des Schwagers denn auch herzlich zugethan war. Der Hausarzt meinte, es sei eine Folge ihres ungewöhnlichen Wachstums; mit dem wiederkehrenden Frühling werde sich die Reizbarkeit und die Kränklichkeit der Kreolin leicht verlieren. Alle glaubten gerne daran; nur Helene nicht, sie hatte die Worte des Doctor Werner nicht vergessen: Toni sei eine zu zart organisirte Pflanze, um so leicht den Stürmen eines nordischen Winters Trost bieten zu können. Toni's eigener Eigensinn sollte schneller die Katastrophe herbeiführen. Mitten im Park lag ein schöner Teich, den ein eisernes Gitter umgab, um das Azaleen und rankende Rosen erzeugen waren. Hier wurden im Sommer eine Anzahl allerliebster Gold- und Silberfische gehalten, an denen namentlich Toni eine große Freude hatte, wie sie sich denn immer über die schönen Schwärme im Schloßgarten zu Pyrmont gefreut und ihnen täglich ihr Futter zugetheilt. Wenn die kleinen, klugen Geschöpfe nur von der Ferne den Klang des silbernen Glöckchens oder die fast eben so hellen Stimmen der Kleinen hörten, versammelten sie sich alle am Ufer und schnapten mit weitgeöffneten Mäulchen die Brotkrumen auf. So war es ziemlich spät im Herbst geworden, die hohen Kastanienbäume hatten schon eine röthliche Färbung angenommen. Die Blumen waren fröhlicher geworden, nur die Asters und Georginen mit den dunkelsten Nuancirungen ihrer Farben prangten zwischen den leuchtgrünen Blättern auf den weiten Beeten des Parkes. Helene spielte mit den Kindern im Garten — leider hatten die Kleinen sich eben, wie oft der Fall war, heftig gestritten, und Lucie hatte wie immer nachgegeben und still geschwiegen. Helene schenkte es nicht zu beachten, suchte sie doch Alles zu vermeiden, was Toni reizen konnte, und Lucie war zu kindlich gutmüthig, um sich weiter darum zu kümmern. „Heute füttere ich die Fische“, sagte Toni, in dessen Helene ein Weicheln stehen geliebte war, um mit dem Gärtner zu sprechen. „Gieb mir die Glocke!“ Das wollte Lucie nicht gelten lassen, denn Toni hatte erst gestern den Fischen ihr Futter gegeben. Die Kinder liefen den Rasenplatz hinunter und näherten sich dem Teich. „Gieb her“, sagte Toni athemlos, als sie am Rande des Teiches stand. „Nein, wir halten es sonst immer so“, und dabei hob Lucie den Arm, um zu klingeln. „Wenn ich sie nicht haben soll, sollst Du

sie auch nicht haben“, rief Toni heftig, riß der Anderen die Glocke aus der Hand und nahm einen kleinen Anlauf, um sie in den Teich zu werfen. Dabei verlor sie das Gleichgewicht, glitt durch die Stäbe des Gitterwerks und fiel in den Teich. Ein Hilfschrei, ein lauter Angstschrei drang zu den Ohren Helenens, die sich mit dem Gärtner etwas tiefer in den Park entfernt hatte und jetzt langsam zurückging. Sie eilte schnell dahin, von woher der Hilfschrei ertönte: sie sah am Ufer Lucien mit ausgebreiteten Armen stehen, sah in dem Teich Toni's hellgrünes Kleid und ihre nackten Schultern. Athemlos springt sie in den Teich, der weite Kreise treibt, nimmt die Kleine in ihre Arme, und ehe der Gärtner sich gemächlich genähert hat, trägt Helene schon das leichenblaße, zitternde Kind dem entfernten Wohnhause zu.

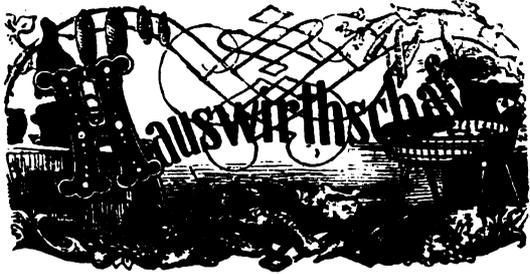
Wieder sind Tage und Wochen seit jenem Tage hingegangen. Noch einmal führe ich Euch, Ihr Lieben, in ein Krankenzimmer, vielleicht noch einmal an ein Sterbebett. Das ist ein gar trauriger Ort, eine schauerliche Stätte, wenn nicht der Engel christlicher Ergebenheit, himmlischer Hoffnung seine Schwingen um dasselbe breitet und der Krankheit ihre Schmerzen, wie dem Tode seine Schrecknisse nimmt. Also, wie jagt: noch einmal treten wir in ein Krankenzimmer; aber welcher Unterschied mit dem, das wir im Anfange dieser Erzählung betreten haben. Da schied eine würdige Matrone, der die Stürme des Lebens nichts von ihrem Frieden in Gott, ihrem festen Vertrauen hatten rauben können. Da erlag endlich ein Baum, ein fräftiger Baum, der ein langes, sturmbelegtes Dasein hindurch fest und stark dagestanden, bis Ast um Ast, Blatt um Blatt zusammenbrachen und verwelkten — aber um das morsche Trümmerwerk schlang sich das Immergrün frohen Gottvertrauens. Hier waltete eine zarte Pflanze, eben dem Keim entsprossen, langsam dem Tode entzogen, ehe sie hatte Knospen und Blüten treiben können; hier troste ein wildes, tropisch-glühendes Kind gegen sein Geschick, konnte sich nicht beugen unter die gewaltige Hand Gottes und verschlang sich gleichsam gegen alle böseren Regungen und Empfindungen mit einem eigensinnigen: Ich bin noch so jung, ich will noch nicht sterben! —

Eine leichte Erkältung Toni's in Folge jenes unglücklichen Sturzes in den Teich war denn auch schnell gehoben (und Alle wunderten sich über die fräftige Natur des Kindes), um allmählig eine Brustkrankheit zu entwickeln, die schnell und reichend um sich griff. — Der Baron zog außer seinem alten erfahrenen Hausarzt denn auch gleich den Doctor Werner zu Rathe, dessen Kenntnissen und Scharfblick er volles Vertrauen schenkte. Welch ein trauriges Wiedersehen für Helene! — Mit Schöpfung theilte der gefühlvolle Mann der tiefbewegten Baronin, der weinenden Helene mit, wie wenig Aussicht auf Besserung sei, da bei einem so fein organisirten Körper, durch den schnellen Sturz ins kalte Wasser, bei Toni's übermäßiger Aufregung und Erhitzung, Brust und Lunge des Kindes bedeutend angegriffen seien, — wie bei dem schnellen Umsichgreifen der Krankheit kaum auf die Wiederkehr des Frühlings zu hoffen sei und wohl mit dem Schluß des Jahres Toni ihr junges Dasein werde enden müssen. Auf Keinen machte diese Mittheilung einen so gewaltsamen, erschütternden Eindruck, wie auf den „Onkel“, der in stummer Verzweiflung gleichsam dem Todesurtheil des Doctors lauschte. Mit namenlosem Entsetzen rübten seine Augen auf dem bleichen Angesicht des Kindes, dessen eingefallene Wangen eine brennende Röthe färbte. Ach, in diesen starren Blicken lag nicht die Aufopferung, die hingebende Liebe Emma's und Helenens; und schien es Vektoren mehr denn je, als drückte ihn eine tiefempfundene geheime Schuld. Ungeachtet aller Bitten der Anderen hatte Helene es freiwillig übernommen, allein, ohne Hilfe einer Wärterin, die Emma zu wiederholten Malen dem jungen Mädchen anbot, die Pflgerin des geliebten Kindes zu sein; und mit Engelsmilde und Geduld ertrug sie alle Launen, allen Trost, mit dem Toni buchstäblich ihre Umgebung marterte. Nie kam eine Klage über Helenens Lippen, mit der größten Bereitwilligkeit, mit schwersterlicher, ja fast mütterlicher Hürlichkeit suchte sie Toni zu erheitern, ihr eine Freude zu bereiten, daß ihr kleines Krankenzimmer, ungeachtet der späten Jahreszeit, einer grünen Laube gleich — denn Toni liebte Wohlgeruch, Blumen und grüne Zweige über Alles — Helene wußte mit der größten Sorgsamkeit im Dörchen oder in den Treibhäusern des Barons Blumen aufzutreiben, und wo die nicht ausreichen wollten, standen grüne Tannenweige und Ephenranken in den kleinen Basen neben ihrem Bettchen; aber mit noch mehr Theilnahme suchte sie Toni's verschlossenes Herz für die sanften Tröstungen der Religion empfänglich zu machen. Sie erzählte ihr in ihrer kindlichen, herzlichen Weise, wie nun das heilige Weihnachtsfest herannabe, ein Zubehörfest für die Kleinen, wo unter Heiland die Herrlichkeit Gottes verlassen habe und, ein armes kleines Kind, in einer dürftigen Hütte geboren sei, in dessen da oben die himmlischen Heerschaaren ihr Hallelujah jubelten, — sie erzählte ihr von der traurigen Flucht seiner Eltern nach Ägypten, wo seine erste Kindheit hingeflohen wurde; wie er späterhin, seines göttlichen Berufes inne, im Tempel gelebt, seine Mutter ihn mit Schmerzen gesucht und er ihr gehorsam gewesen sei; wie er hernach als Lehrer der Menschen, als Verkünder der ewigen göttlichen Wahrheiten aufgetreten und so gern die unschuldigen Kindlein um sich versammelte, da solchen das Reich Gottes sei; wie er hernach, um der Sünden der Menschen willen, den schweren Kampf im Garten zu Gethsemane gekämpft und den schmachvollen Märtyrertod am Stamme des Kreuzes unter Mißthätern erduldet und sterbend noch für seine Feinde gebetet habe — sie erzählte ihr von seiner siegreichen Auferstehung am Ostermorgen und der Fahrt hinauf gen Himmel, wo er einst Alle in seiner Herrlichkeit um sich versammeln wolle, die ihn hienieden kindlich geliebt und das eigne eigensinnige und trostlose Herz unter die Hand Gottes gebeugt hätten. — Toni hörte dann wohl schweigend zu, und nur nach und nach schien ein mattes Licht der Erkenntniß in ihrer unmachteten Seele aufzudämmern; aber die Fieberde ihres Herzens war noch nicht geschmolzen von den Strahlen des göttlichen Lichtes.

Es war drei Tage vor dem heiligen Weihnachtsfest. Alle hatten sich längst zur Ruhe begeben, nur Helene wachte noch in dem Zimmer ihres kranken Lieblichen. Mit Seelenangst bewachte sie die unregelmäßigen Athemzüge des Kindes. Ach! die Frist, die der Doctor ihrem Leben gesetzt, war noch so kurz und die Kreolin wiederholte noch immer mit Eigensinn die Worte: ich bin noch so jung, ich will noch nicht sterben! — Draußen heulte der Decembersturm. An die Fensterseiten klatschte der Regen. Helene arbeitete bei dem Scheine der



Die Stunden des Tages.



Erdbeeren.

Gätten die Erdbeeren auch kein anderes Verdienst, als die Vorboten aller Reichthümer des Jahres, die ersten Früchte zu sein, so wären sie schon deshalb zu schätzen; doch sie bedürfen dieses Vorzuges nicht, um geschätzt zu werden; ihre liebliche Form, ihr würziger Duft, ihr herrlicher Geschmack stellt sie in die Reihe der werthvollsten Erzeugnisse des Pflanzenreichs.

In den ersten Frühlingstagen, wenn die Beete und Rabatten in unsern Gärten noch kahl sind, die andern Pflanzen kaum beginnen, als grüne Spitzen der Erde zu entsprossen, breitet die Erdbeerstaude schon ihre hellgrünen, schön gezackten Blättchen aus, und es bedarf nur einiger warmer Wairtage, so entfaltet sie die zarte weiße Blüthe, die einfache Tochter des Walbes, welche wir, ihren Werth erkennend, nicht zu einfach fanden, in unsere Gärten sie zu verpflanzen, damit ihre süßen Früchte unsere Augen erfreuen und unsern Gaumen ergötzen.

Doch nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt allein ist die Erdbeere uns ein herrlicher Genuss, eine köstliche Labung; die Kochkunst bedient sich ihres Aroms auf die verschiedenartigste Weise: zu Confituren, Saucen, Gelée's u. s. w. Hier einige Proben ihrer Nützlichkeit:

Ananas-Erdbeeren in Zucker einzumachen.

Man pflückt schöne, halbreife Ananasbeeren, wiegt sie, nimmt dann dasselbe Gewicht geschlagenen Zucker, thut denselben in ein Casserol mit Wasser (1 Pfund Wasser auf 2 Pfund Zucker). Ist Wasser und Zucker durch starkes Kochen gehörig verbunden und geklärt, so thut man die Erdbeeren hinein, nimmt sie nach mehrmaligem Aufkochen mit dem Schaumlöffel wieder heraus, und füllt mit ihnen die dazu bestimmten Töpfe oder Gläser zur Hälfte an. Der Syrop wird wieder über das Feuer gesetzt, und muß noch einmal aufkochen. Dann füllt man damit die Töpfe vollständig, indem man die darin befindlichen Erdbeeren behutsam mit dem Löffel etwas in die Höhe hebt, damit der Zuckersaft sie von allen Seiten durchdringe. Nach dem Erkalten bindet man die Töpfe zu und verwahrt sie an trocknen, kühlen Orten.

Erdbeersaft.

Man nimmt dazu vollkommen reife Walderdbeeren. Nachdem sie gereinigt, gießt man heißes Wasser (40 Grad) darüber, im Verhältnis von 12 Pfund Wasser zu 10 Pfund Erdbeeren, rührt das Ganze gehörig durcheinander, bis die Früchte völlig zerdrückt sind, umgiebt das Gefäß, welches die Masse enthält, mit Eis und läßt es an einem kühlen Orte 24 Stunden stehen. Dann wird der Erbsaft 2-3 Mal durch ein reines Tuch gegossen, bis er völlig klar ist. Ist dies geschehen, so nimmt man harten Zucker, an Gewicht dem Saft gleich, läßt ihn darin kalt sich auflösen, rührt den Saft um und füllt ihn in Flaschen, die man sorgfältig zupropft, zubindet, und auf eine Unterlage von Heu in einen mit Wasser gefüllten Kessel legt. Nun stellt man den Kessel über das Feuer, nimmt nach 2- oder 3maligem Aufkochen die Flaschen heraus, läßt sie langsam erkalten und bewahrt sie an einem kühlen Orte auf.

Dieser Saft ist eben so vorzüglich zu Saucen zu verwenden, als er für Kranke eine wahrhafte Erquickung darbietet.

Erdbeerwasser.

Man nimmt dazu gleichfalls sehr reife Erdbeeren, reinigt sie und zerreibt sie dann, indem man etwas Wasser dazu gießt, mit einem reinen hölzernen Löffel oder mit einer Reibeule. Nachdem die zerriebenen Erdbeeren 2 Stunden gestanden, drückt man sie durch ein Tuch oder ein Haarsieb, füllt den Saft in eine Flasche, und stellt diese, gut zugepropft, in die Sonne, oder noch besser in eine warme Ofenröhre. Darauf gießt man den so destillirten Saft in ein Porzellangefäß (aus 13 Loth Saft 2 Pfund Wasser nebst 6 Loth Zucker), vermischt das Ganze, indem man die Flüssigkeit mehrmals aus einem Gefäß in das andere und wieder zurückgießt, und läßt sie an einem kühlen Orte erkalten. Dieses sehr angenehme Getränk hält sich mehrere Tage.

Erdbeermarzipan.

Man reibt ein Pfund süße Mandeln, läßt 16 Loth Zucker über gelindem Feuer kochen mit 12 Loth filtrirten Erdbeersaftes und thut dann den Mandelteig hinzu, rührt das Ganze gehörig durch und setzt es wieder über das Feuer, wo es unter beständigem Rühren nochmals kochen muß. Sobald der Teig sich abkühlt, ist er gut; man legt ihn nun auf ein mit Zucker bestreutes Bret, läßt ihn erkalten, breitet ihn dann auseinander und formt daraus allerlei Figuren, die man mit Zuckerguß überzieht und in einem nicht sehr warmen Ofen baden läßt.

Erdbeerliqueur.

Der Saft der Früchte wird ausgepreßt; auf 4 Pfund Saft nimmt man 1 Quentchen Zimmet, 1/2 Quentchen Gewürnelken, gießt 4 Quart feinen Brantwein hinzu und läßt diese Mischung einen Monat lang destilliren. Nach Verlauf dieser Zeit klärt man sie ab, läßt 4 Pfund gestoßenen Zucker in Wasser sich auflösen, thut ihn in den Liqueur, läßt ihn abermals einige Zeit stehen, filtrirt ihn, füllt ihn in Flaschen und verschließt dieselben luftdicht. [2371]

Auflösung des ersten Rebus in Nr. 21.

Viele Köche verderben den Brei.
(Biel. Ed — Egge — Pferd — erb — Enten — Brei.)

Die Auflösung des zweiten Rebus soll die nächste Nummer bringen, da, wie es uns scheinen will, bis jetzt die Lösung nur Wenigen gelungen ist.

Auflösung des Räthfels in Nr. 21.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Auflösung der Räthelsprung-Aufgabe in Nr. 21.

Der Ruhe Glüd, es scheint nur aus Gefahren,
Und Freuden kennt nur, wer mit Leiden rang;
Wo der Fortschritt Donner nahe waren,
Da ruft ein Lichtbild auf zu Lieb' und Dank,
Und jagend erst muß un're Brust erbeben,
Soll Andachtsgluth und Glauben sie erheben.

[2347]



Doppelworträthsel.

Zwei Antipoden hab' ich im Sinn —

Sind gar verschieden, die beiden Gesellen,
Und mögt Ihr ihnen auch immerhin
An's Haupt die nämlichen Sylben stellen;
Bis Ihr sie werdet genauer kennen,
Lagt mich mit 1 und 2 sie benennen.

2 war von jeher auf Erden hier
Der Selbstsucht vielbeliebtes Pannier,
1 aber ward — aus der Schrift ist's erwiesen —
Von heil'gen Lippen einst selig gepriesen —
Nun seht, wie durch wenig ganz gleiche Zeichen
Die beiden aus ihren Bahnen weichen,

Doch, recht wie mit bitterem Feindesinn,
Ein Jedes nach anderer Richtung hin,
Mit „ab“ seht Ihr 1 gar milbiglich handeln,
Und 2 sich aus Großen in Kleines verwandeln.

Mit „aus“ wird 2 gar leicht erclust; 1 greift dabei in den Beutel tief.
Mit „an“ seht Ihr 1 zum Verrath sich neigen; 2 macht sich, was ihm geboten, zu eigen.
Mit „vor“ sinnt 1 auf Lüge und Schein; 2 faßt Entschlüsse, geht Handlungen ein.

„Ber“ zeigt Dir an 1 so Verbrechen als Tugend,
Und dient mit 2 der gelehrigen Jugend.
Mit „auf“ ist 2 erne gastliche Pflicht; 1 geht mit dem Sünder in strenges Gericht.

Noch föhnt' ich Euch Manches erzählen von Weiden,
Wie seltsam sie jede Gemeinschaft vermeiden,
Doch laßt' ich Euch nicht bei Zeiten in Ruh',
So hört Ihr ein ander Mal nimmer mir zu;
Und seht's Euch noch an den feindlichen Zweien,
So sucht' sie auf in des Zeitwortes Reihen.

[2359]

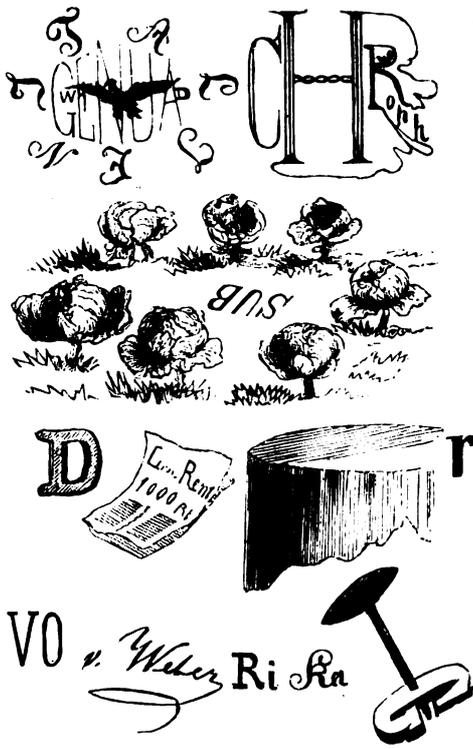
Pauline Utch.

Aufgabe.

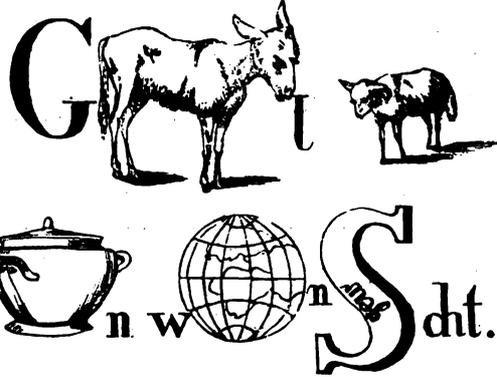
Wie zeichnet man drei Kaninchen und drei Kaninchen-Ohren so, daß jedes der Kaninchen seine zwei Ohren erhält, trotzdem im Ganzen nur drei gezeichnet sind.

(Auflösung (Bild) in nächster Nummer.)

Erster Rebus.



Zweiter Rebus.



Derjenige, welcher das Recht besitzt, in dem Herzen einer Person einen Hauptplatz einzunehmen, bewacht denselben mit weniger Eifersucht als der, welcher sich durch Kunstgriffe an einen solchen Platz gedrängt hat.

Berkand ist ein Edelstein, der am schönsten glänzt, wenn er in Demuth eingefaßt ist.

Wir haben keine größeren Feinde, als geschriebene Briefe.

Man muß nicht im Groß scheiden. Es ist gar bald um einen Menschen gethan.

Verächtlich ist eine Frau, die Langeweile haben kann, wenn sie Kinder hat.

Eine einzelne Thräne, welche unbewußt über die Wange rinnt, zeugt mehr von Gefühl als ein mit Orientation vergossener Thränenstrom.

Wer mit wenig Kenntnissen und Talenten prahlt, macht sich lächerlich; wer aber keine besitzt und das Gegenheil will glauben machen, der ist nicht einmal werth, daß man über ihn lacht. [2374]



Frl. v. Sch. in D. u. w. — g. Wenn Ihnen unsere letzten Modenberichte nicht genügenden Bescheid gegeben haben, so wird es jedenfalls die nächste Nummer des Bazar thun; diese bringt eine Auswahl der neuesten Kleiderstücken in Abbildung und Beschreibung. C. D. in L. — b. — n. Zwar nicht ein Strickmuster, aber ein Häkelmuster zu Gardinen liefert eine der nächsten Nummern. Ist es möglich, Ihren Wunsch später noch zu erfüllen, so geschieht es. M. B. in F. — h. — n. Für Kinder von einem Jahr — ob Knaben oder Mädchen macht wohl in diesem Alter keinen Unterschied — fertigt man die Kleider mit einem ganz breiten Quert um die Taille, welcher beinahe bis unter den Arm reicht und hinten zugeschnitten wird. — Die Mode heißt hier auf, was bequem und zweckmäßig. — Der Name folgt nächstens.

M. v. C. auf C. in W. — v. — g. Auf dem Supplement des Bazar Nr. 6 ist der Schnitt nebst Stickerei-Deffin und Beschreibung zu einem Taufschilde gegeben; eine so baldige Wiederholung wäre bei dem reichen Stoff, der uns vorliegt, nicht möglich. In Betreff des andern von Ihnen ausgesprochenen Wunsches müssen wir Sie ebenfalls auf den Bazar verweisen, und schlagen Ihnen für Ihren Aweid unter Anderem den erst kürzlich erschienenen Blumenstropf vor. — Sie werden die Wahl nicht bereuen. Auch haben wir unsere Abonnentinnen schon mehrfach mit der Verticypaltstickerei bekannt gemacht; sie gehört zu den neuesten, reizendsten Arbeiten. Bazar Nr. 20 brachte ein Deffin, welches Sie auf diese Weise zu Lambréquin's benutzen können. Sie finden die Anweisung dazu auf Seite 153. — Ich glaube, eine ganz kurze Entbedungsbreite im Bazar würde von sehr gutem Erfolg sein.

Frl. H. C. in C. Die von Ihnen gewünschten Schnittmuster werden später im Bazar erscheinen; diese werden weniger von der Mode berührt, richten sich auch nicht nach der Jahreszeit; wir müssen sie daher vorläufig für weniger wichtig nehmen, als das, was jetzt unsere Schnittbogen enthalten.

C. C. in M. — Ein weißes Gasmirmantelchen, vorn herunter und um die Pelerine mit blauer Seide gestickt, nach dem im Bazar Nr. 20, Seite 153 enthaltenen Deffin.

Mademoiselle Ant — R — f — a — Pr. in Ca — lon. Wir bedauern; der gewünschte Schnitt steht uns nicht mehr zu Gebote.

An Frl. A. F. in D. Ob Sie eine gebrauchte Mantille zum Ueberziehen Ihrer Marquise verwenden können? Allerdings; nur muß der Stoff noch fest und dicht sein, sonst ist Ihre Arbeit vergebens. Nirgends ist morischer, abgetragener Seidenstoff weniger an seinem Plage, als am Sonnenschirm. Was jedoch das Ueberziehen selbst betrifft, so gebüden Sie sich bis zu nächster Nummer; da sollen Sie eine ausführliche Anleitung dazu finden, nebst Abbildung und Schnitt einer hübschen Volantgarmitur, welche Ihrer Marquise und gewiß noch mancher andern zur eleganten Fierde gereichen wird.

Frn. M. P. in B. Wir können Nichts, als unsere früher gegebene Erklärung wiederholen.

Fr. C. in H. Eggers, 6 plattdeutsche Lieder aus Groth's Liederbuch; — ferner: „6 hochdeutsche Lieder“ und „2 Pariton-Lieder“, sämmtlich bei Jowien in Hamburg.

F. C. in Gr. C. Zu leicht.

Frl. A. in Gr. H. — Frn. A. in T. Der beschränkte Raum gestattet den Abdruck Ihrer Einsendungen nicht.

Fr. C. in W. — L. C. in U. — g. — v. D. in B. Das Gewünschte soll folgen.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 25.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. Juli 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Fig. 1. Robe Gabrielle, von blauem Taffet, vorn auf dem Rock mit schürzenartigem Besatz dreier breiten Volants, an den Seiten eingeschlossen durch pyramidenförmige in Quersalten gezogene Streifen desselben Stoffes, denen eine Taf-fetriiche als Verzierung gegeben ist. Edig ausgeschnittene Taille mit halblangem Schooß, am unteren Rande mit ei-ner Taffetriiche besetzt. Chemiset aus fein ge-faltetem Tarlatan mit Pariser Kragen von Mousseline. Volant-Ärmel mit großem Puff. Der Oberärmel ist glatt, an diesen schließt sich der schräge, mit Taffetriiche besetzte Vo-lant; der Puff des Ärmels wird um den Arm durch eine Bändriiche geschlossen. Manschet-ten à la Richelieu, bestehend aus einem Kleinen, auf die Hand fallenden Spitzenvo-lant. An der Seite des Puffs Schleifen mit langen Enden. Schwe-bische Handschuhe. Haararmband, gebildet aus Medaillons von Bergkristalleinicht. Hut von weißem Crepp, Füll und Blonde, ver-ziert mit Dornblüthe, davon ein Zweig im Innern des Schirmes auf einer Seite ange-bracht ist, während auf der andern eine Schleife schwarzer Spitzen be-findlich. Weiße Vinde-bänder.

Fig. 2. Robe von sandfarbenem Grenadine de soie, deren Volants rosa Atlasstreifen zeigen. Diese Volants sind auf sehr eigentümliche Weise, vorn sich kreuzend, auf-gesetzt. Das Leibchen ohne Schooß ist mit einem Fichu aus rosa Band verziert. Grauer Gürtel mit rosa Schlei-se. Basquine von schwarzem Taffet, ver-ziert mit gebrannter, perlengeschmückter Sei-denfranze; die spitze Berthe der Basquine ist mit gleichen Franzen besetzt, eben so die wei-ten einfachen Ärmel derselben. Spitzenkragen. Ballonärmel von Mousseline mit einfa-cher Manschette. Grün-er Crepphut mit Spitzen und Feder-bouquet verziert. Rosa Fächerhalm mit Elfen-beinfaß.

Ein Sonntagskind.

Skizze von Elise Polko.

Motto:
Eine Rose ist gebrochen — ehe der Sturm
sie entblättert.
Lesfing's Emilia Galotti.

Die Lebensgeschichte manches bedeutenden Menschen gleicht einem Feenmärchen aus alten Büchern, nur daß die Gestalten

der guten und bösen Feen und Zauberer, die darin vorkommen, nicht in kostbaren, eitel silbernen und goldenen Gewändern da-herzurausgehen pflegen, nicht von Edelsteinen bedeckt erscheinen, nicht so majestätisch zürnen und donnern, noch so wundersüß lächeln, vor Allem aber niemals eine arme Hütte in einen glänzenden Palast verwandeln, wie das gewöhnlich in jenen hübschen Geschichten aus der Kindertube geschieht. Das heu-tige Feenbütchen schlürft in die schlichte Hülle menschlicher Erscheinungen, nur so wandeln Feen und Zauberer neben ih-ren Schülflingen her, und sehr selten ver-schiebt sich einmal das verhüllende Gewand und — ein Stückchen Goldsaum verräth, wer dem glücklichen Menschenkinde eigent-lich zur Seite steht. Insbesondere sind es die sogenannten Sonntagskinder, die sich solch eines Schutzes erfreuen. Was die Hand eines solchen Sonntagskindes berührt, nimmt eine andere schönere Gestalt an, was ein Sonntagskind mit festem Willen unternimmt, gelingt, ein Sonntagskind ver-steht die Sprache des Windes und das Flü-ster der Blumen. Alle ächten Dichter sind geborene Sonntagskinder, in ihren Hän-den verwandelt sich ein schlichter Feldblumen-strauch in ein Bouquet wunderbarer Tropen-blüthen, deren Duft be-rauscht, deren Farben wie Flammen glühn; jeder singende Vogel er-zählt ihnen die lieblich-sten Märchen, jeder einfache Riesel leuchtet und blüht wie ein Dia-mant. Die Augen an-derer Menschenkinder sind freilich solchen Wundern verschlossen, sie träumen nur dann und wann des Nachts von solchen zauberischen Dingen, hören auch im Schlaf allerlei verwor-renes Singen und Kling-eln, und erwachen seuf-zend, um sich am Tage heimlich danach zu seh-nen. — Die Dichter-Sonntagskinder dürfen eben auch, wie jene am Sonntag Geborenen, mit offenen Augen träumen, vor ihren Ohren singt und klingt es immerfort, und wenn es geschieht, daß sie — inmitten solcher Träu-me verhungern, denn sie geben ihnen eben Alles, nur — kein Brod, — nun, so trösten sich die Men-schen, wie sie sich zu trö-sten pflegen, wenn sie einen Erstorenen am Wege finden. „Er starb einen schönen Tod!“ sagen sie, „er fühlt e-ben Tod nicht!“ —



Pariser Moden.



Die Stunden der Nacht.

Stunden der Nacht.

Kennt Ihr die schaurigen,
Ahnungsvoll traurigen —
Kennt Ihr die heilenden,
Balsam vertheilenden —
Unfriede schlüchtenden,
Fürchterlich richtenden —
Kennt Ihr die löbenden,
Herzen versöhnenden —
Mit Kühlung labenden,
Leiden begrabenden,
Wonneberauschenden,
Liebebelauschenden —
Mit nie zu stillenden
Wünschen erfüllenden —
Kennt Ihr die schweigenden —
In dunkler Pracht
Zu uns sich neigenden
Stunden der Nacht?

Die Mutter kennt sie, die mit Herzensabgaben
Am Bett des Kranken Liebings wacht.
Der Athem steigt — im Fieber glüh'n die Wangen —
„Ist das der Tod? ... O Gott, laß ihn gesunden! ...“
Ja, eine Mutter kennt die bangsten Stunden
Der Nacht.

Der Arme kennt und liebt sie, den die Lasten
Der heißen Arbeit müd' gemacht.
Sie gönnen der erschöpften Hand zu rasten;
Befreit'n sie ihn auch nicht von jedem Kummer,
So bringen sie Vergessen doch im Schlummer
Der Nacht.

Der Denker kennt sie, dessen Knie sich beugen
Vor ihrer räthselvollen Nacht;
Denn dankbar kochen sie für ihn ihr Schweigen,
Und flüstern in sein Ohr die Zaubertöne
Von der geheimnißtesten bekehrten Schöne
Der Nacht.

Der Sünder kennt sie! — gierig an sein Kissen
Fühlt er sie schleichen, heimlich lacht;
Sie geißeln ihn mit Scorpionbissen,
Und höhnen ihn und lachen seiner Wunden —
Der Böse kennt die rascheglüh'nden Stunden
Der Nacht.

Das Kind, dem erst seit wenig frohen Jahren
Des Erdendaseins Sonne lacht,
Schaut noch das Dunkel, weil es nie erfahren,
Dah auch der Glanz des Lichtes kann verwunden;
Das Kind versteht sie nicht, die holden Stunden
Der Nacht.

Ein Auge aber, dem das Weltgetriebe,
Das blenbende, oft Schmerz gebracht;
Ein Herz, das, reich durch Poesie und Liebe,
In sich den Quell des Lichtes hat gefunden —
Sie lieben und verstehen die Feier-Stunden
Der Nacht.

Die Nachtigall mit ihrem süßen Liebe,
Des Blütenbaums es duft'ge Pracht,
Des ernsten Waldes selig tiefer Friede,
Die Welle, die den Mondenstrahl gefunden —
Sie alle lieben ja die holden Stunden
Der Nacht.

Stunden der Nacht!
Neigt euch mit Mutterfuss
Liebreich zur Erde hin,
Bringet dem Müden Ruh',
Flüstert der Sorge zu
Erstenden Traum.
Ähmet den wilden Haß,
Labet mit Thau das Gras
Am Bergesfau.

Schön ist das Sonnenlicht,
Welches den Weg der Pflicht
Estrahlend erhellt;
Welches die weite Welt
Großmuthvoll hingestellt,
Dah wir uns ihrer freu'n;
Aber das Licht allein
Würde uns tödtend sein,
Käm't nach des Tages Pracht
Nicht ihr verhüllenden,
Ihr Schmerzen stillenden
Stunden der Nacht!

[2103]

Marie Harrer.

Engel der Erde.

Es giebt Engel in den Häusern der Menschen, ihr Dasein unter uns ist keine bloße Fabel. Oft in den niedrigsten Verhältnissen, unter Mitgeschöpfen, die in tiefster moralischer Verfallenheit leben, finden wir mittelbige, tröstende Engel; sei es in Gestalt eines Kindes, oder eingeschlossen in einen gebrechlichen krüppelhaften Körper, mühsam den Weg zum irdischen Grabe wandelnd, oder auch in einem heitern Gemüth wohnend, welches die Nebel des Lebens als Stufen zum Himmel betrachtet und freudigen Muthes, sündenlos den steilen Pfad aufwärts steigt. Ich kannte solch einen Engel in Menschengestalt; es war die Tochter eines Trunkenbolde. Wohin sie blickte, wohin sie trat, überall gewahrte sie von Kindheit an nur Elend und Entwürdigung, und dennoch sank sie nicht. Ihr Vater war roh, ihre Mutter muthlos, ihre Heimath unbegänglich und freudenleer; doch sie kämpfte mit der Kraft eines Engels und ertrug mit der Geduld eines solchen die Fehler dessen, der ihr

das Leben nur gegeben zu haben schien, um es ihr täglich und sündlich zu verbittern. Wie oft in später Nacht ging sie barfuß, in dürrigen Kleidern, ohne ein wärmendes Tuch gegen die Kälte des Winters, in die Schenke und führte an ihrem Arm den schwankenden Vater nach Hause. Wie oft trug ihr Körper die Spuren seiner rohen Hand, wenn sie es gewagt hatte, sich zwischen diese und ihre hilflose Mutter zu werfen. Wie oft saß sie auf kaltem Stein, den Kopf des Vaters in ihrem Schooß, wie oft mußte sie den Schrei des Hungers unterdrücken, wenn der gewissenlose Vater das Geld, wofür er Brod kaufen sollte, für Branntwein ausgab.

Die himmlische Geduld, in deren Uebung sie lebte, prägte sich in ihren Zügen aus und ließ ihnen einen engelhaften Ausdruck; um sie, die dem Glanze irdischer Kronen so fern stand, als man im Leben nur stehen kann, hatte der Nimbus der Märtyrerkrone seinen verklärten Schimmer ausgegossen; denn ein Märtyrertum war ihr Dasein, dem der hart geprüfte Geist nach kurzem Lebenskampfe sich entwand; ein Lebenskampf, den die Mißhandlungen des Vaters ihr so früh bereitet hatten. Nun erst erkannte der tiefgesunkene Mann die Engelseele seines Kindes; nun erst, da sie nicht mehr war, sagte er den männlichen Entschluß, aus dem Staube der Unehre sich aufzuraffen. Von ihrem einfachen Grabe nahm er die Kraft zur Besserung mit, die mit den Thränen aufrichtiger Reue in seine Seele gekommen war, und heute wird er euch sagen, daß die Erinnerung an seine Tochter, an ihre engelhafte Geduld und Ergebung ihn zurückhält, dem Laster des Trunkes auf's Neue sich zu ergeben. Er wird euch erzählen, wie er oft an die Stellen geht, wo ihre barmherzige Hand ihn leitete, während ihre Wangen in der Röthe der Scham erglühten bei den Scherzreden der Leute, die der Tochter des Trunkenbolde's spotteten.

Es giebt noch Engel auf Erden; sucht sie nur auf in eurer Umgebung und liebt sie, so lange sie bei euch sind. Sie sind nicht so schwer zu erkennen; vielleicht giebt euch im Augenblick, wo ihr mit zürnenden Worten ihnen entgegentretet, ein mildes Lächeln den Beweis ihres höheren Werthes. Oft finden die Engel der Erde sich unter den Verachteten, Geringsgeschätzten, und erst, wenn sie nicht mehr sind, wenn ihr irdisches Wirken aufgehört, erst dann werden wir inne, daß mit ihnen ein Engel geschieden ist. [2411]

Die Sterne.

Schweizer Sage.

Wenn hier am Mutterherzen
Der Lob ein Kindlein küßt,
Ein neuer Stern am Himmel
Sogleich erstanden ist.

Den hat Gott für das Kindlein
Am blauen Himmelszelt
Zum treuen Spielgenossen,
Zur Freude dort bestellt.

Drum durch die lichten Sterne
Die Mutter Trost gewinnt,
Als ob aus weiter Ferne
Grüße sende ihr Kind.

Sie weint, sie hört es flüstern:
„Wein' roth nicht Dein Gesicht,
Siehst Du in meinem Schooße
Mein Spiel, mein Sternlein nicht?“

Blid auf, und sieh ihn funkeln
So licht, so hell, so klar —
Ich bin so glücklich, Mutter,
Wie nie auf Erden ich war.“

Drum schaut hinauf so gerne
Die Mutter himmelwärts —
Es bringen ihr die Sterne
Grüße und Trost für's Herz.

[2405]

J. Brunold.

Zufriedenheit und Unzufriedenheit.

Zufriedenheit ist eine Charaktereigenschaft, mehr noch eine Gemüthsfähigkeit, welche man fast gewohnt ist als Tugend zu betrachten, und doch — was wäre unser Leben, was wären wir, hätte die Erde stets nur Zufriedene beherbergt! Zufriedenheit ist eine Liebeshörigkeit, ein Glück für den Menschen, welcher sie von der Natur empfing oder in sich ausbildete, doch — sie ist eine Fessel des Fortschrittes! Wenn wir uns umschauend auf dem Erdenfuss, der unsere Heimath ist, wenn wir bewundernd und mit freudiger Genugthuung erkennen, was der Mensch gethan, um das verlorene Paradies hienieden sich neu zu schaffen, so haben wir ein Recht zufrieden zu sein. Doch dürfen wir uns hier die Zufriedenheit nicht als Verdienst anrechnen, wo sie Pflicht und Nothwendigkeit ist, und vor Allem dürfen wir nicht vergessen, daß die Unzufriedenheit unserer Voreltern es war, welche uns heute die Zufriedenheit leicht macht.

Zufriedenheit ist das Gefühl des Genügens mit dem Vorhandenen, das Behagen, die Freude an dem uns zunächst Liegenden, und schließt mithin jedes Streben aus. Der Zufriedene ist stets ein glücklicher Mensch, doch in den seltensten Fällen ein großer.

Menschen, Völker und Staaten wurden groß nur durch Unzufriedenheit. Dem friedliebenden Beherrscher eines großen, blühenden Reiches mußte ein Eroberer vorangehen, dessen Lüsternheit getrennte Völker unter ein Scepter vereinigte; alles Gute, alles Treffliche in Kunst, Industrie und Wissenschaft, jede Annehmlichkeit unserer geselligen Existenz verbannt wir der Unzufriedenheit. Nicht jener mühsigen Unzufriedenheit, die, der Größe wie dem Glück gleich feindlich, sich wie tödtendes Gift auf Beide legt, die nicht Kraft hat zum Streben und nicht Demuth zur Genügsamkeit, die

nichts kann als murren und klagen; nicht diese Unzufriedenheit hat die Menschheit und den Einzelnen groß gemacht, sondern vor Allem jene heilige Unzufriedenheit, welche, unter den Mängeln des gegenwärtigen Zustandes leidend, oder von seinen Fesseln sich beengt fühlend, alle Kräfte aufbietet, ihn zu verbessern; die Unzufriedenheit, welche Luther vor das Concil zu Worms, welche Hus auf den Scheiterhaufen, Christus am das Kreuz führte. . .

Der jene kraftvolle Unzufriedenheit, welche, von den Schranken menschlichen Wissens beengt, sich in die Geheimnisse der Natur verfenkt mit immer glühenderm Eifer, welche in die Tiefen der Erde hinabsteigt, die Bahnen der Sterne erforscht, die höchsten Berge erklimmt, der Gluth des Wüstenlandes und den Schollen des Eismeres trotzt, um — mehr zu wissen und der Welt durch neue Kenntnisse und Entdeckungen zu nützen; es ist die Unzufriedenheit, welche Columbus Amerika finden ließ, welcher Humboldt's Kosmos das Dasein verdankt, welche die kühne Reisende Ida Pfeiffer wilden Völkern entgegen führt.

Doch wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir auch gesehen, daß die keineswegs edle Unzufriedenheit, welche sich als Neid, Mißgunst, Herrschucht u. s. w. im öffentlichen Leben fundgiebt, zur Verbesserung unseres Erdendaseins beigetragen hat und stets noch wesentlich beiträgt, indem sie den Wettstreit erregt und zum Kampf der Kräfte herausfordert. So dient auch hier das armelige, verächtliche Kleine zur Verherrlichung des großen Ganzen.

Zufriedenheit begnügt sich mit dem Fleckchen Erde, worauf Geburt und Verhältnisse sie gestellt; die Unzufriedenheit, das rastlose Streben, baute Schiffe und Dampfer, grub Kanäle und legte die Schienen der Eisenbahnen. Unzufriedenheit schlang das Band der Vereinigung um die Völker. Zufriedenheit knüpft die Bande des häuslichen Lebens; in Bezug auf das Leben im großen Ganzen trennt sie, sondert ab, und beschränkt.

Glaubt nicht nach dem Gesagten, ich wolle der harmlosen Blume „Zufriedenheit“ ihr Leben auf Erden mißgönnen; und freute mich wohl gar, wenn der reißende Strom „Unzufriedenheit“ sie, die ruhig am Ufer steht, entwurzelt und in seine Tiefen hinabschlänge! Ein solches Empfinden würde kaum dem rastlosesten Mann natürlich sein, wie viel weniger dem Weibe, dessen Beruf es ja vorzugsweise ist, die Blüthe der Zufriedenheit zu pflegen im eigenen Herzen, und ihre Umgebung zu einem Garten zu machen, in welchem diese bescheidene Blume vor Allen gedeiht.

Unzufriedenheit, blüht mich, ist dem grollenden Gewitter gleich, welches durch heilsame Erschütterung die schlummernden Kräfte weckt, und Zufriedenheit — der Ruhe nach dem Sturm, welche mit mildem Lächeln auf die besänftigten Elemente herniederblickt. Zufriedenheit ist der Feierabend der Seele, und glücklich die Frau, welche die Gabe, oder die milde Kraft besitzt, jede Seele, die in ihren Kreis tritt, festlich zu stimmen nach den Werttagen voll unruhiger Bestrebungen, heißer Wünsche und aufregender Pläne!

Der Männer Beruf mag es sein, durch Wort und That die Welt und das öffentliche Leben umzugestalten; die Frauen sind zu Priesterinnen des Befehlenden geschaffen, und gerade durch diese Gegenwirkung stellt das nöthige Gleichgewicht sich her.

Strebt immerhin mit Ernst und Innigkeit, der Zufriedenheit Befenner zu erwerben in eurer Umgebung — es ist das eines edlen Frauenherzens würdige Streben. So viel Zufriedene Ihr macht, so viel Glücklich macht Ihr, und stellt Euch mit jedem Eurer stillen Siege das Zeugniß aus, den Beruf des Weibes auf Erden verstanden zu haben.

[2402]

Marie Harrer.

Die Erhabenheit des Meeres.

Ein unennbarer Zauber umgiebt das Meer, in seiner ehrfurchtgebietenden, nimmer ermüdenden Gleichförmigkeit. Wir werden müde, ein wogendes Kornfeld, doch nicht das wogende Meer zu betrachten. Vielleicht ist es das höher pulsirende Leben, welches unsere Gedanken länger und mächtiger an die feuchten Wassermassen, als an die blühenden des Aehrenfeldes bannet. Diese schlüfem ein, während jene eine Fülle von Gedanken erregen. Wir fühlen dem wogenden, unermesslichen Ocean gegenüber unsere Kleinheit, und doch ist es weder drückend noch bedrückend, dieser Naturgröße gegenüber sich gering zu fühlen.

Es ist schön, dem Meere zuzuschauen, auf den Klippen zu stehen, und die Wogen ihr tausendjähriges Lied singen zu hören. Es ist als habe jede Welle ihr eigenes Schicksal, ihre eigene Geschichte, der wir, sie beobachtend, nachspüren. Wird sie brechen? Wird sie in jene größere Welle überfließen? Und dann das Brett, das auf dem Rücken der Woge hin und her schwankt, jetzt unter sinkt, nun wieder zum Vorschein kommt, wie ein Ertrinkender — das Brett ist der Ueberrest eines großen Schiffes, welches weit, weit von hier im großen Ocean, fern von menschlichem Mitleid und menschlicher Hilfe, nur vom Auge des Himmels gesehen, unterging, und keinen Verkünder seines Lebenskampfes senden konnte, als dieses Brett, das dort auf der Woge schwankt. — Wir können uns leicht solch ein trauriges Drama ausmalen, während wir sinnend dem Erscheinen und Verschwinden des dunklen Brettes folgen. Doch ganz traurig kann das Gemälde unserer Phantasie nicht werden; dazu ist die Natur von zu heitler, freundlicher Größe.

Unermessliches Meer! du, den Menschen so dienlich, trotz deiner Macht, und doch, wie furchtbar, wie verderblich, wenn du, des Gehorsams müde, mit andern Elementen gegen deine Unterdrücker dich verschwörst. Geheimnißvolles Meer! Schredlich in der Ruhe, wenn der Schlummer lächelnd an deinem kaum bewegten Busen sich zu wiegen scheint, schon auch in Wuth und gährendem Aufbruch! In Morgen- und Abendroth, am trüben oder heitern Tage, im Dämmerchein und Gewitternacht, immer und überall bist du schön! Die Dichter haben dich besungen, die Maler dich gemalt, aber nimmer hat des Sängers Lied oder des Malers Kunst mehr als ein schwaches Abbild deiner unennbaren Größe, deines unaussprechlichen Reizes gegeben. [2412]

March.

Componirt von Fedor Engelhardt.

The musical score is written for piano and bass. It begins with a treble clef and a common time signature (C). The key signature has one flat (B-flat). The score is divided into several systems, each with a treble and bass staff. Dynamics include *f*, *ff*, *mf*, *p*, and *leggiere*. Performance instructions include *mar - ca - to*, *Fine.*, *dolce*, *con espressione*, and *D. C. al Fine.*. The score includes a *Trio* section and a *leggiere* section. Pedal markings (*Ped.*) and asterisks (*) are used throughout. The score concludes with first and second endings (I. and II.) and the instruction *D. C. al Fine.*

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 27. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer. Berlin, 15. Juli 1857. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. VI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Promenadentouillette. Robe und Basquine von schwarzem Taffet, verziert durch schmales Sammetband und Guipürespitze, welche letztere den Rand der Basquine, so wie den Saum der Volants, nach oben ziehend, umgiebt. Die eigentümliche Garnitur der beiden Volants des Rockes und der sehr weiten und langen Basquine besteht aus senkrechten Streifen, durch ein Carrémuster aus schmalen schwarzen Sammetband gebildet, das eine Einfassung von gleichem Sammetbande und schwarzseidenen Spitzen erhält. Auf dem glatten Leibchen ist dieser Befeh als tragbandartige Verzierung, und auf den langen, vorn aufgeschlitzten Ärmeln an der Vorder- und Rück-Seite in entsprechender Weise angebracht. Kleiner Kragen und offene Unterärmel von Spitzen; Hut von rosa Grepp mit rosa Glockenkнопchen, wilden Rosen und Blumen verziert, welcher seiner graciösen Eleganz wegen wohl eine besondere Beschreibung verdient. Der Rand der Paffe des Hutes wird durch einen doppelten Schrägstreifen von rosa Grepp gebildet, die Paffe selbst (1/2 Sechszehnteil breit) besteht aus weißem Füll und ist bedeckt durch eine Klappe von weißer Blende, in deren Mitte eine feine Kante von rosa Grepp sich hinzieht. Der runde Kopf des Hutes ist von rosa Grepp, und zwischen Kopf und Paffe (Schirm) in der Mitte des Hutes ist ein schärpenartiges Bandeau von rosa Grepp angebracht, dessen Enden zu beiden Seiten herabfallen.

Das Bavolet (Nackenschirm) ist gleichfalls von rosa Grepp und mit zollbreitem Saum versehen; es beginnt an den Spitzen des Schirmes unter dem Kinn, erhebt sich nach den Seiten zu, um hinten, eine Rundung bildend, auf den Nacken herabzufallen. Auf jeder Falte des Bavolets liegt eine kleine, zungenförmige, mit Schuur eingefasste Klappe von rosa Grepp, deren Spitze ein Glöckchen von rosa Seide ziert. Dieselben Glockenkнопchen umgeben in zollbreiter Entfernung von einander die Paffe, das Bavolet und das Bandeau des Hutes; eine ausgefasste Blende fällt vom Rand der Paffe auf den Hut zurück, dieselbe Blende ziert Bavolet und Bandeau so wie das Innere der Paffe, wo sie, zu einer Klappe gebildet, auf der Stirn einer Fiedle von Grepp und an einer Seite einem Bouquet wider Rosenbaum giebt.

Figur 2. Anzug eines Mädchens von 10 bis 12 Jahren. Robe und Basquine von Raufing mit kleinem schwarzen Knöpfen verziert. Der Schoß der Basquine ist nach hinten zu in breite Falten gelegt, deren jede eine Weibe Knöpfe als Garnitur zeigt, welche auf den Falten des Kleides sich fortzieht. Der von oben bis unten offene Nermel wird durch Knöpfe geschlossen. Kragen und Ballonunterärmel von Mull. Runder Strohhut mit Schiefern von Strohhutband, schwarzer Feder und schwarzer Spitze garnirt, welche letztere vom Rand des Hutes herabhängt. Unter dem Schirm Touffen von cerise-rothem Band, eben solche Rinschbänder. Schwarze Kamatschenstiefchen.

Ein Sonntagskind.

Skizze von Elise Polko.

(Schluß.)

In ihrem 12. Jahre fing sie an Lateinisch zu lernen, um ihren alten geliebten Wohlthäter und Lehrer Abranow an seinem Geburtstag mit einem lateinischen Glückwunsche zu überraschen. Sie studierte den Cornelius Nepos und die Reden des Cicero mit nicht minderm Eifer, als heut zu Tage eine Pensionärin irgend einen verbotenen Roman, und die Leichtigkeit,

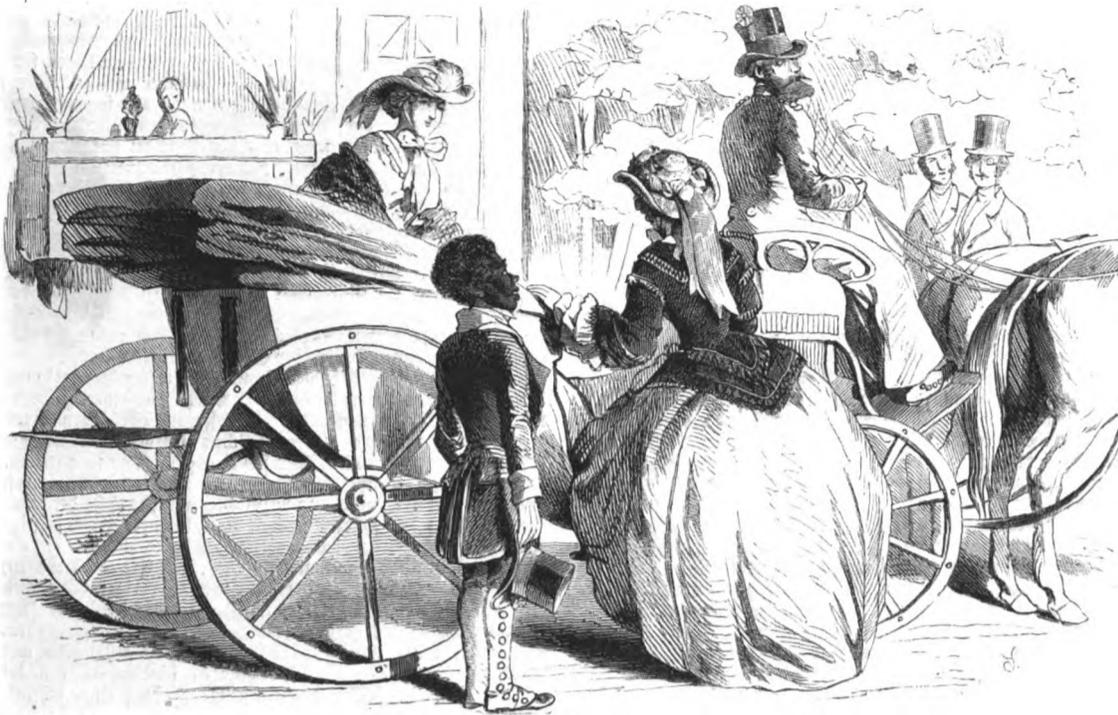
mit der sie in den Geist der Sprache einbrang, war erstaunenswerth. Ein Jahr später begann sie das Griechische aus heisser Sehnsucht, jene wundervollen erhabenen Schönheiten des Vaters der Poesie, Homer, die sie so oft und begeistert preisen hörte von ihrem Lehrer Großheinrich, voll und unverfüllt zu schauen. Diese Sehnsucht wurde Erfüllung. In kürzester Zeit bewältigte sie unter der Anleitung Großheinrich's auch die bedeutenden Schwierigkeiten dieser herrlichen Sprache; kaum vier Monate waren verflossen, als sie schon anfang den Anakreon russisch und deutsch zu übersetzen. — Den Homer las sie mit unendlicher Begeisterung, und mit Thränen der Freude dankte sie ihrem verehrten Lehrer, daß er sie in diese Wunderwelt eingeführt.

Auch das Neugriechische machte sie sich in einer Weise eigen, daß ein Grieche, der das junge Mädchen in dem Hause eines ihrer Beschützer, des würdigen Commandeurs des Bergcorps, Herrn Weber, sah und kennen lernte, sie für eine geborene Griechin hielt. Und sie verwirklichte auch in ihrer äußeren Erscheinung das Ideal griechischer Schönheit. Die Linien der Stirn und des Profils waren von classischer Reinheit, die Gestalt des 14jährigen Mädchens, wenn auch zart, hoch und von wunderbarem Ebenmaß, ihre Bewegungen langsam, voll stolzer Grazie, das dunkle Haar in reicher Fülle niederwallend, die Redeweise lebendig und bilberreich, die Stimme von unwiderstehlicher Lieblichkeit, nur das lichtblaue Auge mit dem keuschen Madonnenblick verrieth die Nordländerin. — Jeder, der dieser Mädchengestalt in den Weg trat, fühlte sich im tiefsten Herzen getroffen von der Weiche dieser Erscheinung, von dieser seltenen geistigen und leiblichen Anmuth, von diesem schimmernden Reichthum inmitten aller äußeren Armut. Elisabeth schien alle diese lauten und stummen Huldigungen kaum zu bemerken, sie war freundlich und gütig gegen alle Menschen, die Gütlichkeit ihres Herzens aber gehörte ihrer Mutter und ihren Lehrern, an denen sie mit kindlicher Verehrung hing. Rührend war sie in ihrer aufopfernden Liebe und Sorge für ihre krankelnde Mutter, die trotz des dankbaren Lächelns, mit welchem sie jede Mühe zu vergelten strebte, im Stillen mehr für ihr allzubegabtes Kind zitterte, als auf diese wunderbare Entwicklung stolz war. Diese ewige heimliche Sorge warf sie auch



Pariser Moden.

Drei Jahre aus dem Leben eines Hutes.



1856.



1857.



1858.

Gobelin-Tapeten.

Der Name „Gobelin“ ist uns Allen bekannt; dennoch dürfte es vielleicht unter unsern Leserinnen Manche geben, welche nicht wissen, wie der Name „Gobelin“ eigentlich mit dem dadurch bezeichneten Gegenstande zusammenhängt.

Gobelin war der Name eines berühmten Färbers, der unter der Regierung Franz I. zu Paris in der Vorstadt St. Marcel lebte und ausgezeichnet, namentlich in der Wollfärberei, leistete. Seinen eifrigen Bestrebungen gelang es, die herrliche, so sehr geschätzte Scharlachfarbe zu entdecken, welche noch heute unter dem Namen écarlate de Gobelin bekannt ist. Das Haus, oder vielmehr die weitläufigen Gebäude, in welchen der industriöse Mann sein ihm Ehre und Reichthum eintragendes Geschäft betrieb, wurden nach ihrem Besitzer „le Gobelin“ genannt, ja sogar der kleine Fluß, welcher an dem Establishment vorbeifloß und für das Geschäft von so hoher Wichtigkeit war, hieß: le Gobelin.

1667 kaufte Ludwig XIV. die zur Gobelin'schen Färberei gehörigen Gebäude und ließ eine Teppichweberei darin anlegen, deren Producte bestimmt waren, die königlichen Schlösser zu zieren. Seit dieser Zeit hießen nicht nur die in jenem Hause gewebten Teppiche Gobelins, sondern auch die in andern Orten und Ländern gefertigten desselben Genres tragen diesen Namen.

Die Kunst der Teppichweberei war zu so hoher Vollkommenheit gediehen, daß die größten Maler es nicht unter ihrer Würde fanden, Cartons zu Teppichen und Tapeten zu zeichnen. Welche Mittel den Teppicharbeitern zu Gebote stehen, um durch die Werke ihrer Hand an Farbenpracht und feiner Nuancierung mit dem Pinsel des Malers zu wetteifern, kann aus dem Umfange ersieht werden, daß die Zahl der in der Pariser Teppichfabrik zu verwendenden Farben Wollen 22,000 beträgt.

Man unterscheidet bei den Gobelins Hautelisse- und Basselisse-Tapeten, welche ohne eigentlichen Stuhl ganz mit der Hand gearbeitet werden, die ersteren mit senkrecht, die letzteren mit wagrecht aufgespannter Kette. [2132]

Die Bäder.

Die Sorge für die Gesundheit sowohl als die für die Pflege der Schönheit rath zum Gebrauche der Bäder, denn sie tragen eben so viel zur Erhaltung der ersteren bei, als sie namentlich die Reinheit des Leibes befördern. Bäder zu nehmen, ist in jeder Jahreszeit heilsam; im Sommer muß es alle acht Tage, im Winter alle vier Wochen geschehen, und gilt diese Bestimmung nicht für den Zustand der Krankheit (in diesem gilt die Verordnung des Arztes), sondern für den Gesundheitszustand.

Indes Bäder zu nehmen und der dabei nöthigen Vorsichtsmaßregeln nicht zu achten, wäre tausendmal schlimmer, als das gänzliche Unterlassen des Badens.

Warme Bäder, d. h. solche von 30 — 40 Grad Wärme, sagen vorzüglich Personen von zarter oder schwacher Constitution zu: Frauen, Greisen, Kindern; sie erweichen die Fibern, vermehren die Transpiration, und stellen dieselbe, wo sie ganz fehlt, wieder her. Ehe man in das Bad geht, muß man mit einem in kaltes Wasser getauchten Schwamm über das Gesicht streichen, damit das Blut nicht zum Kopfe steige, und dieses Verfahren während des Badens zwei oder dreimal wiederholen.

Ein warmes Bad hat stets, je nach der Constitution des Badenden, mehr oder weniger die Wirkung, das Blut nach dem Kopfe zu treiben, daher sehr zu rathe ist, das Bad so kühl zu nehmen, als man es ertragen kann.

Nichts ist so schädlich, als im Bade zu lesen; Ruhe des Geistes und Ruhe des Gemüthes ist nothwendig, wenn das Baden der Gesundheit vortheilhaft sein soll.

Sobald man das Bad verlassen, muß der Körper mit erwärmten Leinentüchern vollkommen getrocknet werden; die Raugengegend mit einer in aromatischen Essig getauchten Bürste zu reiben, ist sehr heilsam. Nach dem Ankleiden ruht man einige Minuten und vermeidet, sogleich an die frische Luft zu gehen.

Sehr heilsame Bäder, besonders für Kinder, sind die Kleiebäder; die Vorbereitung besteht einzig darin, daß man 2 Pfund Kleie in 40 Pfund Wasser kochen läßt und dieses Wasser durch ein Tuch mit dem übrigen zum Bade bestimmten Wasser sammengießt. Häufig wird die Kleie auch in ein Säckchen gebunden und während der Dauer des Bades im Wasser gelassen.

Die kalten Bäder, d. h. die unter 18 Grad, erfordern noch größere Vorsicht, und sind nur ganz Gesunden zu empfehlen. Für solche sind sie kräftigend, stärken die Verdauung und die Muskeln; Personen mit schwacher Brust aber sind die kalten Bäder schädlich, ziehen alten Leuten Schlagfluß und Kindern Krämpfe zu.

Doch auch gesunde Personen, welche ungefracht ein kaltes Bad nehmen können, dürfen nicht anders, als mit völlig ausgeruhetem Körper und mit keineswegs überfülltem Magen hineingehen. Es ist besser, mit einem raschen Schritt ins Wasser zu gehen, als langsam und zögernd sich nach und nach hineinzuwagen. Dadurch, daß die Füße anfangs lange allein im kalten Wasser stehen, brängt sich alle Wärme nach den höhern Organen, was die schädlichsten Folgen haben kann.

Nach dem kalten Bade ist eine mäßige Bewegung heilsam. Schwefelbäder werden Personen von schwacher Constitution häufig verordnet. Sie können sehr wohl im Hause genommen werden, doch nur in einer hölzernen Wanne. Auch muß man sich hüten, Schmutz oder sonstige Metalle dem Schwefelbampf auszusetzen. Die Gegenstände verlieren augenblicklich ihr eigenthümliches Aussehen.

Doch auch noch etwas verändern die Schwefelbäder, weshalb eitle Frauen sehr auf ihrer Hut sein müssen: die Schminke. In dem Badeort Barèges z. B. hatte eine junge, doch etwas bleiche Dame, ehe sie ins Bad ging, vergessen, von ihrem Gesichte die Schminke zu entfernen, und als sie aus dem Bade kam, war sie freilich nicht blaß, aber auch nicht roth, sondern jede Wange zeigte einen runden schwarzen Fleck, einem Pfahler ähnlich. Man kann den Schreck der armen, allzuhart Bestraften sich vorstellen über diese Verwandlung. Ihre Mühe, diese Spuren ihrer Unachtsamkeit zu vertilgen, blieb so lange vergeblich, daß sie sich genöthigt sah, die Kunst des Chemikers und des Arztes zu ihrer Befreiung aufzurufen. [2133]

Original-Musik des Bazar.

Wanderers Nachtlied.

Von R. Reinick.

Gustav Eggers.

Andante.

SINGSTIMME.

PIANOFORTE.

Dort un-ten hin-ter dem Wal-de steht mei-nes Lieb-rens Haus; da schaut sie jetzt zum Fen-ster in den dun-keln Gar-ten hin-aus! —

Schaut nach der Garten-pfor-te, wo ich von dan-nen schied, und in die dunk-le Fer-ne und singte ein Ab-schieds-lieb. Naß sind vom Thau die Blu-men und auch das grü-ne Gras,

so sind auch ih-re Au-gen jetzt wohl von Thränen naß! — so sind auch ih-re Au-gen jetzt wohl von Thränen naß! —

[2137]

Spargelbeete haben reichen Ertrag geliefert, und dürfen von Johanni an, wenn sie nicht geschwächt werden sollen, nicht ferner ausgebeutet werden. Zu ihrer Pflege ist es gut, sie mit einem kräftigen Guß zu stärken, wozu aufgelöster Chilisalpeter besonders zu empfehlen ist.

Die frühen Kartoffeln werden geerntet, die abgeernteten Beete umgegraben und zu einer Aussaat von Herbstrüben benutzt. Die leer gewordenen Erbsenbeete können zur Anpflanzung von Grünkohl, Braunkohl u. dgl. dienen; die Zwiebeln und Schalotten sind reif, werden herausgenommen und zum Trocknen und Nachreifen auf dem Boden ausgebreitet. Zu Ende des Monats wird der Sellerie abgeblattet, d. h. man schneidet die zunächst an der Wurzel stehenden 5 Blätter, auch wohl die feinen Seitenwurzeln ab, worauf man die einzelnen Stauden wieder dicht mit Erde behäufelt.

Die Erdbeeren werden abgerant, bis zu den Herzblättern abgeknitten und auf's Neue mit Erde aufgefüllt, wozu Composterde*) am geeignetsten ist.

Einige frühe Obstsorten (frühe Äpfel und Birnen) können geerntet werden; das Decliren beginnt ebenfalls in diesem Monat, und sucht man diese Operation, wenn sie gelingen soll, wo möglich bei warmer Luft und bedecktem Himmel zu vollbringen. Ist das Wetter klar, so thut man gut, das edle Auge (welches recht kräftig sein muß) nach der Mitternachtszeit zu einzuschleiben in den wilden Stamm, an einer recht fastigen Stelle desselben, und wohl zu beachten, daß beim Verbinden der Wunde mit Bast das Auge nicht gebrückt werde.

Wenn der Weinstock abgeblüht, werden die Ranken ausgebrochen, damit das dicke, überflüssige Laub den Früchten die Sonne nicht entziehe.

Die Heden des Gartens werden beschnitten, aus den Wegen die sich hervorbrängenden Grashalme entfernt, die Blumen- und Gemüsebeete gejätet, die verwelkten Blüthen der Sträucher und Blumenstauden sorgfältig abgeschnitten, damit dem Garten sein frisches Ansehen erhalten bleibe, und Sämereien gesammelt.

Die abgeblühten Rosenstöcke werden verschnitten, damit der zweite Flor sich um so kräftiger entfalte, die Knollen der Ranunkeln und Anemonen herausgenommen, von Petunien, Hortensien, Verbenen u. s. w. Stecklinge gemacht, und die Läden auf den Beeten, welche sich durch eingegangene Pflanzen gebildet, durch neue Pflanzen ausgefüllt.

Die zahllosen Blumen nennen zu wollen, welche im Garten von den wohlgepflegten Beeten uns dankbar anblicken, wäre ein thörichtes Unternehmen; was sind Namen gegen die liebliche Wirklichkeit, die als Sommer in tausend Blüthen uns entgegen tritt. Jedes kleine Blümchen trägt sein Theil bei zu der Schönheit des Ganzen, steht es auch unbemerkt neben der Königin der Anmuth, der Rose, armselig neben der hehren Reinheit der Lilie, wird auch sein bescheidener Duft kaum beachtet neben dem feurigen der Nelke, deren Gluth einem wärmeren Himmel als dem untrigen entlehnt scheint.

Läßt uns neben diesen stolzen auch die geringeren Blumen nicht verachten; helfen doch auch sie den Kranz flüchten, den der Sommer unserer Mutter Erde auf's Haupt drückt.

Hiddens-De, eine Sage aus Nügen v. Mar Rosenhagen.

Ich hatte bei stürmischem Wetter den Leuchtturm Arkona's erstiegen, jenes Vorgebirges, das die mächtige Faust eines Giganten als letztes Bollwerk deutschen Bodens empor gethürmt hat, schroff und steil, 200 Fuß hoch über der Meeresfläche. Der Thürmer oben kam mir gleich wie ein alter Bekannter entgegen, brückte mir seemännisch herb und biederherzlich die Hand und freute sich mit Weib und Kind über meinen Besuch bei so spätem Abend. Er hieß sein rosiges Töchterlein, Adelheid, mir ein Glas Rog brauen, jenen Lieblingsstrank des Nordens, zumal der Seegegend, während die rüstige Hausfrau in das Rebenstübchen ging und einen Keller mit gebratenen Enten für mich hervorlangte.

Diese sind eine kleine Revenue meines Einsiedler-Bostens, Schmungelte der Hausherr und wies auf das Geflügel meines Tellers hin. „Fast jede Nacht rennt eine Menge von Seevögeln, durch das blendende Licht der Thurmleuchten gelockt, an dem biden Spiegelglaste der Fenster die Schädel sich ein und wird von den Meinen dann Morgens todt am Boden gefunden; — 's wird gewiß auch morgen was für Deine Küche abgeben, Mütterchen, um so mehr, wenn der Sturm zunimmt.“ Und nun ließ er sich, während sein Töchterchen die Metallscheiben der Lampen putzte und das Del eingoß, in ein weilläufiges Gespräch mit mir ein, historisch-topographischen Inhaltes von seinem schmuden Insellande, durchwürtzt von mancherlei komischen Anekdoten aus seinem einsiedlerischen Leben hier, von denen ich eine nur unsern Lesern aufzähle. Er erzählte von Rosegarten, wie derselbe in dem nahe und allerliebsten gelegenen Fischerdörfchen Bitte unter Gottes freiem Himmel seine berühmten Uferpredigten gehalten habe, ein Gebrauch, der noch heutigen Tages zur Zeit des Haringfanges hier stattfindet, indem die armen Fischer, die für das ganze Jahr auf den Erwerb dieser kurzen Zeit angewiesen sind, dann nicht gut eine Meile Weges zur Kirche gehen können, sondern stets bei der Hand sein müssen, wenn die Haringzüge sich nahen:

Hier dient dann Gottes Himmel zum geweihten Dach; Hier ist das Meer die Orgel, so ruft die Herzen wach. Höchst spasshafter Weise soll es nun aber einmal passirt sein, daß inmitten einer solchen Uferpredigt sich ein großer Haringzug an der Küste verspüren ließ und die guten Fischer in größter Unruhe dem Pastor allerlei Zeichen gaben, die Predigt doch so rasch als möglich zu schließen, worauf er denn mit großer Eile also geschlossen: „Nun, so erfülle denn der Herr euerer Herzen mit Haringen und eure Netze mit Gnaden, Amen!“

Der düstere Himmel draußen hatte sich inzwischen etwas aufgehellt; denn plötzlich warf die untergehende Sonne einen leuchtenden Blick in unser lustiges Stübchen, daß ein rosiges Licht den ganzen Raum erfüllte. „Nun nicht gesäumt, Bester!“ rief der Thürmer und erfaßte meine Hand, „lassen Sie schnell uns noch die Galerie draußen besichtigen, trotz des Sturmwindes. Ein schöner Anblick wartet Ihrer.“

Wir traten hinaus. Unter mir lag das Meer in einer Tiefe von 400 Fuß. Das Auge staunte und schwebte in einer

Unermeßlichkeit. Nach Norden zu ist Arkona die letzte Haltspitze; gerade aus ging's in Blaue, ohne Ruhepunkt, und das ermüdende Auge muß dem fliegenden Gedanken die Weiterreise nach Schweden und Dänemark überlassen. Südsüdlich dehnt sich die Spitze von Jasmund noch eine Weile dicht bewaldet aus; dann aber bringt auch hier die Unendlichkeit siegreich ein. Unten rauschten und schäumten die Wellen im heulenden Sturmwinde, erschienen dem Auge aber so klein, wie gekräuselte Schaftwolke. Ein gestrandeter Dreimaster, der schräg ans Ufer festgenagelt war, schien ein kleiner Fischerkahn zu sein. Da stand ich, zum ersten Male Alles hinter mir, was Land heißt, in den süßesten Traum einer gänzlichen Befreiung eingewiegt, und hätte hinuntertauchen mögen in die grünblaue schäumende Fluth, um pantheistisch ins All mich zu verlieren. Der Himmel rund um mich trug ein fahles Kleid, ins Bläugelbe spielend. Unruhig wogte das Meer, wie von einer unaussprechlichen Furcht getrieben. Da aber warb's heller am weißlichen Firmament. Wie unter der Asche ausglühendes Feuer röhete sich unten der Horizont und lobete mit wachsender Gluth die nächsten Wolken an. Die untergehende Sonne flammte noch einmal auf vor ihrem Scheiden, als Königin des Himmels die Schöpfung erleuchtend. Doch neue Wolfentürme, zu einer furchtbaren Wüste zusammengebaut, stellten sich ihr entgegen. Wird sie siegen, die Heldin? — Ja, sie siegte, triumphirend, wie der Geist über die Masse. Durch die Wolken juckten goldene Röhren; sprühend und in großen Ringen schossen die Strahlen über den Himmel weg; Ströme von rosigem Lichte zitterten über das rauschende Meer, und die Wellen wogten und schwankten und haschten danach, wie Kinder nach ihrem Spielzeug; vom Rosenmunde der Sonne zur Nacht geküßt, eilten sie lustig ins Weiße und aus weiter Ferne noch tönte ihr Freudenjubel. — Da aber rollte der Feuerball der Sonne ins Meer hinter und erlosch in ihm. Die Nacht sank herab. Schrilend kreischten die Möven über dem Krönengewölbe meiner Rechten. Ganze Geschwader von diesen Vögeln tauchten aufs Meer hinab oder flogen scheu aufs nahe Land; denn der Sturm nahm mit neuer Gewalt zu, so daß ich vollauf zu thun hatte, um an dem eisernen Galeriegeländer mich fest zu halten.

„Treten wir ein!“ rief der alte Thürmer mir zu und öffnete die Thür zum Eintritt in die Stube; „'s sitzt sich wahrlich drinnen gemüthlicher.“ Der Lichtstrom der inzwischen angezündeten Lampen quoll uns entgegen, mit solcher Energie, daß mein Auge, wie geblendet, nicht im Stande war, das kleine Zimmer zu überschauen; ich bedurfte Zeit, um in ihm mich weder zurecht zu finden. „Nun, mein Töchterchen, noch einen Nachtrunk für den Fremden und mich. Bring' nur die Theemachine für uns herein! Bei solchem Wind und Wetter, wie heute draußen, macht der siedende Kessel die schönste Abendmusk und ein warmer Trunk thut Leib und Seele wohl.“

Adelheid ging ihrem Auftrage nach und die Alte fragte: „Wohin denn morgen weiter, Herr?“

„Ueber Hiddens-De nach Stralsund hinüber.“
„Ein seltener Einfall,“ fiel jener ein, „aber ich laß' ihn gelten. Hiddens-De ist eine lange, schmale, wenig besuchte Insel. Die Bucht, welche sie von Nügen trennt, ist nicht groß, und wenn man beide Ufer näher betrachtet, möchte man auf den Gedanken kommen, daß sie beide erst zusammengedrückt

*) Aus Thier- und Pflanzen-Abfällen gemischte Erde. [2131]

hätten. Und dem ist wirklich so, und ich will erzählen, auf welche Weise sie getrennt wurden.

Mittlerweile hatte Adelheid die Theemaschine aus Spiegelblankem Messing vor uns auf den Tisch gestellt, Müttern aber den Rum und Zucker für uns besorgt und dann selbst neben uns Platz genommen.

Nun, so kann ich ja anfangen mit meiner Erzählung, meinte der Alte und begann: Vor langer Zeit also hing Sibdenfee und Kügen zusammen, und da wohnen auf beiden zwei Frauen, die eine auf Kügen, die andere auf Sibdenfee.

Wohl waren sie Nachbarn, aber selten nur kamen sie zusammen; denn die eine von ihnen — sie hieß Frau Sibde — war ein gar böses Weib, mit der sich schlecht leben ließ.

Da kam eines Tages ein Wanderer Mann daher. Der hatte sich verirrt und war hungrig, durstig und müde. Ihn verlangte sehr nach einem Obdach. Da sah er das Häuschen der Frau Sibde, welches mit seinen weißen Wänden gar lieblich aus den grünen Bäumen ihm entgegen lächelte, die es umgaben.

Da muß es gut sein! sprach er zu sich und ging raschen Schrittes darauf los. Er klopfte an die Thüre und bat um Einlaß.

Nein, nein! rief ihm die mürrische Sibde zum Fenster hinaus, ich kann Euch nicht aufnehmen. Mein Hüttlein ist nur klein und ich habe selbst blutwenig zu essen.

Dabei schlug sie ihm das Fenster vor der Nase zu. — Kopfschüttelnd wanderte der Fremde weiter. Er hatte recht gut auf dem Tische in der Stube ein schönes Abendbrot gesehen, eine Schüssel voll gebratener Fische und ein großes weißes Brod.

Freuden in die Höhe, daß sie einen Eimer Wasser beinahe umrannte, den sie vorher vor die Thüre gestellt hatte, um ihn den Schweinen in den Trog zu gießen.

Rief so noch einmal, Ich will nicht so dumm sein, wie die Nachbarin, und mich bei alter Leinwand aufhalten; ich werde in die Stube laufen und Geld zählen. Ha, wenn das nicht alle Würde und ich so den ganzen Tag zählen könnte!

Das ist die Geschichte, und wer von meinen Lesern nach Kügen kommt, der besuche auch die Sibdenfee und den Trog; da werden es ihm die Leute wohl sagen, ob der alte Thürmer die Geschichte mir so recht erzählt hat.

Der Zyroser und sein Kind. Gavierrück nach einer Volksmelodie — Opus 89 — ein ansprechendes Idol. La premiere Violette — grande Valse du printemps. Opus 79.



Gurkenpommade.

Man schneidet gefällte und ausgekernte Gurken in kleine Stücke (ein Pfund), eben so viel Melone, thut ein Pfund Schweinschmalz, 1/2 Quart gute Milch hinzu und läßt das Gefäß, welches dies Alles enthält, 8—10 Stunden in kochend heißem Wasser stehen.

Aromatischer Essig für die Coilette.

Entweder läßt dieser Essig durch Destillation, durch Aufguss oder durch Zugießen irgend einer Essenz sich herstellen; die erfgenannte Art, welche große Vorrichtungen erfordert, wird nur von den Parfümeurs angewandt, die beiden andern jedoch lassen sich leicht in jeder Haushaltung ausführen.



Durch das rege Interesse, womit die Leserinnen des Bazar stets die literarischen Beiträge unserer geschätzten Mitarbeiterin Julie Bürow (Fr. Pannenschmidt) begleiten, sehen wir uns veranlaßt, ihrer zwei neuesten, kürzlich erschienenen Werke hier zu gedenken.

Das erste: Erinnerung einer Großmutter. Roman in 2 Bänden, als 19. und 20. Band des „Album“ bei Kober in Prag erschienen, läßt den Leser den Werde- und Entwicklungs-Proceß eines edlen weiblichen Charakters mit ansehen, ja mit erleben, und das im Rahmen so interessanter Ereignisse, in der Stille so vieler durch Wahrheit der Schilderung angelegender Persönlichkeiten, daß beim Lesen des Buches die Unterhaltung sich zum edlen, erquickenden Genuss steigert.

Das zweite bei Pflaucht und Wob 1857 in Wien erschienene Aufguss eines Wandersmannes Gedichte, betitelt: Blumen, Lieder und Sprüche aus der Blumenwelt von Dr. Johann Nepomuk Wogl. Die Blumen, diese lieblichen, holden Kinder der Erde haben den beliebtesten österreichischen Sänger zu dem Theil sehr sinnigen Liedern begeistert, welche den Inhalt des Buches ausmachen, das für blumenliebende Mädchen ein angenehmes Geschenk sein dürfte.

Bei Blumen.

Bei Blumen und bei Rosen, Im Morgen wie im Abendchein, Bevor, bevor sie welken. Ich mir doch nie so froh zu Gimm, Als wenn ich Blumen sehe, Ich fühl' es, daß ich besser bin In ihrer holden Nähe.



Compot und Eingemachtes von unreifen Apricosen.

Man braucht dazu die herabfallenden noch grünen Früchte, nicht, nachdem man sie gesammelt, in jede einzelne mit einer starken Nadel, damit alle Säure in das kochende Wasser gehe, in welches man die Früchte, nachdem sie durchstochen, legt.

Eingemachte Apricosen.

Dieselben kleinen grünen Früchte werden dazu verwandt, und ebenfalls gestochen. Dann nimmt man ein weißes Leinentuch, bindet etwas gesiebte Holzasche hinein und legt das Tuch in ein Casserol mit Flußwasser, welches über starkem Feuer steht.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 29.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. August 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Promenadentollette. Robe à deux jupes von lila Taffet, mit Vorten und kleinen Knöpfen verziert. Die hohe glatte Taille ohne Schooß hat eine aus zwei gelegten Falten gebildete Verthe.

Der untere Rock ist ganz glatt, der obere besteht aus sechs getrennten Blättern, welche durch untergelegte Taffetstreifen in der auf der Abbildung sichtbaren Weise mit einander verbunden werden. Der kurze weite Aermel ist mit Ueberärmel- und Aufschlag verziert. Hut von Reisstroh und goldgelbem Taffet, mit einem Paradiesvogel, Couffon von Goldknöpfchen und Blondenrücken garnirt.

Figur 2. Promenadentollette. Robe von Kleincarrirtem grünen Taffet, garnirt mit buntem schottischen Bande. Die das hohe glatte Leibchen zierende Verthe ist, wie der Gürtel, aus schottischem Bande. Die Aermel zeigen den gleichen Auspuß schottischen Bandes, welches auch in größerer Breite an beiden Seiten des glatten Rockes zu einer Garnitur à bandes verwandt ist. Hut von modifarbenem, fein gemustertem Crepp mit rosa Taffetband und zackiger Blonde garnirt.

Figur 3. Anzug eines Mädchens von 7—8 Jahren. Kleid von Mansoc; das edig ausgeschnitene Leibchen ist vorn in Puffen gezogen, der Rock

mit 6 Volants in englischer Stickerei verziert, welche in etwas kleinerem Verhältniß an den Aermeln sich wiederholen. Ueberkleid von roher Seide, mit Vorten und weißen Knöpfen verziert. Dieses Ueberkleid wird vorn auf dem Leibchen durch Vorten zusammengehalten und zugeknöpft. Die Aermel sind, des bequemen Ueberziehens wegen, auf dem Oberarm ganz aufgeschlitz und werden durch Knöpfe geschlossen. Italienischer Strohhut mit strohgelbem Bande. Gelbe Stiefelchen. Beinkleider von Mansoc mit englischer Stickerei in dem Kleide entsprechendem Muster.



Pariser Moden.

Edith Cameron.

1.

Die toten Vögel.

Am Ufer der Themse, jenseits Richmond, da, wo der herrliche Strom durch die Wiesen von Twickenham hinfließt, steht ein behagliches Landhaus von eigenthümlich englischem Charakter. Die weißen Säulen des Portals schimmern durch das dunkle Laub majestätischer Ulmen, hier und dort gestattet eine

Leichtung des Gartens den Blick auf etruskische Basen, welche mit bunten Blumen prangen, und auf die walbigen Höhen von Richmond-Hill, welche die Monotonie der schönen, aber flachen Wiesenlandschaft unterbrechen. Die grünen Ufer prangen jetzt im schönsten Schmuck des Sommers; die kleinen Inseln des Flusses zeigen noch die letzten schmachenden Blüten des rothen Dorns, gemischt mit dem zarten Laub der Esche, und am Rande des Wassers steht die Weide, taucht bei jedem Windhauch ihr langes grünes Haar in die Welle, hebt es leicht wieder heraus, dem Sonnenlicht entgegen, und schüttelt die hellen Tropfen in fernere stehende dürrende Blumenfelde.

An einem Fenster der Villa, welches weit geöffnet ist, um die köstliche Ruhe des Sommernachmittags einzulassen, lag auf einem Lehnstuhl eine verblühte, doch noch schöne Frau, deren bleiches Gesicht seltsam gegen das leuchtende Roth der Sammetkissen abfiel. Ihre Gestalt war abgemagert, und unverkennbar kämpften in ihr Leiden und Krankheit mit der nur noch schwach pulsirenden Lebenskraft. Die Luft draußen war mild, und doch schauerte die Leidende zusammen, als der sanfte Hauch sich in das prachtvolle

suchen, statt des bisherigen ungewissens Verkaufs und noch ungewissern Bezahlung ihrer Blumen.

Doch Tage vergingen; früh und spät sah die kleine Blumenfabrikantin über den gebrochenen Passionsblumenzweig gebeugt, den Eßth so wenig geachtet, und Knospen und Blüten, zarte Blätter und glänzende Staubfäden schienen unter ihren geschickten Händen zu wachsen.

Als der Kranz fertig war, erhob sich Marietta zur Ausführung ihres Entschlusses, für ihre zierliche Waare andere Käufer zu suchen. Sie empfand beim Anblick ihres Werkes die Freude des Menschen, der nach ernster Arbeit den inneren Triumph fühlt, der Idee der Schönheit in seiner Seele einen sichtbaren Ausdruck gegeben zu haben. Mit diesem Gefühl, dem schönsten Theil ihres Lohnes, blickte sie auf ihr liebliches Kunstwerk, und nahm es, um es fortzutragen, es von kalten, gleichgültigen Menschen tariren zu lassen, welche Nichts fragten nach dem wundervollen Werke der Natur, dessen Nachbildung Marietta's Seele mit Andacht erfüllte, die darin Nichts sahen als bemalten Mouffeline, dem die Mode erst ihren Stempel aufdrücken mußte, wenn sie es eines Blickes werth achten sollten.

Das glatt gescheitelte Haar unter dem Mützen verbergend, welches Mädchen ihrer Klasse und ihres Volkes in Paris auszeichnet, das dürftige Mäntelchen fest über ihrem sauberen, ländlichen Anzug zusammennehmend, schlug sie den Weg nach der Straße St. Honoré ein, wo Madame Duval wohnte, die Königin aller Hof-Putzhändlerinnen, von der bekannt war, daß sie mehr Schneiderinnen, Näherinnen und Blumenmacherinnen beschäftigte, als irgend eine andere Firma in Paris.

(Fortsetzung folgt.)

J. J. M. M. der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich, auf der Fahrt durch eine ungarische Puszta (Haide).

Es giebt gewiß nur Wenige unter unseren Leserinnen, welche nicht mit einem Blick der Theilnahme das österrichische Kaiserpaar auf der Reise durch ihre Staaten, auch auf der kürzlich unterbrochenen ungarischen Reise begleitet hätten; unterbrochen durch ein schmerzliches Ereigniß, durch den Tod der jungen Erzherzogin Sophie.

Gewiß wird auch der hohe Enthusiasmus, welcher das kaiserliche Paar in allen Städten und Ortschaften Ungarns, welche es bereiste, empfing, Wenigen fremd geblieben sein, da die Tagesblätter in ihren Reiseberichten die stürmische Begeisterung der Ungarn nicht verschwiegen. Diese begeisterte Liebe sprach sich auch in der wehmuthvollen Theilnahme aus, welche nicht nur die Bewohner von Ofen und Pesth, sondern das ganze Volk der Magyaren dem verehrten Herrscherpaare in dessen großer Betrübniß bewies.

Die Magyaren erkannten das Opfer an, welches die kaiserliche Frau, den Pflichten ihrer Stellung zu genügen, brachte, indem sie, sobald es der Zustand der beiden erkrankten Erzherzoginnen Sophie und Gisela erlaubte, ihren erlauchten Gatten begleitete, um die Erwartungen des Volkes nicht zu täuschen. Sie besuchte, während der Abwesenheit des Kaisers, welcher nach Wien gereist war, in Begleitung des Erzherzog Albrecht die Oper, nachdem sie vorher einer musikalischen Akademie zum Besten des Frauenvereins beigewohnt. Wohl mochte in diesen Tagen die hohe Frau manche arme Mutter beneiden, welcher das Leben keine Pflichten auferlegt, als die dem Weibe höchsten

und natürlichsten: die Mutterpflichten — deren Seele den harten Kampf nicht kennt zwischen den Forderungen des Standes und den Forderungen des Herzens. Ohne Zweifel sind solche Stunden des Kampfes ganz geeignet, jede, auch die glänzendste irdische Krone als Dornenkrone empfinden zu lassen.

Nach der Rückkehr des Kaisers von Wien erklärte die Kaiserin, das Bett ihrer Kinder nicht eher als bis zu deren Genesung verlassen zu können, so innig sie auch die Störungen bedauere, welche dieser Entschluß in den zu ihrem Empfang vorbereiteten Anordnungen hervorbringen müsse.

Die Weiterreise des kaiserlichen Paares ward also auf 10 Tage verschoben, und nach allen Gegenden hin die Weisung erlassen, zu der nun verzögerten Ankunft keine neuen kostbaren Empfangsfestlichkeiten vorzubereiten, da die herzliche Aufnahme seiner Unterthanen dem Kaiser überall das liebste „Willkommen“ sein werde.

Der Kaiser brachte diese in Ofen und Pesth sehr stille Zeit in unausgesetzter Thätigkeit zu, deren wohlthuende Ergebnisse für das Wohl Einzelner und für das Heil Ungarns bekannt genug sind. Da war keine Anstalt, wohin der Besuch des Kaisers nicht Freude gebracht, sei es durch persönliche Huld oder reiche Geschenke, kein Gefängniß, welches er verließ, ohne Vieles die Freiheit, Manchem Erleichterung gebracht zu haben. Auch die Kaiserin ließ mehreren wohlthätigen Anstalten der ungarischen Hauptstädte reiche Gaben zufließen.

Das Befinden der kleinen Erzherzoginnen war so weit beruhigend geworden, daß der Kaiser und die Kaiserin ihre Reise weiter fortsetzen konnten, welches am 23. Mai früh um 7 Uhr geschah — zunächst nach Szaszbereny.

Szaszbereny ist die Hauptstadt des Landstrichs, welcher zwischen Donau und Theiß gelegen, von den Szazygen und den, mit ihnen jetzt vermischten Rumänen bewohnt wird; bei-



J. J. M. M. der Kaiser und die Kaiserin von Oest.

des Völkerschaften, welche sich aus den Trümmern anderer, von den Magyaren besiegter kriegerischer Volksstämme gebildet. Jazygen und Kumanen, theils katholischen, theils reformirten Glaubens, haben im Lauf der Jahrhunderte die magyarische Sprache angenommen. Sie sind ausgezeichnete Reiter, wissen den Säbel vortrefflich zu führen, und die krieglustige männliche Jugend beider Völker nahm daher des Kaisers Versicherung mit Begeisterung auf, daß sie nur in Husarenregimentern dienen sollten.

Das Land der Jazygen enthält weite baumleere Flächen, uneigentlich "Pushten" genannt (von Pushta; Haide, Wüste), denn diese Ebenen sind sehr fruchtbar, sowohl als Ackerland, wie als Weideplätze, welche von den zahlreichen Hirten dieses Volkes für ihre Herden benützt werden. Unsere Abbildung giebt eine Scene der Reise Ihrer kaiserlichen Majestäten über die Pushta, von jazygischen Reiterabtheilungen begleitet.

Der Empfang der kaiserlichen Herrschaften in Jaszbereny war rauschend, übersiechend von stürmischer Liebe und Begeisterung; die 60 jungen jazygischen Edelleute, welche die kaiserliche Leibwache bildeten, und im blauen, silbergeschmürten Attila herrlich ausfahen, konnten nur mühsam die freudentrunkene Menge bewegen, den Majestäten einen Weg frei zu lassen von der Kirche nach dem Comitatzgebäude, wo ein prächtiges Zelt errichtet war und die Gaben des Landes ihnen dargebracht wurden.

Trotz des kaiserlichen Verbots hatte die baum- und laubarme Gegend dennoch dem Patriotismus des Volkes nochmals Ehrenspforten und Laubgewinde geliefert, und die obgleich nur flache und gar nicht malerische Gegend bot mit dem Strom der gepußten Landleute, den kleidenden militärischen Uniformen,

und besonders mit ihren tausend und abertausend glückseligen Gesichtern einen schönen Anblick dar.

Die Art, wie diese Kinder der Natur ihre Liebe, ihren Patriotismus äußerten, die so lebhaft, zuweilen sogar etwas rohe Art der Freude des jazygischen Landvolks besonders war so ganz verschieden von dem Typus patriotischer Hulbigungen, welche in großen Städten eine cultivirtere Bevölkerung den Herrschern darzubringen pflegt, daß der Kaiser und die Kaiserin sogar, trotz dem sie belastenden Kummer, auf Augenblicke zur Heiterkeit angeregt wurden.

Bei dem Volksfeste am Abend erreichte der Jubel der Menge den höchsten Grad. Unzählige Zigeunerbanden spielten, auf vielen Punkten wurde der Csárdás (ungarischer Nationaltanz) getanzt, ja die kaiserlichen Herrschaften, welche sich zu Fuß in das bunte Gedränge mischten, wurden förmlich verfolgt von den Tänzern, welche durchaus ein Lob für ihre Kunst erhaschen wollten. Jede Bäuerin glaubte sich verpflichtet, der Kaiserin folgen zu müssen, um Ihr persönlich ihr: Eltesse az Isten (Erhalte Sie Gott) zuzurufen. Am späten Abend ward Jaszbereny festlich beleuchtet, wodurch der Enthusiasmus des Volkes womöglich noch höher stieg.

Die aufrichtige, ungeschminkte Liebe ihrer ungarischen Unterthanen thaten dem edlen Fürstenpaar unbeschreiblich wohl, und wenn der bald nach jenen Tagen erfolgte Tod ihres Kindes die betrübten Eltern nach der Heimath zurückführte, so ist bereits jetzt von Sr. Majestät dem Kaiser Franz Joseph die Nachricht an seine magyarischen Unterthanen ergangen, daß er nächstens nach Ungarn zurückkehren und seine Reise durch das Land fortsetzen werde.

Wir glauben uns nicht zu täuschen in der Voraussetzung, mit dem heut gegebenen, in seiner Art vorzüglichsten Bilde Vielen unserer Leserinnen Freude zu machen; den Vielen, welche in

Franz Joseph und Elisabeth das Herrscherpaar ihres vaterländischen Thrones verehren, unsern bayerischen Freundinnen, welche in der edlen Kaiserin eine Tochter ihres Königshauses (Tochter des Herzogs Max) lieben, dem ja auch unser theures Königshaus durch verwandtschaftliche Bande verknüpft ist, und endlich den Vielen, welche, ohne Oesterreich, Bayern oder Preußen anzugehören, edlen Charakter und rein menschliche Tugenden in dem allverehrten jugendlichen Fürstenpaare vereinigt finden und schätzen.

Lied.

Das Vöglein hat gesungen,
Die Rose hat geblüht,
Die Saite hat geklungen,
Das Herz — das hat geglüht!

Lieb Vöglein liegt begraben
Tief unter'm Fliedergrün,
Roth-Näseln die Winde haben
Zerpflückt im Drüberzieh'n.

Die Saite ist zerrissen,
Doch — was dem Herzen geschah?
Wer mag es künden und wissen,
Was nur der Himmel sah! —

Anna von Dequignolles.

[2303]



110, auf der Fahrt durch eine ungarische Pushta (Haide).

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 31

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. August 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Edith Cameron.

(Schluß.)

In dem engen, schlecht gelüfteten Zimmer, wohin Marietta geführt ward, die Eigenthümerin des Geschäfts zu erwarten, hatte sie manchen prüfenden, manchen geringschätzenden Blick zu ertragen.

Einige dreißig Mädchen waren hier in verschiedener Weise

mit Nähen und Sticken beschäftigt, während Andere, mit höherem Range und größerer Verantwortlichkeit begabt, in das wunderbare Geheimniß der weiblichen Handarbeit, einen Damenhut, vertieft waren.

Durch welchen Zauber wird es möglich, diese reizenden Verschlingungen von Seide, Spitzen und Blumen hervorzu- bringen? Das ist und bleibt für den Uneingeweihten ein Räthsel.

Sin und wieder hörte man halblautes Lachen und Scher- zen, vielleicht über die schlichterne Fremde, dort verflang das

leise geflüsterte Wort neben der hellen Stimme einiger wenigen Uebermüthigen, welche ein im Vaudeville oder Odeon gehörtes Couplet sangen. Andere, mit bleichen Wangen, mit trübem Augen, mit mageren, fast durchsichtigen Fingern, schienen das Geräusch umher nicht zu beachten, sondern setzten ohne aufzusehen, ihre Arbeit fort; ein lebender Beweis, wie schnell die Räder der Lebensuhr sich abnutzen, wenn jede Stunde dem Broderwerb gewidmet ist.

Ja, es ist wohl schön und ehrenwerth, daß wir Friedens- und Liebesboten zu den Sklaven senden, die in Ketten schmachten, aber laßt uns auf der Hut sein, daß in unserm freien Lande kein ehrlicher Arbeiter sich finde, der dem Sklaven seine Kette beneiden muß!

Ihr, die das Schicksal auf die sonnigen Pfade dieser Welt geführt, die Ihr von den Gefahren und Leiden der Armuth nur aus Romanen Kenntniß erlangt, habt Ihr jemals Eure geflickte Robe mit dem reizenden Gewinde zarter Blumen betrachtet, die in Farbenpracht und Anmuth ihrer natürlichen Schwestern zu spotten scheinen, habt Ihr jemals in den Augenblicken triumphirender Schönheit und geschmeichelter Eitelkeit Derer gedacht, welche Euch zum Theil durch die Arbeit ihrer fleißigen Hände diesen Triumph bereiteten? O, könnten die glänzenden Kleider in die wohlwollenden Herzen, welche sie oft bedecken, die Geschichte der Leiden flüstern, welche sie mit angesehen! — Dann würdet Ihr — zweifelt nicht — zu den Armen eilen, welche unter des Tages Last und Hitze schmachten, Ihr würdet ein Wort des Trostes zu ihnen sprechen, ihnen die Hand ermunternd entgegenstrecken und den

Figur 1. Robe mit doppeltem Rock, jeder Rock garnirt mit zwei Streifen von schottischem Taffet. Glattes Leibchen mit Schneppe, garnirt durch einen ähnlichen Taffetstreifen. Weite offene Aermel mit derselben Garnitur. Hut mit schottischen Schrägstreifen, deren Enden kurz auf das Bavolet herabfallen. Im Innern des Hutschirmes langes Gras und Spitzen; Krage und Unterärmel von Spitzen.

Figur 2. Robe mit einfachem Rock, à bandes garnirt durch ein getrenntes gitterförmiges Muster von schwarzem Sammet. Das glatte Leibchen, der Schooß und die Aufschläge an den weiten Mäntelärmeln zeigen dieselbe Garnitur. Hut von Crepp mit Blumen, Blonde und langem Gras garnirt. Krage und Unterärmel von gesticktem Tüll.

Auf Wunsch folgt hier die genauere Beschreibung des Hutes der Dame rechts vom Modenbilde in Nr. 29, Figur 1.

Die Basse ist von Reisstroh, in der Mitte mit einem auf Schnuren gezogenen Streifen von goldgelbem Taffet; das über den abfallenden Kopf des Hutes nach den unteren Ecken des Schirmes gehende Bandoau ist ebenfalls von goldgelbem auf Schnuren gereihten Taffet, das Bavolet von Reisstroh, mit goldgelbem Taffet eingefast.

An einer Seite des Hutes ist ein goldgelber Paradiesvogel angebracht, dessen Gefieder nach unten eine etwas dunklere Färbung annimmt.

Am Rande der Basse (des Schirmes) entlang geht eine breite, weiße, ausgezackte Blonde. Im Innern des Schirmes Louffen von Goldknöpfchen; über der Stirn ein schmales Bandoau von Reisstroh mit goldgelbem Taffet eingefast, an den Wangen Rädchen von weißer Blonde. Bindebänder von goldgelbem Taffet mit weißem Rande.



Pariser Moden.

Eifrig folgte ich den Bezeichnungen der Dame und sah das wohlbekannte Antlitz des Marquis, doch bleich und gealtert von Sorgen. Ich betrachtete seine Frau, sie hatte ein ernstes, offenes Gesicht, sanfte liebevolle Augen — aber sie war nicht schön; es war nicht Edith Cameron.

Nur wenig bleibt noch zu erzählen. Marietta genas unter sorgfamer Pflege Paulinens und ihrer Mutter, und ging dann zurück nach ihrem geliebten Italien. Alles, was Reichtum und Einfluß zu ihrer Unabhängigkeit thun konnte, geschah von Seiten eines unbekannteren Freundes. Und als die Wittwe Perot endlich nach langer Krankheit starb, vergalt die Italienerin die ihr in Trübsal erwiesene Liebe und nahm Pauline zu sich nach dem schönen Toscana. In Florenz auf dem Schilde eines freundlichen Ladens liest man die Worte: Ruspini & Pérot, Artistes en fleurs.

Edith erkrankte vom Krankenbett als ein gänzlich verändertes Wesen; die festgewurzelte Krankheit ihrer Seele konnte nur durch ein verzweifelteres Mittel ausgerottet werden; wohl war das Schwert in ihr Herz gedrungen, aber neues Leben ging darin auf.

In der kleinen Besetzung zu Richmond, welche durch General Lindsay's Tod ihr eigen geworden, lebte sie lange Jahre hindurch. Tochter eines Soldaten, und durch das Vermächtniß eines Soldaten reich geworden, fühlte sie sich verpflichtet, diesen Reichtum zum Besten der Nothleidenden zu verwalten. Bei den Wittwen und Waisen der Soldaten war sie wohl bekannt.

Unter den eblen Frauen Englands, welche das Vaterland verließen, um auf dem fernem Kriegsschauplatz verwundete Krieger zu pflegen, war eine, deren stille Selbstverleugung und unermüdete Geduld ihr von ihren Landsleuten sowohl als von den Verbündeten manchen segnenden Dank sterbender Lippen eintrug. Mit dem dicht anliegenden Häubchen bedeckt, sah man das ernste, milde Haupt sich über die Kranken neigen, und ihr graues Sergekleid bewillkommnete die Fieberkranken in den Lazarethen von Valaclava und Scutari stets mit Freudenthränen.

Dort ist ein Grab, in dessen Stein Datum und Name roh gemeißelt zu sehen sind — und das genügt. Das Andenken derer, welche die Freude des Wohlthuns kennen lernten und Segen spendend über die Erde gehen, bedarf keines prächtigen Denkmals. Ihr Name steht geschrieben in den liebenden Herzen derer, welche, sie schmerzlich entbehrend, zurückbleiben; und so lebt auch der Name fort: Edith Cameron. [2446]

Victoria, Kronprinzessin von England.

Wir wollen nicht unterlassen, unseren Leserinnen das wohlgetroffene Portrait der fürstlichen Jungfrau vorzulegen, welche, als die jetzt officiell erklärte Braut, als künftige Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, gleichsam schon Mitglied unseres Königshauses geworden, und als solches unser Interesse in erhöhtem Maße beansprucht.

Die im Januar k. J. angezeigte Vermählungsfeier wird uns Gelegenheit geben, durch ausführliche Beschreibungen, von Illustrationen begleitet, unsere Leserinnen zu Theilnehmerinnen der damit verbundenen Festlichkeiten zu machen. Eben so werden wir, sobald der Trouseau der Prinzessin in London ausgestellt ist, so weit der Raum unseres Blattes gestattet, darüber Berichte erteilen. [2482]

Das Haar.

Wie weit wir auch in die Geschichte gebildeter Völker, sowohl der Neuzeit, als des Alterthums, zurückgehen, stets werden wir zu bemerken Gelegenheit haben, daß das Haar als ein wesentlicher Theil menschlicher, namentlich weiblicher Schönheit betrachtet, als solcher häufig mit größter Sorgfalt gepflegt wurde, und nicht mit Unrecht! Ist das Haar doch der schönste, natürliche Rahmen für das Menschenantlitz, mag es nun in schwarzen, braunen, oder goldblonden Locken ein jugendliches Gesicht umgeben, oder, vom Hauch der Jahre gebleicht, ein Greisenantlitz verschönern.

Der Verlust des Haares ist ein beklagenswerther und rechtfertigt vollkommen jegliche Mühe, welche angewandt wird, ihn zu vermeiden oder zu ersetzen, sobald diese Mühe nicht auf Anwendung von Quacksalbereien hinausgeht, welche im besten Falle weder schaden noch nützen.

Das Haar zu pflegen, es sorgfältig zu behandeln, ist jedenfalls das geeignetste Mittel, es lange zu erhalten, nur muß bei der Pflege auf die Natur des Haares Rücksicht genommen

Das Haar zu pflegen, es sorgfältig zu behandeln, ist jedenfalls das geeignetste Mittel, es lange zu erhalten, nur muß bei der Pflege auf die Natur des Haares Rücksicht genommen

Das Haar zu pflegen, es sorgfältig zu behandeln, ist jedenfalls das geeignetste Mittel, es lange zu erhalten, nur muß bei der Pflege auf die Natur des Haares Rücksicht genommen

Das Haar zu pflegen, es sorgfältig zu behandeln, ist jedenfalls das geeignetste Mittel, es lange zu erhalten, nur muß bei der Pflege auf die Natur des Haares Rücksicht genommen



Victoria, Kronprinzessin von England.

werden, welche keinesweges durchgängig gleich ist. Manches Haar, von Natur trocken, bedarf zum Wachstum und zur Erhaltung der Einreibung mit öligen Substanzen, anderes hingegen erscheint auch ohne diese Nachhilfe vollkommen glatt und glänzend; es ist daher notwendig, will man die rechte Behandlungsweise des Haares finden, die Eigenthümlichkeit desselben zu beobachten, wie es überhaupt zur Erhaltung der Gesundheit im Ganzen notwendig ist, unsern Körper, mit andern Worten die physische Natur unsern Ich mit ihren individuellen Forderungen zu studiren, welche möglicherweise ganz abweichend von denen sein können, welche das Wohlbefinden Anderer beinhalten.

Bei Kindern häufig Pommade oder Haardl anzuwenden, ist in keinem Fall rathsam, weil es dem Wachsen der Haare hinderlich ist, und demselben die vielleicht schöne natürliche Farbe nimmt.

Sollen Pommeden oder Oele nützlich wirken, so müssen sie vor Allem frisch sein, was bei den in Parfümeriehandlungen gekauften nicht immer der Fall ist. Um hierin sicher zu gehen, ist es besser, dem Gebrauch solcher Pommeden gänzlich zu entsagen, und sich entweder frisch ausgepresstes Mandelöl zu bedienen, oder eine Pommade aus frischem Rindsmark oder aus frischem Schweinefett selbst zu bereiten.

Obgleich die letztgenannten Pommeden sehr bekannt und verbreitet sind, wollen wir doch an dieser Stelle nicht verfehlen, die Art ihrer Bereitung zu wiederholen, für den Fall, daß sie einigen unserer Leserinnen unbekannt geblieben sein sollte.

Frisches Rindsmark oder ungefaltenes Schweinefett wird in einem irdenen Gefäß über das Feuer gestellt; wenn es zergangen, gießt man etwas Mandelöl hinzu, rührt es wohl durcheinander, thut es dann in ein anderes Gefäß und läßt es erkalten. Durch Hinzufügen einiger Tropfen wohlriechenden

Deses kann man dieser Pommade den Duft, welchen man vorzugsweise liebt, geben.

Den Haaren vortheilhafter als Pommade ist jedenfalls der Gebrauch frischen Oeles, namentlich des Macassar- oder Mandel-Oeles, da es weniger das Haar überfättigt, und ihm Glanz verleiht, während die Pommade es nur fett erscheinen läßt.

Reinlichkeit ist bei der Pflege der Haare, wie bei der des ganzen Körpers, Hauptbedingung, und sorgfältiges Kämmen und Bürsten zur Erhaltung und Schönheit desselben nothwendig.

Dennoch kann auch hier des Guten zu viel gethan werden.

Das rechte Maß der Sorgfalt ist, die Haare Morgens nach dem Aufstehen und Abends vor dem Schlafengehen, zuerst mit einem weiten, dann mit einem engen Staubkamm durchzukämmen, und sie darauf mit einer nicht zu scharfen Bürste noch völlig zu reinigen und zu glätten.

Stetiges Aufbürden des Kammes ist dem Haarwuchs nicht vortheilhaft, weil es die Kopfhaut überreizt. Höchst schädlich ist das straffe Binden der Haare, eine Thorheit, welcher die Mode früherer Zeit mehr Vorzug leistete, als die heutige, welche den Frauen gestattet, das Haar ungebunden zu tragen. Wer sich jedoch vom Binden des Haares nicht loszusagen mag, bediene sich dazu schwarzer oder braunseidener Blattschur, welche durch ihre Elasticität besonders dazu geeignet ist.

Die sehr kleidende Tracht der Locken veranlaßt hier und da wohl noch eine Dame zum Brennen des Haares, allgemein ist es nicht mehr — zum Vorthell manches schönen Kopfes, welcher durch das Brennen der Haare um den natürlichen Glanz und die schöne Farbe derselben gebracht würde.

Fast allgemein herrscht der Glaube, daß häufiges Verscheiden der Haare den Haarwuchs befördere. Die ersten Versuche scheinen immer diesen Glauben zu bestätigen, doch die Erfahrung hat bewiesen, daß gerade der anfangs durch oftmaliges Verscheiden der Haare forcirte Haarwuchs die Kraft der Kopfhaut erschöpft und frühzeitig graues Haar und kahle Stellen veranlaßt. Um so wichtiger für die Gesundheit der Haare ist es, von Zeit zu Zeit die Spitzen derselben zu verscheiden, weil in diesen ein kleines, uns freilich unsichtbares Insect, die Haarmotte, ihr verheerendes Werk beginnt, die Haare unten spaltet, ihr ferneres Wachstum hindert und endlich ihr Absterben und Ausfallen verurteilt. Das Verscheiden der Haarspitzen geschieht stets alle vier Wochen einmal und zwar bei zunehmendem Monde.

Nach schweren nervösen, oder Kopf-Krankheiten pflegen die Haare gewöhnlich auszugehen. Aus Furcht, auf diese Weise

alles Haar zu verlieren, greifen Manche zu dem Mittel, den Kopf ganz glatt scheeren zu lassen, doch nicht immer hat dieses Mittel den gewünschten Erfolg. Häufig wächst in diesem Fall das Haar nicht mehr wieder; dieser Unannehmlichkeit auszuweichen, ist es rathsam, durch größte Reinlichkeit, namentlich fleißiges Bürsten das noch gebliebene Haar zu kräftigen, und die Kopfhaut wieder in Thätigkeit zu versetzen, welche sich durch erneuten Haarwuchs kundgibt.

Unschöne Haarfarbe, oder das Ergrauen des Haares zu verbergen, erfand die Eitelkeit unserer Vorfahren den Puder; einzelne Versuche, ihn heut wieder in sein altes, längst verlorenes Recht einzusetzen, sind, dem besten Geschmack unserer Zeit sei es gedankt, erfolglos geblieben; dagegen werden um so häufiger jetzt Färbemittel gebraucht, um die Wirkungen der Jahre oder die Ungunst der Natur zu verdecken. Es wäre Pedanterie, das Färben des Haares in allen Fällen tadeln zu wollen, doch da die meisten Färbemittel auf irgend eine Weise schädlich wirken, so enthalten wir uns jeglicher Angabe derselben.

Aus rothem Haar braunes zu machen, genügt es, jeden Abend vor dem Schlafengehen das Haar mit reinem Wallnußöl einzureiben. Dieses natürliche und ganz unschädliche Mittel überhebt des im besten Fall mühsamen und lästigen Gebrauches künstlicher Färbemittel, deren günstiger Erfolg stets von vielen Bedingungen und Zufälligkeiten abhängt.

Einen durch Krankheit oder Alter kahl gewordenen Kopf durch eine Tour zu bedecken, ist, bei der heutigen Vollkommenheit dieser Haartouren, sowohl aus Gründen der Aesthetik als der Gesundheit, vollkommen zu rechtfertigen, nur muß das künstliche Haar mit Vorsicht und Klugheit gewählt werden. Vorzüglich möchte man alte Personen, Herren wie Damen, warnen, eine dunkle Perrücke zu tragen; dieser Mißgriff verjüngt keinesweges, sondern läßt das mit weißen Haaren ehr-

Original-Musik des Bazar.

L' Amaranthe.

G. Werny.

Tempo di valse.

würdige Alter eitel und kokett, und in Folge dessen entweder lächerlich, oder widerwärtig erscheinen.

Häufiges Transpiriren des Kopfes macht das Haar leicht grau, eben so, häufiges Waschen und Baden des Kopfes, daher ist bei See- und Sturzabern das Tragen einer Kappe von Wachstaffet zu empfehlen.

Ist das Haar durch Transpiration oder den Einfluß des Wassers dürr und bleich geworden, so muß man nie versäumen, ihm durch Anwendung von Del die verlorne Schmiegsamkeit und Farbe wieder zu geben.

Den Haaren eben so wenig nützlich ist der gänzliche Mangel an Transpiration, welcher Schuppen erzeugt, die Kopfhaut durch Verstopfung der Poren spröde macht, den Kopf selbst beschwert und sogar für die Augen üble Folgen hat. Zu solchen Fällen ist zu rathen, durch künstliche und eigentlich doch sehr einfache Mittel Transpiration zu erzeugen, indem man in der Nacht über eine Haube von Leinwand eine von Wachstaffet setzt und darüber den Kopf mit einem Tuche verbindet. Dieses Mittel jedoch öfter als einmal im Monat anzuwenden, ist nicht rathsam.

Schließlich mögen hier noch einige, den Haarwuchs befördernde Mittel eine Stelle finden: Aechtes Maccassaröl;

wirkliches Bärenfett; frisches ungesalzenes Schweinesfett mit Himbeeren; im März gesammelte, zerdrückte und mit Rindsmark gelochte Pappelnospen, und Schweizer Kräuteröl.

Nicht immer sind es körperliche Krankheiten, welche das Haar bleichen, oder uns ganz dieses Schmuckes berauben. Leiden der Seele, Schreck, dauernnder Gram, angestrengetes Denken sind eben so häufig, welche ihre zerförende Hand legen an dieses Attribut der Jugend und Kraft, das Haar. Im Ganzen sieht man jetzt wenig Greise und Matronen mit vollem Silberhaar, und doch ist es ein so schöner Anblick, der schon der Seltenheit wegen zuweilen den blühender Jugend aufwiegt.

Einer noch jugendlichen Frau, deren Haar frühzeitig ergraut, kann man wohl vergeben, wenn sie zu einem Farbermittel ihre Zuflucht nimmt, doch einer Greisin mit Silberhaar — nimmer!

Es liegt eine hohe Poesie in der Erscheinung eines mit Ehren ergrauten Menschen, schöner als die Legende vom Haar Simson's des Starken, und lehrreicher als die liebliche Mythe vom Haar der ägyptischen Königin Berenice, welche es auf dem Altar der Aphrodite opferte, und das die Götter zu den Sternen erhoben, wo es als Sternbild glänzt. [2488]

Höchstes Glück.

Um die Frau mit ihrem oft harten, ungerechten Loos zu verfühnen, gab Gott in seiner Güte ihr ein Glück, so tief, so heilig, eine so reich duftende Rose, die sie für alle Dornen, die sie sonst verwunden, tausendfach entschädigt. Als eine Knospe, unbewußt schlummernd, als einen kleinen, lieblichen Engel legte er ihr das Kind an das Herz und mit ihm entsprang ihr eine Quelle reinster, beseligender Freuden, tiefer Sorgen, heißer Schmerzen. Aber je größer die Sorge, je tiefer der Schmerz, je inniger die Liebe. Mutterliebe, die wahre, echte ist ein Demant, der eben am hellsten im Dunkel strahlt. — Wer vermöchte sie ganz zu fassen und auszudrücken diese Aufopferung, diesen Reichthum herzinniger Liebe, nie endender Milde und Vergebung vereint mit heilsamer Strenge! Mutterliebe, Mutterglück ist der reichste Segen, das wahrste, reinste, dem Götlichen ähnlichste Gefühl, das uns Sterblichen beschieden ist.

Sophie Verena.

Lilien und Rosen.

Wer kennt nicht Heine's schönes Lied von der Wasserlilie:

Die schlanke Wasserlilie
Schau träumend empor aus dem See,
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtigem Liebesweh.

Diese Lilien, auf den dunklen Wassern schwimmend, haben alle etwas Träumerei-Märchenhaftes; und es scheint so natürlich, daß von ihnen die Sage geht: Sie brächten Unglück dem, der eine solche Blume mit nach Hause nimmt. Aber auch die schöne, farbdunstende Gartenslilie hat etwas Eigenthümliches an sich; ihr Duft ist betäubend. Und mag es auch die Blume der Unschuld sein, mag es auch heißen: „Weiß und rein wie die Lilien des Jhelbes“; es ist auch zugleich die Blume des Todes. Es ist, als ob in der Blume ein geheimnißvolles Weh verborgen liege; als wenn der Engel (und bekanntlich soll ja in jeder Blume ein Engel wohnen), der in dem Kelche der Lilie schwebt, entflohen sei aus einer jungen Mädchenbrust, die vor Sehnsucht und stillm Liebessweh gestorben. Gewiß! nicht allein der Duft der Lilie ist betäubend und bringt Krankheit oder wohl gar den Tod herbei, wenn man sie des Nachts im Zimmer behält; nein! aus dem Kelch schlüpft jener Engel — und setzt sich auf die Brust des Ruhenden, flüstert, singt und klagt — bis bange Träume des Schlafenden Brust beben machen, bis ein unendliches, namenloses Weh dieselbe durchzieht — und die Thränen aus dem Auge dringen. Der Tag verstreicht die Gedanken nicht, immer banger, immer weher klopf die Brust — bis die Wangen bleich wie Lilien werden, bis der Engel des Todes mit seinem Lilienstabe die Lebensflamme löscht. —

Im Kloster Corvei fand jedesmal der Mönch, den der Tod sich zum Opfer erkoren, drei Tage vor seinem Scheiden eine Lilie auf seinem Bette liegen. Jeder kannte dort die Mahnung des Todes, wußte, was die Blume, von Geisterhänden hingelegt, zu bedeuten hatte — und bereitete sich auf sein Ende vor.

Der Bursch, der sein Lieb begraben, oder sonst auf andere Weise für immer verloren, der singt:

Statt Rosen auf dem Wanderhut,
Sind weiße Lilien für mich gut;

und schreitet traurig in die Ferne hinaus.

Die Wasserlilie aber, die auf ihren großen, dunklen Blättern geheimnißvoll durch den See rudert:

Die senkt verschämt das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n;
Da sieht sie zu ihren Füßen
Den armen blaffen Geffell'n.

Wie so ganz anders ist es doch mit der Rose!

Keine Blume ist mehr geliebt, gepflegt und bewundert worden, als sie. Zu allen Zeiten, bei allen Völkern hat dieselbe ihre eifrigsten Bewunderer gefunden, die Dichter haben sie besungen und Alt und Jung es nicht verschmäht, sich selbst oder ihre Umgebung mit Rosen zu schmücken.

Im Alterthum der Aurora geweiht, verlobet auch heute noch ihr Nahen Freude; wo die Liebe sie spendet, ist's als ob die Morgenröthe des Glücks zu tagen beginne, als ob die Sonne himmlischer Sonne im Aufgehen begriffen sei. — Ohne Rosen ist die Liebe nicht denkbar; mag es nun die einfache wilde Heckenrose, oder die lieblich schöne, mit dichtem Moos umhüllte sein. Ueberall ist sie, was die Lerche unter den Vögeln ist, — ein Vögel, der von schöneren, zukünftigen Tagen spricht, der uns mahnt, die Sorgen zu bannen und der Freude zu leben. Rote Rosen bedeuten Glück, während die weiße ein Sinnbild der Trauer, ein Schmuck des Todes ist.

Im Alterthum war die weiße Rose dem Gotte der Verschwiegenheit geweiht. Bei Gastmählern, Gesellschaften und heimlichen Zusammenkünften hing eine weiße Rose an der Decke des Gemachs. Was unter dieser Blüthe gesprochen wurde, es blieb geheim; kein Mund trug es weiter, das Wort ruhte wie in einem Grabe. — Legen auch wir vielleicht deshalb noch heute den Gestorbenen weiße Rosen auf die Brust? Zum Zeichen, daß auch hier so mancher Geheimniß mit zu Grabe gegangen sei? Eine Mahnung, der Schwächen, der Fehler des Verstorbenen nicht mehr zu gedenken?

Als einst, nach hartem Loos,
Vor Liebe brach ein Herz,
Zum ersten Mal die Rose
Stieg wohl aus Grab und Schmerz.

Als Maria, die Mutter des Herrn, die Linnen des Kindes gewaschen, da legte sie dieselben zum Trocknen aus auf eine Dornenhecke. Englein kamen und hielten Nacht, bis die Sonne, die seit jener Zeit nie zögert des Samstags, und wäre es nur für einen Augenblick, zu scheinen, die Linnen getrocknet hatte. Maria hob dieselben von der Hecke — und siehe, wo die Linnen gelegen, keimten und düsteten zwischen den Dornen hervor die schönsten Rosen. Auch in der Dornenkrone, die dem Heiland geflochten wurde, fehlten die Rosen nicht. Weik, mit den Dornen zugleich, fielen sie zur Erde. Unbeachtet lag die Dornenkrone, bis der Herr am Ostermorgen aus dem Grabe stieg. Was ihm geschehen, sollte auch den welken Rosen werden; sie sollten zu neuem Blühen stehen. Der Heiland hob sie auf, er hauchte sie an — die Rosen erblühten auf's Neue wieder — aber statt der rothen Rosen düsteten weiße nun. Und wie lieblich ist die Sage von den Rosen zu Jericho! Zum ersten Mal erblühten dieselben an den Stellen, die Maria's Fuß auf ihrer Flucht nach Aegypten betrat. Schwarz, unscheinbar, wie verweilt, kann man sie Jahrhunderte lang in einem Schrein oder in einer Kapsel verborgen halten. In warmen Wein gestellt, erblühen sie auf's Neue wieder. Ist der Wein erkaltet, ist auch das Blühen dahin. Das ist die ächte Blume der Erinnerung. In der Erinnerung blüht das entschundene Glück der Liebe noch ein Mal wieder; es haucht uns an, wie Himmelsbau; die Erinnerung erkaltet, das letzte Abendroth der Liebe schwindet; die Blume des Glücks, die Königin der Blumen ist entblättert.

Die besten Dichter aller Nationen haben von Rosen gesungen; keiner aber lieblicher und schöner als unser deutscher Sänger Ernst Schulze in seiner bezauberten Rose.

Wohl ist es schön, wenn auf den düft'gen Höhen
Der Frühlings treibt in Gras und artigem Kraut,
Und bunt umher die tausend Blumen stehen,
Und aus dem Grün die rotthe Veere schaut:
Doch ist die Ros' am schönsten anzusehen,
Die schüchtern glüht wie eine junge Braut,
Und still sich schämt an ihren schlanken Zweigen,
Daß Alle jetzt auf sie nur seh'n und zelgen.

Wie viele Herzen wurden von dieser lieblichen Dichtung entzückt; wie viele werden dieselbe noch mit Begeisterung lesen! Das ist der Brückstein ächter Dichtung! Das wahrhaft Gute schwindet nie!

Jetzt werden, scheint es, die Rosen nicht mehr so geachtet und gepflegt, als dies ehemals der Fall gewesen; man liebt mehr die prählenden Cactusblüthen, man feiert keine Rosenfeste mehr, schmückt nicht Kirche und Haus mit Rosen wie ehemals; aber dennoch ist die Rose nicht vergessen! Das bescheidene Monatsröschen findet sich häufig noch, ämsig gepflegt von zarten Händen, und die Moosrose, diese Krone der Rosen, ist auch heute noch der schönste Schmuck der Gärten. Im Orient freilich ist die Rose noch immer die Hauptblume, die Blume der Liebe und der Freude; abgesehen davon, daß ihre Blätter zur Erzeugung des köstlichen Rosenöls benutzt werden. In Ungarn verschmähete ehemals die Damen der höheren Stände es nicht, mit Zweigen ächter Rosen hinauszuwandern, um die Stämme der wilden Heckenrose auf der Haide zu oculiren. Ueberall in Europa, Asien, Afrika und Amerika findet sich die Rose; nur am Äquator geht sie nicht, und in Australien hat man dieselbe bisher vergebens gesucht.

Die Lilie spricht: „Ich bringe
Nur Weh' und Schmerz der Brust;“
Die Rose lacht: „Ich singe
Von Liebe, Glück und Lust.“

Die Lilie, meine Schwester,
Die weiß nicht, wie man's macht,
Daß Herz und Mund und Auge
Vor inn'rer Freude lacht.

Ich habe mir erkoren
Zur Freundin die Nachtigall,
Die weiß mein Sehnen zu deuten,
Die singt es überall.“

Die Schwester schüttelt das Köpfchen:
„Wie süß ist selbst der Schmerz,
Wenn Liebesehnen und Wehmut
Durchschauert ganz das Herz.“

Ich fächle mit den Blüthen,
Ich streue aus den Duft;
Bis man die Frühgestorbne
Hinab senkt in die Gruft.“

Als eine gebrochne Lilie
Ruhet sie im Grabe auch;
Ich trag' die Seele der Schwester
Zum Himmel im Blüthenhauch.“

So lönt's aus dem Lilienkelche;
Die Rose glüht überall.
Für wen singt im Gebüsch
Sehnend die Nachtigall?

[2374]

Die feste der Chinesen.

Das bedeutendste öffentliche Fest in China ist das Neujahr. Beim Eintritt des Neumondes im Februar, wenn die Sonne den 15. Grad des Wassermanns erreicht (Jahreanfang bei den Chinesen), werden alle Verwaltungslocale auf 6 Tage geschlossen. Am letzten Abend des zu Ende gehenden Jahres wird bis Mitternacht gewacht, und zu dieser Stunde beginnt unbeschreiblicher Lärm von Raketen und Schwärmern; Freudenfeuer leuchten aller Orten, und die Luft ist durch zahllose Feuerwerke in dieser Nacht mit Salpeterdampf erfüllt. Von Mitternacht bis zum Sonnenaufgang werden die heiligen Gebräuche der Kirche geübt, die Häuser zum Feste vorbereitet, alle Wohnungen geäubert und geschmückt, und die Altäre der Hausgötter mit großen Schüsseln und Vasen von Porzellan decorirt, welche den duftenden Kürbisse, die ungeheure Citrone (Sant des Boudha oder So genannt) und Maracjnen enthalten. Um zu dieser Jahreszeit Maracjnen zur Blüthe zu bringen, legen die Chinesen frühzeitig die Knollen dieser Blume in Löss, die mit runden Kieselsteinen und Wasser gefüllt sind.

Am frühen Morgen des ersten Neumondtages drängen Menschengruppen sich in die Tempel. Jeder hat seine besten Kleider angelegt, Bekannte und Freunde besuchen einander; Herrschaften erkennen an diesem Tage ihre Diener kaum wieder unter der prächtigen Kleidung. Auf allen Straßen und Plätzen sieht man sich krümmende Rücken, halbgebogene Kniee, und die ängstlichen Verbeugungen Derer, die solche respectvolle Höflichkeiten empfangen. Die den Chinesen eigenthümliche grenzenlose Artigkeit ist in allen diesen Bewegungen ausgeprägt.

Die großen Glückwunschkarten, welche die Chinesen bei Gelegenheit des neuen Jahres sich zuschicken, sind mit einem Holzschnitt geschmückt, der die drei für den Chinesen größten Glücksquellen bildlich darstellt: einen Erben, in Gestalt eines Kindes; Rangelobung, durch einen Mandarinen bezeichnet, und langes Leben, dargestellt durch einen Greis, welcher einen Storch neben sich hat.

Während der drei ersten Tage des Jahres wird es als unheilbringend, wenn nicht als verbrecherisch betrachtet, andere als die durch die Tagesbedürfnisse bedingten Arbeiten zu verrichten; Manche lassen sogar zwanzig Tage hingehen, ehe sie ihre gewöhnlichen Geschäfte wieder beginnen.

In jedem Hause stehen Tassen mit Thee und Betsel bereit, und werden den Besuchenden angeboten.

Damit nichts die allgemeine Ruhe stören könne, werden in den letzten Tagen des Jahres alle rückständigen Schulden bezahlt. In dieser Zeit eine Rechnung unbezahlt zu lassen, gilt für eine solche Schande, daß man Steuern zu hohen Zinsen annimmt, um nur die bekannten Gläubiger befriedigen zu können.

Die Neujahrsgeschenke der Chinesen bestehen in Naschereien, seltenen Früchten, Bonbons, gutem Thee, zuweilen auch in seidenen Stoffen zur Kleidung. Bei der Uebersendung wird die Liste der Geschenke, auf rothem Papier geschrieben, hinzugefügt. Der Empfänger giebt dem Ueberbringer dieselbe Liste zurück, nachdem er die Worte darauf geschrieben: *Mit Dank empfangen*. Viele der geschenkten Gegenstände zurückzuschicken, ist eine unverzeihliche Beleidigung; doch wenn sie zu prächtig sind, kann man eine Auswahl treffen und die zurücksenden, welche man nicht behalten zu können meint. In diesem Fall wird auf die Rückseite des Zettels geschrieben: *Perlen nicht angenommen — Thee nicht angenommen* — u. s. w.

Im ersten Monde des neuen Jahres feiern die Chinesen das Lampenfest, und entwickeln bei dieser Gelegenheit viel Geschmac und Phantasie in der Erfindung eleganter und wunderlicher Lampen oder Laternen. Diese Laternen sind entweder von Seide, von Papier, von Horn oder von Glas, und zuweilen mit Figuren galoppirender Reiter geschmückt, welche sich sechten oder sonstige Spiele treiben. Diese Figuren laufen aber scheinbar vielmehr zu laufen, denn die Wärme der Lampe ist als bewogene Kraft benutzt, ein Rad zu drehen, auf das jene Gestalten gemalt sind. Das Ganze gewährt einen überraschend hübschen Anblick.

Ueberhaupt sind die Kunstfeuerwerke der Chinesen reich an beweglichen Figuren. Das hübscheste Stück in diesem Genre ist eine runde Schachtel, welche eine Menge in kleinen Raum zusammengepreßter Figuren enthält, die nach und nach herauskommend, auf eine Schur gleiten und so lange in steter Bewegung daran hängen bleiben, bis das letzte der in der Schachtel oder Trommel enthaltenen Stücke erploßiert hat. Auch Schiffe von Papier verstehen die Chinesen anzufertigen, welche sehr gut auf dem Wasser schwimmen.

Das Fest des Ackerbaues wird nicht lange nach dem vorhergenannten gefeiert. Der Gouverneur jeder großen Stadt begiebt sich in Pomp nach dem Thor, welches nach Morgen liegt, um den Frühlings zu empfangen. Der Frühlings wird in dieser Procession durch das kolossale Standbild eines Büffels aus Thon repräsentirt. Blumengeschmückte Kinder, auf Säulchen getragen, stellen mythologische Figuren dar. Ein Trupp Musiker beschließt den Zug.

In seiner Eigenschaft als „Priester des Frühlings“ hält der Gouverneur, sobald der Zug vor dem Thore angekommen, eine blumenreiche Rede über den Nutzen des Ackerbaues, und schlägt dann dreimal mit seinem Stabe auf die Statue des Büffels. Bei diesem Zeichen stürzt das Volk sich auf dieselbe, schlägt sie in Trümmer und bemächtigt sich gierig der kleinen Thonfiguren, welche in den Spalten des Kosses enthalten sind. Diese Ceremonie hat große Aehnlichkeit mit der, welche die alten Aegypter zu Ehren des Ackerbaues feierten und worin der Stier Apis die Hauptrolle spielte.

Der Kaiser von China, um den Ackerbau zu ehren, führt in feierlicher Ceremonie selbst den Pflug. Von den Prinzen von Geblikt und den ersten Ministern begleitet, begiebt er sich auf das den Tempel der Erde umgebende geweihte Feld. Nach mehreren Opfern, welche in Aehren bestehen, die auf diesem Felde gereift, gräbt der Kaiser mit dem Pflug einige Furchen, und die Prinzen und Minister folgen seinem Beispiel. Alsdann werden sogleich die fünf Getreidearten gesät, worauf der Kaiser das eingesäte Feld verläßt und es der Sorgfalt des mit der Erndte beauftragten Beamten anheimstellt; diese Erndte ist allein für die Opferungen bestimmt.

Die Kaiserin ermuthigt durch eine ähnliche Ceremonie zum Betriebe des Seidenbaues.

Zur Zeit des neunten Mondes begiebt sie sich, von ihren vornehmsten Palastdamen begleitet, zum Altar, welcher dem Erfinder der Seidenweberei errichtet ist, um dort zu opfern. Nach beendetem Opfer pflicht sie eine bestimmte Anzahl Maulbeerblätter zum Futter für die Seidenraupen der kaiserlichen Plantage, führt andere, auf den Seidenbau bezügliche Manipulationen aus: das Sammeln, das Abwickeln der Cocons etc. und die Ceremonie ist zu Ende.

Außer diesen Festen giebt es nur noch wenige, deren wir mit einigen Worten Erwähnung thun wollen.

Am fünften Tage des fünften Mondes (welcher gewöhnlich in den Juni fällt) wird in Canton das Wasser- oder Ruberfest gefeiert. Lange schmale Schiffe, eigens für diesen Zweck gebaut, sind mit 40, 50, 60 — zuweilen mit 80 Matrosen ausgerüstet, die nach dem Takt die Ruber bewegen beim Klange einer Trommel, welche von einem Mann in der Mitte des Schiffes geschlagen wird.

Diese Schiffe, genannt Drachenschiffe, unternehmen einen Wettkampf der Schnelligkeit.

Am ersten Tage des siebenten Mondes (häufig im August) feiern die Chinesen das Fest zum Andenken an ihre Todten; es ist dies kein Familien-, sondern ein öffentliches Fest. Große Zelte werden erbaut, mit Laternen und Fackeln geschmückt und mit den Bildern der höllischen Götter ausgestattet, namentlich mit dem des Yen-Wang, dem Pluto der Chinesen. Die Boudha-Priester singen Lobengesänge, Opfer werden dargebracht und eine Menge hunder Papiere von verschiedenen Farben verbrannt. Durch zahlreiche Gemälde wird das künftige Leben, nach dem Glauben der Boudhisten, veranschaulicht, b. h. die Qualen der Verdammten und die verschiedenen Stufen der künftigen Seligkeit.

Auch in der Mythologie der Chinesen finden wir einen Dryheus, welcher in die Unterwelt hinabsteigt und wieder zurückkehrt; doch der Chinesische ist glücklicher als der thracische, denn er bringt, wenn auch nicht seine Gattin, doch seine Mutter, welche er im Orkus gesucht, mit auf die Oberwelt.

Die Visitenkarten, welche die Chinesen an den Thüren ihrer Bekannten abgeben, bestehen in einem zusammengewickelten Blatt Papier von rother Farbe mit Gold geschmückt; sie enthalten Namen und Titel des Besuchers, und sind häufig so lang, daß sie ausgerollt von einem Ende des Zimmers zum andern reichen. Hat der Besuchende Trauer, so ist die Karte weiß, und Namen, Titel und Verzierung sind mit blauer Tinte ausgeführt.

[2295]

Franz Bacherl,

der vielgenannte Dichter und Schullehrer aus Pfaffenhofen, ist durch den literarischen Streit über die wahrhafte Autorschaft des Trauerspiels: „Der Fiescher von Ravenna“ unsern Leserinnen aus den Zeitungen hinlänglich bekannt geworden, und ebenso werden sie von der Sängerschaft gelesen haben, auf welcher Herr Bacherl sich gegenwärtig befindet, um durch persönlichen Vortrag seiner Gedichte Deutschland mit seiner Muse bekannt zu machen.

Auch nach Berlin war Herr Bacherl gekommen, und trat gestern vor einem gedrängt vollen Hause als Vorleser seiner Poesien auf.

Der Dialekt des Dichters stellte sich indes den redlichsten Anstrengungen des schärfsten Ohres hemmend entgegen, wie eine chinesische Mauer den Eintritt wehrend in das himmlische Reich dieser Muse, und ohne Zweifel war das Bedauern, wenig oder nichts von dem Vorgetragenen „verstanden“ zu haben, ein allgemeines.

Wir freuen uns in der Lage zu sein, nachfolgende Proben der vielbesprochenen Poesien geben zu können, und drucken dieselben streng nach dem uns vorliegenden Original-Manuscript des Herrn Bacherl und ohne weitere Randbemerkungen ab, die Kritik unsern freundlichen Leserinnen überlassend.

Berlin, 10. Juli 1857. Die Redaction.

Arion an Sibelle.

Möcht' nimmer Deine Seele jagen,
Wo Blumen an den Gräbern steh'n!
Die Sehnsucht soll Dich höher tragen —
Mit Arion — auf Wiederseh'n!
Entfliehet einst der Löwe letzter Klang, —
Und all' die Lust der holden Merle;
Erwedet freudig noch zum Göttersang
Des Menschen Herz — die schönste Perle.

Aus der Schöpfung gold'nem Kranze,
Der um Deine Stirn gebannt,
Blüht der Geist im Zauberlauge —
Wie ein edler Diamant. —
Wo der Seele Thränenlauge —
Früch benehzt die Blumenstaur,
Lacht die Welt in Deinem Auge, —
In der schönsten Perle nur!

An der Quelle reinem Spiegel
Badet Herz und Leben sich;
Leuchtet durch krystall'nen Siegel —
Gottes Bild gar wunderbar.
Von den Schätzen dieser Erde —
Muß das Auge, — hell und rein, —
Selbst noch, wenn ich Engel werde,
Nur die schönste Perle sein!

Um der Schläfe Silberlocken —
Flammt des Menschen Diadem; —
Strahlt die Gluth der Himmelslocken
Durch das Reich der wilden Jehm.
Wann entglüh'n der Jugend Rose;
Bleibt das Auge ewig doch —
Unter allen Freitosen —
Stets die schönste Perle noch!

Auf des Friedens zarter Krone —
Glänzt der Armuth treuer Stern; —
Funkeln Liebe, Schmerz und Weine —
Um die Größe ihres Herrn.
Wenn ich lebe eber sterbe,
Blickt das Auge sehnsuchtsvoll —
Nach der Freude höchstem Erbe,
Als die schönste Perle wohl!

Sibelle an Arion.

O! Wie könnt' ich weiter fragen —
Um des Menschen Paradies;
Wenn Gesang und Scherz mich tragen
Durch des Frühling's Blumenwiege; —
Wo die Frauen Kränze winden —
Um der Männer edle Brust; —
Wo sich Herz und Geist verbinden —
Mit — der Liebe Götterluft.

In der Liebe wohnt das Leben,
In der Liebe pocht das Herz,
Flammt des Geistes Lustbegehren,
Schaut die Sehnsucht himmelwärts; —
Pranget jede Blumenkrone, —
Und das Weichen demuthsvoll.
Alles lebt in Lieb' und Wonne, —
Daß es liebt und leben soll!

In der Liebe wohnt die Freude,
All' des Menschen froher Scherz;
Weint die Klage in dem Leide,
Fühlt die Sorge ihren Schmerz; —
Zieht das Auge durch die Ferne —
Und der letzte Scheidegruß.
Alles lebt in Liebe gerne;
Weil es liebt und leben muß!

In der Liebe wohnt der Friede, —
Scheint die Sonne ewig neu;
Lautsch das Ohr dem Götterliebe,
Werden Sklaven wieder frei; —
Wällt die Braut im Jugendkleide, —
Und im Rosenhauch' der Mann.
Alles lebt in Lieb' und Freude;
Wenn es liebt und leben kann. —

In der Liebe wohnt die Treue,
Herzt die Mutter ihren Sohn;
Wacht die Lust in frommer Scheue,
Sucht die Erde ihren Lohn; —
Hat dies ganze Weltgetriebe —
Und der Himmel sich verliebt.
Alles wohnt in seiner Liebe, —
Wo es Licht und Leben giebt!

Garten-Arbeiten.

August.

So lang auch die Sommertage sind, fehlt es dem Gartenfreunde doch nicht an Beschäftigung, sie auszufüllen, denn dieser Monat gehört zu denen, welche die meiste Thätigkeit fordern, wenn der Garten uns erfreuen und nützen soll. Namentlich darf man mit dem Gießen nicht laßig sein. Es muß stets Morgens und Abends, nie in der Hitze des Tages geschehen, und vor Allen darf es nie unterbleiben, ausgenommen wenn starker Regen uns der Mühe überhebt. Alle Gemüse, alle Blumen, ja sogar die Bäume sehnen sich nach dieser Erfrischung; den fruchttragenden, z. B. den Pfirsichbäumen, ist sie sogar Bedürfnis, wenn die Früchte zur Reife gelangen und nicht aus Mangel an Nahrung abfallen sollen. Man gräbt um den Stamm dieser Bäume eine Vertiefung, füllt sie mit kurzem Dünger aus und gießt darauf das Wasser. Diese Bede hält die Feuchtigkeit sehr lange und verhütet, daß die Masse dem Stamm schade. Bei langer Trockenheit ist es sehr gut auch die Blätter der Bäume mit einer Handpumpe zu begießen, wo solche vorhanden ist.

Den Bäumen am Spalier müssen die zu üppigen Triebe verschritten, die abgelösten Zweige angebunden und die überflüssigen Blätter genommen werden, welche dem Reifen der Früchte hinderlich sind.

Mit dem Ausbrechen der Weinranken wird fortgefahren, bezüglichen mit dem Dultren der Fruchtbäume; namentlich ist das Dultren der Pfirsiche, Pflaumen und Aprikosen in diesem Monat stets vom besten Erfolg.

Neue Erbbeerbeete müssen jetzt angelegt werden, und das Gemüse verlangt neue Ausfaat. Namentlich können die Kürbisse, welche die Kohlrarten, welche den Winter über im Freien bleiben, gefäet werden. Die Zwiebel- und Rüben-Ernde wird fortgesetzt, das Einsammeln des Samens fleißig betrieben, der Winterfalsat, namentlich Endivienfalsat wird verpflanzt, auch Blumen, besonders Zwiebelgewächse bedürfen jetzt der Verpflanzung, z. B. die Zeitzosen und Kaiserkronen und andere Gewächse dieser Art, welche man durch Auseinandernehmen der Zwiebeln vermehrt. Von den Nelken können Ableger gemacht und die einmal blühenden Rosen oculirt werden.

Tausendblühn, Balsaminen und Chinesernelken, welche im Herbst uns durch ihre Blüten erfreuen sollen, müssen jetzt gepflanzt, auch die großblumigen Stiefmütterchen können gefäet werden. Im September pflanzt man sie dann auseinander, damit sie kräftiger werden, und bringt sie erst im nächsten Frühjahr an die für sie bestimmte Stelle.

Die Georginen stehen in voller Blüthe; den Flor schön und kräftig zu erhalten, ist es nöthig, die unter den Blättern erscheinenden Seitentriebe abzubrechen, welche der Blüthe zu viel Saft entziehen. Die Georginen sind einer Krankheit unterworfen, welche die Franzosen grise nennen. Sobald sich die Symptome derselben zeigen, muß man die Pflanze, um sie zu retten, mit Schwefelblüthe bedecken.

Ueberhaupt müssen wir uns angelegen sein lassen die Feinde der uns erfreuenden Blumen so weit als möglich zu vertilgen; dem von Blattläusen heimgesuchten Rosenstrauch ist Tabakdampf sehr heilsam, und genügt, ihn von der vergiftenden Nähe der lästigen Feinde zu befreien; ja sogar die Ameisen, welche manchen Sträuchern so großen Schaden thun, können unschädlich gemacht werden, wenn man den Fuß des Strauches oder der Pflanze mit Fischtran begießt, welcher eine den Ameisen unzugängliche Mauer bildet und die Pflanzen wie ein Festungswall umgiebt.

Soll der Garten uns ferner Freude bereiten, so dürfen wir nicht versäumen, die Wege sorgfältig von Gras und abgefallenen Blättern zu reinigen, alle welken Blumen, mit Ausnahme derer, die zu Samen bestimmt sind, abzuschneiden, und den Teppich des Rasens durch Abmähen, und sollte es nöthig sein, durch Gießen, frisch und grün zu erhalten. Ist es doch ein Teppich, auf dem das Auge des Menschen so gern und so weich ausruht und fast so erquickt zurückkehrt von seinem Anblick, wie von dem des blauen Himmelsgewölbes. [2181]

Maria Leczinska,

Königin von Frankreich.

Ihr Name gehört zu den verehrtesten unter denen der Frauen, welche das Schicksal zum Thron berufen, und Maria Leczinska würde verehrungswürth sein auch ohne den Nimbus der Krone, welche für sie nicht selten zur Märtyrerkrone wurde.

Sie war die Tochter der Catharina Opolinska und Stanislaus Leczinski's, Königs von Polen, späteren Herzogs von Lorraine, und erblickte in Posen am 23. Juni 1703 das Licht der Welt.

Von der Wiege an verfolgte sie das Unglück, und ihre Kindheit und Jugend ließ ihre künftige Erhebung nicht ahnen. Theilnehmerin der Triumphe und Unglücksfälle ihres Vaters, irte sie mit ihm Schutz suchend umher; endlich fanden sie ein Asyl in Frankreich, im Eläß, in einer Comthurei nahe bei Weissenburg.

An einem Festtage, als die Prinzessin im Schlossgarten spazieren ging, trat eine alte Bettlerin zu ihr, und bat um ein Almosen. Von Mitleid bewegt, gab Maria ihr letztes Goldstück der Alten, welche im Erguß der Dankbarkeit ihr weisagte, sie werde einst Königin von Frankreich sein. Damals klang diese Prophezeiung sehr unwahrscheinlich — und doch ist es wahr, daß 6 Monate darauf der Cardinal von Rohan sich bei Stanislaus einführen ließ und die Hand seiner Tochter für Seine Majestät König Ludwig XV. von Frankreich begehrte.

Die Vermählung fand am 5. September 1725 zu Fontainebleau statt.

Ein glänzendes Loos, welches wunderbarer Weise die junge Fürstin nicht blendete. Im Gegentheil; in frommer

Demuth, mit Sanftmuth und freundlichem Wohlthun ging sie ihren Weg und erleuchtete ihn durch die Ausübung jeder christlichen Tugend. Man könnte Bände füllen mit Tugenden ihrer Großmuth allein.

Sie gewann die Zuneigung, noch mehr aber die Achtung ihres Gemahls. — Es wäre zum Heil Frankreichs gewesen, hätte Ludwig XV. zuweilen das Beispiel seiner Gemahlin befolgt.

Sie hatte aus ihrer Ehe zehn Kinder, acht Prinzessinnen und zwei Prinzen; einer der letzteren ward der Vater Ludwig's XVI., Ludwig's XVIII. und Karl's X.

Es giebt einen Beweis von der Herzensgüte der Königin, daß, als der Dauphin sich mit Josephine von Sachsen vermählte, Tochter des Fürsten, welcher ihren Vater vom Throne gestoßen, sie die junge Gattin ihres Sohnes keinen Groll empfinden ließ, sondern sie als geliebte Tochter aufnahm.

Die Königin war eine eben so gute Mutter, als sie opfernde Tochter gewesen. Während der zweijährigen Krankheit, an der sie starb, sagte sie zu den Ärzten: „Gebt mir meinen Vater und meine Kinder wieder, so werde ich gesund.“

Sie starb am 24. Juni 1768, beweint sogar — von ihrem Gemahl.

Maria Leczinska besaß einen fein gebildeten Geist und war eine Beschützerin der Wissenschaften. Im Gespräch entlossen ihren Lippen oft sinnreiche Bemerkungen, lichte Gedanken, welche sie niemals niederschrieb, die aber dennoch gesammelt worden sind. Ihre Bescheidenheit würde es schwerlich gut heißen, daß wir hier eine Auswahl derselben der Deffentlichkeit übergeben.

Wer sich auf seinen Rang eitel zeigt, beweist, daß er unter seinem Rang steht.

Der Kunstliebhaber, welcher sich durch theure Gemälde ruinirt, die er in seinem Cabinet aufhängt, ruinirt sich wenigstens seinen eigenen Augen zu Liebe; die Frau aber, die sich durch kostbaren Schmud zu Grunde richtet, ruinirt sich für die Augen Anderer.

Die Zufriedenheit ist selten im Gefolge des äußeren Glücks — der Tugend aber folgt sie nach auch ins Unglück.

Wer sich schent, in sein Gewissen hinabzusteigen, fürchtet den aufrichtigsten seiner Freunde zu besuchen.

Um Rang und Reichthum sich groß dünken, heißt das Viebestal mit dem Bilde des Helden verwechseln.

Das Einzige, was für den Zwang des Thrones entschädigen kann, ist die Wonne Gutes zu thun.

Wer sich in der Gesellschaft des eigenen Herzens nicht langweilen will, muß es verstehen, Gott als Dritten dazuzurufen.

Wer um Gotteswillen giebt, wird nie über Undankbarkeit klagen.

In dem Beispiel vom verlorenen Sohn finden wir die Geschichte aller leichtsinnigen und lasterhaften Menschen wieder. Sie verlieren stets an wahrem Glück, was sie an eingebildeter Freiheit zu gewinnen glauben.

Von allen Gattungen der Verschwendung ist die tadelnswürtheste: Zeitverschwendung.

Ein Buch hat nur dann das Recht mich zu beschäftigen, wenn es zum Herzen spricht, oder mich Gutes lehrt.

Wir sollen über die Fehler Anderer nur nachdenken, um uns davor zu bewahren.

Um friedlich in der Gesellschaft zu leben, müssen wir die Augen öffnen für die Liebenswürdigkeiten unserer Umgebungen, und sie schließen für ihre Mängel und Lächerlichkeiten.

Hochmuth ist stets eine Lüge — und man lügt nur aus Schwäche.

In der Politik wie in der Moral ist der kürzeste Weg die Menschen glücklich zu machen, wenn man sich bemüht, sie tugendhaft zu machen.

Indem man duldet, daß das Volk die Gesetze Gottes verachte, genehmigt man im Voraus seine Verachtung der Staatsgesetze.

Eine gelehrte Frau weiß selten den Katechismus auswendig.

Menschen, welche uns am meisten empfohlen werden, sind fast immer am wenigsten empfehlenswürth.

Es giebt keine verächtlichere Frau, als die, welche Irreligiosität zur Schau trägt.

Wenn man schon zuweilen im Leben fühlt, daß ein Schleier einer Krone vorzuziehen sei, so fühlt man es noch mehr im Tode.

[2339]

f. f. . i.

Moos zu färben.

Das Moos ist so beliebt als Material zu zierlichen Arbeiten verschiedener Art, nicht allein zu jenen allerliebsten Kränzen, welche, durch den Schmuck bunter Immortellen belebt, bis tief in den Winter hinein ihre Frische bewahren, und sogar, zu Gairlanden ausgebeugt, als Schutzwehr gegen die Winterkälte unsere Fenster umrahmen; es giebt außerdem noch so manche Gegenstände in unserer näheren häuslichen Umgebung, denen das Moos zur anspruchlosen Zierde gereicht (wir führen beispielsweise nur Blumentische, Blumenkörbe, Blumentöpfe an), daß es uns angemessen scheint, das einfache Verfahren mitzutheilen, durch welches man die so rasch verfliegende natürliche Farbe des Moores erhasen und ihm ein schönes, dauernd frisches Grün geben kann.

Man nimmt zum Färben das schönste Moos, das man finden kann, wäscht es rein ab und läßt es trocknen. Nun gießt man in einen Kessel oder Topf eine der Menge des Moores angemessene Quantität Wasser, Curcumin und Alaun (auf ein Pfund Curcumin eine Unze Alaun), läßt Alles zusammen 20 Minuten kochen, rührt die Farbe klar, welche ein schönes Gelb zeigt, das durch Eingießen flüssigen Blau's in Grün verwandelt wird, mehr oder weniger dunkel, gelblich oder bläulich, je nachdem man dem Moos die Farbe zu geben wünscht. Während das Farbenwasser noch warm ist, thut man das Moos hinein, bedeckt den Kessel mit einem hölzernen Deckel, welchen man mit Gewichten beschwert, und läßt es zwei oder drei Stunden stehen. Ist das Moos dann schön dunkelgrün geworden, so nimmt man es heraus und läßt es trocknen.

Doch auch einige Zweigchen braunen oder gelblichen Moores inmitten des grünen bringen eine hübsche Wirkung hervor. Um die erstgenannte Farbe zu erhalten, macht man eine Abkochung von Brasilienholz, fügt statt des Alaun grünes Kupferwasser hinzu und behandelt die Farben übrigens ganz wie im vorherbeschriebenen Fall, nur mit dem Unterschiede, daß die letztgenannten eine Stunde statt 20 Minuten kochen müssen. Je nachdem man die Farbe des Moores kräftig oder matt wünscht, läßt man es längere oder kürzere Zeit in dem Wasser liegen. Will man statt eines entschiedenen Braun Grünlich-braun, so mischt man beide Abkochungen. Curcumin, mit wenig Blau gemischt, giebt ein gelbliches Grün, die Farbe des verweilten Moores. [2458]



Marmelade von grünen Pfauenen (Reine Claude).

Man nimmt schöne reife Früchte, kernt sie aus und wiegt sie, thut darauf Zucker mit etwas Wasser in ein Casserol (drei Viertel Pfund Zucker auf ein Pfund Früchte), kocht den Zucker, läßt ihn kochen, legt die Pfauenen hinein und läßt Beides zusammen gehörig durchkochen. Mit einem hölzernen Löffel wird von Zeit zu Zeit gerührt, bis die Marmelade gut ist, welches daraus zu ersehen, wenn Etwas davon herausgenommen und auf einen Teller gethan, sich zum Gelee gestaltet. Die fertige Marmelade wird in Töpfe gethan, mit einem in Branntwein getränkten Papier, über diesem noch mit einem weißen Papier bedeckt, zugebunden und an einem trocknen Orte aufbewahrt.

Das Kochen mehligter Gemüse.

Die Schwierigkeit, mehligte Gemüse, z. B. Erbsen, Bohnen u. s. w., weich und schmackhaft zu kochen, hat einen doppelten Grund; entweder ist es die große Hitze während des Sommers, welche die Gemüse in der Zeit ihres Wachstums ausdort und zähe macht, oder es ist die Beschaffenheit des Wassers, worin sie gekocht werden; Wasser mit starkem Kalkgehalt ist besonders untauglich zum Kochen der Gemüse. Das Wasser für diesen Gebrauch tauglich zu machen, nimmt man etwas Holzasche, bindet dieselbe fest in ein leinenes Fleckchen, so daß die eingebundene Asche ungefähr die Größe eines Hühneries hat, läßt sie mit kochen und nimmt sie nachher heraus. Dieses einfache Mittel hat außerdem, daß es das Weichkochen der Gemüse veranlaßt, noch den Vortheil, sie wohlgeschmeckender zu machen und etwas Salz zu ersparen.

Orangen-Liqueur.

Die Schale von 4 frischen Orangen wird fein abgerieben und mit gestoßenem Zucker vermischt in 3 Quart guten Branntwein geschüttet, welchem man noch den Saft der 4 Orangen beifügt. Man läßt das Ganze einige Tage in verschlossenem Gefäß stehen, filtrirt es dann und füllt es in Flaschen. Zucker wird nach Belieben hinzugegeben.

Wachholder-Liqueur.

Man köcht 4 Loth sehr reife Wachholderbeeren, nimmt 3 Quart guten Branntwein, 1 Loth Zimmt, etwas grünen Anis und etwas Coriander, 1 Pfund in Wasser aufgelösten Zucker, thut Alles zusammen und läßt es in einem Krüge 6 Wochen stehen. Nach Ablauf dieser Zeit wird es filtrirt und auf Flaschen gefüllt.

Feines Waschlös.

Mit 5 Pfund feinstem Berlinerblau, welches auf einem Stein gerieben wird, mischt man 1/2 Pfund blaugesäuertes Pottasche und 5 Pfund Vertrin (Süßholzbaumgummi), formt daraus Pastillen und trocknet sie im Ofen. — Bei Bereitung kleinerer Quantitäten muß das Verhältnis wohl beobachtet werden.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie von allen Post-Ämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, so wie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin Die Administration des Bazar.

Räse à la Montmorenci.

Setze ein Quart Sahne mit zwei Unzen Zucker über das Feuer; nachdem es aufgekocht, wird es abgenommen, daß es erkaltete, und noch ein Theelöffel voll Orangensüßwasser hinzugegeben. Darauf schlägt man die Sahne mit einem Weidenbesen, nimmt den sich verdickenden Schaum mit einem Schaumlöffel ab, thut denselben in ein mit einer feinen Serviette ausgelegtes Körbchen und fährt damit so lange fort, bis keine Sahne mehr in dem Rapse ist. Nachdem alles Wässerige vom Schaum völlig abgetropft, wird er in einer Compotierte oder auf einer Affiette angerichtet.

Masse zum Poliren der Möbel.

Zwei Unzen weißes Wachs, 1/4 Unze Terpentinspiritus läßt man zusammen sich erhitzen bis zu völliger Auflösung. Ist die Mischung hinlänglich kalt geworden, d. h. ist sie weißlich und ein wenig dick, so fügt man noch eine Unze concentrirten Alkohols hinzu. Will man die doppelte Menge Alkohol nehmen, so wird die Masse dadurch nur besser, erfordert jedoch ein längeres Reiben, als mit dem Zusatz einer Unze Alkohol.

Mischung zur Auffrischung von Oelgemälden.

Ein Glas Branntwein, ein Eiweiß und drei Gramm pulverisirten Zuckerkant rührt oder quirlt man gut durcheinander und bestreicht, vermittelt eines feinen Schwammes, mit dieser Flüssigkeit das Gemälde, welches vorher mit einem andern Schwamme und frischem Wasser gereinigt worden ist.

Dieses Verfahren, welches ohne Nachtheil für die Bilder oftmals angewendet werden kann, hat außerdem noch das Gute, daß es das Abplittern der Farbe verhindert.

Wie reinigt man am sichersten Holzvergoldungen?

Einige Zwiebelschnitte tauche man in rectificirten Weingeist und puge damit durch leichtes Hin- und Herwischen den Fliegenschmutz, so wie sonst vorhandene Unreinigkeiten weg; ohne daß die Vergoldung angegriffen würde, läßt sich auf diese Weise die Unreinigkeit leicht entfernen.

Seife.

Trockne, weiße Seife wird in Alkohol aufgelöst; man zerreibt sie vollständig und vermischt sie in einem Mörser mit 6 Gelbeiern. Nun thut man ein wenig Terpentinspiritus hinzu, und wenn der Teig sich etwas gehärtet, noch eine Quantität Walkerde, um ihm größere Consistenz zu geben.

Beim Gebrauch dieser Seife muß der bestete Stoff vorerst mit warmem Wasser befeuchtet und dann mit der Seife gerieben werden; dies geschieht mit der Hand, mit einem Schwamm oder mit einer feinen Bürste. Diese Seife beseitigt alle Flecken, ausgenommen Tinten- und Rost-Flecken.

Honigseife.

Man nimmt 4 Unzen weiße Seife, eben so viel Honig, eine Unze Benzoe, eine halbe Unze Storax, reibt das Ganze in einem Mörser bis zu vollständiger Vereinigung, stellt ein Gefäß mit dieser Masse in heißes Wasser, damit sie zerzeuge, gießt sie durch ein Sieb, dann in Formen, läßt sie erkalten und schneidet die Seife in beliebig große oder kleine Stücke.

Charade.

Meine Ersten nennen Dir Fürsten in der Wildniß. Meine Zweit', in Mensch und Thier, Ist der Liebe Bildniß. Und das Ganze ist ein Held, Der als Christ gestritten, Der mit einem rothen Kreuz In den Kampf geritten. [2450]

Räselprung-Aufgabe.

Table with 8 columns and 8 rows of words for a word game. Columns: darf, in's, Vie-, len, ver-, lisch, Täusch-, so. Rows: Die, ihr, den, ew-, die, doch, uns, süße, Flug, be, led-, lie-, wol-, ent-, bimm-, ung, ver-, ge-, ge, ha-, Al-, war, Wir, gab, wa-, uns, rei-, was, nicht, Welt, Vie-, So, einst, gend, gen, ver-, unre, Ob, dem, glei-, me, gen, der, tig, die, ler, chen, be, Zu-, Rag, Blu-, und, blei-, muß, chen, Ab.

Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 29.

Der Herr der Garthager Hannibal verlor in einem Feldzuge gegen die Römer ein Auge.

Auflösung der Räselprung-Aufgabe in Nr. 29.

Räsel.

Wir sind's gewiß in vielen Dingen, Im Tode sind wir's nimmermehr; Die sind's, die wir zu Grabe bringen, Und doch auch diese sind's nicht mehr. Drum weil wir leben, so sind wir's eben Von Geist und Angesicht; Und weil wir leben, so sind wir's eben Zur Zeit noch nicht. (Auflösung in Nr. 33.)



An Fr. G. A. in W. Die weiten, vorn bis oben hin aufgeschlitzten offenen Ärmel, welche jetzt häufig an Daquinen oder Kleibern von schwerem Stoff getragen werden, heißen Palmarter-Armel. — Wir raten Ihnen jedoch, wenn Sie dieser Mode huldigen wollen, es ja nicht an mehr als einem Kleide zu thun, denn Sie müssen geteilt, daß die Grazie dieser Ärmel eine sehr zweifelhafte ist, namentlich von der Rückseite gesehen. Die bei der gebräuchlichen Saltung der Ärmel schlief herunterhängenden Ärmel machen den Einrud, als fehlten der damit bekleideten Person die Ärmel gänzlich; beruht dieser Eindruck auch auf Täuschung, so ist diese doch unangenehm genug, um vermieden zu werden. Jede andere Art offener Ärmel sind diesen vorzuziehen.

Lady N. in Sch. We hope it will be possible to bring the pattern you ask for.

Fr. v. Sch. in W. Wir haben ja auch hier so vorzügliche Corsetfabriken. Wenn Sie jedoch eine Handlung in Paris genannt wissen wollen, so nennen wir Ihnen Mesdames Josselin. Manche elegante Pariserin trägt zu jedem Kleide ein besonderes Corset, daher können Sie die Größe der Auswahl ersehen. Corset Maria v. Medicis, Corset Watteau, Corset Marie Antoinette, Corset amazone u. s. w. Die Wahl wird Ihnen schwer werden.

A. P. in B. Soll folgen.

G. R. in W. Sie haben uns eine, bis jetzt nicht zu lösende Frage vorgelegt, insofern, weil die fragliche Flüssigkeit fast nie mehr verkauft in den Handel kommt, und von den verschiedenen „Fabrikanen“ auch verschiedene Substanzen verwendet werden. Auf diese letztere kommt es aber allein an. Wir haben verschiedene Versuche anstellen lassen (daher die Verzögerung unserer Antwort), und haben gefunden, daß die verschiedenen Fabrikate auf Nichts eine ganz verschiedene Wirkung äußern. Keines Fabrikat läßt fast gar keine Spuren zurück.

S. G. in L-a. Vielleicht.

Berichtigung.

Bei dem, zum Piccolomini-Kragen passenden Manichetten-Muster in Nr. 30 des Bazar, Seite 239, ist die weiße Linie, welche die Mitte der Manichette bezeichnen soll, zu gerade ausgefallen; die Bezeichnung der Mitte durch das untere Medaillon ist richtig, doch muß die Linie, der schrägen Lage dieses Medaillons nach, oben um 1/2 Zoll weiter rechts ansetzen. Durch die irrthümlicher Weise angegebene Mitte, würde die Manichette nicht die gehörige Rundung erhalten.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 33.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. September 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silbgr.

VI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Kleid von hellbraunem englischen Grenadine. Breite Streifen von dunkelbraunem Taffet im Verein mit drei schmalen Sammetbändern derselben Farbe bilden den Seitenbesatz des Rockes, welcher sich vorn an der Taille und an den griechischen Ärmeln wiederholt. Eine Reihe Glockenküpfel schließt vorn das Leibchen und geht als Borte um den Rand des Schoofes und der Kermel. Hut von grauem Stroh mit einem Band von Taffet derselben Farbe und geschmückt mit einer Girlande von Johannisbeeren, aus Blättern und Früchten bestehend. Auf der Stirn, unter der Basse eine Schleife von johannisbeerfarbenem

(Grosseille) Band, deren Enden zu beiden Seiten herabfallen. Breite Einbänder derselben Farbe, welche sich auch an den Verzierungen der weiten Ballon-Unterärmel wiederholt.
 Figur 2. Gesellschaftsrobe für ein junges Mädchen. Kleid von weißem Mouffeline oder Tarkatan, mit drei festknöpften Bolants und einem Keimen, mit zwei ähnlich geschlitzten Bolants garnirten Fichu, an welche ein mit lilä Band durchzogener Puff sich schließt. Das auf dem Rücken sich kreuzende Fichu erhält dort den Schmud einer Schleife von lilä Band mit langen Enden. Lilä Bandschleife vorn in der Mitte der Taille, eine gleiche Bandverzierung im Haar.
 Figur 3. Gesellschaftsrobe für die Dame des Hauses. Robe von schwarzglacirtem Taffet, mit glatter Schoofstulle. Offene Kermel, am Oberarm mit einem Puff versehen, und mit reicher Seidenfranze verziert, deren breite Ebenille-Forte auf den Stoff selbst gefest ist.

Dieselbe Franze bildet auch die Garnitur des Schoofes. Kragen und Unterärmel von Spitzen; Säubchen von Spitzen mit Rosen garnirt.
 Figur 4. Brautjung. Robe von weißem Moiré antique. Glattes Schneppenseibchen mit Spitzen reich garnirt, welche am Schluß der Taille als Schoof, in der Mitte derselben als Borte, und um den Hals auschnitt als Kragen aufgesetzt sind. Die offenen Kermel haben unter dem oberen Puff sowohl als um den Saum eine Garnitur derselben Spitzen. Schleier von Mouffeline, Kranz von Drangenblüthe.
 Die Einfachheit dieses Anzugs macht ihn ganz geeignet, auch zur ersten Communion getragen zu werden, wenn statt der Seide Mouffeline, statt der Spitzen languetirte Mouffelinefransen genommen werden, der Kranz im Haar weggelassen und der Schleier entweder durch einen einfachern ersetzt, oder, wo er nicht üblich, ebenfalls weggelassen wird. [2194]



Pariser Moden.

Nichenza's nicht aus reinster Herzensneigung, sondern aus Berechnung, nicht als vom Hauch Gottes voll, sondern erfüllt von dem blinden Begehrt, welches nie scheidet, wie kurz ihm der Tod seine Dauer gesteckt. — Soll sich der Mensch aber als den Einsatz aus Leben betrachten, darauf ihn so viel reichere Gewinn lockt, als er sich unbedingt und furchtloser aufs Spiel setzt. — Mein, nein, auch in diesem Falle wäre die Selbstsucht mein Antrieb gewesen, verhüllt in einem zwingenden Gebote der Natur, auch unter dieser Maske. — O, es ist Alles Maske am Menschen! Nur dann allein sehe ich sicherlich in der Wahrheit, wenn ich mich als den Einsatz aus ewige Leben betrachte, wenn keine Hoffnung mir anderen Lohn zeigt als den Himmel, dahin uns der Vater ruft.

Ein schwermüthiger Hauch senkte sich über Gottfried's Augen, und Nichenza's Bild mit allem Zauber ihrer jugendlichen Schönheit stellte sich vor seinen Blick — eine Thräne zog sich zitternd wie ein Schleier darüber.

Werde ich den Sieg gewinnen und werde ich Dich dann besitzen, Du Geliebte? Den Sieg müßte ich gewinnen, weil meine Seele sich rein weiß von der ihr aufgebürdeten Anschuldigung; ob ich Dich aber gewinne? Ich habe Dir wohl zu sehr nachgetrachtet, ich habe wohl oft meinen Gott über Dich vergeblich und habe Dir's nimmer gesagt; ich weiß nicht, ob Du mich willst. — Was hilfe mir's aber, wenn Dich der Kaiser mir gäbe, wenn Dich mein Schwert mir erstegte, und das Herz bliebe ohne Antheil an dem Gewinn? Und ist meine Seele so lauter, daß ich auf den Sieg rechnen darf?

Diesen stets wiederkehrenden Zweifel an seiner eigenen Würdigkeit endete er jetzt aber mit dem Ausrufe:

„Gieb Dich in die Gnade des Herrn! Es ist Alles an mir Gnade von Gott!“

In diesem Augenblick trat sein Knappe herein, um ihn zu wappnen.

Der Herberge Gottfried's von Bouillon gegenüber, der Dom zwischen ihnen, hatte Nichenza von Zeeland ihre Einkehr genommen. Ihre Freundin Cornelia van Delft ist bei ihr, lebhaftes plaudernd und beschäftigt, sie zu schmücken. Jetzt hat sie ihr einen Kranz von Perlen ins Haar gewunden, hat ihr den seitwärts herabfallenden Schleier mit einer Rose festgesteckt und tritt einen Schritt zurück, um sie zu betrachten.

„Fürwahr, theuerste Nichenza, auch in dieser eigensinnigen Trauer, darin Du Dir immer noch gefällst, bist Du voll solchen Reizes, daß sich der Kaiser als Alleinherr aller Christenheit mit dem Sultan der Mohren um Dich schlagen könnte? Werth bist Du's, Geliebte! — Aber im Ernst, Wem von den beiden Kämpfern um Deine Hand gönnst Du im stillen Herzen den Sieg? Herr Herbrand Harfagger, dieser Königssohn aus dem Norden, ist ein Held an Kraft und Gestalt, wie ich bisher keinen Zweiten gesehen. Noch immer sehe ich ihn in dem Ritterspiele, das er Dir zu Ehren unter den Mauern von Ribbelburg veranstaltet hatte, Mann für Mann mit seiner starken Lanze aus dem Sattel heben und im Schwertkampfe danach jede Klinge wie Glas zer-splittern. Es war recht, als ob einer der alten Reden aus Valhalla zur Erde herniederbestiegen, um mit den Zwergen aus Staub hier sein Spiel zu treiben.“

„Ja, er ist stark und seines Gleichen auf Erden nimmermehr!“

„Das sagst Du so tonlos, so ohne alle Beimischung einer Empfindung weder des Stolzes noch der Hoffnung oder der Furcht? Ist dies so völlig gleich, Wem von den beiden Gegnern den andern überwindet und Dich gewinnt?“

„Gott soll's ja bestimmen in seinem Gericht!“

„Ei Liebe, das ist wahr, aber Dein Herz — spricht es für Keinen von Beiden? Oft schon war ich der Meinung, Dein Auge ruhe mit Wohlgefallen auf Gottfried von Bouillon. — Es ist nun aber Jahr und Tag, daß er sich um Dich bewirbt und entweder ist es Deine Kälte oder seine Schüchternheit, Ihr seid Euch keinen Schritt näher gerückt. Nun kommt dieser Normann, das Staunen, die Bewunderung aller Welt, und auch seine Umwerbung läßt Dich ungerührt? Du darfst sagen, er wirbt nicht ehrlich um Dich, das mag sein, aber er wirbt klug, und dem Wager gebühret der Lohn. All seine Sünden vergeht ihm das Weib, denn sie entspringt aus der Liebe.“

Nichenza stand auf, legte Cornelia ihre Hand auf die Schulter und sprach:

„Freundin, mir wird Keiner von Beiden! — Während Du um mich bekümmert die letzte Hand an meinen Schmuck legtest und Dinge schwäpst, nur um mich zu erheitern, mich zu zerstreuen, oder auch um mich auf mein wahrscheinliches Schicksal gefaßt zu machen, denn warum lobtest Du den Normann oder entschuldigst ihn nur? — während Du so bemüht um mich warst

und ich Deiner Neben fast nicht Acht hatte, erstand mir ein Gesicht vor den sinnenden Blicken, darin ich den Spiegel meiner Zukunft erhielt. — Schüttle den Kopf nicht, liebste Cornelia, es ist gewiß. Höre!“

„So wie ich jetzt gekleidet bin, sah ich mich einsam schreiten und das Land um mich her war hüglig und wüßig; rothbrauner Sand war der Boden, nirgends ein Grün und die Luft flamme wie Sonnenbrand. — Wenige Schritte nur hatte ich gethan, da mußte ich stehen bleiben, denn eine tiefe Rinne, auf deren Grunde ein silberklares Bächlein rann, hinderte mich. Zuerst war die Rinne so schmal, als könnte ich sie überspringen, sie wurde aber immer breiter und der Bach wogte zuletzt als ein Strom, dessen jenseitiges Ufer, je mehr es zurückwich mit Blumen und Bäumen, darunter drei himmelhoch strebende Palmen, sich schmückte. Ich weidete mich lange an diesem Anblick, dann sahe ich zur Seite und da stand Gottfried von Bouillon neben mir; erschreckt wandte ich mein Auge zur Linken, da stand der Normann neben mir, streckte die Hand nach mir, und als ich nun wieder auf Gottfried mich umwandte, der nur sein tiefblaues Auge auf mich heftete, da — ich sah's und sah es auch nicht — schritt unter den Palmen von Jenseits ein Mann hervor, das Ufer hinab, schritt über den Strom ohne einzusinken,



Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen.

schritt auf mich zu und faßte mich bei der Hand. — Mein Auge sah ihn nicht, mein Auge verweilte auf Gottfried's Augen, mein Auge stieß in Thränen über, ach mich faßte so großer Schmerz, daß ich mit der freien Linken mein Herz pressen mußte und da — fühlte ich, daß ich einen Harnisch anhatte, zugleich blickte ich auf meinen Arm und ein Schild blinkte mir entgegen. — Bei dieser Bewegung entschwand mir das Gesicht und meine Seele ward voll von dem Glauben, daß mich der Herr zu seiner Braut will!“

Nichenza blickte gen Himmel, und Cornelia wagte Nichts zu erwidern.

Nach einer Weile erscholl Pferdegetrappel von der Straße, und die beiden Freundinnen traten ans Fenster. Gottfried von Bouillon ritt aus seiner Herberge heraus — vor dem Dom hielt er still, blickte hinüber nach dem Fenster seiner Geliebten, stieg vom Rosse und schritt in das Heiligthum, um sich da seine Kraft zu holen. Nichenza glaubte in seinen Augen gelesen zu haben; auch sie warf sich nieder in ihren Betstuhl und rief zu Gott aus all ihrer Noth.

Beiseit von erhabenem Gleichmüthe, wie ihn unbedingte Ergebung in Gottes Rathschluß erzeugt, ließ sie dann ihren Zelter vorführen und ritt hinaus nach den Schranken.

Diese waren in einer kleinen sandigen Ebene auf errichtet, deren Umgrenzung auf einer Seite der bewimpelte Rhe in, auf der andern eine Reihe mähtiger mit Fahnen und Zeltdächern bedeckter Hügel war. Der kaiserliche Thron und Waldbachin standen auf einer terrassirten Höhe, daneben befanden sich die Sessel für die Kampfrichter, darunter auf einem Vorsprunge des Hügel die Sitze Nichenza's und ihres Gefolges. Des Kampfrichters Eingang bewachten Grieswärtel mit kreuzweis gestellten Speeren; unweit von ihnen stand der offene Sarg, welcher den Besiegten im Gottesgericht aufnehmen sollte. Kopf an Kopf wogte das Volk auf den Höhen und am Stromufer, die Jugend in den Kronen der Bäume, das selbständige Alter meist vor den Karren und Buden, wo dem Hunger und Durste gewehrt ward.

„Hol's der Trudel!“ sprach Claus, ein hainblüchener Böttchermeister zu seinem Nachbar, dem Kürschner, und deutete dabei auf den Sarg in den Schranken, „wenn da der Normann hineinsoll, dann müssen sie ihm seine Weine unter den Arm geben, denn da geht nur eine Länge wie des Lothringers hinein!“ „Es ist ein Fatum,“ entgegnete dieser mit wichtiger Miene, „daß der Sarg passen muß; gib auf den Ausgang nur Acht!“ „Du meinst also —?“ „Ja eigentlich das meine ich auch.“

Denn wenn man den Normann betrachtet, er könnte den Bouillon zu Eierkuchen brüden —“

Schmetternde Trompeten und tausendstimmiges Lebehochrufen unterb den hier den Nebner; es galt dem aus der Stadt kommenden Kaiser und seinem Gefolge und dauerte an, bis er seinen Platz eingenommen hatte. Hinter ihm ritten Nichenza und ihr Gefolge um die Schranken und ihnen folgten, wieder in einiger Ferne die beiden Bewerber um ihre Hand, bis aus Thor derselben, um sich den herkömmlichen Prüfungen zu unterwerfen. Tiefe Stille trat bald an die Stelle des Jubels. Es war als kreise der Tod wie ein Adler um die Schranken, um sich auf seine Beute zu stürzen, und das Volk empfand seine Nähe mit Bangen.

„Gib um einen Kopf,“ flüsterte der Böttcher jetzt wieder seinem Nachbar ins Ohr, „überragt der Normann seinen Gegner. Ich fange an zu glauben, daß der Lothringer im Recht ist, denn nur das Recht kann ihm den Muth geben, solchen Gegner zu bestehen.“

„Ja, es gehört was dazu,“ entgegnete der Kürschner, „und sollte er sich gar in der Stille auch auf heimliche Mittel verlassen.“

Der Löfner durchsucht ihm die Kleider und Du weißt, fände er was bei ihm, das versperrte ihn den Einlaß. Nein, es ist ein muthiger Mann, das hat er in vielen Schlachten bewiesen.“

„Recht Schad' um ihn, denn es ist unser Landsmann! Und wenn ihn der Fremde —“

Sei still, Nachbar, jetzt schreitet der Löfner vor den Kaiser und der Kampfrichter befragt ihn, ob er sie Beide als freie Ritter, einander ebenbürtig und von gleicher Schildgenossenschaft befunden habe. Horch, er giebt Antwort!“

Und des Löfners Stimme erscholl über den Plan:

„Im Angesicht Gottes und des Kaisers und vor diesem freien und offenen Kampfsgericht, sage Ich, Löfner, daß Herbrand Harfagger und Gottfried von Bouillon, Beide nach rechter Ritterart und zu ihren Heerzeichen geboren sind. So Jemand das anders weiß, der rede jetzt, oder Schweige für alle Zeit!“

Und als Niemand hierauf entgegnete, da gebot der Richter den Grieswärteln die Schranken zu öffnen.

Die beiden Kämpen ritten jetzt ein und erhielten von ihren Knappen Schild, Lanze und Schwert. Zuvor jedoch mußten sie noch geloben, ihren Kampf ohne Arglist, wie Menschenfitt das erdenken möchte, ohne Hilfe des Bösen auszufechten und sich keines Zauberspruches oder Krautes zum Bannen und Blendens des Gegners zu bedienen. Danach wurde ihnen Sonne und Wind zugetheilt und der Ehrenhieb trat an den Schild zu des Kaisers Füßen, um auf ihn mit einem Weidenstab das Zeichen zum Angriff zu geben.

Er schlug ein Mal dagegen und die Ritter sprengten ans Ende der Schranken;

Er schlug zum andern Male dagegen und sie legten ihre Lanzen ein;

Er schlug zum dritten Male an den Schild — jetzt setzten sie ihre Streitrosse in Lauf, als wollten sie den Sturm überholen. Inmitten der Rennbahn trafen sie aufeinander, beide Lanzen zersplitterten, ein Staub, ein Wirbel wie Dampf umflog die Kämpen — Aller Auge sah sie ihre Lanzenstücke zur Erde werfen, die Ritter selbst blieben im Sattel.

„Hoch, Gottfried von Bouillon!“ rief alles Volk in die Luft und gab damit zu erkennen, daß es für ihn gezittert habe. Die Springfedern flogen die Ritter nun von den Rossen

und ihre Schwerter aus den Scheiden. Hui hieben sie einander auf Helm und Schild, daß sie das helle Feuer umschwamm, und in der Höhe aus ihren Stahlschlägen drängten sie Schild an Schild, Brust gegen Brust, für den Stoß die Gelegenheit zu erpähnen, sprangen sie wieder auseinander, dem Hiebe mehr Gewalt zu geben, und ihre Hagebenden, donnernden Blitze rissen die Eisenhaut ihres Arms in Fetzen, zersprengte die Bänder ihres Helms, ihres Panzers, und ihres Bluts Bäche sprudelten aus Schrammen und Wunden über ihr blaßes Gewand. So in diesem klappernden, raselnden Tanz schwang Herbrand seine Hiebe schnell und gewaltig, aber erstlich nicht mit dem Aufwande all seiner Kraft, während dies deutlich an seinem Gegner zu erkennen war und bis zur Ermattung desselben schien er es treiben zu wollen, er hieb und hieb, wurde immer fischer in seinem Spiele, schlug wie der Schmied auf den Ambos, und als Gottfried seinen Schild kaum noch so schnell schwingen konnte, des Normanns Hiebe aufzufangen, da führte dieser einen Schlag nach seinem Schwerte, daß es zersprang dicht an Griffen. — Zugleich brühte er ihm seinen Schild auf die Brust, warf seine ganze Wucht mit darauf, daß er mit einem Anie einbrach und zu Boden sank. — Gottfried von Bouillon schien verloren, und der Kaiser schleuderte seinen Stab in die Schranken, um dem Kampf Einhalt zu thun. Gottfried aber hatte im Fallen seinen Arm auf den Boden gestemmt, war damit grade auf das Bruststück seiner Lanze getroffen, und als nun der Normann den Fuß hob, um ihn auf den Rücken zu stoßen, ihm danach das Schwert auf die Gurgel zu setzen, da schnellte er ihm den Lanzenknauf gegen das Bein, daß er taumelte, daß ihm der Helm in den Nacken glitt, und nun wie der Blitz auf und empor, schmetterte er ihm seinen Schwertgriff ans Haupt.

Gottfried von Bouillon mußte kaum, ob er wach sei, als er den Normann am Boden sah. Wie noch im Kampfe hielt er den Schild vor der Brust und starrte nieder auf den Todten, langsam dann ließ er den Arm sinken und hob sein Auge in den Himmel. Taufendstimmiger Jubel und herein blasende Trompeten umrauschten diesen Blick, und der Kaiser stieg von seinem Throne, schritt die Terrasse hinunter, faßte Richenza an der Hand und führte sie in die Schranken.

O wie jauchzte ihre Seele, o wie leuchtete ihr Blick und wie flog ihr Fuß dem gemessener dahinschreitenden Kaiser zur Seite, und auch in dessen Augen spiegelte sich Freude und frommer Dank, daß ihm Gott seinen Betreuer erhalten. Jetzt waren sie den Hügel herunter, jetzt durchschritten sie den Kampfplatz, jetzt standen sie an der Leiche des erschlagenen Normanns, und Richenza erkannte mit heiligem Schauer, daß sich seine Todeswunde an derselben Stelle befand, wo er sie ihrem Vater geschlagen, und eben hob sie ihr Auge wieder empor und hinüber nach dem Geliebten. — Da riß ein Aufschrei der Menge ihren Blick nach dem Schranken hin und durch dasselbe, zwischen den schau zurückweichenden Grieswürfeln hindurch, schritt ein Mönch, eine hohe Gestalt, fleischlos wie der Tod, aber mit Augen wie Flammen aus tiefen Höhlen, und sie schritt feierlich mit erschreckendem Ernste, den gekreuzigten Heiland in der Rechten, einen weißen Mantel über den Arm geschlagen, und ein Pergament in der Linken auf Gottfried von Bouillon zu, warf ihm den Mantel über die Schultern, darauf dann ein rothes Kreuz sichtbar ward.

Und mit knöchernem Finger auf den Todten deutend, rief er mit grabeshöhliger Stimme:

"Nicht über dies Blut gehst Du an den Tausalta! Dich fordert der Herr, der Dich schirmte! Du sollst Dein Banner pflanzen auf Zion! Christ erschien mir, und also hat er gebetet zu mir: die Stunde ist kommen, daß mein Tempel gereinigt werde von den Moslims, und mit Dir will Er sein! Amen!"

Tiefe bange Stille folgte diesen Worten.

"O verloren!" seufzte Richenza und sank dem Kaiser in die Arme.

"Rein, gewonnen!" erwiderte Gottfried, "denn nun bekenntest Du mir Deine Liebe!"

Als er aber seine Hand hinüberreichen wollte, faßte sie der Mönch und zog ihn mit sich:

"Folge mir!"

"Folget mir Alle in den Dom!" rief er zum Kaiser und dem Volke danach.

Hoch hielt er das Crucifix, hoch hielt er das Pergament und rief abermals aus:

"Folget mir in den Dom! Dies ist ein Brief des Patriarchen von Jerusalem an den Papst, an den Kaiser, an alle Könige und Fürsten, an alle Männer des ganzen Abendlandes! Ihr sollt Kunde erhalten von dem Leibe, das die Ungläubigen allen Wallfahrern bereiten, Kunde von aller Schmach, die unserm heiligen Glauben geschieht! Folget mir! Gott will es! follet Ihr rufen."

Und er schritt hinaus aus den Schranken, bestieg ein Maulthier, ritt zur Stadt, und wie betäubt folgte Gottfried, folgten der Kaiser und Richenza, folgte alles Volk, und in den Dom wogte das Volk, und auf der Kanzel redete der Mönch, und als er schwieg —

"Gott will es! Gott will es!" Durchbraufete es den Dom.

Tausende forderten das Kreuz — vorm Altare lagen sich Gottfried und Richenza in den Armen — um sich fürs Leben zu trennen!

Petrus von Amiens hieß der gewaltige Mönch.

5. K a p i t e l.

Gottfried von Bouillon pflanzte die Kreuzeshahne auf; Hunderttausende sammelten sich darum; Fürsten und Ritter, freie und Leibeigne aus allen Wäldern folgten ihr und so flog sie durch Deutschland, durch Ungarn, durch Griechenland und Kleinasien und senkte sich wie ein Adler auf die Zinnen Jerusalems. Das heilige Grab ward erobert und Gottfried von allen Fürsten zu seinem Beschützer erwählt. König von Jerusalem hieß er nach dem funfzehnten Juli 1099, aber die Krone von Gold wollte er nicht tragen, wo Christus der Herr die aus Dornen einsteht Krug.

Und im Glanze seines aufblühenden Ruhmes, in der Fülle all seiner Macht schweifte sein Auge nach den Gefilden zurück, wo ihn die Liebe gerückt, wo seine Diene standen, wo ihn

sein Kaiser zum Ritter geschlagen, wo er seine ersten Lorbeeren gesüßte.

Trauer und Wehmuth amflorte dann seinen Blick: Gegen seinen Kaiser sah er best' eigene Söhne empört — und von der Geliebten kam nirgends eine Kunde zu ihm! Richenza war ihm näher als er dachte. —

"König, zum Kampfe!" so braufte es durch Jerusalem. Der Sultan zieht von Aegypten heran, und sein Volk ist unzählbar! Trompeten schmetterten, Fahnen weheten und Gottfried zog mit den Seinen gen Askalon, dem Sultan entgegen.

Dort in der sandigen Ebene hielt er Raft, um sich zur Schlacht vorzubereiten. Und nach dem Kriegsraße rief er einen Ritter aus seinem Gefolge zu sich:

"Es war in einem Walde vor Antiochia," so begann er zu ihm, "da vernahm ich den Schrei eines Bedrängten. Ein Bär hatte ihn gefaßt. Als ich hinzueilte, da ließ das Ungethüm von seiner Beute ab und griff mich an. Mein Schwert zerbrach — wehrlos drohte mir Uebles, da warst Du es, der dem Bären seinen Speer in die Seite rannte und mich befreite.

"Noch danke ich Dir nicht dafür. Ich weiß auch nimmer, wie ich's soll. Jetzt aber, am Vorabende einer Schlacht — da könnte es morgen zu spät sein! Fordre, was ich Dir gewähren kann."

Der Ritter entgegnete hierauf: "Nach der Schlacht will ich's Dir sagen." So schieden sie, und die Schlacht entbrannte.

Gottfried stürmte in den Feind, es suchten Einer wider Fünfzig, sechs-tausend Kreuzfahrer gegen dreimalhunderttausend Moslims, und sein Schwert brach blutige Bahn, so tief in den Feind, daß ihm die Seinen nicht folgen konnten. Und sein Kopf sank unterm Krummsäbel und sein Schild war zerhauen, wilder Triumph brüllte um den Umzingelsten — da in dieser Noth brach der fremde Ritter zu ihm hindurch, das ganze Heer folgte, und weil dem Feinde zur Seite in diesem Augenblicke neue Staubwirbel aufstiegen — Viehheerden verursachten sie — er aber sich auch von dorthier bedroht wähnte, so wandte er zur Flucht, das Kreuzheer ihm nach. — Nur Gottfried blieb auf der Waghstätt zurück, der fremde Ritter war ihm in den Arm gesunken, ein Pfeil hatte ihm den Harnisch über der Brust durchbohrt. —

König Gottfried löste seinem Retter den Helm, lange blonde Locken quollen darunter hervor, er löste ihm den Harnisch — das Bärtchen auf Kinn und Lippe des Verwundeten war eine Maske —

"Du bist Richenza, meine Geliebte!" rief der König und küßte ihr den erblassenden Mund.

Richenza brühte ihm die Hand für seine Liebe und entgegnete mit brechender Stimme:

"Woran, voran nur gehe ich Dir zu Gott, in dessen Dienste ich Dir schon vermählt war. Dort harre ich Dein!"

Und in Vorahnung seines baldigen Todes sprach Gottfried darauf:

"Ich folge Dir bald! — —"

Die Kreuzfahrer kehrten von der Verfolgung zurück, sie zogen nach Jerusalem heim und im nächsten Sommer, im Sommer 1100, beteteten sie ihren König zu seiner Geliebten. Seine Kraft war erlegen. [2493]

Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

Nr. 31 des Bazar brachte das wohlgetroffene Portrait der Prinzessin Victoria von England, welchem wir heut das ihres hohen Verlobten folgen lassen. Der Prinz befand sich kürzlich längere Zeit am englischen Hofe, und hat bereits die glücklichwünschenden Halbigen mehr bedeutender britischer Städte, unter Andern auch das Ehrenbürgerdiplom von London entgegengenommen. Prinz Friedrich Wilhelm, bekanntlich Sohn Sr. königl. Hoheit des Prinzen von Preußen, und Neffe von unferz jetzt regierenden Königs Majestät, ward im Jahre 1831, den 18. October geboren, an einem Tage also, welcher als Jahrestag der Schlacht bei Leipzig in der Geschichte Preußens zu einem denkwürdigen geworden ist.

M a g n a n i m .

Herzinnig danke Gott, wenn dir dein Lebensweg ganz breit und klar vor Augen liegt, wenn in deine stille Hütte wohl nie verlockend des Versuchers Stimme drang! Doch wag es niemals dich zu überheben, auf die zu schelten, die auf hoher See mit ihrem Lebensschiff vom Sturm getrieben werden und an den Klippen ihre Kräfte brechen, die weh und blutend sich von dem zerschellten Schiff, doch noch mit frischem Leben in der Seele retten. Und gehn sie unter selbst, nicht schlechter waren sie als du. Wohl warst du klüger in dem Thal zu bleiben, doch nicht für Jeden frommt das stille Thal. Und hörst du nun in deiner trauten Heimath, gemächlich an dem warmen Herde sitzend, des Sturmes Brausen, o so denke derer, die draußen auf dem Ocean des Lebens mit wellengleichen Lebensschiffen kämpfen — und fall auf deine Knie und danke Gott für deine Friedensstätt'; doch überheb' dich nicht und halte nicht dein ungeprüftes Gutfein für Ewigkeit! Denn Eugend kann nur aus dem Kampf erstehen, und nur durch Thränen strahlt des Sieges Lächeln. [2497]

Sophie Verena.

Großmütterchen.



"Großmutter, Du mahnst mich, — geh' grade ja! — Und sitzest so krumm auf dem Stuhle da!"

"Mein Kind, auch ich ginz einst grade einher, Doch — siebzig Jahre — die brücken schwer."

"Dein Haar ist so weiß, so sah ich noch feins; Wird es nicht auch noch so braun wie meins?"

"Mein Haar war wie Deines so braun und weich, Der Schnee des Alters nur machte es bleich."

"Großmütterchen, ziehst ja die Stirne so kraus, Ich denke, die meine sieht anders aus."

"Fühl' her, meine Stirne ist weich und glatt, Wie kommt's, daß Deine viel Falten hat?"

"Wohl hundert von kleinen Falten sind hier, Und dann noch die großen — eins, zwei, drei, vier . . ."

"Großmütterchen, sage mir doch genau, Wer zog Dir die Furchen so tief, so rauh?"

"Die Furchen, mein Kind, so groß als klein, Die pflügte das Leben so scharf hinein,"

"Die kleinen Furchen um Mund und Kinn, Die zogen die kleinen Sorgen dahin."

"Die Furchen am Auge, so wirt und kraus, Die hüllten die salzigen Thränen aus."

"Doch sage mir nur, liebese Mütterlein, Wer grub denn die großen Furchen ein?"

"Die erste grub mir mit einem Schlag Einst Deines Großvaters Todeslag;

"Dann blieb Dein Vater in heißer Schlacht, Der hat hier den zweiten Strich gemacht;

"Dann starb Deine Mutter und ließ Dich allein, Davon mag der dritte Strich wohl sein."

"Und der vierte, Du arme Großmama — Der scheint mir der tiefste, der schlimmste ja!"

"Ja wohl! Das Schwert, das die Furche schnitt, Es schnitt einen Theil meines Herzens mit:

"Mein anderer Sohn war ein Böhewicht — Nun Kind — nun frage mich ferner nicht . . ."

[2497]

Marie Gerrer.

Gedichte

von Leopold Scherer.

9.

Still will ich wandeln.

Still will ich wandeln in der Sonne Licht Durch alle meine Lebensstage hin; Denn nichts erscheint mir dieses Himmels weith Und schön genug zu singen und zu thun. Laß alle Schönheit, alle Göttlichkeit Mich selig still empfinden in der Brust; Und küßet meine Wange Frühlingluft Und hör' ich Kinder in den Blumen dort, So wünsch' ich: meinen Augen sei es auch Ein Augenblickchen hinzusehn vergönnt!

Still will ich wandeln in der Sonne Licht Durch alle meine Lebensstage hin. [2240]

Bach.

Höre mich an!
Mase hierher zum Zeitvertreib
Zu dem deutschen Manne das deutsche Weib!

Maler.

Wähnst Du, es hätte nicht mein Künstlerauge,
Als ich des Eichbaums hohe Krone malte,
Bestrebt, durch seiner Aeste grünes Dunkel
Ein saft anschmiegendes Gezweig zu flechten?
In diesem Streben schritt ich durch den Wald,
Mir unter seinen edelsten Bewohnern
Für meinen Eichbaum die Genossin suchend.
Da sah ich von der Birke weissem Stamm
Das zarte Haupt sich anmuthvoll mir neigen,
Und süße Worte, die mein Ohr vernahm,
Entschwebten lächelnd ihren schlanken Zweigen.
Wohl ist die Birke hold und reizbegabt,
Schön, wenn sie frühlich grünt, schön, wenn sie trauert,
Doch Ihm kann nimmer sie Gefährtin sein,
Die kaum ein Menschenleben überdauert
Soll seine taufendjähr'ge Kraft die weiche,
Die liebende Gefährtin sterben seh'n?
Soll sie in seinen Armen, eine Leiche,
Woll neben seiner ew'gen Jugend lieh'n?
Die stolze Tanne konnte mich nicht rühren,
Auch nicht der schlanken Pappel hoher Schaft,
Noch wagte ich, der Espe schwache Kraft
Dem starken Eichenbaume zuzuführen.
Die männliche Platanen sah mich an
So sicher, fest, als sei sie selbst ein Mann,
Und aus dem Kreis der ernsten, finstern Buchen
Noch! ich ihm nimmer die Genossin suchte.
Ja, ich verließ den Wald und fand sie nicht,
Die ich dem Eichbaum möchte zugesellen,
Ich fand sie nicht bis heute.

Weide (für sich).

Ich, warum
Steh' ich nicht auch im kühlen Waldbesraum,
Warum bin ich nicht auch ein freier Baum,
Geschmückt mit einem Kleid von reichem Laub,
Das nie befaßt wird von der Straße Staub!

Bach (zum Maler).

Du gingst durch des Waldes Stege,
Nach des Eichbaums Liebchen zu spä'h'n.
Hast Du auf der Straße, am Wege
Denn auch Dich schon umgeseh'n?

Maler (erstaunt).

Am Wege? Nein, am Wege such' ich nicht.
Der Wald nur, meint' ich, könne Ebles bergen.
Wer hätte Abergwitz genug, ein Wesen,
Von dem er Adel, Anmuth, Schönheit, Milde
Verlangt, im Leben oder nur im Bilde
Sich aus dem Staub' der Straße aufzulesen?

Bach (neidend).

Mein werther Meister, Du glaubst gewiß
Im Stolze Deines Erdengeniess,
Im Geisterreich seien die Galanterien
Als Hochverrath verpönt und verflucht;
Hast Du die Sängerin ganz verg'ssen,
Die hier im Staub' der Straße geiffen,
Und dennoch mit ihrem bestäubten Kleid
Durch ihren Gesang Dein Herz erfreut?

Weide.

O Schweig!

Maler (nachdenkend).

Der Weide hab' ich nicht gedacht,
Ich sah sie nicht im grünen Waldbesraum,
Sie ist ein niedriger verschmähter Baum;
Sie steht an ungesegneten Straßen meist,
Wo Jeder Zweig' und Blätter ihr entzieht,
Wo wilde Däuben, grausam, zum Vergnügen
Den jungen Stamm wohl treten gar und biegen;

Bach.

Und wächst dem Bäumchen, trotz Marter und Hohn
Eine volle, üppige Blätterkrone,
Da kommen mit Messern jedesmal
Die Menschen und scheren das Haupt ihr kahl;
Denn tritt auf ihre Felder die Flut
Sind Weidenzweige zu Dämmen gut;
Oft müssen die Kinder auch, statt in den Wiegen,
In einem Weidenkörbe liegen.
Und sind die Säuglinge dann erst Knaben,
So müssen sie Weidenstöten haben,
Und Körbe die Mädchen und die Frau'n.
Ich glaube, sie werden noch Häuser bau'n
Aus der stillen Weide gedulbigem Zweig,
Denn Tische und Stühle und solches Zeug
Das machen sie schon seit vielen Jahren.

Maler (ernst).

Hier kann sie Reiz und Anmuth nicht bewahren,
Doch lebt in ihr gewiß ein edles Streben,
Sogar die Kraft des Schönen. Ihr Gesang
War einer Seele Sprache.

Weide (traurig).

Wenn mein Leben
Nicht schön kann sein, warum ist es so lang?

Maler.

So ist Dein Leben lang?

Weide.

O, es ist ewig!
Von Ahasverus hat man Dir erzählt,

Den Gott zu ew'gen Lebens Qual verdamme,
Weil er den Herrn der Welt nicht aufgenommen.
Steh', solch ein Ahasverus bin auch ich,
Ganz unverkündbar ist mein Lebensfunke:
Des Himmels Blis mag meinen Stamm zersplittern,
Die Säge bis zur Wurzel mich vernichten,
Ich sterbe nicht, auch nicht am tiefsten Schmerz,
Und unter keiner Folter bricht mein Herz.

Maler.

Ein starkes Herz im Dulden und Ertragen!

Weide.

Küngst hörte ich, wie im Vorübergeh'n
Zwei Knaben eine unheilvolle Mähr
Sich hier erzählten, die mir Aufschluß gab,
Wofür ich, ewig lebend, büßen muß.
Isharioth, der Christusum einst verrathen,
Gab sich den Tod an einer Weide Stamm.
Deshalb muß ich gebeugt am Wege stehn
Und darf nicht frei des Himmels Sonne schauen,
Deshalb ist mir der Schönheit Gut versagt,
Deshalb trifft mich Verachtung, Hohn und Schmach,
Und büßen muß ich, was ich nicht verbrach!

Maler.

Nein, Du gebeugtes Herz, das ist ein Wahn.
Kann Gott das willenlose Werkzeug strafen,
Das eines Mörders blut'ge Hand ergrieff,
Sein schuldbeflecktes Leben schnell zu enden?
Du bist wie alle andern Bäume auch
Bestimmt, des Himmels Sonne frei zu schauen,
Zum Aether Deine Krone zu erheben!
Wie bin ich doch bisher so blind gewesen!
Ich weiß, Gott schuf die Weide hoch und schön,
Und weich und stark, und reich an Lebenskraft.
Ich sah einst eine Weib' am Flussufer,
Es ragte hoch ihr Stamm in blaue Lüfte,
Und ihre holden Zweige neigten sich
Wie sehnd dem bewegten Himmel zu,
Den ihr der Wellen Gott im klaren Spiegel
Entgegen hielt. Betroffen stand ich still,
Mein Auge labend an dem schönen Bilde,
Das mir ein neues noch. Ich hatte stets
Die Weide sonst an Orten nur geseh'n,
Wo sie der Menschen Vortheil dienen muß,
Gebeugt, gebrochen von der Knechtschaft Last.
Hier sah' ich nun die Weide in der Freiheit,
Wie sie, getränkt aus kühler Wellen Born,
Unfälscht von des Himmels reinsten Lüften,
Vom Schönheitsstimm der Menschen mild geschont,
Sich ungehindert froh entfalten durfte.
Warum gedachte ich nicht jener Weide
Als ich dem Eichbaum die Genossin suchte?

Bach (zur Weide).

Siehst Du, ich muß es geahnet haben,
Dass in Dir schlummern so herrliche Gaben;
Liebedoll bist Du und stark und klug,
Mir warst Du auch immer noch schön genug.
Doch möcht' ich Dich sehen in höherer Schöne,
Wenn Dich die Menschen wachen ließen,
Wenn ihre wüthen, unbändigen Eöhne
Dich nicht mehr drängten, beraubten und stießen.

Weide (ruhig heiter).

Oft hab' ich mir ein bess'eres Loos ersehnt
In frühern Zeiten. Das ist jetzt vorüber.
Mich freut, das Wesen meiner Gattung leben,
Die zu der Schönheit Höhe sich erheben.
Doch mir genügt die selige Gewißheit,
Dass Gott auch mir der Schönheit Kra't verlieh,
Wenn sie auch zur Entfaltung nie ge'dich;
Weiß ich doch nun, mein dürftiges Gewand
Ist nicht der Schande, nur der Armut's Kleid,
Und freudig trag' ich meine Niedrigkeit.
Ich habe meines Daseins Zweck erkannt;
Auch würde nun des Herzens Sehnen kaum
Mich mehr hinaus in fremde Fernen treiben,
Denn will ich hier in Dunkelheit verbleiben;
Ist an die Scholle doch gebannt der Baum.

(leise im Abgehen)

Mich tröstet über der Entbehrung Leid
Das lohnende Gefühl der Nützlichkeit.

(Bach und Weide verschwinden.)

Maler (allein, sich umschauend, wie aus einem Traume erwachend).

Wie ist mir denn? Hab' ich denn nur geträumt?
Ich ruhe hier auf thaubenstem Rasen,
Ich höre neben mir des Baches Rauschen,
Und in der Weide spärlich grauen Haaren
Spielt schon der Morgenwind. Ich sehe dort
Die Thürme meiner lieben Heimath ragen,
Dem fremdgenord'nen Sohne freundlich winkend.
In einer Stunde hab' ich sie erreicht,
Erreicht des theuren Vaterhauses Schwelle.
Hier liegt das Skizzenbuch noch aufgeschlagen,
Worin des Baches Finger fest gewühlt,
Hier ist das Bild des Eichbaums, welchen ich
Als deutschen Mann mir denke. Ist es nicht
Von guter Vorbedeutung für den Mann,
Dass hier an seiner theuren Heimath Grenze
Der Künstler hat das deutsche Weib gefunden?
Ich gehe ferner nicht mehr in den Wald
Des deutschen Weibes Bild mir aufzusuchen.
Im Staub' der Straße hab' ich es gefunden,
Wenn auch gebeugt von Lebens Mü'h' und Last.
Warum hab' ich es früher nicht gesacht,
Wie in der Weide Kraft und Milde sich
So schön vereinen? Warum find' ich jetzt
In einer Weide starkem Lebensstriebe
Das Gleichniß zu des Weibes ew'ger Liebe?
Wohlan, so will ich in der Heimath denn

Durch dieses Baumes männlich starke Aeste
Ein zart Geflecht von grünen Zweigen schlingen.
Und an des deutschen Eichbaums tiefen Leib
Schmiegt dann die Weide sich: das deutsche Weib.

(Der Maler nimmt Mappe und Felleisen und entfernt sich langsam.
Weide und Bach singen ungedulig folgenden:)

Bölein im Gebüsche
Weht der Morgenwind,
In den Schooß der Blüthe
Puscht der Elf geschwind.

Wenn im Osten schimmert
Erste Tagesgluth,
Schlüpset die Najade
In die rothe Fluth.

Was die Nacht geboren,
Kriecht der Sonne Blis.
War es ein Gedanke,
Bleibt er wohl zurück.

Vor des Lichtes Sonne
Hat nicht Täuschung Raum,
Es entflie'h die Geister,
Es entflieht der Traum.

(Der Vorhang fällt langsam.)

E n d e. [2175]

Du armes Kind mit Deinen blassen Wangen.

Du armes Kind mit Deinen blassen Wangen,
So bist Du aus dem Traume nun erwacht!
Das bittere Leben ist Dir aufgegangen,
Und vor Dir liegt's wie sternlose Nacht.

Dir scheint der Boden unterm Fuß zu wanken.
Du fragst: „Welch Elend ist dem meinen gleich?“
— Wohl wahr, die Hoffnungen, die Dir versanken,
Sie waren schön, der Traum war golden reich. —

Du schaust um Dich mit tiefen, wilden Schmerzen:
„Ist das dieselbe Welt, die einst so schön?“
— Sie ist's! doch denk, daß Du an Einem Herzen,
Durch Seine Augen damals hast gesehn! —

— Es schau des Nachts dieselben klaren Sterne,
Es ist derselbe warme Sonnenschein —
Doch den Du liebst, Er ist auf ewig ferne,
Was Du verlorst, wird niemals wieder Dein!

Bergweilung schlägt um Dich ihr herbes Wehe,
Reißt nicht wohin in Deiner großen Noth,
Die einz'ge Hilfe, die ich für Dich sehe,
Ist: — Wende voll Vertrauen Dich zu Gott! —

— Er hat ja Balsam für die tiefsten Wunden,
Sein Gnadenarm reicht unermesslich weit,
Er läßt auch Dich, mein süßes Kind, gefunden
Und giebt Dir Trost in Deinem schweren Leid!

— Des Lebens Bonne konnte Lieb' Dir rauben,
Nie blüht für Dich zum zweiten Mal das Glück —
Doch wankte nicht! es gab ein rechtes Glauben,
Schon manchem Herzen Frieden ja zurück!

[2179]

Sophie Verena.



Das Schnellpökeln des Fleisches im Kleinen.

Man nimmt, wie Hr. Dr. Runge, Prof. der Gewerbskunde
in Oranienburg, angiebt, auf 16 Loth Kochsalz 1/2 Loth Salpeter
und 1 Loth Zucker und wägt, ebenso wie es auch schon
früher die Hausfrauen thaten, das Stück Fleisch so darin,
dass alle Seiten desselben ihr gehöriges Salz bekommen.
Darauf hüllt man dasselbe in ein Stück vorher gut gebrühter,
aber wieder getrockneter Leinwand fest ein und legt es in einen Porzellan-
oder andern Napf und obendarauf einen möglichst dicht
schließenden Keller. Diese Leinwandhülle ist das Wesentliche
beim Schnellpökeln im kleinen Maßstabe, was, wie Hr. Prof.
Runge meint, nicht allen Hausfrauen bekannt sein wird. Man
kann nach 12 Stunden schon die Wirkung sehen. Hat man
nämlich das Fleischstück mit dem Salzgemenge ohne Leinwand-
hülle in den Napf gelegt, so findet man den größten Theil des
Salzes zu Late zerfließen am Boden desselben. Sonach kann
es keine Wirkung mehr auf den Theil des Fleisches äußern, der
daraus hervortragt. Bei der Leinwandumhüllung ist dem nicht
so; hier finden wir gar keine Late in den ersten 10 Stunden,
dafür ist sie selbst aber durch und durch mit den aufgelösten Salz-
theilen getränkt und giebt nun, da ihre Verührung mit dem
Fleisch fortbauert, stets Salz an dasselbe ab, als es dafür Feuch-
tigkeit von ihm erhält. Später, nach etwa 16 Stunden, findet
man unten etwas Late; nun ist es Zeit, das Fleisch mit seiner
Hülle umzukehren und dies thätlich einmal zu wiederholen.
Ein so behandeltes Stück von 6 Pfund wurde schon nach
6 Tagen aus seiner salzigen Umhüllung genommen. Es hatte
nur 10 Loth an Gewicht verloren; denn die wenige freie Late

betrug mit der, welche die Leinwand aufgenommen hatte, nur 27 Loth. Das Fleisch wurde nun in bloßem Wasser gekocht und zeigte sich wohlwollend und hinreichend gepöfelt.

Alles hier Gesagte gilt vom Pöfeln in kleinen Mengen. Sobald man das Drei- oder Vierfache pöfelt, kann die Leinwandhülle wegbleiben. Höchstens daß man ein Stück Leinwand als Decke obenauf legt. Denn da 6 Pfund Fleisch 27 Loth Lake haben, so geben (wenn man dieselbe Menge Pöfelsalz anwendet) würde, was hier aber wohl zu viel sein könnte) 24 Pfund Fleisch 108 Loth Lake, was übergenug ist, das Fleisch mit Lake zu bedecken.

Es kommt hierbei nur auf das richtige Einlegen der in dem Pöfelsalz gewählten Fleischstücke an. Es dürfen keine leeren Räume bleiben. Durch kleine Fleischstücke kann man sie zwar ausfüllen. Aber man schneidet nicht gern ein ansehnliches Stück zu diesem Zweck entzwei. Es ist auch nicht nöthig, da glatte, wohlgewaschene Kiesel- oder Feldsteine in allen möglichen Größen hier dasselbe thun und jeden Raum ausfüllen, wo müßige Lake sich ansammeln könnte.

Anleitung zur Schnellbleiche.

Auf 20 Pfd. Leinwand oder Garn, welches vorher gut ausgekocht und ausgespült, wovon aber das Wasser ganz abgelaufen ist, nimmt man 4 Pfund recht frischen Chlorkalk, gießt darauf 10 Pott (etwa 8 preuß. Quart) weiches Wasser, läßt es 20 Stunden stehen, bindet es aber fest zu, damit es nicht verdampfe, und rührt es inzwischen öfters um. Dann thut man 80 Pott weiches Wasser in einen Kübel, gießt den aufgelösten Chlorkalk durch ein Sieb hinzu, thut ferner 1/2 Pfd. fein gestochenen Naum hinein und rührt die ganze Masse mit einem Besen tüchtig um. Hierauf legt man die Leinwand recht glatt und gleichmäßig hinein; dann kehrt man dieselbe in der ersten Stunde 4 Mal, in der zweiten 3 Mal und in der dritten fortwährend um, worauf man sie gut spült und noch 48 Stunden in frischem Wasser legt, dasselbe aber Morgens und Abends erneuert. Zuletzt läßt man die Leinwand noch einige Tage bleichen.



Bernichtung weht Dich an, solange Du Einiges bist; Du fühlst im Ganzen Dich, das unvernünftig ist. Wie groß für Dich Du seist, vor'm Ganzen bist Du nichtig; Doch als des Ganzen Glied bist Du als Kleinstes wichtig.

Was das Leben gab, ertrage Und verichmerze, was es nahm.

Bilder und Erlebnisse in der Jugend geben, je mehr wir uns von ihr entfernen, in um so hellerem Lichte in uns auf dem schwarzen Grunde des Alters auf: das Ende berührt den Anfang, wir nähern im Alter uns selbst wieder mehr der Kindheit.

Zwei liebende Herzen, sie sind wie zwei Magnetstaben; was in der einen sich regt, muß auch die andere mitbewegen, denn es ist nur Eins, was in beiden wirkt, Eine Kraft, die sie durchweht.

D bitt' um Leben noch: Du fühlst mit Deinen Mängeln, Daß Du noch wandeln kannst nicht unter Gottes Engeln.

Glück und Frieden gedeiht nur im Schatten des bürgerlichen Lebens, nicht auf den harten, steilen Felsenwänden, wo im heißen Sonnenbrande die Königskerzen wachsen und giftige Schlangen schimmernd durch den Sand sich ringeln.

Sylbenräthsel.

Erste Sylbe.

Es ist ein Geselle mit ledern Muth, Zieht wandernd durch die Welt, Er trägt nicht Tornister, nicht Wanderhut, Hat nirgend Quartier bestellt. Heut' ist er hier und morgen dort, Und dennoch willkommen an manchem Ort. Ist er heut' milde und sanft und fein,



Rebus.



So schlägt er Euch morgen die Fenster ein; Drum wie er auch schmeichelt und liebreich thut, 's ist besser, Ihr seid vor ihm auf der Hut. Denn thut er auch Gutes dann und wann, 's ist Einer, dem man nicht trauen kann.

Die zwei letzten Sylben.

In unsern vernünftigen Tagen Wird's selten nur noch gehört, Doch erzählen uns alte Sagen, Daß einst es hochgeehrt. Gar selige Melodien Entfaltete das holde Wort, Verschollene Harmonien Des liebreichen Nord. Es redet von süßer Minne, Von Helben- Herrlichkeit; Wir hören's und werden's inne: Das ist kein Klang von heut'!

Das Ganze.

Von Menschen ist's gekommen, Der Mensch hat es erdacht, Und doch ist's nicht zum Frommen Der Menschenhand gemacht; Sie bauen's, unsre Meister, Und harren und warten still, Ob einer der höheren Geister Vielleicht es brauchen will. Da kommt vorübergezogen Der erste, wilde Kumpen — Er raucht, wie flüsternde Wogen Am einsam gleitenden Rahn — Der Edne Wunderquellen Durchfluthen die Witternacht... Wer hätte vom lodern Gefellen So Großes wohl gedacht?

[2448]

Marie Garrer.

Räthselprung - Aufgabe.

Table with 8 columns and 8 rows of letters for a word puzzle.

Auflösung der Räthselprung-Aufgabe in Nr. 31.

Rag einst der Jugend Blume uns verbleichen, So war die Täuschung doch so himmlisch süß, Wir wollen ihr vorzeitig nicht entgehen. Und unsre Liebe muß dem Adler gleichen: Ob Alles, was die Welt gab, uns verließ — Die Liebe darf den Flug in's Em'ge wagen.

Auflösung des Räthfels (Aufl. der Räthselprung-Aufgabe) in Nr. 31.

„verschieden“.

Auflösung der Charade in Nr. 31.

„Edwenberg“.

Auflösung des Rebus in Nr. 31.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt; Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andere dir auf. Handlung erringt der Glückliche sie, der Leidende durchdend. Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt.



Fr. D. B. in H. Was Sie als Arbeit wünschen, liegt der Mode etwas fern; — dies der Grund, warum Sie es bisher vermieden. — Sammet reutigt man, indem man ihn in lauwarmem Eisenwasser hin und her zieht und lose drückt, dann in reinem Wasser tüchtig spült und ohne ihn auszuwinden aufhängt; ist das Wasser völlig abgelaufen, dann hält man den Sammet noch feucht mit der linken Seite über glühende Kohlen, während man ihn auf der rechten Seite mit einer weichen Bürste reibt, bis er trocken ist. — Dieses letzte Verfahren kann man auch anwenden, um nur gedrücktem Sammet wieder Aufsehen zu geben; man befeuchtet dann den Sammet auf der linken Seite, ehe man ihn über die Kohlen hält.



Franz Bacherl

(Nach einer Photographie.)

und hier, als Bericht, ein Bruchstück der Vorklesungen, wie „Berlin“ es kenographisch aufgezichnet:

Und sind sie denn auch endlich ganz verflozen, Die tragen mit ihrem Lichtergest, Und hat auch Alles, Alles mich betrogen, Und fühlst sich meine Wufe ganz verwaist, So fliehet sie nach Walhalla!

(Gelächter.)

Ihr schwaigt?

(Ungeheures Gelächter.)

Warum schwaigt Ihr, Ihr Söhne Thuisons?

(Allgemeines Hurrah.)

Doch höre, du bist ein Taitischer!

Werde Mutz, denn du bist ein Taitischer, Der Taitischesten Taitischer Taitischer.

Hrn. Dr. F. C. D-n. Mit Dank empfangen.

Hr. B. H. in G. Wir antworten direct. Der Abdruck soll bald erfolgen.

Hr. J. Sch. in G. Sehr willkommen!

H. L. St. in B-n. Wir werden mit unierem Zeichner Rücksprache nehmen.

An Hr. J. L. in B. Die Schöge à la lancière sind kurz und geben nur von den Hüften aus bis hinten zum Schluß der Taille. Die Schöge à la Montespan dagegen sind sehr lang und umschließen die ganze Weite des Hoden. Beide sind sehr beliebt.

An Hr. W. J. in D. Das unterhaltendste Gesellschaftsspiel ist jedenfalls, wenn es einigermäßen mit Geist und Talent betrieben wird, das sogenannte „Charaden aufzuführen“.

In Paris wird es gegenwärtig, trotz Sommerzeit, in allen Gesellschaften gespielt, bald mit, bald ohne Vorbereitung. Wo das Local eine kleine theatralische Vorrichtung zuläßt, oder schon eine enthält, ist allerdings der Eindruck günstiger, und die Ausföhrung weniger schwierig. Dieses Spiel ist eigentlich so bekannt, daß eine genaue Erklärung überflüssig sein dürfte; doch für die Wenigen, der Sache Unkundigen, mag ein Beispiel hier seine Stelle finden. Gelegt, der Name der allgemein gefeierten Schauspielerin „Sebach“ sollte als Charade aufgeführt werden, so wäre das ungefähr folgende zu arrangiren. Als erste Sylbe könnte ein Gedicht, welches den oder die See zum Gegenstand hat, vorgelesen werden. (Es existirt ein solches von Lamartine). Bei der zweiten Sylbe würde ein Musikstück von Bach, von kunstfertigen Händen gespielt, eine geeignete Inszenirung sein. Bei der Darstellung des Ganzen könnte eine mit mimischem Talent begabte Dame die Künstlerin in einer oder der andern Scene einer ihrer bedeutendsten Rollen möglichst copiren. Vielleicht würde Gredchen im Kauf dazu am geeignetsten sein. Diese Angabe natürlich nur beispielsweise. Das hier genannte Wort und dessen Eintheilung setzt freilich in gewisser Beziehung Kenntnisse voraus, inbeiden ist es kein so großes Unglück, wenn nicht Alle Zuschauer beim Errathen sich betheiligen können; Einige sind dazu genug. Wer für seinen Scharfsinn nicht Abtugung findet, hält sich an die Sache selbst, denn gute Declamation, gute Musik und eine dramatische Scene macht Jedem Vergnügen.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 35. Alle 8 Tage erscheint eine Nummer. Berlin, 15. September 1857. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. VI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von milanesischem Taffet, Basquine à l'impératrice von schwarzem Taffet mit offenen, edig geschnittenen Ärmeln und einem Glöckchenbesatz. Strohhut, dessen Kopf und Bavolet von rosa Taffet, um den Rand des Schirmes mit schmalen schwarzen Blonden, im Innern desselben mit rosa Blumen garnirt. Battisttragen. Unterärmel von Battist, bestehend aus einem großen Puff mit ausgezackter, zurückgeschlagener Manschette.

Figur 2. Anzug eines kleinen Mädchens. Kleid von dunkelrothem Popeline, Casaque von weißem Plqué, Amazonenhut von italienischem Stroh, mit weiß und rosa Band garnirt.

Figur 3. Robe von stahlgrauem Taffet mit doppeltem Rock. Jeder Rock ist am Saum mit einem schmalen, dicht gestollten Bolant besetzt, und der obere an beiden Seiten durch eine große Bandschleife ausgenommen; Berthe von gleichem Stoff, wie die Ärmel mit getollter Taffetrüsche garnirt. Hut von Reisstroh, mit Quirlande von grünen Blättern. [2512]

Die Seele der Geige.

Das herrliche Tyrol mit seinen fruchtbaren Thälern, seinen schroffen Bergwänden hat manches kräftige Geschlecht unter seinen Bewohnern aufzuweisen, doch auf keines blickt es mit größerem Stolze, als auf die Bewohner des Zillertals, ein Völkchen voller Kraft, Kühnheit und Poesie, das den Stolz des Vaterlandes wohl rechtfertigt. Das Zillertal selbst ist der Garten Tyrols, es ist das gesegnete Land, wo der Weinstock die süßigen



Pariser Moden.

Ranken von Baum zu Baum schlingt, wo vor jeder Thüre der dicke grüne Dom einer Kastanie oder eines Nußbaums sich wölbt, es ist überdies das Thal, welches die Stadt Zell in seinem Schooße birgt, und darauf sich nicht wenig zu gute thut, denn Zell ist weit und breit bekannt durch das Heiligengefest, das dort mit besonderem Glanze gefeiert wird.

Der Jahrestag dieses Festes hatte auch diesmal wie gewöhnlich Tanz, Gesang und Fröhlichkeit mitgebracht. Die ganze Jugend von Zinsbrud und aus den benachbarten Dörfern hatte sich eingefunden. Da sah man reiche Bürger, Studenten in mairischer Tracht, Officiere in weißen Uniformen, Schäser im Sonntagsstaat, Jäger mit spitzen Hüten, von denen bunte Bänder herabflatterten, junge Mädchen mit weißem Camisol, dunkelblauem Rock, schwarzem Brusttuch und einem Männerhut auf dem Kopfe, kurz das ganze bunte Durcheinander eines wahren Volksfestes.

Zwischen höher schwoll der frohe Lärm, die Hurrah's wurden lauter, hinter den spitzen Felszacken hervor schallten die hellen Klänge lustiger Weisen, die, vom Echo fortgetragen, die antwortenden Stimmen der umgebenden Berge weckten.

Die Menge drängte sich nach dem Hauptplatze von Zell, welcher an den Seiten mit Rasen umgeben, übrigens aber mit Sand bestreut war. Das Geräusch tausend fröhlicher Stimmen mischte sich mit den ersten Accorden der Instrumente; das Orchester, aus den besten Musikern des Landes gebildet, begann soeben einen Walzer, die Ungebuld der unerwähnten Tänzer zu befriedigen.

Plötzlich entstand eine Bewegung unter den Spielern; der Vorsteher derselben, der erste Violinist, hatte die Nachricht erhalten, sein Sohn sei in Hüll plötzlich gefährlich krank geworden. Der arme Vater drängte mit Gewalt die Thüren zurück, die seinen Augen entführten.

„Könnte ich noch zu rechter Zeit kommen!“ murmelte er und ohne auch nur die Geige in ihr Futteral zu legen, stieg er die Stufen der Estrade hastig hinab und verschwand in der wogenden Menge, welche ihn ehrerbietig Platz machte.

Die Musik schwieg — und eine erwartungsvolle Unruhe schien sich der Volksmenge bemächtigt zu haben.

Einige Schritte vom Orchester, auf einer hölzernen Bank, saß inoffen ein junger Mann von ungefähr 15 Jahren mit einer alten Bäuerin. Der Jüngling, zart und schlank gebaut, zeigte, von langen blonden Locken umgeben, ein schmales bleiches Gesicht mit dem eigenthümlichen Ausdruck, welchen das innere quälende Feuer des Genies den Zügen aufprägt. Er hatte bisher dem Treiben des Festes mit gleichgültiger Unbeweglichkeit zugeschaut, erst nach dem eben erwähnten Vorfall geriet er in ungewöhnliche Erregung, sprang plötzlich auf und wollte sich eilig entfernen, als die alte Bäuerin ihn zurückhielt mit den Worten:

„Was fällt Dir ein, Leopoldchen? Ist's Dir nicht wohl hier?“

„Mutter, Mutter!“ erwiderte der Jüngling mit sanft einbringlichem Ton, „Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was in mir vorgeht.“

„Bei allen Heiligen, Kind, so habe ich Dich mein Lebtag noch nicht gesehen, nicht einmal dasmal, als Du so schwer am Fieber darniederlagst und ich Dich pflegte. Weiß Gott, Du hast mir schon viel Kummer bereitet, seit ich arme Wittwe Dich zu mir nahm, als die Nachbarin, Catharine Pfefter, starb — sie war auch nur eine arme Wittwe, die Catharine, und meine gute Freundin, was konnte ich anders thun . . .“

„Ich habe Eure Wohlthaten nicht vergessen, Mutter Schwarz, und kann mir das Zeugniß geben, daß ich mich stets bemühte, sie zu verdienen.“

„Was hilfst's, Du hast doch keine Lust an der Feldarbeit, und unsere Hegen zu hüten, ist Dir auch langweilig . . . Ja, ja, Moosje Leopold hat nichts als den Bierstiebler im Kopfe, niemals ist er zufrieden, als wenn er die Geige im Arm hat. — Schönes Metier das für einen Mann!“

„Mutter, bringt mich nicht zur Verzweiflung; wenn Ihr so sprecht, kann ich Euch ja mein Vorhaben nicht mittheilen.“

„Rebe nur frei heraus,“ sagte die gute Frau, besänftigt durch den Ausdruck tiefen Kummers im Antlitz ihres Pflege Sohns.

„Ei, ei, was giebt's denn hier!“ rief in diesem Augenblicke die Stimme des dicken, rothbädigen Mannes dazwischen, welcher den Weiden gegenüber saß; es war der Gastwirth Fridmann.

„Ihr scheint ja ganz wo anders zu sein, als beim Feste, Frau Nachbarin!“

„Nu, ist wohl kein Wunder, Herr Fridmann; der Leopold spricht in lauter verblichnen Redensarten.“

„Was, Junge, hast Du schon Geheimnisse — in Deinen Jahren?“

„Herr Fridmann,“ stotterte der Jüngling mit niedergeschlagenen Augen. . . Doch plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, oder vielmehr als eile er, einer innern Stimme zu gehorchen, ergriff er den Wirth heftig bei der Hand, zeigte auf den freien Platz der hölzernen Bank und sagte mit zitternder Stimme: „Ich bitte Sie, Herr, bleiben Sie so lange bei meiner guten Mutter, bis ich wieder komme; ich gehe nicht weit,“ und ohne eine Entgegnung abzuwarten, stürzte er nach der Estrade zu, stieg rasch die Treppe hinauf, ergriff Miller's Geige und rief: „Erseht? Durch wen?“ rief einer der Musiker.

„Durch mich!“ erwiderte Leopold stolz.

Ein allgemeines tolles Gelächter folgte diesen Worten. Leopold fühlte seinen Muth wachsen in der Bedrängniß. Er wartete, bis der Lärm sich etwas gelegt, hob dann Geige und Bogen in die Höhe und rief: „Meine Herren, ich würde nicht die Mühe haben, mich hier an den Platz des Musikers zu stellen, der so eben das Orchester verlassen, wenn ich mich nicht fähig fühlte, seine Stelle auszufüllen.“

Dieser Rede antwortete erneuter Lärm spottender Ausstufungen, zwischen denen zuweilen die klagende Stimme der Wittwe Schwarz hörbar ward, welche sich weinend an das Geländer der Estrade klammerte, ohne auf Fridmann's Beruhigungsgründe zu hören.

Gott weiß, welchen Ausgang die Sache genommen wäre nicht ein Mann von ernstem Ansehen vorgeschritten und hätte mit einem Ton, welcher jede Widerrede zurückwies, gesagt:

„Wie könnt Ihr das Vorhaben des jungen Mannes tabeln? wißt Ihr im Voraus, daß er nicht werth ist, eine Stelle neben Euch einzunehmen? Ihr könntet mich auf die Vermuthung bringen, daß Ihr den Vergleich zu fürchten habt.“

Diese strengen Worte wirkten gleich mächtig auf Musiker und Publicum. Die ersten schwiegen, um nicht für eifersüchtig gehalten zu werden, und die Menge, wie immer und überall mit gewohnter Leichtigkeit vom Spott zu ungeduldiger Neugier übergehend.

Eine tiefe Stille folgte.

Leopold fühlte, daß er sie benutzen müsse. Er ließ den Bogen über die Saiten gleiten, und spielte ein Andante aus der Pastoral-Symphonie von Beethoven. Die reinen, vollen Töne drangen in die Seelen und machten alle Herzen höher schlagen. Orchester, Tanz, festlicher Lärm war verschwunden, nichts war mehr da als ein jugendliches Haupt, umleuchtet vom Strahlenschein des Genies, auf das alle Blicke unwillkürlich gerichtet blieben.

Bewunderung ließ den Beifall verstummen.

Erst nach Beendigung der Musik machte der Enthusiasmus sich Bahn, aber Leopold vernahm nichts davon; die Bewegung hatte ihn überwältigt.

Als er wieder zur Besinnung kam, sah er sich in dem Hinterstübchen eines Caffeehauses auf einem Divan, umgeben von Mutter Schwarz, von Fridmann und dem Unbekannten.

„Gott sei gelobt!“ rief die Wittwe, „er kommt wieder zu sich; Leopoldchen, was hast Du mir für Angst gemacht — aber, sehet nur, Fridmann, sehen Sie nur, Herr, wie blaß er ist. Ist das ein Bestand, sich um das bißchen Geigenpiel so herunter zu bringen! Ist das nicht eine Thorheit. Nachbar — nicht wahr? meinen Sie nicht, Herr?“

Der Wirth nickte bejahend mit dem Kopfe, der Unbekannte schüttelte verneinend den seinen.

„Nachbarin,“ sagte Fridmann, „ich sehe die Sache ganz mit Euren Augen an. Ein gut rentirendes Wirthshaus ist mir lieber als alle Musik und alle Musikanten auf der Welt.“

„Vielleicht werden Sie Ihren Anspruch in etwas mildern,“ sagte mit ernstem Lächeln der Unbekannte, „wenn Sie erfahren, daß ich der Kapellmeister Sr. Majestät des Königs von Baiern bin.“

Der Gastwirth blieb mit offenem Munde stehen. Leopold reichte dem Kapellmeister beide Hände entgegen. Er studirte seine Züge, und ihm schien, als spräche das Genie in dem edlen Ausdruck derselben.

„Sie sind gewiß ein großer Musiker; als ich Sie zu der Menge sprechen hörte, fühlte ich das, ich liebte Sie schon damals.“

Der Kapellmeister drückte ihm warm die Hand.

„Nicht vergißt er . . .“ sagte Mutter Schwarz mit einem Seufzer.

„Euch vergessen!“ rief Leopold. „Habt Ihr mich armen Waisenknaben nicht aufgenommen und mir das tägliche Brod gegeben? Alles, was ich bin, verdanke ich Euch. Aber Mutter, denkt Ihr wohl auch an die stete Sehnsucht meiner Jugend, welche ich nicht zu bereisern, nicht zu verstehen vermochte, bis der Gesang der Vögel und die Akkorde der Orgel mir die hohe Kunst enthüllten, welche mich trübete, die Kunst, die ich, ohne Lehrer, ohne Führer, errathen mußte.“

„Es haben keinen Lehrer!“ fragte erstaunt der Fremde.

„Es giebt keinen in unserm Dorfe,“ antwortete der Jüngling lächelnd, „es giebt hier keinen — wir haben hier nur Hirten, Jäger und Feldarbeiter.“

„Wunderbar! Wo durch eignen Fleiß sind Sie auf diesen Punkt gekommen? Leopold, mein liebes Kind, Sie, von Gott so reich begabt, sollten Ihre ungewöhnlichen Gaben nicht nützen? das wäre unrecht. Die Bluth Ihrer Gedanken strömt noch wild einher, sie sollen geregelt werden, Ihre Hand berührt das Instrument mit feberhafter Hitze, diese Hand muß geschickt und sicher gemacht werden. Sie sind ein geborner Musiker, Sie werden ein Virtuose; vertrauen Sie sich mir, ich vollende das Wunder; folgen Sie mir nach München.“

„Mein Himmel!“ jammerte die Wittwe, „Sie wollen mir das Kind mit fortnehmen?“

„Um es Euch groß und berühmt wieder zu bringen.“

„Das lasse ich niemals geschehen!“

„Frau,“ sagte der Kapellmeister mit großem Ernst, „Ihr dürft Euch der Schickung nicht widersetzen, welche Gott so sichtbar über den Jüngling verhängt.“

„Aber, lieber Herr, ich hab' ihn erzogen, Ihr werdet ihn mir nicht nehmen wollen. — Nicht wahr, Leopold, Du verläßt mich nicht?“ fügte die Wittwe mit bittender Geberde hinzu; Leopold sank in ihre Arme und weinte mit ihr. — „Nein,“ sprach er, „ich habe den Muth nicht.“

„Wußte ich's doch!“ sagte Mutter Schwarz, mit triumphirendem Blick sich zum Fremden wendend; aber Schrecken ergriß sie, als sie den tiefen Schmerz bemerkte, welcher in Leopold's Züge zurückgekehrt war.

„Hört,“ begann der Kapellmeister, „die Sache fordert ernste Ueberlegung. Ich weiß wohl, daß die Seele oft einem augenblicklichen Gefühl der Dankbarkeit ihre heißesten Wünsche opfern möchte, doch die Ueberlegung kommt und läßt einen so übereilten Entschluß bereuen. Bedenkt: Ihr habt zwar dem jungen Manne das tägliche Brod gegeben, doch habt Ihr deshalb ein Recht, den schönen, unlehnbaren Beruf in ihm zu tödten? Dann, gute Frau, hättet Ihr ihm einen schlechten Dienst geleistet. Ihr hättet den Leib ernährt und die Seele getödtet. Bedenkt, daß ich Leopold Ruhm und Vermögen in Aussicht stelle — und so hoffe ich, werdet Ihr nichts mehr dagegen haben, daß er mich begleite.“

„Im Grunde hat der Herr nicht Unrecht,“ sagte der Wirth, welcher bei dem Worte „Vermögen“ die Ohren spitste.

Die Wittwe schloß in stille Gebet Gott an, er möge ihr Ruhe und richtiges Urtheil verleihen. — Sie ward endlich ihrer Empfindung Meister, ging auf Leopold zu und sagte, seine Hand ergreifend:

„Na, Kleiner! Geh und sei glücklich!“

„Ich soll fort?“ schluchzte Leopold.

„Ja, weil es Gottes Wille ist, so geh und sei glücklich bei Deiner Arbeit. Ich hoffe, Du wirst manchmal an unser Dörfchen zurückdenken, an Dich, wo Du aufgewachsen bist, und Du wirst auch an die denken, die jeden Abend mit einem Gebet für Dich einschlafen wird.“

„Ach, ich kann nicht . . .“

„Geh, Leopold, geh befehle ich Dir's, ich Deine Pflegemutter, aber schnell — ich könnte wieder schwach werden.“

„Frau,“ sagte der Fremde, „Euer Opfer wird Euch einst reichlich vergolten werden.“

„Es ist schon,“ antwortete die Wittwe, die Hand auf ihr Herz gelegt.

Nach wenigen Minuten führte eine Postkaise Leopold und seinen Beschützer der Hauptstadt Baierns entgegen.

Fünfszehn Jahre waren verfloßen.

Doch, das friedliche Dorf, lag in die Schatten der Nacht gefüllt, und seine ganze arbeitame, einfache Bevölkerung in den Armen des Schlafes. Ein leichter Windhauch flog von Hütte zu Hütte, von Dach zu Dach und bewegte kosen die Blätter der dunklen Kastanien.

Ein Wagen rollte durch die Hauptstraße des Dorfes und hielt vor der Schwelke des Meister Fridmann, welchen der Postillon mit einiger Mühe glücklich herausklopfte. Der Wirth erschien auf der Thürschwelle, ein Licht in der einen Hand, und mit der andern die Augen reibend.

„Es ist schon spät, Herr,“ sagte er, „ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, seht eine Stube und ein Abendbrod herzurichten zu so ungehöriger Zeit.“

Der Reisende, ein schlank gewachsener Mann, sprang aus dem Wagen und antwortete zerstreut: „Ich brauche nichts als ein Zimmer nach der Straße heraus; mit dem Abendessen bemüht Euch nicht, ich habe keinen Hunger.“

„Das lohnt sich noch, um solches Lumpenvolk aus dem Schlaf aufzustehen,“ murmelte Fridmann zwischen den Zähnen, wies aber doch dem Reisenden ein Zimmer an und öffnete das Fenster. Dieser lehnte sich auf die hölzerne Brüstung und schaute unverwandt nach der kleinen Strohhütte gegenüber, deren einziges Fenster mit kleinen viereckigen Scheiben durch ein Eypenzugung fast ganz verdeckt war. „Sagt mir,“ begann er, „in dem hübschen Häuschen da drüben . . .“

„Meint Ihr das Nest da!“

„Je nun, kommt darauf an, wie man die Sachen betrachtet. Wem gehört dieses Haus?“

„Poß Laufend! Herr — nehmen Sie mir's nicht übel, aber — was kann Euch das angehen, daß die Barake — oder — das Häuschen da — einer guten Alten gehört, die hier im Dorfe die Wittwe Schwarz heißt?“

Der Fremde konnte seine Bewegung nicht unterdrücken. Er faltete die Hände und blickte zum Himmel. Meister Fridmann fing an zu fürchten, daß er einen Narren unter seinem Dach herberge, und ging ohne Säumen, seine Burschen und Knechte zu wecken, den Peter und den Gregor, damit er Hilfe habe, wenn sein seltsamer Gast etwa auf gefährliche Ercentricitäten verfallen sollte.

Der Reisende hatte indessen aus seinem Koffer eine Geige genommen . . . „Du bist es, edles Instrument, dem ich Lebensunterhalt, Glück und Ruhm verdanke. Du hast mich in den Kämpfen der Welt begleitet; auf Dein von Alter geschwärztes Holz sind Thränen der Verzweiflung, Freudenthränen des Triumphes gestossen. Treuer Freund, ungetrennlicher Gefährte, lege Deine Seele auf Deine zitternden Saiten und trage diese reine Seele hinüber zur Hütte der armen alten schlafenden Frau. Um Deinetwillen verließ ich meine zweite Mutter, nun sage ihr auch, daß ich immer ihr Sohn geblieben. Rede und singe, theure Geige, zerstreue die Schatten der Nacht und das Weh der Trennung.“

Er näherte sich dem Fenster und spielte, gegen den Vorsprung desselben gelehnt, das Andante aus der Pastoral-Symphonie.

Die mächtige Melodie in der Stille der Nacht schien die Luft bis zur fernsten Grenze des Horizontes zu erschüttern.

Ein seltsames Concert, von nur einem Musiker gegeben, gehört vielleicht nur von dem Echo des Dorfes — und doch schien es, als habe das erhabene Lied einige der harmlosen Dorfbewohner geweckt. Hier und dort tauchte ein Lichtchen aus dem Dunkel auf, als Zeichen der Bewegung, des Lebens, der Thätigkeit.

Jetzt öffnete sich das Fenster am kleinen Häuschen drüben. Eine wandernde Gestalt, deren Umrisse sich nur durch die weißen Kleider von dem Dunkel abhoben, erschien am Fenster, stützte ihre zitternde Hand auf dasselbe und sprach wie für sich, laut die Worte:

„Mein Gott, mein Gott! — Das ist die Melodie, die er auf der Geige spielte, mein armes Kind! Mein Gott, so spielte er, als wir noch beisammen waren und glücklich! — O, mein Gott, ist es seine Seele, die auf die Erde zurückkommt, um mich zum Himmel abzurufen, wo es so schön ist? . . .“

Die Geige schwieg; aber von drüben rief eine liebevolle Stimme: „Mutter, Mutter! Ich danke Dir, Du hast mich erkannt!“

Man sagt, der Virtuose wollte im Dorfe bleiben, bis seine alte Pflegemutter die Augen geschlossen. Er hatte Vermögen erworben, Ruhm und Ehre gewonnen draußen in der Welt, aber Glück und Frieden waren im Dorfe zurückgeblieben.

[2514]

A. v. E.

Skizzen aus Paris

von Jehu und Einst.

6.

Eine Morgenstunde.

Es war ein herrlicher Märzorgen dieses Jahres; die Sonne strahlte in vollem Glanze, aber es hatte den Abend vorher geregnet und die Straßen von Paris waren bedeckt von jenem weltberühmten Schmutz, welcher der alten Lutetia einst den Namen gab und auch heut noch den bescheidensten Crinolineräden, sogar den — viel vertragenden rothen Unteräden Gefahr droht.

„Soll ich ausgehen? Soll ich zu Hause bleiben?“ fragte ich mich selbst, als eine Freundin, Fr. v. B., mit ihrer reizenden 16jährigen Tochter und ihrem Sohn Albert eintrat.

„Wir wollen Sie entführen!“ rief Fr. v. B. mir entgegen. „Vortrefflich!“ antwortete ich, froh, den inneren Debatten dadurch ein Ziel gesetzt zu sehen; „wohin aber werdet Ihr mich führen?“

„Nach dem Palais Royal; natürlich!“

„Eine herrliche Idee! also nach dem Palais Royal, um

die merkwürdige Sammlung des Prinzen Napoleon zu sehen. — Ich will gleich einen Wagen holen lassen. — Einen Wagen? — Man sieht doch gleich, daß Sie keine Pariserin sind. — Einen Wagen! und wir haben von hier nur 2 Schritte zum Palais Royal.

Aber der Schmutz! — Ach, wenn Sie eine Pariserin werden wollen, dürfen Sie von dem Viechen Schmutz sich nicht abschrecken lassen. — War zu sehr wollte ich mir doch meine unparisische Herkunft nicht vorwerfen lassen, nahm also entschlossen Hut, Schawl und Handschuhe und wir gingen.

Unser Muth war indessen auf keine geringe Probe gestellt; wir glitten hin und her auf dem schlüpfrigen Trottoir und unsere Kleider trugen manchen Flecken davon; Herr Albert lachte schadenfroh in sich hinein. — Garstiger Mensch! schalt seine Schwester, die ihn heimlich beobachtet hatte. — Was thue ich denn? fragte der Bruder mit der Miene getränkter Unschuld.

Du moquirst Dich, das ist sehr unhöflich! — Nein, Manon, ich dachte über die traurigen Folgen nach, die schlechtes Wetter haben kann. Du hättest nur den armen Gautier hören sollen, der ist das Opfer des schlechten Wetters geworden. — Wie das? fragte ich ungläubig den Spötter.

Madame, es kam nämlich so: Mein Freund Gautier wollte ein junges reizendes Mädchen heirathen. Die Verlobten hatten sich bisher nur Abends in den Salons gesehen, und begegneten sich nun eines Morgens auf dem Boulevard, d. h. an einem regnigen Morgen. Der Bräutigam ging auf der rechten, die Braut auf der linken Seite des Trottoirs und Jedes glaubte, vom Andern nicht bemerkt zu sein. Welche Entdeckungen machten sie da! Das junge Mädchen, welche das Kleid mit beiden Händen hielt, machte dadurch ihre großen Füße und ihre keinesweges sorgfältige Chaussüre doppelt bemerkbar — und — mein Freund haßt die großen Füße.

Doch auch die Braut hatte ihre Beobachtungen gemacht. Sie bemerkte, daß der Hut ihres Zukünftigen von einem kleinen Regenschirm überragt war, welcher, ohne Stiel, nur an den Hut befestigt wird und den Herren folglich erlaubt, die Hände bequem in die Taschen zu stecken. Das that denn auch Mr. Gautier.

Mein Bräutigam ist ein Condeiling, dachte die Braut; ich haße alle Excentricität! Aber das war noch nicht Alles: Eine arme Frau, die dicht an Gautier vorüberging, sprach ihm um ein Almosen an, um Brod zu kaufen für ihr Kind. Doch zu bequem, den Ueberzieher aufzuknöpfen, um das Portemonnaie aus der Rocktasche zu nehmen, ging Gautier vorüber; — und — sein Verdammungsurtheil war gesprochen.

terlich bedachten Geschlechtes hatten daran Platz genommen. Ihr Anblick vermochte uns nicht lange zu fesseln, da die in der Mitte des Saales befindliche Tafel bereits unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, an welcher man die Culturgeschichte Grönlands studiren konnte. Von dem Nachen an, der, in Gestalt einer Wanne, mit dem darin fahrenden Eskimo eins zu sein scheint, bis zu den häuslichen Geräthen, fand man hier Alles sinnig und in höchster Ordnung aufgestellt; nicht weit davon die mineralischen Producte des Landes und am Ende des Saales auf einer Erhöhung war sogar eine norwegische Braut in voller Parure zu sehen.

Sie ließ mit großer Geffälligkeit ihr goldenes Diadem, ihr Leibchen und ihren Gürtel bewundern, welche mit Gold und Steinen gefügt waren, und zeigte uns ihre Schürze und den weichen Leinwandtragen, dessen Stickerei unserer Quipurearbeit gleich. Endlich mußten wir dieses eigenthümliche Museum verlassen und beschloffen unsern Rückweg durch den Zwillertengarten zu nehmen.

Wißt Ihr, begann meine Freundin, was ich am meisten an dieser Unternehmung bewundere? Es ist der Eifer, womit Prinz Napoleon sich dieser beschwerlichen Reise unterzogen, um uns ein Land kennen zu lehren, von dem wir bisher so unvollkommene Begriffe hatten. Der erlauchete Reisende hat noch ein anderes Verdienst, fuhr Albert fort, statt eine Reisebeschreibung herauszugeben, die wenig oder flüchtig gelesen wird, bringt er uns, so zu sagen das ganze Land her. Es ist eine herrliche Idee!

Hier ward er unterbrochen durch den Ruf: „Place, Messieurs!“ Die Kaiserin sollte von ihrem Spaziergang zurückkehren, wir stellten uns also auf an einer Stelle, wo wir hoffen durften, unsere anmuthige Herrscherin sehen und grüßen zu können. Sie erschien auch bald, von zwei Ehrendamen begleitet. Ihre Majestät trug eine Robe von grünem Sammet, einen ebenfalls grünen Hut und einen herrlichen Caschmirshawl. Der Ruf: »Vive l'impératrice!« erhob sich, wo sie vorüber schritt, und sie beantwortete ihn mit freundlich huldvollen Grüßen. — Da stürzte ein junger Mann, unbedecktes Haupt, ein Papier in der Hand haltend, durch die Menge. Welches war seine Absicht? Die Wachen forschten nicht erst danach, sondern suchten ihn von Ihrer Majestät zurückzuhalten.

Wir erwarteten, die Kaiserin werde erschrocken und bestürzt vorwärts eilen, doch nein; mit der ihr eigenen Ruhe und Hofseligkeit schritt sie auf den jungen Mann zu, welcher sich ihr zu Füßen warf. Wir freuten uns dieser Geschehnisse mit unsrer schönen Fürstin; vielleicht war es auch ein Gefühl des Mitleids, welches sie bewog, dem Flehen eines Unschuldlichen sich nicht zu entziehen. Die einzelnen Worte des Gesprächs erreichten unser Ohr nicht, und so blieben wir für diesen Tag in Ungewißheit, wer der Held dieser Gartenscene gewesen, oder was er gewollt. Die Zeitung des andern Morgens belehrte uns, daß es — ein Wahnsünniger war! Eine inhaltsreiche Morgenstunde, sagte ich scheidend zu meiner Freundin, dank Ihnen, daß Sie mir zum Genuß derselben verholben.

Dacht ich's doch, war ihre lächelnde Antwort, daß Sie mir für die Beseitigung Ihrer weitaussehenden Verbindlichkeiten danken würden. Ich wette, Sie werden noch eine brave Pariserin — Adieu! [2382]

Erinnerung an Theodor Körner. Von G. A. Vor mehreren Jahren war ich eines Abends in einer kleinen ausländischen Gesellschaft des Eberhofsmaischalls. . . . Es kam die Rede auf unsre unvergesslichen Sängerkünstler, Körner. Im Laufe des Gesprächs erwähnte der Kamerad, . . . welcher längere Zeit in England gelebt und eine liebenswürdige Britin heimgenommen hatte: ein Vorb. . . habe dort in einer Gesellschaft die Brieftasche Körners, welche derselbe im Augenblicke seines Todes bei sich gehabt, vorgezeigt. Die Brieftasche mag dem reichen Sammler manches Psund aufgezwogen haben. Ich widersprach dem Erzähler, und bemerkte, daß diese Werturtheiligkeit nur ein recht tüchtiger Betrug sein müsse, da ich selbst — man machte große Augen — die ächte Brieftasche Körners eigenthümlich besitze. Ich legitimirte mich sofort, und man mußte mir glauben.

ben habe; es wird sich zeigen lassen.“ Körner las das herrliche „Bundeslied vor der Schlacht“:

„Abnungegraue, todesmuthig
Docht der große Morgen an;
Und die Sonne kalt und blutig
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.“

Hört ihr's? Schon jauchzt es uns donnernd entgegen,
Brüder! hinein in den blihenden Regen!
Wiederseh'n in der bessern Welt!“

Solche Worte entstammten; aber leider war es diesmal umsonst. Die Franzosen zogen, oder vielmehr liefen davon. Man erbeutete gegen 300 weggeworfene Flinten. — Aber in den Herzen hallte es fort:

„Faßt euch an, ihr deutschen Brüder,
Jeder Nerve sei ein Held!“

Nachdem so den braven Lützowern das gesuchte Bild schmachvoll entgangen, zog sich das Corps von der Öhrde weg, bestand nach manchen Irrfahrten in der Mitte des Monats August die Gefechte bei Lauenburg — 17. August — und bei Belleyn — 21. August — wandte sich, um dem Feind in den Rücken zu kommen, nach Schärz, überfiel am 26. Aug. bei Rosenhagen einen feindlichen Transport, und machte einen reichen Fang in — Zwiebad, — verlor aber auch dabei seinen besten Kameraden und Sänger, unsern braven Körner.

Indes will ich von hier an strenge der brieflichen Mittheilung meines Bruders folgen, und nur die aus vielen Schriften bekannte Scene des merkwürdigen Ueberfalls und Körner's Falles weglassen. Mein Bruder fährt im Wesentlichen fort: „Unser Corps bivouacirte auf einer Erft bei Wöbbelin, in deren Mitte zwei uralte Eichen standen. Förster (F. Förster) und ich waren mit noch ein paar Freunden an diesem Morgen so sogenannten Corps-Officieren ernannt worden; das hieß, wir waren Officierdienstuende Oberjäger so lange, bis die Bestätigung des Königs, dem wir zu Officieren vorgeschlagen waren, ankam. Wer, wie wir, als Gemeine, Gefreite, Unterofficiere gebirt hatte, weiß, was das sagen will: Officier zu werden. Man verläßt die Classe der Gehobenden, und tritt herauf in die der Befehlenden. Man hat die höchste Stufe militärischer Ehre nun erreicht; ob Lieutenant, ob Feldmarschall, anderes als Officier kann man nicht mehr werden. Im Lager und unserm Herzen war Sonnenschein; aber ein finst'rer Schatten sollte bald alle Freude auslöschten.“

Unter allerlei Einrichtungen für mein neues Verhältniß war der Tag vergangen. Ich lag auf meinem Strohlager. Alles schlief um mich her, und ich konnte keinen Schlaf finden. Da hörte ich auf einmal weiter unten im Lager schönen Gesang; ich raffte mich auf, eilte den Eichen nach, und fand eine Gesellschaft fröhlicher Freunde, die, weil ihnen das Glück eine Bouteille Arac zugeführt, Rursch bereitet hatten, und nun nach Zelter'schen Melodien Körner'sche Lieder sangen. Ich half ihnen singen und trinken bis auf die Neize. Dann suchte Jeder seine Ruhestätte bei seiner Schaar. Im Lager war wieder Alles stille. Nur vom Dorfe her hörte man Wagengerassel und unsers (des „alten“) Jahns Stimme.

So wenig auffallend das Letztere auch war, so sprang ich doch auf, um zu sehen, was denn wohl Jahn jetzt noch, nach Witternacht, im Dorfe zu werthschaffen habe.

Der Mond war aufgegangen, und ich sah einen langen Zug von beladenen Wagen aus dem Dorfe kommen, begleitet von Einzelnen unserer Husaren. Ich fragte den ersten, der an mich herankam, was sie da brächten? und erhielt die Antwort, sie wären so glücklich gewesen, den Franzosen den ganzen Transport von 40 Wagen mit Zwiebad abzunehmen (ein reiner, auf eigene Faust unternommener Husarencoup Lützow's); nur hätten sie leider ihren Lieutenant dabei verloren.

Ich fragte nach dem Namen des Lieutenants. Der Husar nannte mir meinen Körner, und deutete, als ich fast zweifeln wollte, auf den nächsten Wagen, mit den Worten: „Da liegt er, da können Sie selbst sehen.“

Es war unser Sänger unser herrlicher Körner! (Noch am Morgen des Tages, eine Stunde vor dem Ueberfall, während einer Rast im Gehölze, hatte Körner sein letztes Lied, das herrliche „Schwell Lied“ gedichtet:

„Nun laßt das Liebchen singen,
Dah helle Funken springen!
Der Hochzeitsmorgen graut, —
Hurrah, Du Eisenbraut!“

Das waren des so begeisterten, wie begeisternden Sängers letzte Dichtermorte. Er las sie eben noch seinen Freunden vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Bald darauf schlug eine feindliche Kugel, nachdem sie durch seines treuen Schimmels Hals gegangen, in Körner's Unterleib, verletzte Leber und Rückgrat und nahm im Augenblicke Sprache und Bewußtsein.

„Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenroth,
Willkommen dann, sel'ger Soldatentod!“

hatte er noch wenige Tage zuvor in einer Bivouacshütte bei Wüchen an der Stednitz in dem künftigen Liebe „Männer und Weibchen“ geungen. Der schöne, „Soldatentod“ hatte ihn bald ereilt. Doch wieder zurück zu unserm Berichtsteller.)

In diesem Augenblicke kam Jahn in Hast an mich heran: „Es ist mir lieb, daß ich Dich finde; Du bist heute Officier geworden; ich übergebe Dir hiermit diese 40 Wagen sammt den darauf befindlichen Gefangenen; laß die Wagen auffahren, umstelle sie mit Mannschaft, und haste für ihre Sicherheit bis der Morgen kommt.“

Fort war er wieder, der alte Jahn! Pflichterfüllung trat jetzt an die Stelle des Schmerzes.

Ich ließ die Wagen möglichst nah zusammenfahren. Auf mehreren lagen todte, schwarze Husaren, auf anderen verwundete Franzosen.

Nun eilte ich an Körner's Wagen. Daß er uns für immer entrissen sei, hielt ich noch nicht für möglich; ich meinte, er sei vielleicht schwer verwundet, schlafe oder liege in Ohnmacht, und werde uns wohl noch einmal, so wie nach jenem fürchterlichen Hieb, der ihn schon bei Leipzig (in dem Gefechte bei Ritzsch am 17. Juni 1813, als der französische Divisionsgeneral Fournier, trotz des Waffenstillstandes, das Corps überfiel) in eine tiefe Ohnmacht versenkt hatte, erhalten werden.

Ich wollte mich daher von der Art der Verwundung selbst überzeugen. Den Kopf fand ich frei von jeder Wunde, eben so die Brust; aber mitten in der Magenregion fühlte ich eine Schusswunde, die ihrer Richtung nach das Rückenmark verletzen mußte.

Da hatte ich denn plötzlich die schreckliche Gewißheit, daß der Herrliche für uns unrettbar verloren sei. Ich weckte die Freunde und theilte ihnen die traurige Nachricht mit.

Bald schlief im ganzen Lager Niemand mehr. Alles war von tiefem Schmerze ergriffen.

Zwei Schreiergeffellen von Körner's Compagnie zimmerten nach in der Nacht einen Sarg von Eichenholz (von Eichen, welche der Säger einft:

„Alter Zeiten alte treue Zeugen“ genannt, und von denen er in seinem Schmerze über die Fremdberrschaft gefungen:

„Deutsches Volk, Du herrlichstes von allen, Deine Eichen sehn, Du bist gefallen!“)

Nabe bei unserm Lager stand das Häuschen des Dorfhirten. Dorthin ließ ich meinen Körner bringen, und auf eine lange mit Eichenlaub belegte Tafel in der kleinen dürftigen Hausflur legen.

Außer Körner war noch ein Graf Hardenberg (wie Streckfuß in seiner Biographie des Dichters von dessen Werten sagt, ein hoffnungsvoller, sehr einnehmender junger Mann, welcher als Freiwilliger bei den Russen eine Abtheilung Kosaken bei dem erwähnten Lühow'schen Corps mit großer Kühnheit führte) und ungefähr sieben von unsern Husaren gefallen. Diese wurden auf dem Boden der Hausflur ebenfalls auf Eichenlaub um die Tafel herum gelegt.

Es war ein schauerlich belebtes Bild, diese vom Tode urplötzlich überraschten, zu sprechen und zu handeln scheinenden Leichen auf dem Boden umher!

Körner's Mienen waren ruhig; so schien sein Gemüth im Augenblicke des Todes gewesen zu sein.

Als den schwer Betroffenen, vom Pferde Stürzenden seine Kameraden auf den Wagen legten, sagte er mit großem Gleichmuth: „Ich habe wieder etwas weggekriegt, doch es wird wohl nichts zu bedeuten haben.“

Einen Augenblick darauf hauchte er sein Leben aus.

Was von Malern unter unsern Freiwilligen war, kam herbei, um seine Züge auf dem Papiere festzuhalten (daher die vielen verschiedenen Porträts). Hier ist es nun auch Zeit meine Acquisition der Körner'schen Briestafche einzuschreiben, und mich als den Besitzer der ächten Briestafche zu legitimiren. Mein Bruder nahm, was Körner bei seinem Tode Werthvolles bei sich trug, in Verwahrung und lieferte es ab. Nur die 10th sassianene leere Briestafche und ein kleines defectes perlenmutternes Wetschast behielt er, mit Einwilligung der ihm später sehr befreundet gewordenen Eltern des Dichters an sich, legte eine, dem Haupte des Gebliebenen entnommene Locke dazu, verwahrte Alles als Heiligthum, und vermachte es mir als solches, welches ich denn auch mit gleicher Pietät verwahre.

Fürster und ich gingen zu Major Petersdorf, um mit ihm das Nähere über unsern Freundes Beerdigung zu besprechen. Wir äußerten den Wunsch, ihm unter der größern der beiden Eichen von Wöbbelin ein Grab allein bereiten zu dürfen. Indes der Major (ein guter Hausgegen, aber wohl kein Dichter) meinte,



Theodor Körner.

er finde es viel passender, ihn unter den Meilenstein zu legen, der bei dem Dorfe an der Landstraße stand; denn dieser könne dann gleich als Denkmal des Dichters dienen (eine göttliche Idee!).

Wir remonstrirten gegen das Unpassende, und der Major gab, nachdem er noch ein paar Worte über jugendliche, romantische Ideen herausgepölkert, nach, da er übrigens ein herzenguter Mann war.

Fürster, Rostiz (der nachmalige, jetzt noch lebende Sächsische Minister des Innern a. D.), Thümmel (ein genialer junger Mann, Neffe des bekannten Ferdinand von Thümmel) und ich ließen es uns als Körners Freunde und Landsleute nicht nehmen, ihm sein Grab zu machen.

Unter der zweiten Eiche empfing ein zweites größeres Grab die übrigen Gefallenen.

Gegen Mittag war Alles fertig. Körner lag in seinem schlichten eichenen Sarge auf Blättern seiner „Eichen“, und nun setzte sich vom Hirtenhäuschen aus der Trauerzug unter dem gedämpften Schall der Trommeln, in Bewegung.

Was im Lager abkommen konnte, schloß sich an; auch Officiere des eben vorbeimarschirenden Wallmobe'schen Corps. Den Leichenzug führte der an Körner's Stelle tretende Rächste (der nachherige herzoglich Nassauische Geh. Hofrath), Freund Niebe (damals als Feldwebel Bär allbekannt).

Als wir den Sarg in das Grab gesenkt hatten, sangen die, welche noch vor Weinen singen konnten, einige Verse aus

Körner's Liedern, in denen er seinen Tod fürs Vaterland vorausgekündet hatte; dann warfen wir vier Freunde das Grab zu, und der alte Masroth von Berlin schnitt Körner's Namen und Todestag so tief in die heilige Eiche ein, daß die Inschrift nicht so bald verschwunden sein dürfte.

Voll Trauer, wie wir waren, wollten wir eben still auseinandergehen, als plötzlich Alarm im Lager geblasen wurde, und es hieß, der Feind zeige sich.

Da strahlten die traurigen Gesichter auf vom freudigsten Muthe. Was konnte uns in diesem Augenblicke des dumpfen, sprachlosen Schmerzes erwünscht sein, als denen im Kampfe zu begegnen, an denen wir unsern Zorn auszulassen nur zu sehr berechtigt waren!

Aber leider war es wieder einmal blinder Lärm gewesen. Wir stellten unsere Gewehre hin und hingen unsern Gedanken nach.

Was war das Resultat des Kampfes gewesen? Eine Partie Zwiebad erobert, und Körner verloren!

Beinahe ein Jahr nach diesem Unglückstage stand unser Corps in Subenrode in Belgien. Ich benutzte die Zeit der Ruhe, um meinen Onkel, den Kunstbändler N. A. in London, zu besuchen. (Hier schaltete mein Bruder eine kurze Erzählung seiner Wirklichkeit bei der damaligen Deutschen Hilfsgeellschaft in London ein, während der er seinen Abschied vom Corps nahm, und fährt dann fort:

Es war zum Theil in Angelegenheiten dieser Gesellschaft, daß ich im Winter 1814/5, bei einer Reise durch ganz Deutschland und namentlich im Heimathland Sachsen, in Dresden in Körner's Familie eingeführt und mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurde. Hier lernte ich des Dichters geist- und gemüthreiche Schwester Emma kennen.

Es war eine hochbegabte Jungfrau, und in ihrem Kreise für des Vaterlandes Ehre und Erhebung so wirksam, wie es ihr Bruder in dem seinen gewesen war. Sie hatte ihn nicht nur (aus der bloßen Erinnerung) als Lühow'schen Jäger in Del gemalt, wornach der bekannte beste Kupferstecher gemacht worden ist, (ein Exemplar davon schenkte Emma meinem Bruder, aus dessen Nachlaß es in meinen Besitz überging), sondern auch sonst noch in verschiedenen Lebensaltern. Jetzt war sie beschäftigt mit einem kleinen (Pastell-) Miniaturbilde, welches ihn als siebenjähriges Kind darstellte, und womit sie ihren Vater an dessen 58. Geburtstag zu überraschen gedachte.

Als sie mich nach meinem Urtheil über ihre Porträts des theuren Bruders fragte, und mir von ihrer unendlichen Sehnsucht nach ihm, und von ihrem und der Eltern Besuche an dessen Grab erzählte, da stand sie vor mir in der ganzen Fülle jugendlicher Gesundheit und vier Wochen später — ruhte sie bei dem Bruder unter der Eiche bei Wöbbelin.

Emma hatte nicht einmal die Freude des väterlichen Geburtstags erlebt. Der Vater schenkte das liebliche Medaillonbild des siebenjährigen blondlockigen Körner, meinem Bruder, des Sängers vertrautem Freunde. Auch dieses Bild ist ein Theil des heiligen Nachlasses, der mir zu Theil wurde.

In Betrachtung dieses Nachlasses werde ich heuer und stets den Todestag des jugendlichen Varden feiern, den 26. August.



Kindertoisiletten.

Erklärung des Modenbildes.
Kindertoiletten.

Figur 1. Mädchen von 9 Jahren. Kleid von grauem englischen Barège, mit 3 Volants, welche eine Einfassung von grün quadrillirtem Taffet haben. Ausgeschnittenes glattes Leibchen mit abgerundeter Schleppe und einem Fischu-Bretelle von grünem Taffet, in abgerundeten Enden vorn herabfallend und mit grau und grünen Franzen besetzt. Offene faltige Ärmel, garnirt mit einem Schrägstreifen von grünem Taffet. Rüsselformiges Hemdchen von Mouffeline mit gesticktem Bündchen. Unterärmel von Mouffeline mit gestickten Volants. Pantalons mit gestickter Borte. Graue Stiefelchen. Schwarze Halbhandschuhe von Filet. Im Haar schwarze Sammetfchleifen.

Figur 2. Mädchen von 11 Jahren. Kleid von rosa Fil de chèvire mit feinen schwarzen Querstreifen. Der Rock ist ganz glatt ohne alle Verzierung; das Leibchen mit langem Schoos und aufgeschlitzten Ärmeln fällt tief hinab auf den Rock und ist ringsum mit schwarzem Sammet und Glöckchen verziert. Glatter Kragen von gesticktem Battist. Ballon-Unterärmel von Mouffeline, mit entsprechender Manschette. Strohgelbe Handschuhe; weiße glatte Pantalons, braune Stiefelchen, brauner Strohhut (Jacon Louis XIII.) mit einer langen braunen Feder, à l'espagnole gelegt. Unter der Passe Bouquets von rosa Laufendbüchsen und schwarze Sammetfchleifen. Rosa Bindebänder.

Figur 3. Knabe von 6 Jahren. Mädchen von Nanjing, zu beiden Seiten pyramidalisch mit weißer Borte besetzt, deren einzelne Streifen mit Knöpfen besetzt sind. Halbanliegendes Jäckchen von Nanjing, an den Hüften aufgeschlitzt und durch weiße Borte vermittelst Knöpfen zusammengehalten. Die aufgeschlitzten Ärmel werden auf dieselbe Weise geschlossen. Lanquettirter Battistkragen; Unterärmel von Battist mit zurückgeschlagener Manschette. Pantalons mit schmalen Säumen und languettirter Borte. Braune Stiefelchen.

Figur 4. Knabe von 9 Jahren. Mädchen von braunem Popeline, mit Brandenburgs aus schmalen schwarzen Sammetband verziert. Weste von weißem Piqué. Chemiset von holländischer Leinwand. Graue Pantalons, Hut von italienischem Stroh mit schwarzem Sammetband.

Figur 5. Knabe von 7 Jahren. Mädchen von grünem Popeline, mit Borten derselben Farbe besetzt. Pantalons von weißem Piqué; Chemiset von holländischer Leinwand, mit glattem Kragen und weiten Unterärmeln.

Figur 6. Mädchen von 2 Jahren. Kleid von gesticktem Jaconnet mit doppeltem Rock. Ausgeschnittenes Leibchen mit traggendähnlichem Fischu, dessen Stückeri sich als Besatz des obersten, vorn offenen Rockes wiederholt. Kurze Volantärmel, graue Stiefelchen, Korallen Halsband.

Figur 7. Mädchen von 8 Jahren. Kleid von blauem Taffet ohne Besatz. Lange Basquine von schwarzem Taffet, sehr weit und an Rock, Taille und Ärmeln mit Reihen von Glöckchen garnirt. Kragen von gesticktem Mouffeline, Unterärmel von Mouffeline, Hut von beigefärbtem Stroh mit blauem Band und im Innern der Passe mit einer Kornblumenguitlande verziert. Schwedische Handschuhe.

Figur 8. Mädchen von 5 Jahren. Costüm Louis XIII. Mädchen von grauem Popeline, mit einem Carrébesatz aus schmalen schwarzen Sammetband. Offenes, halbanschliefendes Jäckchen mit derselben Garnitur. Hemd von Battist, vorn weit offen im Zeitgeschmack Louis XIII., und an der Taille durch eine orientalische Schärpe gehalten, welche, an der Seite geschlungen, auf den Rock herabhängt. Gestickte Pantalons, graue Stiefeln.

Die Spizen an den Prophetenhüten.

Die Mode wird es uns nicht verargen, wenn wir, obgleich zu ihrem Hofstaat gehörig, unsere Leserinnen auf eine Tyrannie ihrer Herrscherin aufmerksam machen, und ihnen raten, sich derselben zu entziehen.

Im Interesse für die vielen freundlichen Augen, welche so oft theilnehmend uns begleiten, raten wir nämlich denen unserer Leserinnen, welche Prophetenhüte tragen, ja zu beachten, ob die von denselben herabhängende Spitze an den Augen ihnen nicht schmerz, oder mindestens ein unangenehmes Gefühl verursache, und wenn dieses der Fall, durch Zurückschlagen der Spitze dem verderblichen Einfluß derselben auf die Sehnerven Einhalt zu thun. Denn daß ein solcher stattfindet, besonders bei den mit Perlen und Schmelz gestickten Spizen, ist schon so viel in Erfahrung gebracht worden, daß es zu bezweifeln nicht mehr möglich.

Vielleicht werden manche junge Damen, denen es einigermaßen schwer wird, sich von dem kurzen Schleier zu trennen, welcher die lebensfrohen Blicke demüthig verhillend, sie um so interessanter durchleuchten läßt, vielleicht werden Viele uns arger Redanterie beschuldigen, und fragen, warum wir denn Schleier überhaupt bulden, wenn wir das Anathem aussprechen über die anscheinend weit harmloseren Spizen, die als Diminutiv eines Schleiers die Propheten- oder Amazonenhüte schmücken?

Wenn ersten klüglichen Blick könnte unser Beginnen wirklich wie eine Ungerechtigkeit ausfallen, vielleicht gar wie ein wohl ausstübter Plan zur Unterdrückung einer Mode, die zu benutzen und die Hauptfordernisse, Jugend und Schönheit fehlen; dennoch auf die Gefahr hin, unsere Motive verdächtig zu sehen, wiederholen wir den wohlgemeinten Rath, den wir auf die traurige Erfahrung manches schönen Augenpaares gründen, welches das Vergnügen, die Welt einen Frühling lang durch das schmelzglühende Muster der wehenden Spitze zu betrachten, mit Schmerzen bezahlen mußte.

Es liegt eine verführerische Macht in der Erscheinung einer neuen Mode, die uns nicht sogleich berechnen läßt, welche Folgen dieselbe für die Gesundheit möglicher Weise haben könnte; wie so oft im Leben, müssen wir auch hier unsere Weisheit durch Erfahrung erkaufen, und wohl uns, wenn wir fremde und eigene Erfahrung uns zur Lehre dienen lassen.

Wir bitten also unsere Leserinnen, die Spitze ihres Prophetenhutes — nicht abzuschneiden — o nein, ein so großes Opfer ist nicht nöthig — sondern nur, wie gesagt, sie vorn zu-

rückzuschlagen, was dem eleganten Aussehen des Hutes nicht schadet und dem Auge unendlich nützt.

Die Ursache, weshalb diese Spizen den Augen so viel schädlicher sind als Schleier, mag eben in der Kürze der Spitze zu suchen sein, welche die geföhrtelten Contouren ihres Besatzes dicht vor dem Auge hin und her schwanken läßt, und denselben dadurch, daß ihr Rand gerade in die natürliche Richtung des Blickes fällt, eine ewige Anstrengung auferlegt; bei einem das Gesicht bedeckenden Schleier, besonders wenn derselbe von feinem Seidenstoff, oder nur am Rand gestickt ist, findet dieser Zwang gar nicht, oder doch in weit geringerem Maße statt, ganz abgesehen von dem wirklichen Nutzen, den die Schleier gegen Wind, Staub und Regen, gegen kalte und scharfe Luft gewähren.

Schwerlich hätten sich wohl die Schleier, ohne diese ihre realen Vorzüge Jahrhunderte lang in Gunst erhalten, weil sie nützlich und schön, dauern sie. Auch die Mode hat ihre Weltgeschichte, von der man sagen kann: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“.

Wir fordern hiermit unsere Leserinnen auf, das Richteramt zu üben, und über die schädliche, oben erwähnte Mode das Verdammungsurtheil zu sprechen, indem sie fernher durch keine noch so garne Spitze sich die Welt und ihr Auge trüben lassen.

Einer neuen und hübschen Mode hulbigen, ist Nichts, als natürliche Freude am Neuen und Schönen, doch eine als thöricht, oder gar schädlich erkannte Mode aus Gültigkeit beibehalten, ist mehr als Thorheit, ist fast — Sünde. [2519]

Heut und Morgen.

Heut und Morgen sind kurze Worte, leicht ausgesprochen, und doch fordern sie, wie kaum andre in unsrer Sprache, zu tiefer Betrachtung auf.

Die Gewohnheit des Lebens ist so mächtig in uns, daß wir leben, als wäre unser Erdenbafeln von ewiger Dauer, und doch wissen wir nicht, wie viele oder wie wenige „Morgen“ uns beschieden sind, Grund genug, Nichts aufzuschieben, was wir ernstlich zu thun Willens sind. Wie manche Sorgen würden uns und Andern erspart, wenn zuweilen durch die laute Luft des fröhlichen „Heute“ eine mahnenbe Stimme und zusüßerete: „Morgen!“

Nicht als ob wir das „Morgen“ zum alleinigen Gegenstand unsers Denkens machen sollten und darüber das „Heute“ vernachlässigen und versäumen. Wir würden dann dem reichen Manne gleichen, welcher sich selbst alle Freuden und Genüsse verjagt um Schätze aufzuhäufen, die sein leichtsinniger Erbe vielleicht verschwelt; oder, wenn dieser Erbe nicht leichtsinnig wäre, wenn er der Beste und Achtungswertheste der Menschen, wenn er der Wohlthäter der Armen, der Freund der Künste und Wissenschaften . . . Wo liegt der Vortheil des Schöpfens? Wenn Reichthümer zum Nutzen der Künste und Gewerbe, zum Wohl der Bedürftigen verwandt werden sollen, warum nicht von dem, der sie erwarb? Wenn Gutes gethan werden soll, kann es nie zu früh begonnen werden. Das Heute gehört uns; laßt es uns weise benutzen, mit Feiterkeit und Hingebung, als könne es der letzte Tag unsers Lebens sein, so benutzen, daß wir mit Freubigkeit uns sagen können: Wir thaten, was in unserm Kräfte stand, um unsern möglichen Verlust Denen, die uns lieben, nicht zum Unglück werden zu lassen.

Wie oft eilt der Mensch, wenn er hinter sich den ersten leisen Fußtritt des Mißgeschicks hört, erschreckt und furchtjam vorwärts, ohne sich umzusehen; ach, wie viel besser wäre es, ihm nur einen Augenblick müthig ins Auge zu schauen . . . Da er zu furchtjam war, eine unangenehme Wahrheit kennen zu lernen, einem kleinen Uebel heute durch beherzten Entschluß abzuhelfen, tritt ihm das kleine Mißgeschick, welchem er heut entgegenzutreten vermied, morgen als Ruin entgegen.

Der Spieler sucht allnächtlich den verhängnißvollen grünen Tisch; anfänglich lockt Gewinn den Thoren, denn er ist in den Händen schlauer Betrüger. Dann folgt Verlust auf Verlust, und endlich vollständiger Ruin. Um sich zu retten, sucht er Andre in den Schlingen zu fangen, die ihn umgarnen — er wird ein falscher Spieler, und — was wird dann aus ihm? Er, der heute nur ein Spieler ist, kommt morgen als Fälscher auf die Galeere.

Zwei Herzen sind eng verbunden durch gegenseitige Liebe, und in dem Augenblicke, wo sie am Ufer der Hoffnung zu landen denken, zerreißt ein leichtes, gedankenlos hingeworfenes Wort das Band für immer! Was ein Wort gefehlt, kann ein Wort leicht wieder gut machen; das denken, das hoffen Beide. Heute begegnen sie sich. Ihr Ton ist milder warm, fällt nicht mehr wie Kräfte ins Ohr, nicht mehr ins Herz wie Balsam. In jeder Seele brennt die Sehnsucht, mit dem Freimuth der Liebe zu sprechen, doch der Stolz tritt dazwischen und flüstert: „Gieb nicht nach, wenigstens nicht zu früh!“ Sie folgen dem falschen Rathgeber . . . Heut könnte ein Wort, ein Blick vielleicht das Räthel der Liebe wiederbringen — doch der Feind alles Herzensgüldes, der Stolz, triumphirt — sie meinen nur für kurze Zeit — und verschieben die Versöhnung bis „morgen“.

Der Morgen bäumert — das „morgen“ wird „heut“ — die Klust erweitert sich; der Keim der Zwietracht wächst mit ungehörter Schnelle; Jeder beschuldigt im Innern den Andern der Zurückhaltung, welche er selbst nicht aufzugeben geneigt ist. Jeder hätte die Macht den Strahl der Liebe neu zu entzündeln, doch die Zeit mehrt die Entfernung. Heut trennen sie sich in Kälte. Morgen begegnen sie sich mit Eoll.

Jahre lange, treu bewährte Freundschaft weilt oft in eine Stunde dahin aus Mangel einer offenherzigen Frage, einer freimüthigen Antwort im entscheidenden Augenblick, wenn ein unfeliges Mißverständnis sich zwischen die Freunde drängte. Der am wenigsten Schuldige fñhlt sich im Augenblick zu geräntzt zu freunblichen Entgegenkommen; nicht als ob er gleichgültig ein ihn so lange beglückendes Band könne sich lösen lassen — nein, er braucht nur Zeit, seinen Zorn abzuftählen; er fñhlt sich zwar verletzt, doch gern zum Verzeihen geneigt — nur heut er nicht — morgen will er dem Mißverständnis ein Ende machen. Der Andre fñhlt sein Unrecht und gefñhlt es innerlich zu, schon aber die Eunstthigung, sich schulbig zu bekennen, geht im Augenblick — später will er's thun; doch warum jetzt, wo die Neuheit seines Vergehens des Freundes Triumph nur erhöhen müßte. Der erste Sturm mag vorübergehen — Beide sind ja

gesund und jung — sie brauchen nur die Hand auszustrecken, so ist's abgethan — also nicht heute — morgen wird der Freund milder sein.

Ach wer von uns kann mit Recht sich für mächtig genug erklären, einen Streit durch ein Wort zu beschließen, durch ein „morgen“ zu sprechendes Wort! Lebend stehen wir mit einem Fuße im Grabe. — Heut sind wir noch hier, und morgen vielleicht für immer dahin gegangen! — Wieder begegnen die Freunde einander, Beide zögern mit dem versöhnenden Wort, sie trösteln sich damit, es könne, wenn nicht heut, ja morgen gesprochen werden, von Tag zu Tag wird ihr Entschluß schwächer, ihr Gefühl kälter. — Heut trennen sie sich gleichgültig, und morgen lebt nur noch Einer.

Es giebt keine Pflicht auf Erden, deren Uebung mehr zu unserer geistigen Erhebung beitrüge, als das Bekennen unsers Unrechts. Oht mag es einen harten Kampf kosten, das Eingeständniß unsers Fehlers über die Lippen zu bringen, aber laßt uns damit nicht zögern, denn wer kann verbürgen, daß ein verlорner Augenblick wiederkehre? Derselbe Gedanke möge auch den Beleidigten erweichen und ihn zum Vergeben geneigt machen. Vergebung ist ein göttliches Gefühl, welches dem Herzen den Lohn reiner Seligkeit spendet.

Laßt uns heut und morgen nicht als getrennt betrachten, nicht als Brüder nur, sondern als Zwillingenbrüder, deren Erstgeborener für den Augenblick auch unsre erste Sorgfalt in Anspruch nimmt. Bei Allem, was wir heut thun, laßt uns die Wirkung auf morgen bedenken, und bei Allem, was wir morgen zu thun gedenken, überlegen, ob es nicht eben so gut heut gethan werden könne. — So werden wir heut nie nöthig haben, das „Morgen“ zu fürchten, und morgen zurückblicken können auf das „Heute“ ohne die Geißel des unachtsichtigsten Richters zu empfinden: Selbstvorwurf. [2515]

S. L.

Ueber Briefstyl.

Von Marie L.

In unserer Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen, des Umchwungs und des raschen Wechsels aller Verhältnisse, wie nöthig ist es da, daß man sich ein rasches, klares Denken, eine leichte Auffassungsgabe und eine kurze ansprechende Ausdrucksweise anzueignen sucht! Wer noch die gemüthlich räthschizvolle Denk- und Sprechweise der vergangenen Jahrzehnte bewahrt, wird breit und langweilig gefunden, in der Unterhaltung unterbrochen und bei Seite geschoben, und muß endlich zur Einsicht kommen, daß auch bei uns der Ausspruch: „Zeit ist Geld“ in seinem vollen Werthe anerkannt wird. — Diese, von den Zeitverhältnissen bedingte Kürze und Klarheit tritt auch in der heutigen Schreibweise immer deutlicher hervor; es ist aber nicht leicht, selbst für diejenigen, die bereits die modische Denk- und Sprechart sich angeeignet haben, dieselbe auch auf ihre schriftlichen Leistungen anzuwenden, und die Folge davon ist, daß solche möglichst vermieden werden. Noch gar häufig, besonders bei unserm Geschlechte, findet sich großer Widerwillen gegen das Briefschreiben, und Aeußerungen wie: „Alles in der Welt, nur keinen Brief schreiben; es kostet mich die größte Ueberwindung, eine Feder anzuführen“ sind eben nicht selten, und doch gehört es zu den größten Annehmlichkeiten des Lebens, mit entfernten Freunden und Gleichgesinnten in stetem Verkehr und schriftlichem Gedankenaustausch zu bleiben. Doch sprechen wir jetzt nicht von den Annehmlichkeiten, die die gewandte Briefschreiberin vor Andern voraus hat, sondern von dem weit gewichtigeren Wort: dem Nutzen, den ihr in so unzähligen Fällen ihre gelübte Feder bringen kann.

Es wurde noch Keiner von uns an der Wiege gesungen, in welche Tagen sie dereinst Zeit und Verhältnisse bringen können, in jeder Lage, sich in Wort und Schrift sicher fñhlt, und es ihr dadurch leicht fällt, selbstständig aufzutreten und zu handeln. Es ist in allen nur denkbaren Lebensverhältnissen eines Mädchens dringend nöthig, daß dasselbe im schriftlichen Ausdruck möglichst geübt und sicher ist; sei sein Pfad nun rosig oder dornenvoll, überall wird diese Eigenschaft ihm Stab und Stütze sein, und ihm über gar manche Schwierigkeit hinweg helfen. — Die Gattin eines hochgestellten Mannes, die sich in der großen Welt bewegt und so glücklich ist, einen Kreis geistreicher Menschen um sich versammeln zu können, sie bedarf vor Allem die Gabe eines leichten, gewandten Briefstyls; denn wie viel Briefe, kurze Notizen, Verabredungen, Anfragen, Dank- und Einladungsбилете bei einer Frau, die ein Haus macht, täglich aus und eingeht, weiß wohl Jeder, der einmal in der Nähe einer solchen gelebt hat. Wehe der Frau, die in solcher Stellung dieser Gabe entbehrt, sie wird sich vielfach lächerlich machen, und sei sie mündlich noch so geistreich und liebenswürdig. Fragen wir uns doch selbst, wenn wir eine Persönlichkeit kennen lernen, die uns anspricht, interessiert, sind wir nicht gespannt darauf, auch etwas Schriftliches von derselben zu sehen?

Ja, unser gesamntes Urtheil hängt häufig davon ab, und finden wir uns in unserer Erwartung getäuscht, so sehen wir nicht selten unser Interesse fñhler werden und endlich ganz absterben.

Und nun die Unverheirathete, in glücklichen Verhältnissen lebende, die nur für sich und ihre Toilette zu sorgen hat! Welche Annehmlichkeit für sie, wenn sie sich mit entfernten Verwandten und Freunden unterhalten kann! Ihre Correspondenz fñhlt einen guten Theil ihrer Zeit aus, gehört zu ihren Erholungen, ihren Gemüthen. Welch ein Vortheil ist es doch für alleinlebende Damen in späteren Jahren, wenn sie auch mit dem Geschäftsstyl der Gerichte, Verwaltungen u. s. w. vertraut, ihre Vermögensverhältnisse selbst zu überwachen und zu leiten im Stande sind, und nicht nöthig haben, jeden darin vorkommenden Brief durch den Advocaten schreiben zu lassen, was oft Verzögerungen und Unannehmlichkeiten aller Art mit sich führt.

Wir haben hier nur zwei geschilderte Lebensstellungen in Betracht gezogen; wie viel schärfer aber tritt die Nothwendigkeit eines guten Briefstyls bei solchen Frauen hervor, die auf sich selbst und ihre eigene Thätigkeit bei Erwerbung ihres Lebensunterhaltes angewiesen sind, und deren Zahl in unserer Zeit leider so groß ist. — Bei den Bewerbungen um eine Pension, eine Stelle, eine größere Arbeit, bei den mannigfachen Anfragen und Bitten, die in dem Leben einer solchen Frau täglich

vorkommen, wie segensbringend und wohlthuenend ist es für die-
selbe, wenn sie selbst im Stande ist, mit einfachen, kurzen
Worten in ansprechender Weise ihr Geschick vorzubringen, und
nicht erst durch Benutzung fremder Kräfte denselben den Ein-
blick in ihre innersten Lebensverhältnisse gestatten muß. Bei
vielen Bewerbungen hängt es häufig von dem Eindruck des
Schreibens ab, welcher Bewerberin man den Vorzug geben
soll. Man wird nie einer Person, die in einem schlecht styl-
tierten, unklaren Briefe ihre Dienste anbietet, die Erziehung sei-
ner Kinder anvertrauen wollen, eben so wenig die Führung eines
Hauswesens, denn man ist allzuleicht geneigt, dem Briefe nach
unvortheilhafte Schlüsse auf die Persönlichkeit der Schreiberin
zu ziehen, und doch ist dies in vielen Fällen unrichtig, da es
oft den tüchtigsten, verständigsten Leuten aus Mangel an Uebung
unmöglich ist, ihre Gedanken brieflich auszudrücken.

Sehen wir zunächst, wie diesem oft empfindlich fühlbar
werdenden Mangel abzuhelfen sei, und was man hauptsächlich
bei den heranwachsenden Mädchen zu thun hat, um ihnen einen
fließenden Briefstyl zu eigen zu machen.

Die Kinder bedürfen dazu keines besonderen Talentes,
sondern es beruht dies einzig und allein auf Uebung. Wer,
nachdem er einigermaßen schreiben gelernt hat, schon beginnt,
eigene Gedanken niederzuschreiben, der wird bald, sowie sich
der junge Geist durch Lesen bildet, auch die eigene Ausdrucks-
weise verbessern und verebeln; die oft gebrauchten Worte ge-
nügen nicht mehr, das Kind sucht nach besseren, schwung-
volleren, und gebraucht jene, die es in Büchern gefunden und
die es angeprochen haben. Es ist gut und schön, die Kinder
Aufsätze machen zu lassen, eine Erzählung wiedergebend oder
irgend ein Thema erörternd, besser aber und weit bildender für
den Styl ist es, die Kinder solche Aufsätze in Briefform, an
irgend eine bestimmte Person gerichtet, ablassen zu lassen. Sie
gewöhnen sich daran, eine bestimmte Richtung im Auge zu be-
halten, sie müssen bei öfter vorkommenden Anreden eine gewisse
Abwechslung eintreten lassen, und endlich verliert sich dadurch
die Scheu, die man bei so vielen Menschen findet, die vor
dem Worte „Briefschreiben“ förmlich erschrecken, und es als
harte, saure Arbeit betrachten. — Gut schreibt nur der, der
gern schreibt; ein mit Mühe, mit halbem Willen ge-
schriebener Brief wird nie auf den Empfänger einen angeneh-
men Eindruck machen, und wäre er auch mit Artigkeiten an-
gefüllt. Bei vielen Kindern findet sich frühe schon die Neigung
Tagebücher zu schreiben. Man unterstütze dieselbe, und ver-
lange nicht, dieselben lesen zu wollen; lebhaft Kinder haben
einen eigenthümlichen Drang, ihre kleinen Erlebnisse aufzu-
schreiben, allein eine große Scheu, solche Ergüsse älteren
Personen mitzutheilen. Lassen wir sie gewähren; es ist bildend
für ihren Geist und ihr Herz, wenn sie sich jeden Abend so weit
sammeln, daß sie aus dem Chaos ihrer Gefühle und Gedanken
Einiges niederzuschreiben im Stande sind. Schreiberin hat das
Tagebuch eines kleinen Mädchens gelesen, das es im 7. Jahre
begonnen, und es sorgfältig vor den Augen ihrer Erzieher ver-
borgnen haltend, bis zum 12. Jahre fortgeführt hatte. Die
Fortschritte, die die Kleine von Jahr zu Jahr in Auffassungs-
gabe und Styl gemacht, waren deutlich zu erkennen, und es
fanden sich in den letzten Abschnitten schon recht klar ausge-
sprochene, fertige Gedanken und Ansichten, so wie durchgehends
eine naive, poetische Anschauungsweise. — Die Eitelkeit, die
Kinder an Neujahr und anderen Festtagen die Wünsche für ihre
Eltern und Verwandten in kleinen selbstverfaßten Gratulations-
schriften darbringen zu lassen, ist längst veraltet, und doch
hatte sie recht viel Gutes, indem sie die Kinder zwang, ihre
Gefühle in einer bestimmt gehaltenen Form auszusprechen,
und dadurch, daß oft mehreren Personen zugleich gratulirt
werden mußte, doch auch wieder eine gewisse Abwechslung in
der Behandlung des Gegenstandes eintreten zu lassen. Ein-
sunderer erinnert sich noch recht gut, wie schwer es ihr fiel, die
Neujahrswünsche für die Eltern, 3 Onkels, 2 Tanten und die
liebe Bathin zu schreiben, und Jedem doch etwas Anderes zu
sagen.

Bei Geburtstagen und andern Kinderfesten lasse man die
Festgeber ihre kleinen Einladungen schriftlich machen, und wenn
sie welche erhalten, so bringe man darauf, daß sie dieselben
schriftlich beantworten, besonders aber unterstütze und befördere
man ihre Correspondenzen, die sie so gerne im zarten Alter
schon mit entfernten Gespielten antauschen. Eine kleine Unter-
weisung der Eltern und Erzieher ist allerdings dabei noth-
wendig, doch beschränke man sich auf die allgemeinen Briefregeln
und lasse das Kind im Uebrigen schreiben, was ihm Verstand
und Herz eingiebt. Nichts ist widerlicher als den Brief eines
Kindes zu lesen, aus dem uns der geschraubte pedantische Styl
eines Hofmeisters oder einer Gouvernante entgegenweht. —
Haben die Kinder selbstständig geschrieben, dann lasse man sie
ihren Brief auch allein zusammenfalten, siegeln und adressiren,
denn auch dazu gehört Uebung, wenn es sicher und gut gemacht
werden soll. Es liegt eine gewisse Grazie in einem richtig ge-
falteten, gut siegelselten und sicher überschriebenen Briefe, wäh-
rend ein schlecht zusammengebohrtes Blatt mit unklarem Siegel-
abdruck und schlecht geschriebener Adresse uns von der Anmuth
der Schreiberin nicht eben sehr überzeugen kann.

Aber auch schon Erwachsene können den Mängeln ihrer Erzie-
hung kräftig nachhelfen, und in späteren Jahren noch sich einen
gewissen Freudigkeit ans Werk gehen und nicht denken, daß es eine
Arbeit ist, der sie entgegengehen, wenn sie an den Schreibisch
treten, sondern vielmehr ein Vergnügen. Wer sich von allen
streifen Rebeformen und althergebrachten Zopfphrasen ferne hält,
und seine frische Eigenthümlichkeit in die Feder fließen läßt, ist
immer sicher einen ansprechenden Brief zu schreiben. Daß der-
selbe, je nachdem man an nähere oder entferntere Grade der
Stände oder der Bekanntschaft schreibt, auch wärmer oder kühler
gehalten werden muß, versteht sich von selbst, doch lassen sich
dabei keine Regeln feststellen. Die Beziehungen im Leben
sind so tausendfältig, und jeder Fall hat wieder so viel eigene
Verhältnisse, daß jede hierüber aufgestellte Regel an den Klippen
der Ausnahmen zerschellen würde, und es dem Tacte der Schrei-
berin überlassen bleiben muß, das rechte Maß überall einzu-
halten. Bei einem Briefe von einiger Wichtigkeit wird
man wohl thun, sich einen kleinen Entwurf mit Bleistift zu
machen. Beim Durchlesen desselben finden sich dann leicht die
Stellen, die verkürzt, die Sätze, die abgerundet werden müssen,
und man kann durch Numerirten derselben sich bezeichnen, wie
sie auf einander zu folgen haben, wenn sie ein stehendes har-
monisches Ganze ausmachen sollen. — Sammlungen von Mu-
terbriefen, wie sie vielfach existiren (und zum Theil auch recht

gut sind), sollen, von des Briesschreibens ganz unfundigen
Personen wohl gelesen, aber nicht allzu ängstlich copirt wer-
den; denn sie sind doch nur eine Krücke für den Augenblick, und
bringen bei stetem Gebrauche den Schüler nicht vorwärts, son-
dern machen ihn im Gegentheil so abhängig, daß er ohne das
Hilfsbuch nicht schreiben kann. Liebe zur Sache ist das erste
Erforderniß eines guten Stils; Uebung thut das Weitere.
Darum fröhlich daran, und es muß gelingen! [2453]

Garten-Arbeiten.

September.

Der Garten, das Feld, gewinnt mehr und mehr einen
herblichen Anstrich; neben dem sonst allein herrschenden Grün,
das, mit der bunten Krone farbiger Blüten geschmückt, in der
freien Natur seinen Thron aufgeschlagen, beginnt das sahle
Gelb manches dürren Blattes sich bemerkbar zu machen, doch
das ist keine Erscheinung, worüber der fleißige Gärtner, die
kundige Gärtnerin sich betrübe — denn es liegt im Geheiß der
Natur, daß, wo die Frucht reift, der Schmelz der Blüten und
Blätter schwinden und bleichen muß, und erndten ist ja doch
die größte Freude und der höchste Lohn Dessen, der gesäet hat.

Im September mahnen die Kartoffelbeete durch ihre dürr
gewordenen Stauden an die Reife ihrer in der Erde verborgen
gelegen Frucht, und die Erndte derselben beginnt. Von anderen
Gartenfrüchten sind die frühen Mohrrüben zum Herausnehmen
tauglich, und die Früchte der Bäume zum größten Theil reif
genug, um abgenommen zu werden.

Um die mit Früchten prangenden Spaliere summen lustig
die Wespen, um von der Pfirsiche mit sammetner Wange, von
der feurigen Aprikose zu naschen, und es ist die Sorge des Gar-
tenfreundes, den köstlichen Früchten ihre gefährlichen Verehrer
fern zu halten. Die Wespen lieben das Süße, und umschwär-
men deshalb die saftigen Früchte. Wollen wir nun diese
Schützen, so giebt es dazu kein besseres Mittel, als den Wespen
etwas noch Süßeres als Lockspeise hinzustellen, und sie auf diese
Weise zum Verschmähen des Obstes zu nötigen. Zuderwasser,
in offenen Gläsern an verschiedenen Stellen des Spaliere zwis-
schen den Zweigen aufgehängt, ist die Speise, welche den
nasshaften Wespen dargeboten werden muß, wenn sie die
Früchte unbeschädigt lassen sollen. Das Abfranken der Erbbeer-
stauden wird abermals nöthig — die Kospfloharten werden am
Schluß des Monats zum Ueberwintern abgestochen, die Endbioien
zusammengebunden, Rabinschen, Winterspinat und dgl. mehr
gesäet.

An Gemüsen und Blumen giebt es fortwährend Samen
einzusammeln, denselben zu sortiren, damit im Spätherbst,
wenn aller Same eingebracht ist, das Ordnen und Bezeichnen
desselben nicht zu schwierig sei. Gewöhnlich ist im September
trockenes Wetter und daher ist dieser Monat vorzüglich geeignet
zum Rigolen, zum gründlichen Umgraben und Reinigen der
Beete.

Die für Zwiebelgewächse bestimmten Beete müssen ge-
düngt, und Ende des Monats wieder mit Zwiebeln besetzt
werden. Die zum Treiben bestimmten Hyazinthen, Tulpen
oder sonstige Blumenzwiebeln legt man dagegen in Töpfe, und
gräbt sie mit diesen in die Erde bis zur Zeit, wo sie herausge-
nommen und ins Zimmer gebracht werden.

Die verschiedenen Topfblumen, welche man zu ihrer kräf-
tigung und zur Verschönerung des Gartens ins freie Land ge-
setzt, die Winterlepkoten, den Golblad z. V. grabe man wie-
derum aus, ohne jedoch die Erde von den Wurzeln abzuschüt-
teln, und setze sie wieder in Töpfe. Wann man bei dieser Ver-
pflanzung mit der gehörigen Vorsicht verfährt, hat man noch
lange die Freude, im Zimmer diese Blumen blühen zu sehen.

Will man die verschiedenen Cactusarten durch Ableger ver-
vielfältigen, so können dieselben in ein Frühbeet gepflanzt, mü-
ßen jedoch nicht häufig begossen werden, wenn sie anwurzeln
und nicht faulen sollen. Je dichter unter dem Glasfenster des
Beetes sie zu stehen kommen, um so sicherer ist ihr Gedeihen.

Die Georginen bilden jetzt den höchsten Schmuck des Gar-
tens, wenn sie wohlgepflegt und auf besonderen Beeten so ge-
ordnet sind, daß ihre majestätische und doch so reizvolle Schön-
heit zur Geltung kommt, was am sichersten erreicht wird, wenn
die Georginenbeete auf großen Rasenplätzen angebracht sind.

Der Gladiolus streckt die bunten Helme seiner Blüten
aus den schwertförmigen Blättern, der Herbstjonne entgegen
und bildet in Reih und Glied mit seinen Gefährten auf dem
sauber gehaltenen Beet stehend, gleichsam die bewaffnete Macht
unter dem Völkchen Florenz.

Die Gentianen, die Lilie, die duftende Nelke ist verblüht,
doch das Stiefmütterchen steht noch mit härtigem Angesicht im
grünen Rasen, und scheint zu schmollen mit der lieblichen Mo-
nartrose, welche im frühern Hange des Herbstes in lebhafteren
Farben glüht, und mit der holden Reseda ihre bescheidenen
Düfte tauscht. [2459]

Am Geburtstage meines Sohnes.

Wie stolz, mit frohem Blick
Wieg' ich den ersten Sohn! —
Schau' auf die Zeit zurück —
's sind zwanzig Jahre schon.

Ich seh' mit stolzem Sinnem
Den weiten Lebensraum
Nochmals vorüber rinnen
In der Erinnerung Traum.

Das Knäbchen seh' ich lächeln
Im Bettchen weiß und fein.
Des Meeres Winde säkeln
Zum Fenster mild herein!

Ich seh' das Bübchen spielen
Auf meinem Mutterarm,
Die Locken mir gewöhnten
Mit Händchen braun und warm.

Ich seh' an meinen Knien
Das kleine Bürschchen stehn,
Mit eifrigem Bemühen
In seine Fädel sehn.

Ich seh' den wilden Jungen,
Wie bleich er und erhitzt
Mit Stärkeren gerungen,
Die Schwächeren geküßt.

Ich seh' den ernsten Knaben
Des weiche Härtlichkeit
Weit mehr als Geistesgaben
Mein Mutterherz erfreut.

Und in die Zukunft schaue
Ich mit getrostem Muth,
Der Sohn, dem ich vertraue,
Er ist ja brav und gut!

Und weiter zwanzig Jahre,
Sie werden schnell entflieh'n,
Und meine braunen Haare
Mit Silber wohl durchzieh'n.

Doch mag das Alter nahen —
Ich fürchte nicht sein Droh'n
Ich will es froh empfangen.
Mich liebt und ehrt mein Sohn.

Julie Burm.
(Fr. Pfannschmidt.)

Zwei Krieger.

Es kehreten zwei Krieger heim aus dem Krieg —
Sie hatten erringen den herrlichen Sieg;
Sie hatten gekämpft für den heimischen Heerd
Und sich als wadere Kämpen bewährt.

Der Eine reitet auf stattlichem Roß,
Er hält vor dem prächtigen hohen Schloß,
Am Throne prangt Wappen und Adelskron' —
Der Krieger war eines Grafen Sohn.

Und als er schreitet den Hof entlang,
Da vernimmt er Musik und Becherklang;
Und er fragt die Diener, welch' Fest hier ist?
„Es hat sich der Graf vermählt auf's Neu'!“

Und der junge Krieger die Augen senkt,
Und der lieben verstorbenen Mutter gedenkt. —
Dann tritt er hinein in den Ahnenaal
Und findet ein glänzendes Hochzeitmahel.

Da der Vater den kräftigen Sohn erblickt,
Da hat er ihn jubelnd an's Herz gedrückt.
Mit Stolz und mit Freude er auf ihn schaut —
„Nun komm auch, mein Sohn, und grüß' meine Braut!“

Und todbleich, das Auge von Thränen getrübt,
Sieht Sie vor ihm, die er selber geliebt —
Da steht sie, mit Schleier und Myrthenkron' —
Das war der Empfang von des Grafen Sohn.

Der andere Krieger, mit fröhlichem Sinn,
Eilt schnell zu der kleinsten Hütte hin.
Er tritt zu der niedern Thür herein:
Da sitzt sein herzlichstes Mütterlein.

Sie sitzt von der Thüre abgewandt,
Dum hat sie nicht gleich den Sohn erkannt;
Doch da sie vernimmt seiner Stimme Ton:
„O Jesus Maria! Das ist mein Sohn!“

Und was der Sohn, was die Mutter empfand,
Das macht kein Wort, keine Sprache bekannt. —
Sie drückt ihn still an die treue Brust,
Und weinte Thränen der seligsten Luft.

Erdbendh blinkt auf die Weiden hin
Die liebliche Tochter der Nachbarin;
Und Wilhelm ruft wonnetrunken ihr zu:
„O Anna, mein Leben, gegrüßt sei's auch Du!“

Und er faßt sie kühn um den schlanken Leib,
„Du Liebe, Du Holbe! Nun wirst Du mein Weib,
Nicht feh' ich zurück, wie ich fortging, so leer —
Da seht diesen Beutel, von Gelde schwer.“

Es gelang mir, zu retten des Grafen Sohn,
Da drang er mir auf so reichen Lohn.
Nun hab' ich genug für uns alle Drei,
Und wir bleiben vereint in Liebe und Treu'!

Und die Mutter die Hände faltend thät
Und kniete nieder zum frommen Gebet,
Sie sandte es auf zu Gottes Thron —
Das war der Empfang von der Wittwe Sohn.

[2430]

Friederike W.

Original-Musik des Bazar.

Und die Rosen, die prangen.

Gedichtet von W. Osterwald.

Gustav Eggert.

Andantino.

Und die Ro = sen, die pran = gen, drü = ber = hin fährt der Wind, und die Luft ist ver = gan = gen, eh' sie be = ginnt.

Und die Bög = lein, die sin = gen, und die Luft, die ver = weh't's — durch die Welt geht ein Klin = gen, und Rei = ner ver =

feh't's. Und die Eter = ne, die schei = nen so hell durch die Nacht — Ich a = ber muß wei = nen in = mit = ten der

[lunga pausa]

[lunga pausa]

Fracht! —

ppp

Ped. *

[2483]

Heber die Aufbewahrung der Eier.

Es ist bekannt, wie groß der Werth der Eier, insbesondere der Werth der Hühnereier als Nahrungsmittel ist, und es muß sonach daran gelegen sein, dieselben auch in solchen Zeiten zu besitzen, wo wir über frische Eier nicht mehr verfügen können. Das gewöhnliche Verfahren, die Eier in Gefäßen oder auf einem besondern Brette, wo sie in aufgeschnittenen Löchern vertikal aufgestellt werden, an der Luft aufzubewahren, reicht nur für eine gewisse Zeit aus. Die atmosphärische Luft, welche als der vornehmste Factor aller Zerfetzungsprozesse der thierischen und pflanzlichen Gebilde betrachtet werden muß, bringt unter diesen Umständen auch durch die harte Schale ein, und je wärmer der Ort ist, wo dieselben aufbewahrt werden, um so eher wird ihr Inhalt in Fäulniß übergehen. —

Die erste Bedingung zur Vermeidung einer solchen Veränderung besteht demnach in der Abschließung der atmosphärischen Luft. Man erreicht dies theilweise durch Aufbewahrung der Eier in Asche, Sand u. s. w. Allein wie schon erwähnt, erreicht man hierdurch seinen Zweck nur theilweise, denn selbstverständlich kann hier von einer vollständigen Absperrung der Luft nicht die Rede sein. Wenn man dagegen die Eier unter Wasser aufbewahrt, kommt man dem Ziele schon näher. Doch ist hierzu erforderlich, daß einmal das Wasser keine Luft enthalte (was man durch Abkochen des Wassers erreichen könnte) und zwei-

tenz, daß das Gefäß vor dem Zutritt der Luft möglichst geschützt werde. Indessen würde dies Mittel an und für sich gebraucht, dennoch den Zweck verfehlen. Denn das Wasser allein schon vermag den kohlen-sauren Kalk, welcher den wesentlichen Bestandtheil der harten Schale ausmacht, aufzulösen. Viel schneller aber würde dies geschehen, wenn diejenige Luftart, der wir überall in dem gewöhnlichen Wasser begegnen, nämlich die Kohlen-säure, vorhanden wäre. —

Um aber dennoch das Wasser für diesen Zweck benutzen zu können, löse man zuvor so viel Aetzkalk oder gebrannten Kalk darin auf, als dasselbe aufzulösen vermag. Ein solches Kalkwasser bereitet man sich am besten, wenn man ein Stück frischen und gut gebrannten Kalkes zunächst mit einer kleinen Quantität Wassers löst und dann mit größeren Quantitäten des letzteren vermischt, gut umrührt, und die klare Flüssigkeit vom Bodensatz vorsichtig abgießt. Diese ist alsdann eine gesättigte Auflösung des Kalkes in Wasser, und in einem solchen lassen sich die Eier ziemlich lange unverändert aufbewahren.

Man thut sehr wohl, bei der Bereitung des Kalkwassers abgekochtes Wasser anzuwenden, und in das Gefäß, worin die Aufbewahrung der Eier geschehen soll, nur so viel von diesem hinein zu legen, daß das Kalkwasser noch eine Hand hoch darüber zu stehen kommt. Außerdem wende man letzteres so kalt wie möglich an, und vermeide auch bei der weiteren Aufbewahrung warme Orte.

Die Wirkung des Kalkes ist hier eine doppelte. Einmal verbindet er sich mit der Kohlen-säure, wenn solche im Wasser vorhanden, oder durch die atmosphärische Luft demselben zugeführt würde, und hebt so die nachtheilige Wirkung der Kohlen-säure auf die Schale der Eier auf. Zweitens dringt der Kalk mit dem Wasser auch in die Poren der Schale ein, und erhärtet hier, und an der innern Wand derselben in Gemeinschaft mit dem Eiweiß zu einem unlöslichen Kitt, wodurch die Schale an Festigkeit und Undurchdringlichkeit bedeutend gewinnt.

Die Löslichkeit des Kalkes in Wasser ist jedoch eine sehr geringe. 1 Quart Wasser vermag kaum 1/3 Quentchen desselben aufzulösen. Diese geringe Menge des Kalkes wird aber dadurch,

daß derselbe sich theils mit der Kohlen-säure verbindet, theils in die Schale eindringt, in kurzer Zeit verbraucht sein. Dadurch könnte aber leicht einer der oben angedeuteten Nachtheile eintreten. Um daher ganz sicher zu sein, ist es gut, eine kleine Quantität des Aetzkalkes auf den Boden des Gefäßes zu bringen, ungefähr so viel, daß derselbe einige Linien hoch damit bedeckt wird. In dem Maße, als nun der aufgelöste Kalk ausgeschieden wird, findet das Wasser Gelegenheit von Neuem Aetzkalk aufzulösen. — Bei dieser Gelegenheit wird man beobachten, wie von der Oberfläche der Flüssigkeit aus, krystallinische Massen sich bilden, welche die Eier nach und nach bedecken. Dies ist kohlen-saurer Kalk, der nun nicht mehr löslich ist.

Vor allem ist freilich dafür Sorge zu tragen, daß frische, gute und unverdorbene Eier hierzu ausgewählt werden. Ein verdorbenes Ei kann daran erkannt werden, daß dasselbe, gegen das Licht gehalten, trübe und undurchsichtig erscheint, während das unverdorbene Ei mindestens durchscheinend ist. Dieses Mittel ist aber bei Tage nicht gut anwendbar, es sei denn, daß man die Untersuchung in einem dunklen Raume vornehme. Sonst erreicht man aber auch seinen Zweck, wenn man abwechselnd das stumpfe und das spitze Ende mit den trockenen Lippen berührt. Ist das Ei unverdorben, so wird man bei der Berührung des spitzen Endes Kälte, bei der des stumpfen aber das Gefühl von Wärme beobachten. Ist hingegen das Ei verdorben, so wird man an beiden Enden das Gefühl der Kälte haben. — Der Grund dieser Erscheinung liegt einfach darin, daß bekanntlich in dem unverdorbenen Ei, an dessen stumpfen Ende ein Raum zwischen dem Inhalte des Eies und dessen Schale vorhanden ist, der mit Luft ausgefüllt ist, während an dem spitzen Ende eine solche Luftkammer fehlt. Die eingeschlossene Luft ist aber bekanntlich ein schlechter Wärmeleiter: Aus dem Grunde wird bei der Berührung dieses Endes mit den Lippen von letztern wenig Wärme abgegeben, und selbst bei abgegebene, bleibt zunächst an der Schale, ohne bemerkbar fortgeleitet zu werden. Der eigentliche Inhalt des Eies aber, zunächst also das Eiweiß, leitet die Wärme, welche das

Spätere Ende des Eies empfängt, sogleich weiter, woher das scheinbare Gefühl der Kälte entsteht. In einem faulen, verdorbenen Eie ist aber jene Luftkammer zerstört, und der flüssige Inhalt wird auch an diesem Ende, wie an dem früheren, bis an die Schale reichen. [2522]

Mittel gegen Wein- und Airschlecke.

Um diese Flecke aus der Tischwäsche zu bringen, taucht man so bald als möglich den besteckten Theil der Wäsche in siedende Milch, reibt ihn damit und wäscht ihn dann gelinde in reinem Wasser aus.

Gegen den Hausschwamm.

Als bewährtes Verwahrungsmittel wird angegeben, daß man die rohe Brähe von Sauerkraut mit Säuringslake, jedes zu gleichen Theilen, vermischt, und damit das fertig zubereitete Bauholz oftmals bestreicht und diese Mischung völlig in dieselbe einziehen lasse.

Silberwaaren zu putzen.

Ein ganz neues, von einem Silberarbeiter in London herührendes Mittel, ist folgendes: Man nimmt sehr verdünnte Citronensäure, eine geringe Menge Soda und gepulverten Kalk. Man mische dieses gut zusammen und setze es der Sonnenhitze aus. Wenn die Flüssigkeit auf diese Art verdünnt ist, bleibt ein feines Pulver zurück, welches man schon am folgenden Tage anwenden kann und das vortreffliche Dienste leistet.

Fettflecken aus Papier zu machen.

Man erwärmt zuerst das besteckte Papier und legt so lange Pöschpapier auf und unter, als dieses noch fett einsaugt. Alsdann taucht man einen Pinsel in fast kochendes, sehr reines Terpentinöl, bestreicht mit ihm beide Seiten des Fettsacks und fährt damit so lange fort, bis der Flecken ganz verschwunden ist.

Um nun dem Papiere seine frühere Weiße und Glätte wiederzugeben, taucht man eine Bürste in Weingeist und bestreicht mit ihr einige Male die Stelle des früheren Flecks. Es bleibt dann keine Spur zurück, Mag der Fleck nun durch Del, Wechs oder Talg verursacht worden sein.

Bouillon in einer Stunde zu bereiten.

Wenn man Bouillon rasch nötig hat, sei es für einen Kranken oder zum Küchenbedarf, so nimmt man ein Pfund Rindfleisch mit etwas Kalb- oder Hammelfleisch (Ersteres, wenn das Bouillon für Kranke, das Letztere, wenn sie zur Bereitung einer Sauce dienen soll), schneidet das Fleisch in kleine Stücke, thut diese Stücke in ein Casserol mit Zwiebeln, Mohrrüben, den gewöhnlichen Suppenkräutern, etwas Speck (wenn nämlich das Bouillon nicht für Kranke bestimmt ist), und ein halbes Glas Wasser. Eine Viertelstunde läßt man das Alles über gelindem Feuer schmoren, gießt alsdann eine größere oder geringere Quantität kochendes Wasser hinzu, je nachdem man das Bouillon stark oder schwach wünscht, thut etwas Salz hinzu und läßt das Ganze noch ¼ Stunden kochen. Hierauf wird es durch ein reines Leinentuch filtrirt und ist vollkommen gut und kräftig zum Genießen, wie zum Küchenbedarf.

Goldene, plattirte und vergoldete Schmucksachen zu reinigen.

Man wirft ein wenig Ammoniaksalz in kochendes Wasser, rührt es um, taucht die Schmucksachen hinein, zieht sie sogleich wieder heraus und trocknet sie an sehr feinen Leinen gut ab. Wenn sie völlig trocken sind, werden sie mit einer weichen Bürste und etwas englischem Roth gebürstet.

Erfrischendes Getränk.

Auf 20 Pfund Wasser nimm 30 Grammm Hopfen, eine in Scheiben geschnittene Citrone, 1 Pfund Zucker, 2 kleine Gläser Branntwein, 6 Orangenblätter und etwas Bierhefen. Laß das Ganze 4 Tage stehen und schüttele es während dieser Zeit oftmals um. Nach Ablauf derselben wird das Getränk in Flaschen gefüllt, gut zugekorkt und an einem kühlen Orte bis zum Gebrauch aufbewahrt.

Kitt.

Bei der Eroberung von Algier lernten die Franzosen den Kitt kennen, der bei den Gebäuden dort sehr häufig gebraucht wird und der Witterung selbst mehr noch widersteht, als Marmor. Er ist aus zwei Theilen Asche, einem Theil Sand und drei Theilen Hon zusammen gemengt und bekommt noch einen Zusatz von Del. Die Mauren nennen ihn „Zabbi“.

Rösselsprung-Aufgabe.

dig	spricht	dir	Laß	offen.	gen.	fäh.	te
auch	hab-	ben-	tra-	die	balb	tu	Wo
te	in	Dann	neu	fest	uam	See	zu
gen.	das	neue	stark	be	Dir	Glan-	Ba-
ind	Er-	schla-	Sof-	be,	gen	Lie-	den
Sei-	ge-	Lhat	Rur-	ed-	Glan-	den	Are-
feu-	zel	nung	Lie-	ten;	ve	und	die
lich	be,	tref-	ter	beat	ne	Als	wer-

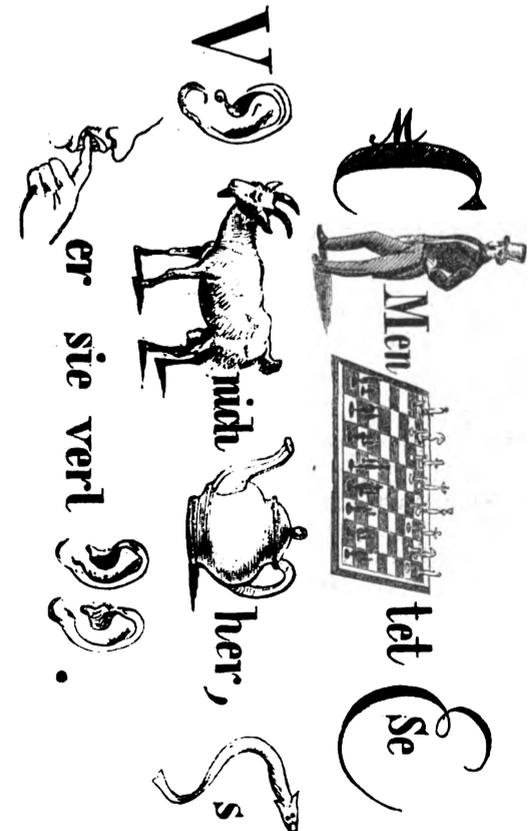
Zweifelhafte Charade.

Wäge das Auge zum Himmel sich wenden oder zur Erde, Ober versenkt sich der Blick tief in die Seele hinein — Ueberall kannst Du erspähn der ersten tiefes Geheimniß, Ueberall zeigt sie sich Dir als die gewaltige Kraft! In dem bunten Getümmel der Welt erkennst Du, daß mancher Ringt mit febrischer Gluth nach der zweiten Wust; Dennoch birgt sich der Arme am tiefsten verschlossen das Kleinod; Hat er es einmal erreicht — „ist“ er, was ferner nur „scheint.“ Inhaltsvoll sind die Sylben, nicht minder bedeutend das Ganze, Und wer die erste besitzt, steht dem Ganzen nicht fern! [2520]

Erster Rebus.



Zweiter Rebus.



Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 33.

„Wind-Garke“

Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe in Nr. 33.

Das Glück gedeiht nur in der Stille Bei einem kleinen Eigenthum. Ein Name tödtet es, ein Mitle, Es steht vorüber ohne Ruhm; Dem Leben kommend schafft es Leben, Die Liebe schüßts, weilt's Liebe ist! Man kann's genießen, nicht erstreben Mit Menschenlust. L. Schaefer.

Auflösung des Rebus in Nr. 33.

Valentine, was weißt Du, beste Schwester?



Nr. 5. in B-u. Schwarze Kleider werden häufiger mit doppeltem und eluschem, à handes garnirten Rod, als mit Bolanté getragen. Schritze zu Tausen brachte bereits Nr. 24 des Bazar und können wir vorläufig nicht wieder darauf zurückkommen. Die Art der Ausschmückung finden Sie auf mannigfache Weise bei den Abbildungen in Bazar Nr. 24, Seite 188, und in Nr. 25, Seite 219, angegeben, deren Erklärung zugleich auch die Röcke der Kleider behandelt.

Nr. 2. E. in C. und B. K. in B-u. Als theilweise Beantwortung Ihrer Anfragen, machen wir Sie aufmerksam auf die sehr hübsche Krautlosette des in Nr. 33 des Bazar erschienenen Modebildes, ferner auf die in Nr. 22, Seite 172, gelieferten Abbildungen verschiedener Kostüren, worunter die einer Frau. Was die Morgenwülste betrifft, so glauben wir, daß Sie die einer jungen Frau meinen, da die Morgenwülste einer Frau wohl nicht in Betracht kommt. Der Morgenanzug einer jungen Frau kann in einem weißen Ueberrock von Biquil, Jaconnet, oder ächten Kattun bestehen, welche erhält eine Verzierung à handes je nach dem Stoff des Ueberrockes, von Spitzen, Stiderei, oder Pöamentierborten. Legerees gilt natürlich für den Biquil. Das Leibchen (Schoßtafle) wird vorn herunter mit farbigen Bandstreifen geschmückt. Hierzu gehört ein leichtes Häubchen, welches sich vorn in einer Spitze der Stirn einigt, nach hinten mit gleichem Band garnirt ist.

Nr. W. S. in E. Zwar nicht gleich, aber so bald als möglich. Nr. S. in St-u. Auf einem der nächsten Stickerbogen soll das Gewünschte erscheinen.

Nr. J. M. in M-e bei O-A. Der nächste Stickerbogen enthält 2 Stickerbögen zu Kinderbüchern; daß diese Ihren Anforderungen entsprechen, wollen wir wünschen.

Nr. J. C. L. in B. Es thut uns leid, auf Ihren so freundlich ausgesprochenen Wunsch nicht eingehen zu können. Derartige Abwege würden uns zu weit führen. Was die Spiele betrifft, so kommen wir später darauf zurück. Nr. B. 22. Der Artikel: „Das Gesicht“ in Nr. 1 des Bazar 1857, Seite 6, giebt Ihnen Aufschluß über naturgemäße Behandlung der Gesichtshaut, auch der Artikel in Nr. 21, Seite 107: „Die Mitesser“ wird Ihnen wahrscheinlich einen Theil Ihrer Fragen genügend beantworten. Jene Unreinheiten der Haut, die Sie erwähnen, überhaut von inneren Ursachen her, und können daher auch nur durch innere Mittel geheilt werden. Solche Mittel hier anzugeben, ist jedoch aus dem Grunde schon unmöglich, weil die vielfachen inneren Uebel der Menschen, und mit ihnen deren äußere Wirkungen, nicht mit ein oder zwei Mitteln zu bekämpfen sind. Am besten ist einen Arzt zu Rathe zu ziehen.

Um Locken kraus zu erhalten, ist das geeignetste Mittel, sie mit Zuckermasser, oder einer Mischung von Seifenwasch beim Aufwindeln zu bescheiden. Der nasen Luft widersteht jedoch die so behandelten Locken keinesweges, das ist nur die Eigenschaft natürlich krausen Haars. Glattes Haar in kraus zu verwandeln gelingt zwar auf Stunden, aber auf Tage — aber ganz besorgen läßt sich die Natur nicht.

Nr. H. v. B. in E-u. Wir sind reichlich mit musikalischen Compositionen versehen.

Nr. H. v. B. in B. bei B. Der Rebus enthält einige zu gewagte Unrichtigkeiten — daher nein. Nr. A. 3. in D. Ihre Lösung des Räthsels in Nr. 33 war nicht richtig. Sollte Sie der Ausdruck irre geführt haben: „In unsern vernünftigen Tagen“? Eine Bemerkung Ihres Briefes brachte uns auf den Gedanken, so unwahrscheinlich ein solcher Irrthum ist. Wenn von „unsere vernünftigen“ Tagen die Rede ist, so soll damit nicht gesagt sein, daß in früheren Zeiten die Menschen „unvernünftig“ gewesen seien, sondern nur, daß in unseren Tagen im Allgemeinen die Vernunft über das Gefühl herrscht. Ist Ihnen das Wort ferner, so ergehen Sie es in Ihren Gedanken durch „nützern“, doch ja nicht etwa als Gegenlag von „betraufen“.

Nr. A. v. B. in E. Bolantobren ohne abgepaßte Garnitur werden mit Schrägkreisen von Taffel, Gaze, Crepp, Popeline oder Sammet verziert, je nachdem der Stoff des Reides es bedingt. Die Breite der den Saum der Bolanté bedeckenden Besatzkreise ist 1-2 Sechzehnthel Lin; Keemel und Fichu werden mit gleichen Streifen garnirt.

Nr. W. S. in D. Lassen Sie sich Ihre Basquine nicht verleiden, wenn eine oder die andere Dame Ihrer Bekanntschaft die Eleganz dieses Kleidungsstücks bewundert. Wieviel sind jene Damen corpaulent und können selbst keine Basquine tragen. Damit wäre ja das Räthsel gelöst.

Nr. v. B. in M. Sie sind sehr gewissenhaft, in Betreff dessen, was dem Alter, was der Jugend gebührt. Man findet das selten. Wenn Sie darüber unsere Ansicht hören wollen, so dürfen wir sie Ihnen nicht vorenthalten. Bei der jetzigen Festtheit des Mädchens Gesagtes wird derselbe zwar ohne Unterschied von älteren und jungen Damen getragen, doch wenn Ihr richtiger Tact die Mädchen, als für das höhere Alter etwas coquent, zum Besag Ihres Gutes und Ihres Reides verhinde, so sind Ihre Gründe nicht zu missbilligen. Mädchen stehen allerding der Jugend besser, während Spitzen und Franzosen ein das spätere Alter stets wohlthätiger Puz sind.

Nr. A. B. in P. Wenn Sie die große Aufgabe für ein Gbantilly-Spizenstück nicht scheuen, so laufen Sie es von Bolard in Paris, Rue de Choiseul, 4, denn mit dem Ankauf eines Tuches oder einer Mantille von Bolard, ist der große Vortheil verbunden, daß man bei etwaigem Modewechsel den genannten Gegenständen eine andere Form geben kann, ohne durch unarmberziges Zerschneiden einen Theil des schönen Gewebes zu zerstören. Bolard fertigt seine Gbantilly-Spizen-Mantelet aus einzelnen Streifen, welche durch Lösen einer Reihe auseinander zu nehmen sind und zu neuer Gestalt zusammengeheftet werden können, ohne daß das Muster im Ganzen leidet, bei neuer Zusammenlegung. Die Figuren des Musters sind nehmlich so gewebt, daß sie stets an einander paffen, wie die Figuren eines Zusammenlegungspuzzles. Hr. Bolard hat auf diese Erfindung ein Patent auf 15 Jahre erhalten.

Berichtigung.

In Nr. 34 des Bazar Seite 268 in der Erklärung der beiden Weidstiderei-Resseln, muß der Satz „Die Ringe werden“ — sich unmittelbar den Worten „Gabelbüchden u. i. m.“ anschließen.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 37.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. October 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VII. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von braunem Grenadine à deux jupes, auf einem Unterkleide von braunem Taffet. Der obere Rock hat einen breiten Saum und zu beiden Seiten drei große Bandschleifen als Auspuß. Taille ohne Schoof, mit einem schwarzartigen Auspuß von braunem Band. Weite Ärmel, aus einem breiten Volant bestehend, welcher vorn mit einer Bandschleife aufgenommen ist. Kragen von Spitzen. Weite Puffen-Unterärmel von Illusionstüll mit zurückschlagender Spitze um das Handgelenk. Hut von weißer Gaze, Tüll und Bloude, eingefasst mit grünen Taffetstreifen. Blondenschleier, welcher auf den Hut zurückfällt. Im Innern der Puffe Blondenrücken, um die äußere Rundung derselben eine Guirlande von grünen Blättern

und rothen Früchten. Bindebänder von grünem Taffet, perlgraue Handschuhe. Corallenhalsband.

Figur 2. Robe von weißem Grenadine auf weißseidenem Unterkleide. Die vier Volants des Rockes und die kurzen Ueberärmel haben eine Verzierung à disposition von dunkelblauen Seidenstreifen und weiß und dunkelblauer Franze. Glattes, vorn zugespitztes, mit einer runden Vertiefte verziertes Leibchen, und halbweites, um die Hand mit einem Gürtchen geschlossenen Ärmeln.

Figur 3. Robe von dunkelgrünem Taffet mit glattem Rock. Shawl-Mantille von schwarzen Spitzen mit breitem Volant. Das Leibchen des Kleides ist glatt, hoch, ohne Schoof, die Ärmel offen und nach unten sehr weit. Hut von Keisstroh mit schmaler Bloude, rosa Taffet und rosa Federn garnirt. Kragen und Unterärmel von Spitzen. (25-11)

In der heiligen Christnacht.

Skizze aus dem Leben
von
Sophie Verena.

Ein grauer, trüber Winterhimmel hing über der alten Stadt, durch deren entlegenste, winkliche Straßen ein Mann hastigen Schrittes eilte. Dicht an den Häusern entlang huschend, den Kopf gesenkt, ließ er die Augen nur scheu und verstohlen umherschweifen, als fürchte er dem Blicke eines Vorübergehenden zu begegnen.

Plötzlich ertönte von einem nahestehenden Kirchthurme der Glockenlaut; als sei dies das Zeichen gewesen, so stimmten



alle Kloden der Stadt mit hinein, und das Geläut, das in dem Regen und Treiben der belebteren Stadttheile vielleicht dämpf und ungehörig verhallte, schwebte und zitterte hier in den stillen Gassen mächtig und feierlich dahin; es drang in die Seele des einsamen, verächtlichen Wanderers und erreichte allgewaltige Gefühle dort. Franz stand still, frei und offen hob er zum Himmel den andachtsvollen Blick, in dem doch ein gewisses banges Staunen nicht zu verkennen war; der Ausdruck schien anzudeuten, daß es lange sei, seit er die feierlichen Klänge so mächtig und doch so heimlich vertraut in freier Lust hatte dahinhören hören. Wie träumend stand er da, immer nach dem Himmel schauend, als fliegen die Sterne geraden Weges von dort hernieder. — Endlich nach verschiedenen Versuchen, einen geschäftig Vorübergehenden anzusprechen, fand er den Muth zu der Frage: „Was das feierliche Geläut bedeutet?“

Verwundert, fast verächtlich maß der Gefragte den Anderen vom Kopf zu den Füßen und war im Begriff, ohne Antwort fortzugehen, als er sich dennoch umwandte und entgegnete: „Das Weihnachtsgeläut wird eingeläutet, es ist ja heiliger Abend!“

Zudem durchfuhr es die Gestalt des Mannes, das blasse Gesicht wurde noch bleicher und ein Zug unendlicher Seelenpein, der auf eine kurze Zeit daraus entschwinden war, gleichsam wie durch die heilige Musik der Kloden verewigt, prägte sich mit scharfen Linien darauf aus. Seine Seele erbebt bei einer Erinnerung, die mit schwerem unheilvollem Flügelgeschlag wieder heraufzog, der grausigen Erinnerung, welche an ihm mehr als die langen, langen Jahre seiner Kerkerhaft. — Nicht mehr schön und herzerhebend und zu besserem Leben ruft klang das Geläut der Kloden; wie Sterbeklänge dämpf, schauerlich tönte es ihm; und die beschnitte Erde erinnerte ihn an ein Leichentuch, die weißen Kloden, die aus dem Himmel niederfielen und augenblicklich in Wasser zerrannen, sie gemahnten ihn an Thränen, Thränen um ihn geweint.

Und noch eiliger huschte er dahin, noch tiefer hatte er die Mühe in die Stirn gedrückt, doch nicht tief genug, daß ihn nicht ein heller Strahl getroffen, der durch das Zwieselicht fiel.

Der Weihnachtsmarkt fandte durch die ungewöhnlich früh eingetretene Dämmerung seine lichtflammernden Augen daher, und sie strahlten so hell, daß, selbst durch eine Quergasse getrennt, sie bis in diese stille Straße fielen. — Das Geräusch, das unbeschreiblich süße, trotz alles Mißklanges für jedes Kind, doch so harmonische Geräusch von Narren, Trottmeln und Pfeifen schwirrte, wenn auch gedämpft, hierher.

Weihnachten! Die Blinde des Wandelnden schweiften nach den geschmückten Buden. Er hatte ein Kind zu Hause, dem vielleicht niemals ein Weihnachtsgeläut durch all' den Jammer gestrahlt, den er über dasselbe verhängt. Heut' kam der Vater heim — heut' sollte es Weihnacht haben! — Franz sah in seine Tasche, und ein glückliches Lächeln gleitete über sein Antlitz, als er sie nicht leer fand; sind's auch nur wenige Geldstücke, sie werden dennoch hinreichen, dem Kinde einen Christbaum, einig' Spielzeug, Äpfel, Nüsse und Kuchen zu kaufen.

Das Kind wird doch leben? — es wird doch nicht gestorben sein? Ätternnd steht er still, als ihn dieser Zweifel ergreift. — Doch so gut er den Tod seines Weibes erfahren, seines schönen, blühenden Weibes, das der Gram um ihn in's Grab gelegt, eben so gut hätte ihm eine Hand wohl den Tod seines Kindes gemeldet. — Es lebt, es muß leben! — Wie sollte es denn mit ihm werden, wo zu wollte er die Bürde seines Lebens tragen und doppelt brav und fleißig sein, wenn es nicht um seines Kindes willen geschehe! Wie dessen Augen glänzen werden beim Anblicke des Weihnachtstbaumes, wie die Händchen nach den Äpfeln langen werden, die gewiß nicht frischer und röthler leuchten als des Kindes runde Wädelchen!

Franz hat alles Andere vergessen; die trübe, schwarze Vergangenheit, Alles ist aufgegangen in dem freubereichen Gedanken an sein Kind; das Herz klopft nur sehnsuchtsvoll dem niegesehenen Lieblinge entgegen. Schnell naht er sich dem Christbaum.

O, wie wehe der blendende Lichtglanz ihn berührt, wie es ihm bangt vor dem Menschenknäuel, vor den vielen, vielen Gesichtern! Und doch muß er hindurch. — Ist es nicht, als richteten sich Aller Augen auf ihn, starren ihm nicht Alle bald rüchsam und verächtlich, bald bewauernd in's Gesicht? Weicht man ihm nicht aus, daß er allein ist in dem breiten Menschenstrome, als fürchte man seine Berührung? Drei Vorübergehende, im eifriger Gespräch begriffen, streifen an ihm vorbei; zufällig blickt der Eine ihm scharf in's Auge, zufällig spricht der Andere von einem Worte.

Als brenne der Boden unter ihm, als strecken sich tausend Hände aus, ihn wieder zu ergreifen, ihn die kaum wieder gewonnene Freiheit zu rauben, so stürzt Franz von bannen. — Was braucht sein Kind Spielzeug und Naschwerk, was nützt ihm ein heller Christbaum! — Der Matel haftet für ewig an ihm, es ist und bleibt ja dennoch immer das Kind eines Mörders!

Lange liegt die Stadt hinter Franz; Stunden ist er dahin geeilt, ohne inne zu halten. Er ist allein im stillen, einsamen Felde, über das die weiße Schneedecke rein und frisch leuchtend sich breitet, aber er hält nicht inne in seinem raschen Laufe. Die Dunkelheit ist herabgesunken, doch der Wanderer scheint die Gegend wohl zu kennen, er irrt sich nicht in seinem Wege, vorwärts strebt er einem Ziele zu, das sich trotz der tiefen Dämmerung mit einem dunkleren Streifen gegen den lichterem Horizont abzeichnet. Es ist der Wald, sein Wald, wie Franz als Knabe ihn zu nennen pflegte, in dem er geboren ist, gelebt und geschafft hat seit seiner frühesten Kindheit, wo ihm jeder Weg, jeder Stieg bekannt, wo ein jeder Baum sein Freund war und ein besonderes Kennzeichen für ihn hatte, daß er unter den vielen Tausenden von Bäumen doch seinen mit dem anderen verwechselte; und wenn über einen derselben, über sein Alter und seine Eigenthümlichkeit Auskunft zu ertheilen war, da mußte man bei dem Knaben Franz sich Rath's erholen; der wußte es haarfarr zu erzählen, der hatte die Chronik jedes Baumes, des ganzen Waldes nicht auf alten vergilbten Pergamentblättern verzeichnet, sondern auf die Blätter seines urfrischen, wilden Knabenherzens geschrieben. Wie er dem Vater gefolgt war schon als ganz kleines Kind und sich nicht geregt und gerührt hatte, wenn es galt einem Walde aufzulauern! Still hatte er am Boden gelegen und in den Himmel aufgeschaut, an dem die Wäldchen entlang segelten in gar langsamen Gebilden, während die Bäume ihre grünen Wipfel immer leiser und stiller regten, bis sie endlich unter dem kaum merklichen Hauche des Abendwindes zu entschlafen schienen — und die Vögel nur noch ab und zu einen Laut hören ließen, so sanft und sacht, als sängen sie im Traume. Was da der Knabe ge-

bacht, welche wundersamen Gestalten da um ihn gaukelten, durch seine Gedanken hindurch, dessen war er sich damals kaum selbst bewußt geworden; später war er's inne geworden, daß man sich unbestimmtes Denken, welches in bunten wirbelnden Kreisen ziel- und planlos durch den Kopf tanzt, oder wie leise, goldene Fäden durch den Sinn sich zieht — Träumen nennt, und daß es schön ist solches Träumen.

Als er heranwuchs, lag er nicht mehr still und müßig an des Vaters Seite, sondern er hatte sein Theil übernommen in dem Geschäft desselben. Ein schmucker, finker Jägerburche war der Franz, mit scharfem, sid erm Blid und fester Hand, der keine Schlige weit und breit und dem alternden Vater eine rechte Stütze: Güte und Frohsinn spiegelten sich auf seinem frischen, braunen Gesichte, aus den Augen leuchtete ein treues und biederes Herz; nur zuweilen blitzte zu schnell auslobernd der mächtige Jähzorn in ihm auf; wenn er gereizt, dann konnte der Kurche von Sinnen gerathen, dann war kein Halten, kein vernünftig Reden mehr mit ihm, dann gab es Reinen, der ihn bezwang. Reinen! — und dennoch gab es Eine; seit er die kennen gelernt, da schien sein böser Feind seltener zu kommen; vor Christinens Augen, die so mild und doch so fest blickten, hatte er gewaltigen Respekt, und als sie einmal — wo der Zorn ihn wieder so allmächtig gepackt — zu ihm getreten, ihre Hand auf seinen Arm gelegt und ihm so blaß und erschrecken in's Angesicht geschaut hatte, als wenn sie sich vor ihm entsetzte — da war er zurückgetaumelt, wie von einem schweren Schläge getroffen, und ganz leichenbleich und eifig kalt und ruhig geworden. Aber der bange, schmerzliche Blick war lange nicht aus seinem Sinn gewichen; wie eine Mahnung war er immer vor ihm gestanden, wenn die Bluth des Zornes aufsprühen wollte, und nicht eher hatte Franz gerührt, bis sein gekesetz, untabelhaftes Benehmen, seine Selbstbeherrschung ihm allgemeine Anerkennung erwarben, bis Christine ihn mit einem Blicke angeschaut, der Freude und Lichtglanz über sein ganzes Leben breitete und eine herrliche Zukunft verprieß. Dann war er an des seligen Vaters Stelle Förster geworden, Alleinherrscher in seinem Walde, seiner grünen, buftigen Waldheimsamkeit — und sie war mit ihm als sein herzlichstes, treues Weib — und dann und dann —

Die Erinnerung schweigt — der schwarze Schatten rückt wieder näher und will sich über das Gedanken breiten, das wie eine Landtschaft, von sonniger Helle umflößen, vor ihm lag. Doch jetzt hat Franz den Wald erreicht; das drängt alle Gedanken der Vergangenheit zurück, das läßt die Gegenwart ihn ganz erfassen.

Grabestille umfängt ihn, der dunkle Tannenwald, die Bäume strecken die stiel grünen Kronen, auf denen die weißen Schneeflocken frustallförmig sind, in die Nacht hinein. Hier fühlt der Wanderer zum ersten Male voll Wonne, daß er frei ist — frei! Mit einem Jubelrufe schwenkt er seine Mütze in der Luft; er empfindet nicht die Kälte, die sein Gesicht streift, für ihn ist es Waldesluft! Er schlägt seine Arme um eine große, starke Tanne; wie fest, o wie fest brüdt er seine Brust dagegen, und das Herz klopft ihm zum Zerpringen laut; lieblosend legt er seine Wange gegen den Stamm und die Berührung erscheint ihm so lind und sanft wie eines Fremdes liebe Hand, die sich auf eine Wunde legt. Ein leises Nauschen läuft durch die Wipfel der hohen Bäume wie ein freundliches, süßsterndes Willkommen, das sie dem Armen, dem Ausgestoßenen zuzurufen, und die Zweige neigen sich unmerklich unter der weißen Zier wie zu einem Grusse. Da stürzen die Thränen heiß und strömend aus dem Herzen, aus den Augen des einsamen Wanderers; er ist auf seine Knie gesunken in allgewaltiger Erschütterung. — Unausfallsam, aber immer linder fließen seine Thränen; mehr und mehr fällt das Weigewicht seiner Schuld von ihm, dieser Sünde, welche eine rasche That, die Folge seines Jähzornes war, und die ihn, den bravsten, gutberzigsten der Menschen, zum Mörder machte.

Still ist es um ihn her, still und feierlich wie in einem geweihten Tempel, und als er die Augen zum Himmel erhebt, da schauen die Sterne silbernd und freundlich vom dunklen Dome herab. — Weiter schreitet Franz — dort liegt das liebe Vaterhaus, in dem er geboren ist, in das er sein schönes, junges Weib einführte. Da war es Frühling, ein Frühling, wie ihn die Welt nicht oft gesehen, so blühendustig prangte die Erde. Die Büken hingen ihre grünen Schleier um das kleine Försterhaus, welches so freundlich und hell heraus hervorgluchte wie ein schelmisches Augenpaar unter langen, dunklen Wimpern. — Jetzt ist es Winter, und sie, die Wädelchen, Lebensstriche, des Hauses beste Zier, sie liegt schon manches lange Jahr in der kalten, stillen Erde. — Lichtschimmert Franz aus den kleinen Fenstern des Hauses entgegen, die nicht geschlossenen Läden gestatten ihm den Einblick in den Raum. Heimlich und gemüthlich ist es innen; frühliche Kindergesichter sonnen sich in den Strahlen des Christbaumes, emsig trappeln die Kleinen um den Tisch herum, da und dort des Bräutigams Geschenke zu beschaun. — Franz hat sich vorgebeugt, seine Augen hangen an der Kindergruppe, zu erspähen, ob vielleicht sein eigenes Kind darunter sei. Wäre es nicht möglich, daß sein Nachfolger das verwaiste kleine Mädchen bei sich aufgenommen habe? Doch wie er forcht und schaut, sein Kind ist nicht dabei, sein Herz würde ihm deutlich sagen, wenn es darunter wäre.

Und während er sich so an den Vorsprung des Sim'es lehnt, weichen die Jahre zurück — es ist wieder damals, damals! An derselben Stelle stand er einst und schaute zum Fenster hinein, und blickte, bis die Augen ihm schier aus dem Kopf rollen wollten, und immer wieder startete er hin, weil's ihm war, als ob ein schredlicher Traum ihn narre. — Es war ein scharfer, aber klarer, reiner Wintertag an jenem heiligen-Abende vor zwölf Jahren; Franz war jeftens im Walde gewesen, den Holzfällen zur nächsten Woche die Arbeit anzureisen, aber er hatte sich über die Masken geübt, denn es zog ihn nach Haus, nach dem warmen, heimlichen Stübchen, zu seinem lieben Weibe, dem er den ersten Weihnachtkaufbau bescheeren wollte im eigenen traulichen Heim.

Auf dem Wege dahin gestellte sich der schwarze Ulrich zu ihm, einer seiner Kollegen, den er niemals leiden mochte seines tödtlichen, hinterhältigen Wesens halber, und der ihm auch nicht wohl war, weil sie beide um denselben kostbaren Preis, die Liebe der schönen Christine, geringen hatten, und Franz der Erwählte wurde. Der Ulrich führte gar absonderliche Reden heute, nicht klar und geradens, daß Franz ihn hätte zur Verantwortung ziehen können, nur so im Allge-einen hin; er wand und drehte sich immer um dasselbe Thema, und stichelte

und spottete über die Blindheit und Einfalt der Männer, und höhnte über die Weiber, die sich durch Schönheit und Reichtum verblenden ließen, und dergleichen mehr; und stets von Neuem wurde der junge Graf in das Gespräch verflochten. Die kummern Reden wurmt Franz, ohne daß er sie auf sich oder sein Weib bezog, nur weil er es unmannlich und unredlich fand, so geringschätzend von den Frauen zu sprechen. Mehr als einmal wollte der Zorn in ihm auflobern, aber immer war es ihm, als fühle er eine liebe Hand sich sanft auf seinen Arm legen, und ernste, sinnende Augen blickten gleich einer Mahnung zu ihm hin. Und wieder befämpfte er die Aufwallung und ließ den Ulrich schwagen, als ging's ihn gar nicht an, und da es ihm zuviel wurde, verabschiedete er sich, schnell einen Seitenweg einschlagend.

Dennoch war sein Herz, das erst so voll und freudig schlug, jetzt so beschwert, und kein lustiges Jägerlied wollte über seine Lippen, nicht wie sonst rief er bei seinem Kommen schon von weitem den wunderbaren Ruf, den ihm Niemand nachrufen konnte, und der der schamden Christine wie die allerherrlichste Musik der Welt erklang.

Still und leise ging er dem Hause zu, wobei er durch das niedere Fenster sah. Himmel und Erde, der Anblick! Vor dem festlich geschmückten Tische, auf dem schon neben dem Christbaume verschiedene Gaben der Liebe lagen, stand Christine. Ein hoher, schlanker Mann beugte sich im eifrigen Gespräch zu ihr nieder und sandte Blicke aus schönen, funkelnden Augen auf sie, daß die reinen, ersten Augensterne der jungen Frau sich davor niedersehten; doch nur einen Augenblick, dann erhob sie dieselben mit einem Ausdruck der Würde, fast der Hoheit auf den Grafen, ihre Gestalt schien stolzer und höher zu werden, als sie wortlos vor Entrüstung, aber ausdrucksvoll die Hand nach der Thür au'streckte. Doch als der Unwürdige, statt der Mahnung Folge zu leisten, die beiden Hände der jungen Frau mit einem schnellen Griff in eine der feineren schloß und den Arm fest um sie schlingend sich niederbeugte, ihre frischen, rothen Lippen zu küssen — da war es um Franz geschehen. Die Luft um ihn glühte in rothem Feuer — die häßlichen, bezügelichen Reden Ulrichs schwirrten und zischten gleich Spukgeistern um ihn her — flammende Ströme jagten durch seine Aern, der übermäßige Zorn raubte ihm alle Besinnung — der Schuß fuhr durch die Luft. —

Neben der Leiche des Grafen knieten Christine und Franz; als dieser sich überzeugt, daß jeder Belebungsversuch fruchtlos war, richtete er sich still und düster in die Höhe. Er wagte es nicht, die Augen zu seinem Weibe zu erheben. So graute es ihm, ihrem entsetzten, todesbangen Blicke zu begnügen. Aber Christine schritt zu ihm hin, sie schlang ihre Arme fest und innig um seine wankende Gestalt; sie legte ihre sammtene Wange dicht an die seine, und aus ihren thranenvollen Augen sprach Nichts als Liebe. Es lag in ihrem ganzem Wesen eine Jnauigkeit und Hingebung, wie Franz sie in dieser Stärke niemals an ihr wahrgenommen. Denn in der Stunde der Trübsal bewährt sich in den meisten Fällen die Liebe des Weibes auf eine glorreiche Weise, da entzündet sich ein vorher oft matter Strahl zu einer Sonne, und die artelste, schwächste Frau wird eine Heldin an Muth und Kühnheit. —

Christine bebte nicht zurück vor dem Mörder, der nun für immer gebrandmarkt durch das Leben ging, der vielleicht mit seinem Blute den Tod des Anderen sühen mußte. Und wenn die ganze Welt ihn verbannte und ihn von sich stieß, sie würde immer, immer bei ihm stehen, und wenn er unter dem Richtbeile fiel, sie würde sich nimmer schämen, ihn Gatte zu nennen, denn er war brav und rechtschaffen gewesen wie Einer.

Das Alles lag in ihrem Thun, das flüsterte sie ihm zu unter Küssen und Thränen, aber es fiel in seine Seele nicht wie liebender Balsam, sondern wie siedendes Blei. Vor dieser Liebe, vor dieser Herzinnigkeit seines Weibes schwand der Starrsinn, der Nebel, der seine Sinne umnachtete, aber die Klarheit, welche hereinbrach, war eine schredliche. Das Gefühl, er sei ihrer Liebe fortan unwert, seine That habe eine vielleicht nie wieder zu überspringende Schranke zwischen ihnen gezogen, er habe Schande auf ihr reines Haupt gebracht und nicht allein auf das ihrige — dieses Gefühl maßlosen Jammers schlug die Geierkrallen in seine Brust; das waren die ersten Boten der Deme, die nie wieder von ihm weichen sollte sein ganzes Leben hindurch. —

Stehenden Fußes, von seinem treuen Weibe begleitet, ging Franz dem Dorfe zu, seine That zu bekennen, sich selbst der Verbörde zu überliefern.

Man fragte ihn in den Verhören, ob er wohl nicht im trunknen Zustande an jenem Abend gewesen sei; aber der stels so maßige, ehrsame Franz wies dieses Anfinnen wie eine Verleumdung zurück; man gab ihm nicht unbedingt zu verstehen, er solle ausfragen, das Gewerbe babe sich durch eine heftige, unvorsichtige Bewegung von selbst entladen; Franz jedoch verschloß seine Ohren den wohlgemeinten Rathschlägen. Er blieb bei seiner ersten Aussage, er sei wohl übermann von mächtigem, gerechtem Zorn, dennoch bei vollkommener Besinnung gewesen, er habe gewußt was er thue, er würde im selbstigen Falle wieder so handeln. Dem Grafen sei geschehen wie ihm gebührt, seine Hand habe die That manches Anderen gerächt. —

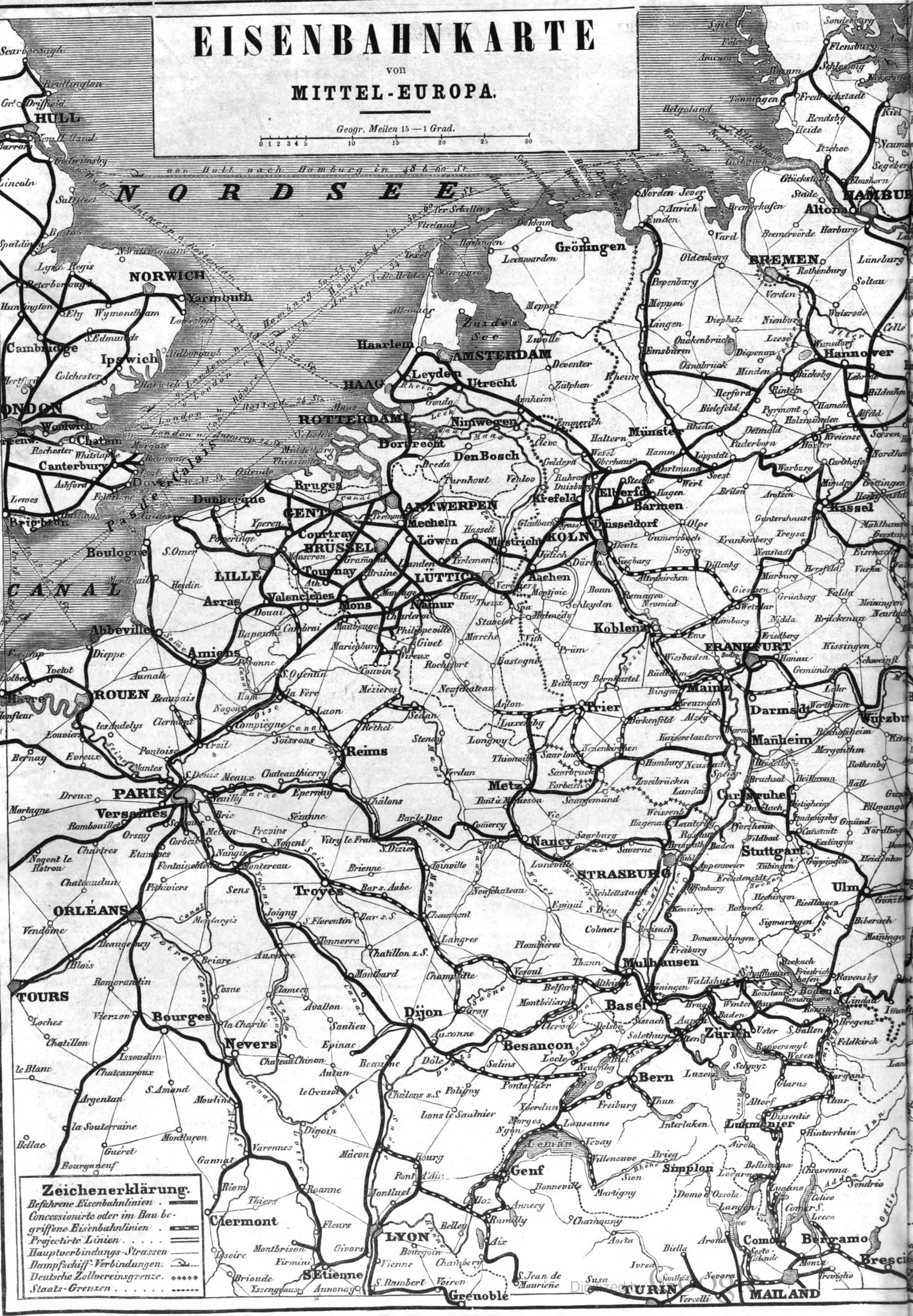
Und würde er jetzt noch wider so handeln — jetzt, nachdem er zwölf lange Jahre in Kerkerhaft verbracht? Denn die Richter, eingenommen durch des Schuldigen Klare, biederes Wesen, durch seinen ehrenhaften Lebenswandel, hatten seine That keinen vorsätzlichen Mord genannt und nur aus lebenswierigen Verlust der Freiheit angetragen, ein Auspruch, der jetzt durch die Gnade des Königs gemildert war. — Würde er jetzt noch einmal so handeln, nachdem er in dem langen Zeitraume täglich, stündlich über seine That nachgedacht, und die schwere Sünde, die er begangen, an ihm genagt hat, mit nie rastender Reue? Hat das feurige, siedende Blut sich nun abgekühlt in der Stille und Einsamkeit seiner Zelle, während der Tage dahinschleichenden, endlos scheinernden Zeit? Franz fühlt es, daß wenn er ihn erwidern könnte, den er mit rascher Hand in den Tod gefandt, er gern und willig sein eigenes Leben, nicht sein jegiges — o wenn er davon befreit wäre, ihm würde es ein Segen sein — sondern sein damaliges freudereiches Leben hingeben würde.

Vor des Lauchers Augen hatte das Damals das Jetzt verdrängt, vor seinen wirren Blicken verschwamm die Gegenwart, die Vergangenheit nimmt den Platz ein und fordert ihr Recht. Franz sieht nicht mehr die frühliche Kinderchar, die jubelnd um den Christbaum tanzt —, Kulverdampf füllt das kleine Zimmer und durch die leichten Wolken erblickt er die leblose

EISENBAHNKARTE

VON
MITTEL-EUROPA.

Geogr. Meilen 15 — 1 Grad.
0 1 2 3 4 5 10 15 20 25 30



Zeichenerklärung.

- Befahrene Eisenbahnlinien . . . ————
- Concessionierte oder im Bau begriffene Eisenbahnlinien . . . - - - - -
- Projectirte Linien
- Hauptverbindungs-Strassen . . . ————
- Dampfschiff-Verbindungen . . . - - - - -
- Deutsche Zollvereinsgrenze . . . ♦♦♦♦♦
- Staats-Grenzen



O S T S E E



M I T T E L M E E R

Anwendung der Zeit.

Das ganze Leben ist dazu da, uns zu erziehen, jedes Jahr uners Lebens mit seinen Erlebnissen und Empfindungen ist eine Folge früherer, eine Vorbereitung auf künftige Jahre. Jedes Lebensalter hat seine bestimmte Aufgabe und steht in genauer Beziehung zu dem folgenden. Wer die Jugend nicht zum Lernen anwannte, wird im reiferen Alter nicht wirken können, wer nicht wirkte in der Zeit der Kraft, wird am Abend des Lebens sich vergebens umsehen nach dem zurückgelegten Wege, um eine Stelle zu entdecken, worauf seine Erinnerung gern weist, wo sein Geist Freude und Befriedigung schöpfen könnte. Zwar wird, je weiter wir im Leben fortschreiten, der Lebensweg vor uns kürzer, und um so weniger erscheint es notwendig, für den immer kürzer werdenden Weg stets neue Vorbereitungen zu treffen; doch unmerklich bildet sich in unserer Innern eine andre, dieser entgegenwirkende Ansicht. Mit den Jahren wächst das Interesse am Leben. Je weniger Zeit und bleibt, je größeren Werth erlangt jeder Augenblick, insbesondere in der Seele des frommen oder strebenden Menschen. Wer dem Ziele nicht ist, wo am Ende seines Laufes der Preis ihm winkt, durchreißt den letzten Raum der Bahn mit verstärktem Muth, mit erhöhter Hoffnung.

[2540]

M. A. J.

Außen und Innen.

Am dunkeln Himmel glänzt kein Stern,
Der Kirche Fenster nur leuchten fern.
Es heult der Sturm und peitscht das Gras
Und trocknet die Halme, vom Regen naß,
Und wirft auf den Gräbern, von Blüten leer,
Die dürrn Blätter wohl hin und her.
's ist tiefe Nacht in dem Kirchhofraum,
Doch drin steht die Kirche, als leuchtender Traum.
Wohl ist der Kirchhof so schwarz und still,
Doch kniet dort Einer, der beten will.
Am Hügel dort kniet die verhüllte Gestalt,
Man kann nicht sehn, ob sie jung, ob alt,
Man weiß nicht, ist es ein Mann — ein Weib —
Doch schüttelt der Frost den gebeugten Leib.
Manch glühendes Wort sich der Lippe entringt,
Das gierig der heulende Sturm verschlingt.
Wie schaurig ist es im Kirchhofraum;
Es mag der Beter zu beten kaum . . .
Doch Gottes erbarmende Majestät
Vernimmt des Sünders leises Gebet:
„Vergieb uns unsere Schuld!“

Die Orgel tödt, es braust das Lied,
Des Weihrauchs kräuselnde Wolke zieht —
Die Plume duftet, die Kerze flammt,
Der Priester verwaltet sein heilig Amt.
Wie ist es so hell in Gottes Haus,
Wie sehen die Beter so selig aus!
Wiel holde Jungfrau im Feierkleid,
Sie schließen den Bund der Christenheit.
Des Schleiers Gewebe weich und fein
Füllt ihre keuschen Gestalten ein —
Sie leisten dem Heiland den Eid der Treu —
Wie bebzt ihre Seele in frommer Scheu;
Wie manches Auge, so leuchtend blau,
Verschleierte der Rührung himmlischer Thau.
„O Jungfrau, erhalte die Reinen rein!“
Das — Priester — sei Dein Gebet allein . . .
Wie ist es so hell in Gottes Haus,
Wie sehen die Beter so selig aus!
Herr, Deine allliebende Majestät
Erhöre der Unschuld frommes Gebet:
„Führe uns nicht in Versuchung!“
Marie Garrer.



(Zum Gedicht: Außen und Innen.)

Der schwarze Frack.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts stieg am Horizont der Tonku. st ein junges Talent empor, welches gleichwohl mit seinen ersten Klängen nur im Herzen seines alten Lehrers ein Echo weckte. Dieser Lehrer war ein bescheidenes Orchestermitglied der komischen Oper in Paris. Der junge Adrian war sein Altes, und er zweifelte keinen Augenblick am Erfolge seines Schülers, sobald es nur erst möglich geworden sei, sein öffentliches Auftreten zu bewerkstelligen.
Endlich erschien die Gelegenheit, und Adrian erhielt die Genehmigung, in einer außerordentlichen Vorstellung Proben seiner Kunst zu geben. Adrian empfing diese Nachricht mit Freude, Dankbarkeit und Schreden. . . .
Schreden? — Zweifelte er an seinen Kräften? Gott sei Dank, nein. Er kannte sich und seine Fähigkeit zu gut, um nicht auf Erfolg im Publikum zu hoffen. . . . Was hatte er denn — oder vielmehr — was hatte er nicht?
Er hatte keinen schwarzen Frack!
„Wo nehmen wir einen schwarzen Frack her?“ war die verzweifelte Frage beider Freunde.
Der alte Meister hatte zwar einen schwarzen Frack, o ja, einen sehr schönen, glänzenden, fast neuen, den er sich zu irgend einer patricischen Feier gekauft, aber, so sehr dem Contrabassisten auch der Ruhm seines lieben Adrian am Herzen lag, sein Eigentum doch noch mehr. Seinen Frack, seinen theuren schwarzen Frack auch nur eine Stunde auf dem Rücken eines Andern zu haben — das war ein Gedanke, den der alte Mann nicht ertragen konnte.
Nach langem Kampfe siegte jedoch die Liebe zur Kunst, und er gab den schwarzen Frack her; Adrian empfing ihn mit voller Würdigung des Opfers und legte ihn an; der schlaffe Jüng-

ling das Kleid seines corpulenten Gönners — doch das waren Kleinigkeiten — ob der Frack passend sei oder nicht — solche Bagatellen beschwerten das Gemüth der beiden Künstler nicht.
Abends um 7 Uhr waren Lehrer, Schüler und der schwarze Frack auf dem Theater. Aber welche Sorgen, welche Herzensangst hatte der Lehrer um Schüler und Frack auszubalten während der letzten Scene des Stückes, das dem Concert voranging! Bald gab er Adrian noch eine Lehre über den Fingersatz, führte ihm die Hände auf der Claviatur, bald packte er ihn an beiden Armen, damit er nicht an die Coulissen streife; er sagte ihm, wie er die Monotonie des Vortrags zu meiden habe und wie die Berührung der Lampen mit den Ärmeln. Mit einer Hand griff er Accorde und mit der andern büßete er Rücken oder Ellenbogen seines geliebten Fracks.
Die drei verhängnißvollen Schläge ertönten. „In's Orchester, meine Herren,“ ruft es in den Foyers, und der würdige Lehrer ist gezwungen, Schüler und Frack ihrem Schicksale zu überlassen.
Dannals wurden die Concerte in Paris nicht, wie jetzt, auf der Bühne gegeben, sondern auf dem Proscaenium bei herabgelassenem Vorhang. Die Künstler mußten sich also neben dem Vorhang vorbeibrängen; als die Reihe an Adrian kam, versuchte auch er durch die enge Pforte zu bringen. — Der Meister sah indeß mit Todesangst die Gefahr, der sein Liebstes auf der Welt ausgelegt war durch die Verführung mit den fettigen Schnüren der Maschinisten. Das ertrug er nicht länger — hinter seinem Pulte hervor rief er mit herzerweichender Stimme: „Adrian nimm meinen Frack in Acht!“

Mein!

Es ist ein süßes, es ist ein mächtiges Wort, das kleine „mein“, ein Wort, das ein liebendes Herz in Eeligkeit leben, und die Hand des Weizigen, des Wucherrers in gieriger Freude am tobt, ungerechten Besitz zittern macht, das die zufriedene Seele im Dankgebet zum Himmel hebt, und die ehrfurchtige Brust mit stolzen Wünschen, mit weitgreifenden Plänen schwellt.
Es ist ein so ganz menschliches Wort, das „mein“, dem Menschen von der Wiege an so verständig, wie kaum ein anderes; mit allen Schwächen und Vorzügen, mit allen Fehlern und Tugenden des Menschen so eng verbunden, daß man es lieben muß, schon weil sein schönster Begriff, die Freude am Besitz, so ungetrenntlich ist von irdischem Glück.
Ich bin eine schlechte Communistin, muß ich nur gleich gestehen; Besitz ist für mich etwas Hohes, Erstrebenswerthes, etwas wahrhaft Bewunderndes, und ich wage zu behaupten, daß der Mensch, dem Besitz gleichgültig, kein glücklicher sei.
In dem Streben nach Besitz spricht sich, in welcher Art es auch sei, die Theilnahme am Leben aus; wer Nichts mehr begehrt, und das, was er besitzt, nicht achtet, noch sich dessen freut, lebt kaum mehr, lebt weniger als die Pflanze, die ihre Blätter und Blüten verlangt dem Sonnenstrahl, dem Nachthau öffnet, und ihre Wurzeln nahrungstüchtig in die Erde sendet. Das Kind, das nur fallen kann, streckt seine Händchen nach dem begehrten Gegenstand aus und ruht nicht, bis es ihn erfaßt; das größere, welches schon reden und spielen kann, fragt in zweifelnder Freude über das herrliche Spielwerk die Eltern: „Ist das auch mein? gehört es mir allein?“ und der erwachsene Mensch begehrt einen Raum, einen Herd, ein Haus, ein Herz für sich allein.
Wie viele Namen auch die Ziele haben mögen, welchen die Menschen nachstreben, ob das Ziel Liebe heißt, ob Reichthum, Ehre, Ruhm, Einfluß, Macht; das Wort des Triumphes, welches der Glückliche denkt oder ausruft, heißt „mein“! „Mein“ ist ein süßes Wort, es ist so eng verbunden mit allem Lieben, Heiligen, Großen auf Erden, mit Heimath, mit Familienglück, mit Freiheit, daß derjenige beweinensthaltig ist, der Nichts „sein“ nennen kann, und das ist nur der Sklave, nicht der Arme; denn diesem bleibt die Möglichkeit des Erwerbs; jener darf, und wenn er Erbschaften gewonnen und alles Glück der Erde, es nicht „sein“ nennen.
Doch — meine Gedanken schweifen ab in weite Fernen, und wollen doch in der lieben Heimath bleiben, wo das Glück des Besitzes Jedem möglich ist.
Das Gefühl des Besitzes ist recht eigentlich das Gefühl der Heimath. Die Jugend, welche noch nicht festen Fuß gefaßt in häuslichen oder bürgerlichen Verhältnissen, schlägt ihre Heimath noch in den rosenfarbenen Hallen der Hoffnung auf, wo ihr Besitz liegt, während das spätere Lebensalter Amt und Beruf, Haus und Familie „sein“ nennt. Nicht immer ist das Glück des Besitzes von der Größe desselben abhängig; im Gegentheil. Sehr häufig haben die Reichen dieser Erde, welche alles Gewünschte augenblicklich, so weit es durch Geld erreichbar, sich zueignen können, viel weniger wahre Freude am Besitz, als der Arme, welcher die Erlangung eines lieben Besitzes vielleicht durch Mühe und Entbehrungen erkaufen muß.
Doch ach, so Vieles, was der Mensch „sein“ nennt, an dessen Besitz er nicht nur die vorübergehende Freude einiger Tage, sondern das Glück des Lebens knüpft, ist ihm, dem Leibeigenen der Vergänglichkeit, nur geliehen — Zeit und Schicksal, die unbarmherzigen Gebieter, schalten mit unserm Besitz, und entziehen mit furchtbarer Willkür uns oft unsere beste Habe, unsere theuersten Güter. Wenn Tod oder Trennung theuere Angehörige und Freunde von unserer Seite reißen, wenn wir aus Wohlhabenheit in Armuth gestoßen werden — dann — ist es unser einziger, unser höchster Trost, wenn wir die Nacht, die uns beraubt, die uns nahm, was „unser“ war, „Gott“ nennen können. Müßen wir unserm Leichtsinne, unserer Thorheit die Schuld beimessen, — ach, wie viel schwerer ist dann der Verlust zu tragen, so schwer, daß wir gar zu gern von uns die Schuld abwälzen, und das Verhängniß anklagen!
Die Welt ist so schön, und es giebt in ihr so viel des Begehrtenwerthen — doch nichts ist so begehrtenwerth, namentlich für das Weib, als Liebe und Achtung; nicht allein die Liebe, wonach zu streben nur der Jugend zusieht — von dieser sind durch Zeitgeist oder Verhältnisse ja Viele ausgeschloffen — sondern die Liebe, die Zeder, auch der Ärmsten, Unschönsten, zu erwerben frei steht.
Schon das bloße „Wohlgelitten sein“ ist ein sehr werthvoller Besitz, des ernstesten Strebens und des innigsten Dankes werth, und die durch treue Pflichten Erfüllung erworbene Achtung ist eins der höchsten Lebensgüter. Wer diese Weiden „sein“ nennen kann, der ist nicht arm, und ob er sonst Nichts besäße.
Ueberhaupt sind es die Güter des Herzens, des Geistes, des Gemüths, welche nicht nur ideell, sondern im wahren Verhältniß des Wortes, unendlich höheren Werth haben, als alle außer uns liegenden, die ohne die Grundlage jener, doch nicht im Stande sind, wahrhaft zu besäßen.
Reichthum, Rang, Einfluß, Paläste, Gärten, köstliche Kleider, zahlreiche Dienerschaft, oder Alles, was sonst im Leben als Glück gilt, ist nicht für Jeden erreichbar, selbst häusliche Freuden nicht, aber Zuneigung und Achtung, erworben durch menschenfreundliches Walten, durch nützliche Kenntnisse,

Geschlichkeiten und ehrenwerthen Charakter, sind Glücksgrüner, deren Erlangung nicht nur Jedem möglich, sondern deren Besitz unfehlbar mit jener innern Befriedigung verbunden ist, welche wir nicht immer im Besitze äußeren Glücks erblicken. Und doch ist auch äußerer Besitz ein herrliches, ja ein beidenswerthes Glück, denn nur, wer da hat, kann geben.

Es ist ein verhängnißschweres Wort, das kleine „mein“. Es hat Reichthum geföhrt und gegründet, die Zuchtthäuser mit Verbrechen bevölkert, und hat die Menschheit erzoget und gebildet, denn es lehrte sie: arbeiten.

[2516] Marie Gerrer.

Unsere moderne Fußbekleidung und deren Nachteile!

Von Marie G.

Die meisten der jetzt herrschenden Moden sind schön und kleidbar, darauf berechnet, Geacht, Fugur und Glieder der Trägerin in dem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, doch entbehren gar manche derselben des großen Vorzugs der Bequemlichkeit, ja sie treten sogar der freien und leichtesten Bewegung des Körpers oft fündend und hindern entgegen.

Der Fuß, ein Glied, dessen Dienste Niemand entbehren kann, auf den sich Königin wie Bettlerin mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers stützen muß, sollte billigerweise nicht unter den Geheßen der Mode zu leiden haben, sondern in Ansehung seiner großen Wichtigkeit, von Kindheit auf ein Gegenstand der sorgsamsten Pflege und Aufmerksamkeit sein. Allein es ist dem nicht so; gerade er, von dem man so viel verlangt, wird unbeachtet gelassen, ja sogar durch die Mode den mannigfaltigsten Mißhandlungen ausgefetzt, in früher Jugend gedrückt und verunstaltet, was sich jedoch in späteren Jahren in empfindlicher Weise bemerkbar zu machen pflegt.

Wie viel ist schon über die Pflege der Hand geschrieben worden, wie viel Salben, Pomaden, wohlriechende Handschuhe u. dgl. hat man erfunden, angepriesen und erprobt, während man den Fuß täglich und fündlich seinen harten Dienst verrichtet läßt, ohne sich im Mindesten um sein Schicksal zu bekümmern! Im Sommer, wenn er dann schmerzt, reißt die ihm zugefügte üble Behandlung sich mit tausend Stichen und oft bedeutendem Anschwellen rächt, dann werden wir sehr unwillig über den Empörer, schäßen aber diese oder jene Entschuldigung vor, um einen weiten, anstrengenden Spaziergang nicht mitzumachen (denn ein Fußkleiden gefehlt Niemand gerne ein) oder zwingen den armen Patienten abermals in den Zeugstiefel und geben mit, aber wahrlich nicht auf Rosen! Nehmen wir uns heute des Unterdrückten an, und halten wir den geehrten Leserinnen ein wenig ihr feitherriges Unrecht vor.

Gewöhnlich wird in der Kindheit schon der Grund zu späteren Fußkleiden gelegt: In dem Alter von 5—12 Jahren, wo der Fuß am stärksten wächst und die Kinder sich am lebhaftesten bewegen, sollten einfache starke Lederschuhe mit flachen Sohlen, hinlänglich weit, und stets 1/2 Zoll länger als der Fuß, die tägliche Fußbekleidung sein! Allein statt dessen schneid man frühe schon den zarten, weichen Kinderfuß in enge, modische Stiefelchen, mit hohen Absätzen, worauf die Kinder unsicher einhergehen, und keinen raschen Lauf oder fröhliches Hüpfen zu unternehmen wagen. Das ganze Gewicht des Körpers ruht nun durch die Erhöhung der Ferse auf dem vorderen Theil des Fußes, der eingeklemmt in den engen Stiefel, häufig auch noch durch die Naht des vorderen Lederbesazes gedrückt, nach allen Seiten anfährt und sich nicht ausdehnen kann. Ist der Stiefel schmal und lang, so werden nur die Fehen darunter leiden, und die äußerste kleine einen Druck bekommen (der Anfang zu dem später so sehr peinlichen Hühnerauge), ist die Fußbekleidung aber zu kurz, und dies ist der häufigste Fall, dann stößt sich der Fuß, die Fehen werden trumm und der ganze Fuß verliert die ihm eigenthümliche schlankte Form und wird mißgestaltet und plump. Häufig erhalten dann die gekrümmten Fehen oben einen Druck, aus dem sich später auf jeder Zehe ein Hühnerauge bildet, ein Anblick, den man gehabt haben muß, um den ganzen Jammer, der später daraus entsteht, beurtheilen zu können. Zahlreiche Ballenauswüchse, Nagelkrankheiten und andere schmerzhaftes Fußkleiden entstehen aus dieser so übelangebrachten Schuldiquing der Mode und Zielsichtigkeit, abgesehen davon, daß sie dem Kinde zugleich alle Sicherheit der freien kindlichen Bewegung raubt.

Allein noch andere Nachteile hat dieses frühe Einschneiden des Fußes, Nachteile, die in einer Zeit wie die unsere, wo durch Turnen und andere Körperübungen so viel für Stärkung der Glieder und Muskeln gethan wird, nicht übersehen werden sollte: der Knöchel, eingeengt und an den festen Halt des Stiefels gewöhnt, wird so wenig fest und in sich selbst stark, daß er die gewohnte Stütze gar nicht mehr entbehren kann. In späteren Jahren, wo die Toilettengelese gar oft das Tragen eines ausgeschmittenen Schuhs vorschreiben, hören wir gar häufig junge Damen klagen, daß es ihnen unmöglich sei in Schuhen zu gehen, weil der Knöchel gleich austrete und sie überhaupt nicht fest aufzutreten vermögen. — So entstand der weiße Atlasstiefel, der zwar dem Bedürfnis nachkommt, allein doch, bezüglich der Eleganz, den Vergleich mit einem zierlichen weißen Schuh und gestrickten feinen Strumpf nicht aushalten kann.

Möchten doch alle Mütter dies bedenken, die jetzt gewöhnt sind die zierlichen Weindchen ihrer kleinen Mädchen mit den festgeschmürten Absatzstiefeln zu versehen und ihnen lieber die weniger gefälligen, aber jedenfalls gesünderen, flachen Lederschuhe anzuziehen, damit sie sich später eines festen leichteren Ganges auf gesunden kräftigen Füßen und Knöcheln erfreuen, anstatt im 14ten Jahre auf verkrüppelten, hühneraugenbelasteten Füßen einherzuwanken, und im Sommer die unerträglichsten Schmerzen zu leiden.

Doch sehen wir zunächst nach Jenen, bei welchen unser guter Rath zu spät kommt, die bereits erwachsen an all den Weibeln leiden, auf deren Entstehung wir hier aufmerksam gemacht haben, und gewiß, ihre Zahl ist nicht klein! — So viel man auch schon über das Vertreiben der Hühneraugen gelesen und gehört haben mag, so viel Vertilgungsmittel auch schon erfunden und angepriesen wurden, so darf man doch getrost annehmen, daß die gänzliche Ausrottung aller, seit der Kindheit eingewurzelter Hühneraugen eine Unmöglichkeit ist. Alles, was man erreichen kann, ist ein möglichst klein Halten derselben und eine Linderung

der bei großer Hitze oft unerträglich werdenden Schmerzen. — Wenn ein Hühnerauge zu schmerzen anfängt, ist man häufig der irrigen Ansicht, der Dorn desselben sei die Ursache, es ist aber nur die sich über demselben gebildete Hornhaut, die durch die Fußbekleidung beengt fest auf den Dorn brüht und den Schmerz verursacht. Diese zu rechter Zeit zu entfernen, ist daher eine Hauptsache. Man bediene sich dazu eines dünnen und scharfen Messers und verfähre mit möglicher Vorsicht. Den Fuß vorher durch ein Bad zu erweichen, ist nicht rathsam, weil dann das Messer leicht tiefer geräth, so daß die Zehe blutet. Sollte dieser Fall eintreten, dann binde man ein Stückchen seines Handschuhleder, innen mit Talg bestrichen, fest auf die blutende Zehe, und sei besorgt, daß kein Sand in die Wunde kommt; so wird der kleine Unfall ohne alle übeln Folgen vorübergehen. Doch geschieht es mandmal, daß ein Hühnerauge trotz alles Schneidens schmerzt und zuletzt in einen Zustand der Entzündung übergeht, der sich, namentlich im Sommer, oft dem ganzen Fuße mittheilt. — Da ist es rathsam ein kühles Pflasterchen aufzulegen, und sind dafür die sogenannten Tyroler Pflaster ganz besonders zu empfehlen. Die Hühneraugenpflaster der Gebr. Lentner aus Tyrol sind fast in jeder Stadt Deutschlands bei Friseurs und Parfumeurs zu finden und haben dieselben den großen Vortheil, bei augenblicklicher Linderung des Schmerzes gar keine Unbequemlichkeit zu verursachen, indem sie so fest und dünn sind in den Fuß einschmiegen, daß sie selbst bei knappen Schuhen nicht geriren. Man läßt sie einige Tage liegen, und wird, wenn man sie wegnimmt, die Entzündung verschwunden sehen und längere Zeit von Schmerzen frei sein.

Früch entstanden eine Hühneraugen, besonders die so sehr schmerzlichen zwischen den Fehen, kann man mit mehreren nach einander aufgelegten Pflasterchen gänzlich vertreiben; man befolge nur genau die den Pflastern beigegebene Gebrauchsanweisung.

Wir können nicht umhin hier mit eindringlichen Worten vor den reisenden Hühneraugenoperatoren zu warnen, deren Dienstanerbietungen man vielfach liest. Nie lasse man eine fremde Hand die kleine Operation verrichten; ein ungehädter Schnitt kann die traurigsten Folgen haben, und oft eine gröbre und gefährlichere Operation nach sich ziehen. Ebenso sind die von jenen herumziehenden Quacksalbern angepriesenen Pflaster mit Entschiedenheit zurückzuweisen, da sie oft mit schädlichen Substanzen, ja Giften vermischt sind. — Die Anwendung eines solchen Pflasters kostete einem braven Manne in einer Stadt am Main kürzlich das Leben!

Kehren wir nun wieder zu unserm eigentlichen Thema der Fußbekleidung zurück, und eruchen wir die geehrten Leserinnen, ihre Schuhe und Stiefel stets möglichst lang und bequem zu wählen. Kühl und leicht mit flachen Sohlen für den Sommer, stark und solid für den Winter, Abhäse nur für kühle Tage, Regen und Schmutz.

Das Kapitel der Handschuhe lassen wir hier unerörtert, da Alter, Klima, Gesundheitsrücksichten und örtliche Verhältnisse das Tragen der verschiedensten Sorten derselben bedingen, doch wollen wir darauf aufmerksam machen, daß das Tragen eines warmen, dichten Strumpfes und eines Ledernen Pantoffels im Winter den mannigfachen Tuch- und Filzschuhen vorzuziehen ist, indem letztere den Fuß (besonders im warmen Zimmer) allzusehr erweichen und dadurch der Gefahr des Erfrierens leichter aussetzen.

Nun bleiben uns noch die Uberschuhe, früher von Leder, Cassian, Holz und Metall zusammengeleßt, ein ausschließliches Tragen der höheren Stände, jetzt aber, Dank dem Gummi und Kautschuck, überall eingebürgert und selbst dem Schulkinde unentbehrlich. Diese Gummischuhe sind wahrlich eine dankenswerthe, wohlthätige Gattung, und man u. s. f. sie auch bereits in recht gefälligen, kleidamen Formen, doch bleibt eine größere Vervollkommnung derselben zu wünschen übrig, wozu namentlich gehört, daß den Gummisohlen die unangenehme Kälte genommen werden könnte, die im Winter bei Schnee und Thaumwetter so oft manches gefährliche Ausgleiten und Fallen auf glatten Trottoirs herbeiföhrt. Auch außer dem ebenerwähnten Grunde sind die Gummischuhe manchen Füßen unangenehm; sie legen sich bei warmen Wetter fest an den Fuß an, erhitzen ihn unangenehm durch ihre große Wärme und veranlassen ihn dadurch zum Anschwellen. Wir rathen daher zu ihrem Ersatz im Sommer sich der schon länger bekannten Korfsohlen zu bedienen, die sich in jeden beliebigen Schuh oder Stiefel einlegen lassen, und vollkommen gegen Nässe zu schützen vermögen. Man lasse sich dieselben vom Schuhmacher genau nach der Größe des Schuhs, ungefähr messerrückendick zuschneiden und mit Leinwand (nach oben) überleben. Auch im Winter bei trockenem Wetter sind Korfsohlen allen denen zu empfehlen, die an Fußkälte oder an Rheumatismus leiden. Sie ersetzen reichlich alle Gesundheits- und Plancksohlen, und beeinträchtigen bei ihrer Dünne die Eleganz der Fußbekleidung nicht im Mindesten.

Ein renommirter Schuhmacher hat kürzlich eine Stahlfeber erfunden, die an der Ferse angebracht, einen leichteren elastischen Gang erzeugt, einem vollen platten Fuße die richtige Höhlung giebt, und der Himmel weiß, welche Wunder noch alle hervorbringen soll! Ist die Sache wirklich so gut als sie scheint, wird sie auch bald allgemeine Verbreitung finden.

Wir nehmen heut Abschied von der Leserin, mit dem herzlichsten Wunsche, daß eins oder das andere des hier Gesagten ihr in Zukunft ein nützlicher Fingerzeig werden möge! [2517]

Ueber das Klären des Zuckers.

In der Zeit, wo das Einmachen der Früchte beginnt, dürfte eine ausführliche Mittheilung über die Behandlung des dazu zu verwendenden Zuckers nicht unwillkommen sein. Zum Einkochen der Früchte ist harter Meliszucker am geeignetsten. Man schlägt ihn in kleine Stücke, thut ihn in ein großes Casserol und gießt reichlich Wasser dazu, denn obgleich der Zucker mit vielem Wasser länger kochen muß, wird er dadurch doch reiner. Darauf schlägt man ein Eiweiß zu Schaum, thut es zu dem Zucker und rührt ihn, sobald er über dem Feuer steht, wohl um, damit er bald zerjehet. Hat der Zucker einmal aufgekocht, so gießt man etwas kaltes Wasser hinein, nimmt den Schaum ab, thut denselben auf einen Teller, läßt den

Zucker abermals aufkochen, gießt kaltes Wasser hinein, schäumt ihn ab und wiederholt dieses Verfahren so lange, bis der Zucker ganz rein ist; das Merkmal dafür ist der seine weiße Schaum, welcher sich dann auf dem Zucker bildet und ebenfalls abgenommen werden muß. Hierauf beginnt nun das eigentliche Kochen des Zuckers, wofür man 7 Grade annimmt, deren besondere Merkmale hier angegeben sind.

Nach dem Abnehmen des letzten feinen Schaumes läßt man den Zucker unter fortwährendem Röhren kochen. Fließt der Zucker von dem herausgehobenen Schaumlöffel in großen Tropfen ab, so hat er den ersten Grad erreicht.

Hierauf läßt man den Zucker wieder einigemal aufkochen, hebt dann den Schaumlöffel in die Höhe und sieht, ob der zuletzt abfließende Zucker Fäden zieht, an welchen ein feiner Tropfen hängt, welcher abfällt; zieht der Faden sich nun wieder zum Löffel zurück, so ist der zweite Grad erreicht.

Wenn nach abermaligem Kochen des Zuckers beim Herausheben des Löffels dieselbe Erscheinung wie beim zweiten Grade sich zeigt, nur mit dem Unterschied, daß die Perle nicht abfällt, sondern einige Zeit hängen bleibt, so ist das dritte Grad.

Nach abermaligem Kochen hebt man den Schaumlöffel heraus, läßt ihn ablaufen und bläst dann durch den Schaum des Löffels. Bilden sich dadurch auf der andern Seite des Löffels kleine Blasen, die zum Theil davon abstiegen, so ist das vierte Grad.

Nachdem der Zucker noch einige Minuten gekocht, zeigen sich Blasen auf der Oberfläche desselben. Bläst man nun durch den abgelassenen Schaumlöffel und entstehen dadurch erbsengroße Blasen auf der andern Seite des Löffels, deren einzelne abstiegen, so ist das fünfte Grad.

(Zum Einkochen der Früchte kann man den Zucker nur in einem dieser 5 Grade anwenden, soll er aber noch weiter gekocht werden, zu Bonbons z. B., so verfährt man folgendermaßen:)

Wenn der Zucker nach dem fünften Grade noch einige Minuten gekocht hat, so taucht man ein rundes Holzrädchen zuerst in kaltes Wasser, dann in den kochenden Zucker und dann wieder in kaltes Wasser. Wenn dadurch der am Stabe hängende Zucker ein knackendes Geräusch verursacht und sich mit den Fingern abbrechen läßt, so ist der sechste Grad erreicht.

Nach einigen Augenblicken ferneren Kochens wird der Zucker gelblich, dann bräunlich und verbreitet einen bittersüßen Geruch. In diesem siebenten Grade nennt man den Zucker Caramel (daher Brust-Caramellen). Wie schon bemerkt, ist er in diesem Grade zum Einmachen der Früchte nicht mehr brauchbar.



Apfelcompot à la Portugaise.

Man nimmt Reinetten in hinreichender Zahl, um die Compottiere zu füllen, schneidet mit einem Messer das Kerngehäuse heraus, legt sie in eine Pfanne. thut in jeden Apfel ein Stückchen Butter, etwas Citronenschale und etwas geriebenen Zucker, thut noch ein Stückchen Butter auf den Boden der Pfanne, läßt die Äpfel schmoren, am besten in einem Ofen, wo sie von oben und unten Hitze haben, und richtet sie dann warm, mit etwas Zucker bestreut, an.

Apfelcompot auf andere Art.

Man schneidet die Äpfel in zwei Theile, die Kerngehäuse herausnehmend, legt sie in die Pfanne dicht neben einander, mit der zerschnittenen Seite nach unten, thut hinreichend Zucker und so viel Wasser hinein, daß die Äpfel kochen können; sind sie auf einer Seite gar, wendet man sie nach der andern, ungeschälten um, und läßt sie so lange kochen, bis die Sauce gebrüg eingekocht. Darauf arrangirt man die Äpfel in der Compottiere, gießt die Sauce darüber und ist sie nach Belieben kalt oder warm.

Compot von geschälten Äpfeln.

Man schneidet 6 große Reinetten in Hälften, nimmt das Kerngehäuse heraus, schält sie und läßt sie mit dem Saft einer halben Citrone und einem Stück Zucker in einer hinreichenden Quantität Wasser kochen. Sind die Äpfel gar gekocht, so werden sie in der Compottiere angerichtet. Der Syrop (die Sauce) muß noch so lange kochen, bis er sich etwas verdickt, und wird dann über die Äpfel gegossen.

Saccirte Äpfel.

Auch dazu eignen sich große Reinetten am besten. Sie werden nicht zerschnitten, sondern nur geschält und das Kerngehäuse herausgenommen, und müssen in Zucker gebrüg durchgekochen. Wenn sie aus der Pfanne genommen und in der Compottiere, mit der Doffnung nach oben, angerichtet sind, werden sie mit Confituren gefüllt. Den Syrop läßt man zu Gelée einkochen, gießt ihn, damit er erkalte und fest werde, auf einen Teller, erwärmt den Teller dann nur so viel, um das Gelée abfließen zu können, schneidet es in Formen und legt es auf die Äpfel.

Apfelsyrop.

Man nimmt 1/4 Maßchen guter Reinetten, schneidet sie in möglichst kleine Stücke, gießt ein Glas Wasser darauf und läßt sie kochen. Wenn sie ganz weich sind, werden sie in einen Durchschlag gethan und der Saft davon rein ausgebrückt. Unterdessen hat man Zucker (auf ein Pfund Saft ein Pfund Zucker) mit Wasser kochen lassen; wenn der Zucker perlt, thut man den, nun abgetheilten Apfelsaft hinzu und läßt beides zusammen so lange kochen, bis der Syrop beim verjuchswelligen Ausschöpfen mit einem Theelöffel Fäden zieht, welche nicht so leicht reißen. Dieser Syrop wird mit Erfolg gegen Entzündungen gebraucht.

Apffel und Birnen aufzubewahren.

Von allen Methoden, Apffel und Birnen aufzubewahren, ist keine mehr zu empfehlen als folgende, und wir geben sie hier statt jeder anderen weniger sicheren. Man nimmt das Obst von den Bäumen, wenn es anfängt herunterzufallen, also eben reif ist. Es darf hiernach nicht auf Karren eingefahren, sondern muß, sorgfältig vor Reibung und starker Erschütterung geschützt, getragen werden. Zu Hause wird es sorgfältig ausgesucht, und jede verletzte, angegriffene oder schon angesehene Frucht zu etwas Anderem benützt. Darauf läßt man die Früchte in einer Obstkammer, mit Heu oder Matten bedeckt, 3 bis 4 Tage lang liegen, sucht sie nochmals aus und wäscht sie einzeln ab. Dann thut man sie, und zwar das feinere Obst Stück vor Stück in ein dünnes, weißes Fließpapier gewickelt, in Kisten zwischen gewaschenen, vollkommen trockenen und von Steinchen durch Abseihen befreiten Sand, schichtenweise und so, daß keine Frucht die andere berührt. Die Kisten stellt man an einen luftigen, trocknen und kühlen Ort, wo es jedoch nicht friert. Das Obst hält sich auf diese Art bis zum Julius des nächsten Jahres ganz vorzüglich.

Compot von gerösteten Birnen.

Man nimmt nicht ganz reife Kochbirnen, legt sie in eine glühende Ofenröhre, bis die Schale sich bräunt, wendet sie so lange, bis alle die Birnen ganz braun gefengt sind, und reibt dann die Schale in kaltem Wasser ab. Ist das geschehen, werden die Birnen in Hälften geschnitten, noch mehrmals gewaschen, dann mit drei Glas Wasser, einem Stückerl Zimmet und ¼ Pfund Zucker über das Feuer gesetzt. Wenn sie weich sind, nimmt man sie heraus, läßt die Sauce einkochen, gießt dieselbe darüber und richtet die Birnen nach Belieben kalt oder warm an.

Birnen-Compot auf andere Art.

Man schält Kochbirnen, läßt sie in Wasser mit etwas Zimmet, 2 Gewürznelken und ¼ Viertel Pfund Zucker über lindem Feuer oder Kohlenguth in wohlzugebedecktem Casserol kochen, gießt, wenn sie halb gar sind, ein Glas Rothwein hinzu, nimmt sie, wenn sie weich, heraus, läßt die Sauce ganz kurz einkochen und gießt sie über die Birnen.

Birnen-Compot.

Man nimmt dazu feine Birnen, St. Germain oder bergl., thut sie mit der Schale in kochendes Wasser, nimmt sie, wenn sie fast gar gekocht, heraus und legt sie in frisches Wasser. Dann werden sie geschält, abermals in kaltes Wasser gethan, wieder herausgenommen und in kochendem Zucker (mit Wasser) gelegt, worin man sie abermals kochen läßt mit einer Citronenscheibe, damit sie weiß bleiben. Sie werden warm oder kalt aufgetragen und der Syrop darübergegossen.

Gebackene Birnen.

Man schält die Birnen, wirft sie einen Augenblick in kochendes Wasser, oder läßt sie, wenn sie sehr hart sind, einmal aufkochen, legt sie dann auf Sorden und stellt diese in den Backofen, bald nachdem die Probe heraus sind. Hier müssen sie so lange stehen, oder so oft hineingehoben werden, bis sie vollkommen trocken sind. Dann packt man sie in Schachteln und verschließt diese sorgfältig. Weber die Schalen der Birnen, noch das Wasser, worin sie gekocht haben, werden weggeworfen. In dieses Wasser thut man die Birnenschalen nebst etwas Zucker, läßt sie darin ganz weich kochen, gießt das Wasser durch und bewahrt es in fest zugestopften Flaschen auf. Man braucht dieses Wasser, wenn man die gebadenen Birnen kochen und sie als Compot geben will.



Siederhandschuhe zu reinigen, ohne sie anzufechten.

Die Reinigung der Handschuhe durch Waschen verdirbt dieselben häufig in einer oder der andern Art, daher ist rathsam, ehe man zu diesem Mittel greift, vorher ein anderes zu versuchen, welches das Anfeuchten der Handschuhe nicht nöthig macht.

Man legt die Handschuhe auf einen reinen Tisch, nimmt eine harte Bürste und bürtet dieselben mit einer Mischung von Walkererde und pulverisirtem Alaun, reibt und klopfet sie darauf tüchtig, um den Schmutz zu entfernen, streut dann trockene Kleie und Spanisch Weiß darüber und reibt sie damit von Neuem. Wenn die Handschuhe nicht sehr schmutzig sind, genügt dies sie zu reinigen, sollten sie jedoch fettig sein, so muß man die Fettflecke mit gebranntem Knochenpulver bestreuen, darüber ein Seidenpapier legen und ein heißes Eisen darauf stellen. Das durch die Wärme sich lösende Fett wird von dem Knochenpulver eingesogen. Sind die Handschuhe auf diese Weise gereinigt, so werden sie vermittelst eines wollenen Fledchens (Flanell) ebenfalls mit pulverisirtem Alaun und Walkererde gerieben, und erlangen auf diese Weise ihre Reinheit wieder, ohne sich zu verengen oder die Farbe zu ändern.

Will man jedoch die Handschuhe waschen, und hat man eine Form, sie nach der Wäsche aufzuspannen, so ist folgendes Recept zu empfehlen:

Seife zum Waschen der Handschuhe.

250 Gramm Seifenpulver, 165 Gramm Schwadenwasser, 10 Gramm süßiges Ammonial und 155 Gramm gewöhnliches Wasser werden gleichmäßig durchrührt zu einem Teig, und mit diesem Teig, vermittelst reiner Flanellstücke, die Handschuhe gerieben, bis sie rein sind.



Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld, und zur Erhaltung desselben gehört Mäßigkeit und Vorsicht. Langsam und Schritt vor Schritt steigt man eine Treppe hinauf. Aber in einem Augenblick fällt man hinab und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

Mit Menschenthränen spielt der Himmel nicht!
So manches Schiff muß sinken oder stranden,
Nur, weil am Bord das harte Steuer bricht.
Doch wer bestand im freudigen Vertrauen,
Der mag zum Lohn der Hoffnung Früchte schauen.

Der Kronen würdig sein, ist mehr, als Kronen tragen.

Man soll nur nie, auch unter den schmerzlichsten Lebensverhältnissen, an die Unmöglichkeit glauben, daß sie sich jemals wieder better gestalten können. Wenn ein großes Leiden des Gemüths Alles um und her zu Nacht verfinstert und darin der letzte Hoffnungs- und Freudestrahl auskirscht, welchen der Himmel ausstrahlen konnte: glaube doch Niemand, daß die ewigen Sterne selbst ausgelöscht seien! Sie leuchten noch über den Wolkten. Und alles Leiden ist nur Bewölkt. Es entspinnt sich und zerbricht.

Schaffet die Thränen der Kinder ab! Das lange Regnen in die Blüten ist so schädlich!



Charade.

Drei Sylben.

Die erste Sylbe möcht' ich haben,
Und wenig wird es niemals sein —
Wie wollt' ich mit des Glückes Gaben
Die Zwei' und Dritte dann erfreun!

Das Ganze, das im losen Spiele
Die Einverständnis löst und neckt,
Hat oft schon ernster Gefühle
In seinem leichtem Scherz verdeckt.

[2337]

Woffelsprung - Aufgabe.
(Endlos.)

Es	er-	frie-	ist	ei-	a-	sie	de
Zu-	frei-	giebt	schön,	den-	bei-	die	ber
zwei-	Serg	lei	ne	heit	du	ver-	nicht
Gat-	von	sich	dein	ei-	heit:	es	kannst
an-	an	titu-	nie-	mit	schwer-	ni-	Sei-
gen	hal-	die	mit	fab-	de	sal-	ist
dich	dre	ren	der	ge-	die	selbst-	gen,
und	Welt,	te	Welt	sich	so	zu	se

Rebus.



Auflösung der Räthelsprung - Aufgabe in Nr. 35.

Daß fest in dir den Glauben Wurzel schlagen,
Dann sprich lebendig in dir auch das Hoffen,
Als Kreuze werden sie die Lieb e tragen,
Wo Glaube, Liebe, Hoffnung sich getroffen,
Erstarkt die Seele bald zu kühnem Wagen
Und edler That sind neue Bahnen offen.

Räthe von Hünicker.

Auflösung der zweifelhigen Charade in Nr. 35.

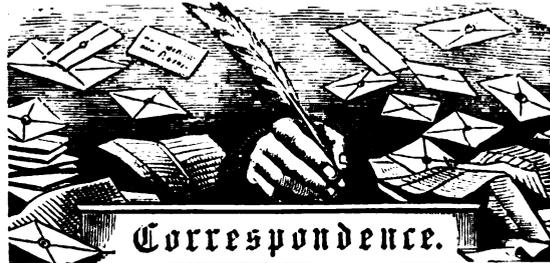
„Geistreich.“

Auflösung des ersten Rebus in Nr. 35.

Auf den Feldern und Auen
Schmilzet der Schnee,
Es blühen die Auen,
Es grünet der Aue.
Die sonnige Salbe
Munter entlang
Edel Heerdenklang,
Aus düstern Wäldern
Der Vogel Gesang.

Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 35.

Mander Mensch achtet seine Vorzüge nicht eher, als bis er sie verloren.



Fr. G. v. Cr. in W-n. Die Originale der neuesten Pariser Wintermäntel für die kommende Saison sind bereits in unseren Händen, und werden wir dieselben in Abbildung nebst Schnittmuster demnach so frühzeitig liefern, daß unsere Abonnenten schon im Herbst zur Anfertigung schreiben können, ja, wenn nicht Wädtergerei unseren Raum beansprucht, wird schon Nr. 40, welche in 3 Wochen Ihnen zugeht, zwei Schnittmuster der reizendsten Wintermäntel nebst Abbildung und Beschreibung bringen.

Fr. K. O. in N-au. Ein sehr hübsches, zwar klein, wie Sie wünschen, gefüttertes, aber zweckmäßiges Kinderhütchen zur Selbstanfertigung wird der Bazar in einer der nächsten Nummern bringen. Die „gefrickelten“ Kinderhütchen sind nicht weniger als neu und können wir um so weniger die feste Zusage, ein solches zu bringen, geben, als die Beschreibung einen sehr großen Raum beansprucht. Also: vielleicht.

Frn. C. M. in P. Gönnen Sie uns noch einige Zeit zur Begründung der uns mitgetheilten Probe Ihres Fabrikats.

Fr. N. P. in D. Gewiß, man trägt auch Burnous von Sylben, (nach Belieben von schwarzen oder weißen), Spizendurnous mit Carvachen. Die von schwarzen Spizen erhalten am Capuchon häufig schickliche Bänder und Stoffe sehr modern, sowohl zur Garnitur leichter Kreyz- und Tüllhüte, als zum Pefach der Boland an Hütd- und Organdi-Kleidern. Zu selbigenannten Schweden werden gewöhnlich Schrägstreifen verwendet.

Fr. v. L. in W. Wollen Sie Ihr Alcä a deux jupes auf originelle Weise garniren, so dürfen Sie den obersten Rod nur recht tief auspenden, und diese $\frac{1}{2}$ Elle breiten, $\frac{1}{2}$ Elle langen Jaden ringum mit Sammetband und Spizen belegen. Die offenen Aermel und die Vertbe werden gleichfalls ausgegacht und entsprechend garnirt. Gewiß werden Sie mit dieser Art der Verzierung lange Zeit hindurch etwas „Apartes“ haben, da sich die Mehrzahl der Frauen von dem fogenannten „Zerschneiden“ des Stoffes durch die Jaden zurückschrecken läßt.

Fr. F. M. in S. Gegen Brandwunden können wir Ihnen ein sehr leichtes, einfaches Mittel sagen. Sammeln Sie im Monat September oder October auf Ihren Spaziergängen die braunen Blüthenköpfe des Rohrs, welches an Teichen, Flußufern und lumpigen Stellen als beliebiges Spielwerk von den Knaben so leidenschaftlich gesucht werden. Haben Sie einen Bruder, so wird er sich ohne Zweifel ein Vergnügen daraus machen, Ihnen einen reichen Vorrath jener Rohr-Blüthen zu sammeln. Der saumweiche Stoff dieser Kolben, mit der weichen inneren Seite auf die Brandwunde gelegt, heilt und küßt dieselbe, doch muß man den Schaum nicht eher als im Augenblick des Gebrauchs vom Stengel ablösen und Sorge tragen, daß die Kolben nicht gedrückt werden. Am besten ist, sie einzeln in Papier zu wickeln und gesundert neben einander zu legen, an einen Ort, wo sie nicht gedrückt werden können.

Wenn Sie sich verbrannt haben, ist es stets heilsam, sogleich die Hand oder den sonstigen verbrannten Theil in Wasser zu tauchen. Die Wunde mag nun bedeutend oder unbedeutend sein, zum Nachtheil gereicht diese Kühlung im frischen Wasser niemals, sondern verhindert die Verschlimmerung des Uebels.

Frn. G. H. in W. Haben Sie schon das Mittel versucht, die Bienen durch den Dampf von mit Salpetersalz getränktem Hauf zu bezaubern? Es ist ein ganz leichtes, überall zu erzielendes Mittel und bedäut die Bienen so schnell und vollständig, daß Sie ihnen, durch die Wirkung des Dampfes geföhrt, ohne Gefahr ihren Honig nehmen können.

Fr. M. Sp. in D. Dank für das niedliche Blümchen! Mit einigen Aenderungen werden wir das Eingebauete aufnehmen.

Fr. C. K. in A. Ueber die Anwendung des Wasserglases zur „Wäsche“ ist von uns vor längere Zeit bereits berichtet. Aber auch zur Aufbewahrung der Eier hat es sich vortreflich bewährt und fügen wir darüber unerm Artikel über Aufbewahrung der Eier in Nr. 35 für Sie nachfolgendes bei: Wenn man ein frisches Hühnerlein in Wasserglas taucht oder damit überfrachtet und dann trocken läßt, so wird dasselbe eine unbeschränkte Dauer haben. Durch den Ueberzug von Wasserglas entsteht nämlich eine Decke von kieselartrem Kalk, welche die Poren der Eierhülle verstopft und hierdurch die Beschädigung zwischen dem Sauerstoffe der Luft und dem Inhalte des Eies gänzlich aufhebt. Es tritt hier ein ähnliches Verhältnis ein wie beim Ägyptischen Verfahren zur Aufbewahrung von Speisen in Speckhäuten. Wenn man durch Aufbewahrung der Eier in Korn, Seckering, Kaltwasser und gewöhnlichem Wasser auch schon nach einem ähnlichen Grundfage Eier haltbar machte, so genügte dieses Verfahren doch nur auf eine gewisse Zeit und so behandelte Eier konnten nicht als Handelsgegenstand dienen, während es jetzt thunlich ist, die Eier als Schiffsvorrath oder als Handelsgegenstand für ferne Gegenden zu benutzen. Auch wird es möglich sein, Eier aus fernem, von Vögeln bewohnten Gegenden zu uns herüber zu bringen, da wohl anzunehmen ist, daß auch von noch andern Vögeln, als Hühnern, Enten, Gänsen und Putern schmackhafte Eier gelegt werden. Den ersten Versuch dieser Art machte Herr W. Dabmen in Düren, welcher im Juli v. J. eine Anzahl Eier mit Wasserglas behandelte und dann bis jetzt auf einem Keller im Keller stehen ließ. Die vor kurzem gemachten Eier waren so vollkommen erhalten und schmackhaft, daß sie von frisch gelegten nicht zu unterscheiden waren.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 39.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. October 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

VII. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von Malachit-grünem Taffet mit drei breiten Volants, welche durch ein Gitter von grünem Sammetbande verziert sind. Taille ohne Schooß, ebenfalls mit einem Gitter aus grünem Sammetbande tragbar undartig verziert. Weiße offene Ärmel nebst Ueberärmeln (Joket) mit derselben Garnitur. Kleiner Kragen von gesticktem Mouffeline. Große Ballon-Unterärmel von Mouffeline. Weiße Handschuhe. Ägyptischer Turban aus weißem Cashmir mit seinen Goldstreifen und einem Futter von lila Taffet. Am Sauboden des Burnous und an den Zipfeln desselben befinden sich große Seidenpuscheln in passenden Farben. Hut von weißem Crepp und Blonde, mit Bavolet von weißem Tüll, streifenartig mit schmalen lila Band besetzt. Im Innern der Passe Kranz von lila Blumen, auf derselben ein Streifen von lila Band. Eben solche Bindebänder.

Figur 2. Robe von schwarzem Taffet mit einfachem à bandes garnirtem Rod. Jede dieser Seitengarnituren (quilles) besteht aus drei, nach oben schmaler werdenden, quer gefalteten Taffetstreifen zwischen vier Reihen cerise-rothen Sammetbandes. Taille mit sehr langem Schooß, garnirt mit einem gleichen krausen Taffetstreifen. Halb-lange Ärmel mit Joket, aus gefaltetem Taffet gebildet, welcher von rothem Sammetbande eingefaßt, das Armloch umschließt. Der untere Aufschlag der Ärmel ist auf ähnliche Weise garnirt. Kragen von gefaltetem Tarlatan, Unterärmel à la duchesse von Tarlatan mit zwei Volants. Schwedische Handschuhe, Hut von grauem Crepp mit einem Ueberzug von schwarzer Spitze und mit cerise-rothem Sammet verziert. Auf dem Schirm des Hutes ist eine Schiff-rinnen-Schleife (noeud batelière) von rothem Sammet angebracht, eine eben solche zielt den Rand des Kopfes. Der Fond des Kopfes ist mit schwarzen Spitzen garnirt in einer Weise, welche dieselben muschelförmig gefaltet erscheinen läßt. Ein breiter Schrägstreifen von rothem Sammet geht um den Rand der Passe (des Schirms) und des Bavolets (Nackenschirms). Das Innere des Hutschirms ist an einer Seite mit einer Schleife von schwarzen Spitzen, an der andern mit Touffen rother Sammetblätter geschmückt, denen eine rings unter der Passe angebrachte Blondenbüsche als zartes Relief dient. Die Bindebänder des Hutes sind von cerise-rothem Sammet. Der Burnous ist von Cashmir derselben Farbe, mit cerise-Blau gefältet.

Eine Schachpartie.

1.

Im Escorial.

König Philipp II. spielte Schach im Escorial. Huy Lopez, ein Priester niedern Ranges, doch sehr gewandt im Schachspiel, war des Königs Gegner; ihm war als besondere Begünstigung gestattet zu knien, während die Edeln des Hofes als Zuschauer umherstanden. In ihren Mienen, in ihrem ganzen

Wesen lag eine Spannung, welche zu sehr der Angst gleich, um nur durch das Interesse am Spiel hervorgerufen zu sein.

Es war ein herrlicher Morgen, und die Luft durchwulzt vom Duft blühender Orangenbäume. Die violetten Vorhänge an den Fenstern des prachtvollen Saales milderten die mächtigen Strahlen der Sonne, doch das freundliche Licht schien mit der Stimmung des Königs wenig in Einklang zu stehen, denn seine düstre Stirn verfinsterte sich mehr und mehr, und von Zeit zu Zeit ruhte sein zürnender Blick auf dem Eingang des Saales.

Die Hofherren beharrten im Schweigen und wechselten nur zuweilen Blicke des Einverständnisses.

Die Gesellschaft war überhaupt nichts weniger als heiter, und leicht konnte man bemerken, daß ein ernster Gedanke die Seelen aller Anwesenden erfüllte. Niemand schenkte dem Spiel Aufmerksamkeit zu schenken, als Huy Lopez allein, welcher, auf das Schachbrett gebeugt, zwischen der Lust zu siegen und der Unterthänigkeit gegen Seine Katholische Majestät zu schwanken schien. Man hörte Nichts als das leise Geräusch, welches die Spielenden durch das Rücken der Figuren verursachten — da ward die Thür weit aufgerissen, und ein Mann von rohem und finstrem Ansehen trat ein, schritt auf den König zu und wartete unterwürdig auf die Erlaubniß, Seine Majestät anreden zu dürfen.

Die Erscheinung dieses Mannes schien abschreckend auf die Anwesenden zu wirken, denn eine allgemeine Bewegung war die unmittelbare Folge derselben.

Die Edeln zogen sich stolz zurück, und ließen einige Augenblicke das Gefühl des Abscheus über die Etikette siegen. Es war, als sei ein wildes oder eklhaftes Thier plötzlich unter sie getreten, und die Persönlichkeit des Anbäumlings war allerdings nicht ungeeignet, solche Empfindungen zu erregen.

Seine Gestalt war groß, knochig, von herkulischem Bau und gekleidet in ein schwarzes Leber-Wamms. Seine gemeinen Züge, von keinem Geistesfunken erleuchtet, verriethen die niedrigsten Leidenschaften und Neigungen, während eine große, tiefe Narbe, von der Augenbraune bis zum Kinn reichend, und in einem blickten schwarzen Barte sich verliert, die Wildheit seines Gesichts noch vermehrte.

Philipp wandte sich um, ihn anzureden, doch seine wankende Stimme verrieth ungewöhnliche innere Bewegung, und ein elektrischer Schlag traf die ganze Versammlung, denn der Neu-angekommene, in dem die physische Kraft sich zu verkörpern schien, war kein Anderer als Fernando Calavarez, der Hentzer von Spanien.

„Ist er todt?“ fragte endlich Philipp, seine Stimme zu einem leisen Ton zwin-



Pariser Moden.

gend, während ein Schauer durch die Glieder aller Anwesenden rieselte.

"Noch nicht, Sire," entgegnete Fernando Calabarez, vor dem Monarchen sich neigend, dessen gerunzelte Stirn Zorn verrieth.

"Er fordert sein Recht als Grand von Spanien, und ich kann mein Amt nicht vollziehen an einem Mann, in dessen Athern Gidalgoblut fließt, ohne fernere Befehle Eurer Majestät." Und der Henker verbogte sich abermals.

Ein Murren der Billigung flog durch die Reihe der versammelten Edeln, das castilianische Blut siedete in ihren Adern, und trat als gluthrother Widerschein auf ihre Stirnen. Die Aufregung ward allgemein.

Der junge Alonso von Ossuna gab zuerst dem Gefühl aller Ausdruck, indem er seinen Hut aufsetzte. Die Mehrzahl der anwesenden Granden folgte diesem vorwegener Beispiel, und die weißen Federn wogeten auf den stolzen Häuptern, wie zum Beweis, daß ihre Träger gesonnen seien, jedes ihrer Privilegien so fest zu halten als das den Granden von Spanien gebührende: bedeckten Hauptes vor ihrem Herrscher zu stehen.

Der König schlug auf den Tisch, daß die Schachfiguren wie durcheinander flogen. "Er ist durch Unfern königlichen Rath zurecht worden, was Ausbruch der Verräther mehr?"

"Sire," entgegnete der Scharfrichter, "er verlangt durch das Beil zu sterben, wie es einem Edeln gebührt, und nicht durch den Strick; auch möchte er die letzten drei Stunden seines Lebens mit einem Priester zubringen."

"Mag es so sein," antwortete Philipp, sichtbar erleichtert. "Aber ist unser Reichthum nicht bereits bei ihm, wir Wir befohlen?"

"Ja, Sire," sprach Fernando, "der heilige Mann ist bei ihm, aber der Herzog mag St. Diaz de Silva nicht um sich haben. Er will die Absolution von keinem Priester empfangen, der unter dem Range des Bischofs steht; so sei es Rechtens für einen um Hochverrath zum Tode verurtheilten Edeln."

"So ist es! das ist unser Recht!" sagte der stolze Ossuna mit kühnem Muth, "und wir nehmen vom König für unsern Better dieses Recht in Anspruch!"

Dieses Wort schien das Signal zum allgemeinen Aufbruch gegeben zu haben. "Unsere Rechte und des Königs Gerechtigkeit sind untrennbar," erwiderte Don Diego von Carras, Graf von Valencia, ein Kreis von gigantischer Gestalt, in völliger Rüstung, auf sein Toledo-Schwert gelehnt, und den Stab des Groß-Connables von Spanien in der Hand haltend.

"Unsere Rechte und Privilegien!" riefen die Edeln, und wie vom Echo wiederholt tönten diese Worte wieder und immer wieder ins Ohr des Königs, bis dieser aufstand von seinem Thronessel aus Ebenholz und in höchster Aufregung rief: "Bei dem Geiste San Jago's habe ich geschworen, weder zu essen noch zu trinken, bis das blutige Haupt Don Guzman's, des Verräthers, mir gebracht wird! Und wie ich gesagt, so soll es sein! Aber Don Carras hat wohl gesprochen; — in der Gerechtigkeit des Königs liegt die Gewähr für die Rechte seiner Unterthanen! — Groß-Connable, welcher Bischof ist am ersten zu erreichen?"

"Sire, ich habe mehr mit dem Feldlager, als mit der Kirche zu schaffen," antwortete kurz der Angeredete; "Eurer Majestät Almosenier, Don Silva, der ja auch gegenwärtig ist, wird darüber bessere Auskunft geben können, als ich."

Don Silva v. Menbez erwiderte etwas bestürzt: "Sire, der Bischof von Segovia, welcher dem königlichen Hofhalt attached ist, starb vergangener Woche, die Ernennung seines Nachfolgers liegt noch unerledigt auf dem Rathstische — und muß überdies erst dem päpstlichen veto unterworfen werden. Die Kirchenfürsten sind gegenwärtig in Valladolid versammelt — auch die hiesigen Prälaten sind dazu aufgeboten worden, und sogar der Bischof von Madrid ist bereits abgereist."

Bei diesen Worten spielte ein Lächeln um Ossuna's Lippen; ein Lächeln triumphirender Freude, denn er gehörte nicht nur zum Geschlechte der Guzman, der Verurtheilte war überdies sein theuerster Freund.

Dem König war dieses Lächeln nicht entgangen — ein Ausdruck von Unmuth streifte seine Züge, jedoch nur, um so gleich dem entschlossener Festigkeit Platz zu machen.

"Ich bin und bleibe König!" sagte er mit einer Ruhe, welche gleichwohl den inneren Sturm nur schlecht zu verbergen vermochte, "und bin nicht gesonnen, die königliche Majestät zum Stuhlhalbe des Spottes zu machen. Dieses Scepter mag leicht scheinen, Ihr Herrn, aber, wer es zu höhnen magt, soll davon gerichtlich werden, als hätte es eiserne Wucht! Diese Gelegenheit läßt sich eben ohne Schwierigkeit benehigen. Der heilige Vater ist in vieler Hinsicht Uns verpflichtet, also haben wir seine Mißbilligung nicht zu fürchten wegen des Schrittes, den Wir zu thun gedenken. Der König von Spanien kann Fürsten schaffen, warum nicht auch einmal einen Bischof?"

Erhebe Dich, Don Ruiz Lopez, stehe auf als Bischof von Segovia. Erhebe Dich, Priester, Ich befehle es! Nimm Besitz von Deiner kirchlichen Würde!"

Staunen und Befürzung ergriff die Anwesenden. Don Ruiz Lopez erhob sich mechanisch — sein Kopf schwindelte, die Zunge verlagte ihm den Dienst — endlich brachte er stammelnd die Worte hervor: "Möchte Eure Majestät geruhen . . ."

"Still, Bischof!" entgegnete der König rasch, "gehörche dem Befehl Deines Herren. Die formalitäten Eurer Einführung bleiben bis auf spätere Zeit. Jetzt werden Unsere Unterthanen die Einsicht haben, daß Wir kraft Unserer königlichen Autorität handeln. Ihr, Bischof von Segovia, geht mit Calabarez in die Zelle des Verurtheilten. Sprecht seine verbrecherische Seele von Sünden los und überliefert seinen Leib unsern treuen Dienern hier, daß er damit nach Unserm Willen verfähre. Calabarez, Ihr bringt mir das Haupt des Verräthers in den Saal — Wir werden Euch erwarten. — Denn Don Guzman, Fürst von Calatrava, Herzog von Medina Sidonia, ist ein Verräther, und soll noch heute den Tod des Verräthers sterben!"

"Hier, Bischof," fuhr er zu Ruiz Lopez fort, "habt Ihr meinen Siegelring zu Eurer Beurlaubung beim Herzog — und Ihr, meine Herren, habt Ihr etwas einzuwenden gegen den von Eurem Monarchen vorgeschriebenen Gang der Gerechtigkeit?"

Alle schwiegen. Ruiz Lopez folgte dem Scharfrichter, und der König nahm seinen Sitz wieder ein, einem seiner Günstlinge winkend, des Priesters Platz am Schachbrett einzunehmen. Don Ramirez, Graf von Vizcaya, war der Stellvertreter und kniete auf das Sammelkissen nieder, gegenüber dem Sessel des Königs.

"Mit Hilfe des Schachspiels und Eurer Gesellschaft, meine Herren, denke ich die Zeit recht angenehm hinzubringen," sagte lächelnd der König. "Daß so Keiner von Euch den Saal verläßt vor Calabarez' Rückkehr! Unsere Freude wäre nicht vollständig, müßten Wir Einen von Euch entbehren."

Mit dieser ironischen Bemerkung begann Philipp das Spiel mit Don Ramirez, und die ermüdeten Granden gruppirten sich, wie zu Anfang der Erzählung, um die Spielenden.

Während dem führte Calabarez den improvisirten Bischof in die Zelle des gefangenen Herzogs. Ruiz Lopez schritt gefenktliches Gesichtes vorwärts, er glich eher einem Verbrecher, der zum Richtplatz geschleppt wird, als einem neuernannten Bischof. War es ein Traum? — Nein, nein; der finstere mürrische Calabarez, der ihm voranschritt, war in der That eine furchtbare Wirklichkeit und erinnerte ihn zu gleicher Zeit an seine neue Würde und die daran sich knüpfende schreckliche Bedingung. Als ihre Tritte im Gemölbe des Keisers wiederhallten, bat er Gott und alle Heiligen, der Boden möge sich öffnen und ihn lebend verschlingen, damit er nicht gezwungen sei, den Tod Don Guzman's zu beschleunigen.

Was konnte es sein, das ihn für Guzman's Leben zittern ließ? Waren sie Freunde, waren sie Blutsverwandte? — Nein! Aber Beide waren die besten Schachspieler Spaniens!

Im Gefängniß.

Der Fürst von Calatrava ging in seiner engen Zelle hin und her mit Schritten, deren Hölzerlichkeit die Erregung seines Innern verrieth. Ein schwerer hölzerner Tisch und zwei ebene, solene, hölzerne Stühle machten das Annehmliche der Zelle aus, deren Boden mit groben Matten bedekt war, welche das Geräusch der Schritte verhinderten. Ein roh geschmiedetes Crucifix war in der Nische des engen, eisenvergitterten Fensters angebracht, die Wände waren kahl — und als die dumpfe, frostige Luft der Zelle Ruiz Lopez entgegenquoll, fühlte er, daß er den Vorhof des Todes betreten habe.

Der Herzog wandte sich um beim Eintritt der Weiden und begrüßte den neuen Würdenträger der Kirche mit Höflichkeit. Blicke des Einverständnisses wurden zwischen ihnen gewechselt, als summe Zeichen ihrer Gefühle, welche laut auszuspochen des Scharfrichters Gegenwart sie hinderte.

Der Herzog begrüßte, wie schmerzlich dem Priester die Erfüllung seiner Amtspflicht sein müsse, welche Calabarez sogleich als Zweck ihres Kommens dem Gefangenen verkündete; und Ruiz Lopez war so fest von der Unschuld Guzman's überzeugt, als dieser selbst, obgleich scheinbar unwillkürlich Beweise für seine Schuld vorlegte. Dahin gehörte ein Brief von des Herzogs eigener Handchrift, an den französischen Hof gerichtet, worin ein Mordannschlag auf König Philipp bis in die kleinsten Details erörtert war.

Im stolzen Bewußtsein seiner Unschuld hatte Don Guzman es verschmäht, sich zu vertheidigen, und als keine Stimme sich erhob, die Beschuldigung zu widerlegen, ward sein Schweigen als Eingeständniß des Verbrechens gedeutet und er verurtheilt, den Tod des Verräthers zu sterben. Don Guzman hörte auch dieses Urtheil mit vollkommener Ruhe an, das Blut wich nicht aus seinen Wangen, sein Auge bildete weder angstvoll noch furchtjam, und mit demselben festen Schritt, wie er die Gerichtshalle betreten, verließ er dieselbe, um in die Kerkerzelle zu gehen. Wenn jetzt seine Stirn düster, sein Gang ungleich, sein Athem kurz und schwer war, so kam es daher allein, weil der Gedanke an seine Braut, die schöne, holde Donna Estrella sein Herz bedrückte. Er stellte sich vor, wie sie, mit seiner Lage unbekannt, im Schloß ihres Vaters am Ufer des Guadalquivir seiner warten — vergebens warten würde. War es ein Wunder, daß das Reid der Liebe den niederbeugte, den der Tod nicht schrecken konnte!

Calabarez, welcher zu bemerken glaubte, daß von seiner Gegenwart keine Notiz genommen werde, wiederholte nochmals des Monarchen Befehl und erklärte, daß Don Ruiz Lopez jetzt den hohen Rang in der Kirche bekleide, um einem Granden von Spanien in seinen letzten Stunden geistlichen Beistand leisten zu dürfen.

Der junge Herzog beugte leicht das Knie vor dem neuen Bischof und bat um seinen Segen. Dann zu Calabarez sich wendend, deutete er mit verächtlichem Fingerzeig nach der Thür. "Wir brauchen Eure Gegenwart nicht, Herr. Geht! In drei Stunden werde ich bereit sein."

Und wie vergingen diese drei Stunden? — Zuerst kam eine kurze Beside — sie war bald abgethan. Mit dem natürlichen Leichtsinne seines Charakters, welchen selbst der Ernst dieser Stunde nicht ganz unterdrücken konnte, wandte sich Guzman von den Ermahnungen seines Beichtigers, als dieser auf den letzten großen Wechsel des Geschicks hindedeutete, und schritt ihm gleichsam das Wort ab mit dem Ausruf: "Wechsel! Ja wahrhaftig! Wie anders sind die heutigen Verhältnisse als die, unter denen wir zuletzt zusammentrafen! Wißt Ihr noch, Ihr spieltet damals die famose Partie mit Paoli Vog, dem Sicilianer, in Gegenwart Philipps und des ganzen Hofes. Der König lehnte auf meinem Arm. Das ist ein Wechsel! Wahrhaftig! Erwartet hat Recht, wenn er das Leben mit einem Schachspiel verleiht. Ich habe die Worte vergessen, aber der Sinn geht ungetrübt darauf hinaus, daß auf der Erde, wie auf einem Schachbrett, den Menschen ihre verschiedenen Plätze angewiesen sind, durch Schicksal, Glück und Geburt. Und wenn der Tod kommt, der Alle, "man" macht, ist das Spiel aus und die menschlichen Schachfiguren liegen durcheinander geworfen in den Gräbern, wie die elsenkernenen in der Schachtel."

"Ich erinnere mich dieser Bemerkung Don Luivote's," sagte Ruiz Lopez, "und auch zugleich der Antwort Sanchez's — daß, obgleich dieser Vergleich ein guter sei, so sei er doch nicht mehr so neu, daß er ihn nicht früher schon gehört haben sollte. Aber das ist kein Gespräch für diese verhängnißvolle Stunde; vergebe Gott Euch so unziemlichen Leichtsinne!"

Der Herzog, ohne sich durch diese Bemerkung des Priesters stören zu lassen, fuhr fort: "Ich habe auch meine Trümpfe im Schachspiel gehabt, o ja; sogar Euch, frommer Vater, habe ich zuweilen einen Sieg abgewonnen. Ihr pflegtet stolz auf mich zu sein, als auf Euren Schüler."

"Das ist wahr," antwortete der Bischof, "Ihr spielt Schach meisterhaft, und ich habe mir oft viel darauf eingebildet, Euer erster Lehrvater gewesen zu sein."

"Ich habe eine herrliche Idee," rief Don Guzman plötzlch, "laßt uns eine letzte Partie Schach zusammen spielen!"

"Ein profaner Gedanke," entgegnete Ruiz Lopez in einiger Verwirrung.

Wenn Ihr mir diesen letzten Wunsch verweigert, so gehe ich und rufe den Henker sogleich. Wie soll ich die zwei Stunden bis zu meinem Tode noch hinbringen? Der Tod selbst ist leicht, ihn zu erwarten ist unerträglich! Habt Ihr Euch auch so verwandelt wie mein Glück? Rummert Ihr Euch nicht mehr um mich und mein Schachspiel?"

Der Bischof machte zwar noch Einwendungen, doch waren sie schon schwächer und zögernder. Denn die Leidenschaft, welche ihre Kraft in dem Jüngling noch an den Pforten des Todes bewies, war nicht minder stark in seinem Geiste.

"Ich sehe schon, Ihr gebt nach," frohlockte der Herzog, "aber was nehmen wir als Schachfiguren?"

"Ich führe meine Waffen stets bei mir," sagte Ruiz Lopez, der nun ganz für den Vorschlag gewonnen war. Er schob die Stühle näher zum Tisch und stellte auf denselben ein kleines Schachbrett nebst der Miniatur-Mannschaft zierlicher Figuren. "Heilige Mutter Gottes, verzeih mir," sprach er, die Figuren ordnend; "aber Euch kann ich wohl gestehen, daß zuweilen so eine kleine weltliche Regierung zwischen mich und mein Brevier tritt."

Es war ein eigenthümliches Bild — der Priester mit dem Verurtheilten bei der Schachpartie.

Das volle Licht des Tages lag auf Guzman's edlen bleichen Zügen, während ein scharfer Strahl desselben durch das gothische Fenster auf Ruiz Lopez' gutmüthiges Gesicht fiel, von welchem er von Zeit zu Zeit eine Thräne der Nahrung wegweisen mußte. Da war es denn kein Wunder, daß er zersprei wiffte als je, und seine sonstige Gewandtheit vom Kummer des Augenblicks überwältigt wurde. Don Guzman hingegen, als ob die verhängnißvolle Stunde seine Geisteskräfte zu erhöhter Thätigkeit aufschloß, spielte mit ungewöhnlicher Klugheit und Kühnheit; er war gänzlich eingenommen durch das Spiel, und so unbewußt seiner Umgebungen und aller irdischen Verhältnisse, als habe der Henker schon sein Werk gethan; der Sieg wäre auch ohne Zweifel auf seiner Seite gewesen, hätte nicht plötzlich in Ruiz Lopez die alte Leidenschaft sich erhoben in Vorausfüht seiner Niederlage. Er strenge nun alle seine Kräfte an, und war bald eben so vertieft in das Spiel, als sein Gegner. Das Schachbrett war Weiden die Welt. — Glückliche Täuschung! — Aber ach, sie währte nicht lange. Die Minuten wurden Viertelstunden, die Viertelstunden halbe, ganze Stunden — der verhängnißvolle Augenblick nahte heran.

Ein Geräusch ließ sich vernehmen — es ward lauter und lauter — Schritte näherten sich, die Thür knarrte in den Angeln, und der Henker, mit all seinen gräßlichen Attributen ausgerüstet, trat ein, um die glücklichen Träumler in die schreckliche Wirklichkeit zurückzurufen.

Calabarez' Begleiter, mit Schwertern und Fadeln, schritten ihm nach, einen schwarz bedeckten Vlod tragend, dessen Zweck durch das darauf liegende Beil nur allzu deutlich erklärt ward. Sie steckten die Fadeln auf und streuten Sägespäne auf den Fußboden. Diese Vorbereitungen währten nur einige Sekunden, und nun standen die Henker, das Opfer erwartend. Bei Calabarez' Eintritt war Ruiz Lopez von seinem Sitz aufgesprungen, doch der Herzog rührte sich nicht. Er blieb in seiner Stellung, die Augen unverwandt auf das Schachbrett gerichtet, und achtete weder auf die Eingetretenen noch auf ihre schauerlichen Vorbereitungen.

Es war an ihm die Reihe zu ziehen. Calabarez, als er den Herzog so theilnahm- und bewegungslos sitzen sah, legte ihm die Hand auf die Schulter und raunte ihm ein Wort ins Ohr, nur eins, doch in diesem Wort lag die Vernichtung eines jungen Lebens mit allen Erinnerungen und irdischen Hoffnungen. Dieses Wort hieß: "Komm!"

Der Gefangene fuhr zusammen, als hätte er eine Schlange berührt, doch, schnell sich fassend, sagte er: "Ich muß erst mein Spiel beenden."

"Unmöglich!" erwiderte Calabarez.

"Möglich, oder nicht möglich, ich muß den Ausgang des Spieles sehen. — Ich mache ihn noch matt. Laßt mich los. — Kommt, Ruiz Lopez!"

"Unmöglich!" wiederholte der Scharfrichter.

"Sind die drei Stunden denn schon vorbei?"

"In diesem Augenblick. Der König fordert Gehorsam."

Mit diesen Worten ihres Meisters schritten die Knechte, die, auf ihre Schwerter gelehnt, da gestanden, auf den Herzog zu.

Dieser sah, mit dem Rücken gegen die Wand, dicht unter dem Fenster. Der Tisch stand zwischen ihm und Calabarez. Der Herzog stand auf und sprach in gebieterischem Tone: "Ich muß das Spiel beenden, dann gehrt mir zu Kopf Euch, doch bis dahin will ich ungestört sein — noch eine halbe Stunde fordere ich — Ihr müßt warten."

"Herzog," entgegnete Calabarez, "so große Ebrverbietung ich vor Euch hege, und so gern ich Euch nachgeben möchte, ich kann nicht — es ist außer meiner Macht. Der Auffchuh würde mich keinen geringen Preis kosten als mein Leben."

Don Guzman fuhr auf; dann, alle Ringe von den Fingern ziehend, und seine diamantnen Agraffen lösend, warf er die Juwelen dem Henker zu und sagte ruhig: "Ans Spiel, Ruiz Lopez!"

Die Juwelen rollten am Boden hin; Niemand blickte sich, sie aufzusuchen. Die Scharfrichter sahen einander erstaunt an. "Meine Befehle sind gemessen" rief Calabarez entschlossen. "Ihr verzeiht, edler Herzog, wenn wir Gewalt brauchen. Ich habe keine Wahl. Die Befehle des Königs und die Befehle des Reichs müssen befolgt werden. Steht auf und vergeudet nicht Eure letzten Augenblicke mit unnützem Widerstand. Sprecht Ihr zum Herzog, Herr Bischof! Ermahnt ihn, sich in sein Schicksal zu ergeben!"

Die Antwort des Priesters war bestimmt und entscheidend. Er nahm das Beil vom Vlod, und es über seinem Haupte schwingend, sprach er: "Zurück! Zurück! Beim Himmel, der Herzog soll sein Spiel beenden!"

Bei dieser unerwarteten Demonstration des Bischofs taumelte der Henker zurück und fiel fast über seine Knechte, welche mit gezeigten Schwertern auf den Gefangenen loszugehen wollten, als Ruiz Lopez, der sich plötzlich in einen Hercules verwandelt zu haben schien, seinen schweren eisernen Stuhl mit der Drohung auf den Boden stieß: "Der Erste von Euch, der diese von der Kirche gezogene Grenze überschreitet, ist dem Tode geweiht. Muth, edler Herzog! Es sind ja hier nur drei solcher

Schurken. Eurer Herrlichkeit letzter Wunsch soll erfüllt werden...

Ruy Lopez fuhr noch eine Weile fort, in einem Jargon von Spanisch und Latein Flüche und Drohungen...

Der Eindruck dieses Verfahrens war augenblicklich, denn die Bedrohten standen schweigend da...

„Ich will zu Eurer Majestät gehen;“ sagte er endlich. „Geh zum Teufel!“

Der Scharfrichter wußte nicht was zu thun sei. Ging er mit dieser Nachricht zu Philipp...

„Gibt Ihr mir Euer Ehrenwort, Herzog, daß das Spiel nur eine halbe Stunde währt?“

„Ich gebe Euch mein Ehrenwort darauf!“

„Gut denn, so spielt.“

Nach so geschlossenem Vertrage nahmen die Spieler ihre Plätze wieder ein und setzten das Spiel fort.

„Gibt Ihr mir Euer Ehrenwort, Herzog, daß das Spiel nur eine halbe Stunde währt?“

Mit einem Lächeln wandte er sich zum Spiel zurück, aber es war ein bitteres Lächeln...

3.

Eine Entdeckung.

Die drei Stunden waren in der Zelle des Gefangenen beim Spiel rascher dahin gegangen...

Don Tarraze stand mit halb geschlossenen Augen bewegungslos da...

Rödig Philipp stand auf, ging mit hastigen Schritten im Saale hin und her...

Endlich war das letzte Sandkorn der langen drei Stunden veronnen...

„Jetzt ist die Stunde des Verräthers gekommen!“

„Die Zeit ist abgelaufen.“

„Ja, Graf,“ erwiderte Philipp.

nicht Euer Nebenbuhler in der Liebe der schönen Donna Estella, und können Nebenbuhler Freunde sein?

„Es lag mehr Bestürzung in Don Ramirez' Zügen, als die hülloollen Worte des Königs hervorzurufen bestimmt waren...

„Euer Eifer und Eure Ergebenheit,“

Don Ramirez, sollen belohnt werden. Der Retter Unfers Thrones, vielleicht Unfers Reichs...

Waren es Gewissensbisse, welche Don Ramirez in diesem Augenblick zittern machten und ihn unwillkürlich einige Schritte zurücktreten ließen?

Der König entfaltete das Pergament, und eine Rolle fiel darauf auf den Fußboden.

4.

Mehr als Einer matt.

Die Partie war jetzt beendet; Don Guzman hatte Ruy Lopez geschlagen.

„Ich bin bereit, dem Willen des Königs zu genügen als ein Mann, der nie in seinem Leben im Gehorsam, in der Treue für ihn wankte.“

Der Scharfrichter legte nun den Bleck zurecht, während Ruy Lopez, in einer Ecke des Kerkers knieend...

„Du schickst keinen Guzman anrühren, als nur mit Deinem Beil!“

„Der Herr hob das Beil, und wäre ohne Zweifel mit seinem Werke rasch zu Ende gewesen.“

Die Thür flog auf, und Ossuna stürzte sich zwischen den Herrscher und sein Lifer.

„Wir kommen zu rechter Zeit.“

„Er ist unverfehrt.“

„Gott sei gepriesen!“

„Du kommst in der That zu rechter Zeit — theurer Freund.“

Ruy Lopez nahm ihn in seine kräftigen Arme und trug ihn in den Saal des Königs.

Guzman erfuhr nun, daß Don Ramirez, von Gewissensqual gefoltert, und durch die Ungebuld des Monarchen geängstigt...

„Es ist kaum nöthig zu sagen, daß Guzmans Befreiung vom ganzen Hofe mit aufrichtiger Freude begrüßt ward.“

„Es ist Unser königlicher Wille.“

„Dann, zu Ruy Lopez sich wendend, fuhr er fort.“

„Sire,“ erwiderte Ruy Lopez, „zum ersten Mal in meinem Leben bedarf ich keines Trostes.“

Der König lächelte — die Granden desgleichen.

„Nun, meine Granden.“

„Wahrlich, obgleich ich davon in Nähe nicht gesprochen, so gab ich doch mein Ehrenwort —“

„Sire, ich habe nur ungern eine so schwere Pflicht erfüllt.“

„Euer Eifer und Eure Ergebenheit,“

In der heiligen Christnacht.

Skizze aus dem Leben von Sophie Verena.

(Schluß.)

War dies dasselbe Wesen, das noch vor kurzer Zeit in sinnlosem Jorne Drohungen und schwere Anklagen mit leidenschaftlicher Festigkeit ausgerufen...

„Ja, ja ich gehe nun in die weite Welt hinein, Koro; hier kann ich nimmer bleiben.“

Der Hund lauschte mit gespitzten Ohren auf die Klagen und Worte des Kindes.

„Auf einmal war es Kathi, als höre sie ein Geräusch an ihrer Seite; die Angst, die alte Brigitte fürchte ihr dennoch nachgekommen sein.“

„Auf dem Friedhofe bei einem weißbeschnittenen Grabhügel stand Kathi.“

„Ob's wohl wahr ist, was der Herr Kantor neulich sagte, daß die Seligen im Himmel von uns hier auf Erden wissen?“

„Sag mir, was er dir gesagt hat,“ sagte sie mit einer Stimme, so mild und weich.

„Kathi, grüß Gott! Ich komme von Deinem Vater, ich soll Dir viel herzliche Grüße von ihm bringen.“

„Wart Ihr schon lange vor der Hütte?“

„Wahrlich, obgleich ich davon in Nähe nicht gesprochen, so gab ich doch mein Ehrenwort —“

„Sire, ich habe nur ungern eine so schwere Pflicht erfüllt.“

„Sire, ich habe nur ungern eine so schwere Pflicht erfüllt.“

„Sire, ich habe nur ungern eine so schwere Pflicht erfüllt.“

„Sire, ich habe nur ungern eine so schwere Pflicht erfüllt.“

„Sire, ich habe nur ungern eine so schwere Pflicht erfüllt.“

„Sire, ich habe nur ungern eine so schwere Pflicht erfüllt.“

„Sire, ich habe nur ungern eine so schwere Pflicht erfüllt.“

„Sire, ich habe nur ungern eine so schwere Pflicht erfüllt.“

„Sire, ich habe nur ungern eine so schwere Pflicht erfüllt.“

zitternden Händen liebevoll sein Haar, seine blassen Wangen, über welche die Thränen unaufhaltsam rannen. „Vater! Vater!“ wiederholte Kathi, als könne sie sich nicht satt hören an dem Worte. „Ja, Du bist's, wer anders sollte so gut zu mir sein? Und ob ich nicht wüßte wie Du aussehst und Dich gleich erkennen mußte! Dein kleines Bild an dem schwarzen Bändchen hat immer um meinen Hals gehangen, so lange ich denken kann, und selbst die böje Brigitte hat nicht gewagt es mir zu nehmen, denn als sie's einst thun wollte aus lauter reiner Bosheit, da hab' ich sie in den Finger gebissen und so geschrien, daß das halbe Dorf zusammenlief, und die haben's ihr vermerket, wie es eine Sünde und Schande wäre, wenn sie mir das nehmen wollte; und die Bademutter hat gesagt, daß meine Mutter es so vielmal gefügt, und es noch mit ihren eignen, zitternden Händen um meinen Hals gebunden hat, ehe sie gestorben ist.“

Wie das Herz des Mannes bei den letzten Worten mächtig schlug, wie die Sehnsucht nach der Vielgeliebten, Frühverstorbenen mit helleren Flammen emporschlug! Wortlos lauschte er auf seine Tochter, die immer weiter rebete, als müßte erst Alles von dem Herzen gesprochen sein, was so lange darauf geruht. In ihren Gedanken hatte sie es sich viel anders überlegt, was sie dem Vater sagen wollte; wie oft hatte sie sich dieses Wiedersehen ausgemalt! Viel besser und schöner sollte Alles werden, und nun kam es so bunt und wirt durcheinander.

„Daß ich Dich nicht gleich erkennen sollte, sobald ich Dein Gesicht sah, Vater!“ begann Kathi von Neuem, in einem Tone, als wäre der leiseste Zweifel daran eine Kränkung für sie. „Die Mutter habe ich nie gesehen und kein Bild von ihr gehabt, und wenn ich jetzt in den Himmel käme, inmitten all' der Engel würde ich meine Mutter herausfinden und geraden Weges auf sie losgehen.“ Nachdem der erste Sturm der Freude bei Kathi eta als ruhiger geworden war, gewann die Furcht, der Vater könne Zeuge ihrer Festigkeit gewesen sein, wieder die Oberhand. Aengstlich und zitternd, aber mit einem so treuen, wahren Ausdruck ihrer klaren Augen, der mehr sagte als Worte, wandte sie sich zu ihm:

„Vater, ich bin nicht schlecht, nicht böse, wie Du gewiß glaubst, wenn Du mich vorhin gesehen hast. Keinem Menschen, keinem Thiere möcht' ich wehe thun, aber wenn die alte Brigitte mich so zerrt und quält ohne Aufhören und gar auf Dich und meine Mutter schilt, dann wird mir zuweilen so wunderbar innwendig, es packt mich und steigt mir siedendheiß zum Kopfe, daß ich von mir selbst nichts Rechtes mehr weiß. Doch so schlimm wie heut war es noch niemals und nie will ich's wieder thun, gewiß nicht, lieber Vater!“ setzte sie hinzu, in dessen große Thränen über ihre Wangen rollten. „Und Du bist ja nun bei mir, nun muß Alles besser werden; jetzt will ich doch sehen, ob die anderen Kinder nun noch so scheel und mittelidig auf mich blicken sollen, ob ich nicht ebenfogut den Kopf hochhalten kann wie sie, nun ich einen Vater habe!“

Der Ausdruck frohlockenden Stolzes, der sich im Tone, wie in den Geberden bei diesen letzten Worten kundgab, zeigte deutlich, wie tief Kathi durch die allgemeine Zurücksetzung gelitten hatte. Dann ruhr sie fort mit ihrem Erzählen, auf daß der Vater begierig lauschte, weil sich der ganze Charakter, das tiefe Gemüth seines Kindes mit einer Offenheit, einem Freimuth offenbarte, daß er in seine Seele sah wie in ein klares, durchsichtiges Glas. — Wie viel von der raschen Warmherzigkeit seines Weibes war auf die Tochter übergegangen, wie hätte sein Leben mit diesen Lieben so froh, so glücklich sein können — und wie war es nun!

Das Gesicht des Vaters drückte einen so tiefen Seelenschmerz aus, daß Kathi daburch erschreckt wurde. Ihr kindliches und doch schon so feinfühlerndes Herz suchte die Ursache davon, und als sie dieselbe entdeckt zu haben glaubte, nahm sie das Gespräch wieder auf.

„Wir wär's noch lieber, wenn wir nicht im Dorfe blieben, Vater. Wir werden schon durch die Welt kommen. O, ich kann viel Schönes und Nützliches thun. Im Winter flechte ich Körbchen so fein und zierlich, daß der Händler sie stets gern kauft; im Sommer suche ich Beeren, Pflanzen und Kräuter, und so schöne und frische wie die meinigen fanden die anderen Kinder nie. Das macht, die gingen nicht tief in Feld und Wald hinein, die wollten sich nie ein Wischen mühen, gleich vornan sollte ihnen Alles entgegen wachsen; ich aber scheute keine Mühe, ich dachte immer daran, wie die Kräuter den armen Kranken Heil und Gesundheit bringen sollten, und da war mir kein Busch zu dicht, kein Weg zu beschwerlich, und es war noch nebenbei so schön. Warst Du schon oft früh Morgens in Feld und Wald, lieber Vater, wenn der Thau auf den Gräsern und Blumen noch so frisch liegt, daß sie ganz schwer hernieder hangen, und es Alles blüht und glüht im Sonnenschein, daß man glauben könnte, es wären lauter Perlenkürze? Ich war so viel allein im Walde zu allen Tageszeiten, aber Morgens ist es doch am schönsten, und alle die herrlichen Sprüche und Lieber, die ich in der Schule gelernt, kommen mir

dann so recht in den Sinn. Ich kenne jeden Weg und Steg im Holz; manche Weile in der Runde und für mein Kräutersammeln bin ich ordentlich bekannt; die anderen Kräuter-Frauen haben mir oft heimlich Geld geboten, wenn ich ihnen von meinen Kräutern ablassen möchte, und wollten mir einreden, ich thät' keine Sünde damit gegen die alte Brigitte, die mich plagte und quälte zum Uebermaße. Ein einziges Mal ließ ich mich dazu verlocken, aber die Kirschchen, die ich mir für die Paar Kreuzer kaufte, die ich bekam, schmeckten bitter und häßlich; das war aber nicht den Kirschchen ihre Schuld, das machte mein eigenes böses Gewissen, daß sie mir im Halbe stecken blieben. Hast Du wohl schon gehört, Vater, wenn es innen so laut und vernehmlich spricht gleich einer menschlichen Stimme und just so redet wie der Prediger von der Kanzel herab? Ich wußte gleich, daß ich Unrecht gethan und daß Alles, was ich verdiente und sammelte, dennoch der Brigitte gehört, und ich schämte mich bis in die Seele hinein. Und ob sie mir auslauerten und mir immer wieder Geld boten, ich blieb standhaft. — Du sollst nur sehen, was ich verdienen kann und wie Du's gut haben sollst, Vater; und forje Dich nicht, wenn

nung gefolgt, und die Kälte, welche bis dahin spurlos an ihr vorübergegangen war, empfand sie jetzt doppelt st. r. Ihr mattes, sinkendes Köpfchen dicht und eng an die Brust des Vaters genestelt, die kalten Hände unter dem Tuche verborgen, so schien ein süßer Schlummer die schweren Augenlider geschlossen zu haben.

Sein Kind in den Armen zu halten, es fest und warm an's Herz zu drücken, war für den armen Vater ein so selbiges, nie gekanntes Gefühl, daß er sich für den Augenblick ganz diesem Glück überließ, ohne daran zu denken, wie gefährlich ein längeres Weilen in der Kälte werden mußte. — Die Hände über dem jungen, unschuldigen Haupte seiner schlafenden Tochter gefaltet, entstieg ein heißes, inbrünstiges Gebet seinem Herzen und das feste, treue Gelübde, sie zu wahren, sie zu schützen, über ihr zu wachen geistig und Leiblich; es stieg auch durch die stille Nacht zum Throne Gottes. — Pflötzlich schen ihm Kathi's Gestalt immer steifer und schwerer zu werden; und als er ihre fast erstarrten Hände fühlte, schreckte er zusammen. Ihm wurde klar, daß sie zu lange draußen gewelt, daß es die höchste Zeit sei, von bannen zu eilen, eine

Stätte zu suchen als Schutz gegen die immer mehr zunehmende Kälte. Aber wohin die Schritte wenden? Gleichviel — fort mußten sie. Franz rieb die erstarrten Glieder seines Kindes, er hauchte ihre Händchen mit seinem Athem warm. Kathi schreckte aus der Betäubung empor, Schauer des Frostes durchschüttelten ihre Gestalt. Als der Vater sie auf ihre Füße stellte und sie zum Gehen bewegen wollte, damit sie sich schneller erwärme, schwankte sie hin und her und fiel in seine Arme zurück; er wollte sie von bannen tragen, aber sie sträubte sich dagegen, sie hat so leise und doch so bringend, sie nur noch ein Wenig ruhen zu lassen, ihr sei so matt, so seltsam, noch niemals sei ihr so gewesen, es werde gewiß bald vorüber sein, und dann wolle sie besto schneller gehen. Und wieder sank ihr Kopf an seine Brust zurück. — Dem Vater wurde immer banger um's Herz, er wähte, daß Kathi sei aus Hunger so erschöpft; und voll Freude fand er beim Durchsuchen seiner Tasche etwas Brot und ein Fläschchen mit Branntwein, das eine mildbthätige Hand ihm wohl als Zehrung für den Weg heimlich hineingesteckt hatte. Auf seine Bitte aß Kathi einige Bissen, doch hastig streckte sie ihre Hand nach der Flasche aus:

„Die alte Brigitte sagt, das macht warm, das stärkt und ich bin so matt“ — küßte sie kaum vernehmlich, und als der Vater ihr die Flasche entriß, dem eine Ahnung surannte, daß der Trunk gefährlich sei, hatte sie schon einen langen Zug gethan. Das Kind sank augenblicklich wie betäubt zurück; doch dem Vater schien der genossene Trank für einen Moment neue Kraft durch die Adern zu gießen. — Schnell stand er auf und hob die Tochter empor. — War die Würde so schwer, waren seine Arme so kraftlos? Hatte der weite, im steten Laufen zurückgelegte Weg alle Kräfte aufgezehrt? Wie kam es, daß seine Füße ihm den Dienst versagten und er erschöpft zurücktaumelte? — Eine Todesmattigkeit kam über ihn, ein wunderbares Gefühl durchrieselte seine Glieder; Schmerz war es nicht, im Gegentheil es war eine süße Betäubung wie vor dem Einschlafen, ein Schwinden aller Kräfte. Das Denken wurde ihm

schwer, es war als verwirre sich Alles vor seinen Sinnen. — Noch einmal regte sich Kathi und machte eine gewaltsame Anstrengung, als wolle sie sich ermannen. „Vater! komm schnell, wir müssen sehen ob ich der alten Brigitte auch kein Leib's gethan — ich will sie um Verge“ — das Wort erstarr auf ihren blassen Lippen.

Unklar ahnte der Vater die Gefahr, in der sie Beide schwebten, er wollte ihr entriinnen, er mußte sein Kind retten — er kam nicht von der Stelle, seine Glieder waren wie gelähmt. — Die Gestalt des Mädchens lag farrter und schwerer in seinen Armen, aber ein seliges Lächeln irrte um die Lippen, und in einem wunderbaren Tone küßte Kathi: „Da ist ja meine Mutter!“

Dann war sie still — still. — Nur instinkartig noch zog der Vater seinen Rock aus und wickelte Kathi so hinein, daß nur ihr Gesicht frei blieb; fester schloß er sie an sein Herz, als wolle er ihr alle Wärme mittheilen, die noch in seinen Adern war; er strengte sich an, seine Augen auf dem Lieben, jetzt so blassen Antlit seines Kindes weilen zu lassen, aber es verschwamm Alles vor seinen Blicken. — sein Haupt neigte sich tiefer und tiefer, bis es auf dem Grabe seines Weibes eine Ruhestätte fand — immer schwerer wurden seine Augenlider, bis sie sich schlossen. —

Komm Einer herbei und wecke die Weiden aus dem Schlafe, der ihnen gefährdend ist! — Es naht sich Niemand; die Glücklichen, die Lebensvollen bleiben in der Christnacht wohl dem Friedhofe fern. Auch nicht das leiseste Geräusch stört den tiefen, tiefen Schlaf, in welchen Vater und Tochter Herz



(Zum Gedicht:) Die Verkäuferin.

Du krank wüßtest, damit weiß ich gut Bescheid; ich kenne all die nützlichen Pflanzen und Kräuter gegen das Fieber und das Milzstechen, und den Husten versteh ich ganz gründlich zu kuriren. Habe auch der alten Brigitte abgelauft wie man das Blut und die Rose bespricht, aber ich glaube nicht an die Pöffen, ich blieb bei den herrlichen Kräutern, die der liebe Gott uns so gebedlich wachsen läßt.“

Ob die Thauperlent, die Kathi an jenen stillen Morgen im Walde so ergötzt hatten, wohl herrlicher funkelt als die Thränen, welche in den Augen des tiefbewegten Vaters glänzten, da er auf seine Tochter hörte? — Wenn er mit ihren fröhlichen Augen, mit ihrer kindlichen Zuversicht in die Zukunft zu schauen vermöchte! Aber trotz aller Freude über sein Kind ist sein Herz schwer bedrückt. Das Leben liegt unklar und düster vor ihm, er fürchtet die Leiden und Entbehrungen, die es bringen wird, nicht für sich, sondern für Kathi. Wird es ihm alsobald glücken, sie vor Mangel zu schützen? Wer wird ihm Arbeit und Verdienst zuwenden? Und wenn er auch die bitterste Noth von ihr fern hält, vermag er den Mangel von ihr zu nehmen, der auf ihr haftet als seiner Tochter? O, die Gedanken, wie sie trotz alles Abschweifens immer im Kreislause zu dem einen, einen Ziele zurückkehren!

Während Franz diesen trüben Betrachtungen nachhing, hatte er nicht bemerkt wie Kathi verstummt war. Der Erregung, in der sich ihr ganzes Sein befand, war eine plötzliche Abspan-

an Herz versunken sind. — Im Dorfe löst der Ruf des Wächters durch die Stille der Nacht, die Lichter verlöschen in den Stützen. Von daher, von der Erde ist keine Hilfe, keine Rettung mehr zu hoffen.

Deinet euch, ihr Himmel, und streut die weißen Flocken herab, als eine schützende, wärmende Hülle für die beiden Schlafenden, die sonst dem Tode verfallen sind!

Doch an dem wolkenlosen, tiefblauen Himmel strahlen und blitzen die Sterne, und je höher die Kälte steigt, je mehr funkeln sie gleich Diamanten. Es ist eine ächte, herrliche Christnacht, lichtflamend und hell; und während sie weiter und weiter schreitet auf ihrer stillen, leuchtenden Bahn, gehen die Weiden aus den süßen, weichen Armen des Schlafes unmerklich in die kalten, starren Arme des Todes über.

Dem sterbenden Kinde flimmert's und schimmert's wie tausend Weihnachtskerzen, die ihm als Ersatz für den geraubten Weihnachtsbaum gereicht werden. Das Herz des sterbenden Mannes wird immer freier und leichter; die schwere Schuld, die bittere Reue fallen mehr und mehr davon ab, je höher die Seele sich aufwärts schwingt. Eine liebe, geliebte Hand winkt ihm und reicht sich ihm dar, und als er sich dem Glanze naht, der auch broden am heiligen Weihnachtsfeste mit doppelter überirdischer Klarheit strahlt, da darf er nicht scheu und zitternd die Augen niederschlagen, denn seines Gottes Gnade hat die Schuld von ihm genommen.

Und so zogen sie hin — die Seele des Vaters und die des Kindes, zur Wiebvereinigung mit der Eheuren, und ihrer so lange sehnd geharrt, so entflohen sie der Erde, die für sie doch nur Kummer und Glend barg, und gingen ein in die bessere, friebliche Heimath in der stillen, heiligen Christnacht.

(2534)

Sophie Verena.

Die Verkäuferin.

(Hierzu die Abbildung.)

Was soll ich doch Euch sagen Vom großen Handelshaus; Ihr geht seit ewigen Tagen Darin ja ein und aus. Warum soll ich Euch künden, Euch nennen, wer ich bin? Wißt ja in mir zu finden Des Hauses Verkäuferin! Und ob seit tausend Jahren Mein Handel derselbe sei, So sind doch meine Waaren Stets ächt und frisch und neu. Ich habe nicht nur Leben, Gesundheit, Kraft und Muth — Hab' höh'res noch zu geben! Wer bei mir kauft, kauft gut. Denn fremd ist jedes Dürsten Nach Wucher, nach Gewinn — Des größten Handelsfürsten Getreuer Dienerin!

„Ihr Kleinen, kommt zu mir! Für eure Spiele Hab' ich des bunten Plitters mancherlei. Auch süße, fast'ge Früchte sind dabei, Und goldne Käfer und der Blumen viele.“

„In meinem Saal, an grünem Uferande, Da spielt — ich fordre Zahlung nicht von Euch. Nehmt hin und spielt — und träumt ein Himmeltreich, Wenn Ihr Paläste baut aus feuchtem Sande.“

„An meines Hauses schattenreichste Stelle Führt' ich den todessüßigen Wandermann, Das Laubbach biet' ich ihm zum Schlummer an, Zur Labung Früchte und das Raß der Quelle.“

„Dem Forscher biet' ich Räthsel, schwer zu lösen, Streu' Lieder auf des Dichters Pfade hin, Und weil dem Leben gar so hold ich bin, Nennt man mich oft die Mutter aller Wesen.“

„Ich bin's, die Euch des Lenzes Düfte sendet, Der Nachtigall die süßen Lieder lehrt, Die mit des Feldes Früchten Euch ernährt, Die Euch das Blut der Rebe labend spendet.“

„Die, wann der Winter durch die Fluren schreitet, Das Holz für Euch im stillen Forst gehet, Bis es empor als heitre Flamme schlägt, Die Wärme, Licht um Euren Herd verbreitet.“

„Den Körpern geb' ich Nahrung reich, in Fülle, Dem Geiße ein Adnigreich, unendlich groß, Dem Herzen Liebe — und im Erdenchooß Ein frieblich Grab noch der entseelten Hülle!“

„O selig, wer die Wege Zu mir zu finden weiß, Denn meine Schätze lege Ich hin um leichtem Preis. Ich will für meine Gaben Nicht anderen Gewinn Von Euch, ihr Menschen, haben, Als heltem Kindesinn, Als Glauben, Hoffen, Lieben, Und frommen Mitleids Pflicht. Wen Stolz und Hochmuth trieben — Ach, der versteht mich nicht! Ich habe nicht nur Leben, Gesundheit, Schönheit, Muth, — Hab' höh'res noch zu geben. Wer von mir kauft, kauft gut! Verlangt Ihr ew'ge Güter, So wählt die Reinen nur; Denn Gott ist mein Gebieter, Mein Name ist: Natur!“

[2535]

Marie Garrer.

Die Freuden des Mannes.

I.

Der Schauplatz ist auf dem Lande in einer schönen Gegend. In Hintergrunde zeigt sich ein freundliches Haus, halb im Laube versteckt. Grüne Wiesen und ein kleines Gehölz umgeben das Haus, zu welchem ein schöner Obgarten und ein wohlgepflegter Biergarten gehören. Auf dem Grase springt ein kleines Mädchen umher.

Der Abend nahte heran, und die Wiesenblümchen und Gräser begannen ihre Unterhaltung.

Wahrhaftig, sie ist hübscher als wir, sagten die ersten. Und keiner, fügten die Gräser hinzu. Niedlicher, sagte das Tauenschöndchen. Lieblicher, sagte das Maiblümchen. Rindlicher, sagte das Silberkraut. Von frischerer Farbe, sagte das Schlüsselblümchen. Heiterer, rief der Sauerklee aus. Geschmeidiger, sagte die Blumenbinse. Laufendmal liebenswürdig, sagte das Bergfahnenweibchen. Und besser, fiel die Reseda ein. Es ist eine lebende Perle, sagte der Thautropfen. Ein Irrlicht, sagte die Schwertlilie. Ihr Mund ist eine Rose, sagte die Hedenrose. Sie ist Alles zusammen, sagte der Wack, welcher durch die Wiese floß.

II.

Ein junges Mädchen schritt durch den Garten. Die Blumen begannen ihre Unterhaltung. Du bist hübscher als wir, schönes Fräulein, riefen sie ihr zu.

Frischer, sagte die Mairose. Von schönerer Röthe angehaucht, sagte die Granate. Weißer, sagte die Lilie. Duftiger, sagte der weiße Jasmin. Anmuthiger, sagte die Rosenrose, welcher der Gärtner eine Stelle im Garten gegeben hatte. Züchtiger, sagte die Blüthe des Pomeranzenbaumes. Das junge Mädchen vernahm die Sprache der Blumen nicht; sein jungfräuliches und sanfter Blick haftete an jeder ohne zu erröthen, und bewunderte sie alle, ohne zu ahnen, welches Lob sie ihm spendeten. Als es aber das Weilchen mit den blauen Blüten halbverborgen unter seinem Schirme von grünen Blättern bemerkte, neigte es sich zu ihm, pflückte es mit seinen zarten Fingern und räumte ihm einen Platz an seinem Herzen ein, nachdem es seinen Duft eingefogen.

Wie glücklich ist das Weilchen! riefen die andern Blumen aus.

III.

Eine noch junge und schöne Frau spazierte im Obgarten am Rande des Gehölzes umher. Ihre Schönheit war der Art, daß sie nicht bloß die Blumen, sondern auch die Früchte und Bäume zur Bewunderung hinriß. Sie ist unsere Königin! riefen alle, denen sie nahte.

Sie überstrahlt uns alle, sagte die Kirsche. Sie übertrifft uns an süßem Wohlgeruch, sagte die Erdbeere.

Betrachtet nur den Sammet auf ihren Wangen, sagte die Pfirsich.

Und die Fülle ihres Wuchses, seufzte das Schilf. Und die Eleganz ihrer ganzen Erscheinung, sagte die rosenrothe Akazie.

Und die Festigkeit ihrer Haltung, sagte die Eiche. Und die Leichtigkeit ihres Ganges, sagte der Vogel.

Und die Sinnigkeit, die auf ihrem Antlitz strahlt, sagte die Dreifaltigkeitstulpe.

Und die Innigkeit ihres Blickes, sagte das Immergrün. Und den Duft weiblicher Reinheit, welcher sie umgiebt, sagte die Mänze.

Läßt sich etwas Rührenderes denken? fragte die Glockenblume. — Etwas Sanfteres? die Malve. Etwas Vollendetes? die ganze Natur.

Als sie sich entfernte, sagte das Moos, welches den Boden des Gehölzes schmückte: Wird sie denn heute nicht diesen schönen Bäumen nahen! Selbst der Schatten verlängerte sich über ihrem Haupte und suchte sie zurückzuhalten.

Aber die junge Frau schritt auf das Kind zu und rief es heran. Als ihre Stimme süß und wohlklingend wie der Gesang ertönte, schwiegen die Blumen und die Bäume. Nur die Nachtigall und die Grasmücke äußerten, indem ganz leise: Wie die Frauen sprechen, möchte ich singen.

IV.

Auf den Ruf der lieben Mutter eilte das Kind herbei. Auf seinem Wege hatte es das junge Mädchen getroffen, welches ihm die Hand reichte, und alle drei gingen nun mit offenen Armen einem Manne in der Blüthe des Alters entgegen, der hinter dem Rande des Gehölzes hervortrat. Er reichte die Hand einem schönen blonden Knaben, der dieselbe loslieh und dann eilte, um seine Mutter und seine Schwester früher umarmen zu können.

Als die ganze glückliche Familie beisammen war, vernahm man nur eine Stimme rings umher. Und die Männer wollten sich beklagen! riefen die Wiesenblümchen, die Blumen und die Bäume.

V.

Meine Schwester, fiel die Immortelle ein, ich habe geschwiegen, um eure Freude nicht zu ähren. Aber seid nicht zu hart gegen die Männer, ich habe die glücklichsten weinen sehen. Nicht zu laut, liebe Schwester, sagte das weiße Weilchen, die Nachbarin desjenigen, welches die hübsche Jungfrau gepflückt hatte, du schest dem jungen Mädchen und der glücklichen Gruppe zu nahe. Wenn das arme Vater dich hörte und verstände!

Ach, lieben Schwestern, sagte die Immortelle, beklaget diesen Vater, beklaget diese Mutter, aber beklaget auch mich! Warum bin ich nicht wie ihr eine Blume der Gegenwart? Warum bin ich, obwohl unter euch zum Leben erwacht, die Blume des Jenseits?

Pauline St.

[2535]

Beiträge für populäre Medizin und Gesundheitspflege.

II. Die Migraine.

So heißt eine der vielen Plagen, die es vorzugsweise auf das arme Frauengeschlecht abgesehen hat; es ist das sogenannte „einseitige oder nervöse Kopfschmerz“. Es charakterisirt sich dieses Leiden durch einen gewöhnlich periodisch auftretenden Schmerz, der die Stirne oder noch häufiger die Eine Hälfte des Gesichtes einnimmt, 1 bis 24 Stunden, ja selbst — wenn gleich in gar seltenen Fällen — mehrere Tage anhält und sofort verschwindet, um dem gewohnten Wohlbestehen wieder Platz zu machen. Die Veranlassungen hierzu sind in den meisten Fällen in ein tiefes Dunkel gehüllt: wir wissen, daß es vorzugsweise die Frauen sind, die diesem Uebel unterliegen; daß bei Manchen beständige Gemüthsbewegung, stärkere körperliche Anstrengung, gewisse Sorten von Reisen u. s. w. als Ursachen gelten, bei der Mehrzahl indeß gar kein ursächliches Moment als sicher sich angeben läßt, indem auch die sogenannte nervöse Constitution, die Reichthum u. dergl., die man anspruchsvollen wollte, nicht immer vorhanden sind. Wir wissen ferner, daß jedes Lebensalter, vom 7 jährigen Kinde bis zur Matrone von 60 Jahren, den Angriffen dieses Leidens ausgesetzt ist, daß indessen der Abschnitt vom 40. bis zum 60. Jahre das größte Contingent liefert. Nach den Erfahrungen berühmter Aerzte hat sich herausgestellt, daß, wer im 25. Jahre noch von Migraine sich frei fühlt, gegründete Aussicht hat, für immer verschont zu bleiben.

Bei manchen Frauen stellen sich vor jedem Anfalle gewisse Vorboten ein, wie öfteres Gähnen, ein Gefühl von Frösteln und Mißbehagen, Brechneigung oder wirkliches Erbrechen, beständige Zahnschmerzen, Magenkrampf u. dergl. mehr; dann erscheint der Schmerz, der in rascher Steigerung seine empfindlichste Höhe erreicht, in dieser einige Zeit anhält und sofort wieder abnimmt. Bei gar Vielen tritt zuletzt Erbrechen und damit Erleichterung ein, was jedoch nicht als Regel gilt, indem bei Anderen nicht die entfernteste Affection des Magens sich kundgiebt, dagegen aber der Anfall unter Ausbruch eines allgemeinen oder theilweisen Schweißes, oder dadurch zu Ende geführt wird, daß sich Schlaf einstellt. — Die einzelnen Anfälle können in regelmäßigen Zeitabschnitten, oder aber auch ohne alle Regelmäßigkeit, nur einige Male im Jahre oder in Zwischenräumen von nur wenigen Tagen erfolgen.

Wir kommen nun zur Hauptfrage jedes medizinischen Capitels, zur Behandlung, die gegen das beschränkte Leiden einzuschlagen ist. Meine verehrten Leserinnen werden hier keine ärztlichen Recepte erwarten, um irgend ein Specificum aus der Apotheke und in Folge davon rasche Hebung des Uebels zu erzielen, weil es einfach keine derartigen Heilmittel giebt, die gegen dieses Leiden stets und mit Sicherheit ihre heilende Kraft geltend machen; wohl aber wollen wir hier eine auf vernunftgemäßem Anschauungsweise begründete Methode darstellen, wie man sich dem quälenden Uebel gegenüber zu verhalten habe, und schließlich jene Mittel anführen, die erfahrungsgemäß mit Recht empfohlen werden dürfen.

Ist der Anfall einmal da, so wird er seinen gewohnten Weg gehen, und kaum dürfte irgend eine Medizin im Stande sein, in einem derartigen Momente eine plötzliche heilsame Umänderung hervorzurufen. Man erwarte somit nichts Unmögliches, sondern suche Alles in Anwendung zu bringen, was den erwarteten Schmerz zum möglichst raschen Vorübergehen veranlassen dürfte. Dahin nun gehört vor Allem die vollständige körperliche und geistige Ruhe, daher am besten der Aufenthalt im Bette, ein dunkles Zimmer, nicht zu hohe Temperatur, stille Umgebung, strenge Diät. Bei gar vielen Frauen ist man im Stande, bei regelmäßiger Lebensweise durch vernünftige Selbstbeobachtung die und da die Ursache zu finden, die den Anfall hervorgerufen, wie z. B. Erkältung der Füße, zu starke geistige oder körperliche Anstrengung, ein ungewohntes oder zu spätes Essen, oder Speifen von gewisser Qualität, wie Kartoffeln, Käse u. dergl., Leibesverstopfung und so manches Andere. Es ist dadurch der Fingerzeig gegeben, derartigen schädlichen Potenzen durch Regelung der Lebensweise auszuweichen, somit die Anfälle so selten als möglich zu machen.

Ist aber das Leiden einmal so zu sagen einheimisch geworden, erscheinen die Anfälle, ohne daß wir nur ahnen können, auf welche Veranlassung, so gebietet in uns Allen die liebe Menschen-Natur; wir begnügen uns nicht mit dem oben angegebenen diätetischen Verfahren, wir wollen Hilfe haben, der Arzt soll rathen, soll helfen; und so wollen wir unsern verehrten Leserinnen eine Reihe von einfachen Mitteln an die Hand geben, von denen die Erfahrung lehrt, daß ihre Anwendung schon so Vielen äußerst wohlthätig geworden. So mag bei Eingelnen, sobald die ersten Vorboten sich einstellen, eine Tasse starken schwarzen Kaffees, mit oder ohne etwas Citronensaft, bei Andern ein Absud ungerannter Kaffeebohnen, oder aber ein kräftiges Brausepulver, ferner das Einreiben des leidenden Theiles mit erwärmtem Mandelöl oder Opodeldok, manchmal ein starkes Festbinden des Kopfes, das Auflegen frischer Citronen- oder Pomeranzenschalen auf die Schläfe, ein mittelst Senf oder mit Salz und Asche geschärftes Fußbad, ein Senfteig im Genick und bei gar Vielen endlich ein leichtes Brechmittel oder eine Tasse schweißtreibenden Thees — von entsprechendem Erfolge gelohnt werden. Bluteigel, zu denen man besonders in süblichen Ländern mit Vorliebe die Zuzucht nimmt, erweisen sich durchschnitlich ohne Nutzen und wären nur in jenen Fällen mit einiger Hoffnung anzuwenden, wo die Zeichen einer Blutanhäufung gegen den Kopf, also geröthetes Gesicht, glänzende Augen, stark gefüllte, klopfende Halsadern u. dergl. sich einzustellen pflegen. — Wir bemerken endlich noch, daß, wenn gar keine Mittel Linderung verschaffen wollen, bisweilen geänderte Lebensweise zu helfen vermag, und erinnern an den berühmten Botaniker Linné, der von diesem Leiden geplagt nur dadurch Erlösung finden konnte, daß er mehrere Stunden des Tages spazieren ging und täglich ein Fluß kalten Wassers trank. — Die Behandlung außerhalb der Anfälle, die Bestimmung der Land- oder Seebäder u. dergl. ist natürlich Sache des Hausarztes.

[2537]

Dr. Sp.

Original-Musik des Bazar.

Der Bärführer.

Romanze.

Text und Musik von Leopold Schefer.

Lebhaft.

SINGSTIMME.

1. Schön = ne Mäd = chen, schön = ne Frau = en, schaut auf mich und mei = nen Bär! Dumt' = re Kna = ben, lauft zu schau = en!
 2. Schön = ne Mäd = chen, schön = ne Frau = en schau'n auf mich, nicht auf den Bär. Doch läßt sie sich nir = gend schau = en!
 3. Schön = ne Mäd = chen, schön = ne Frau = en, lebt nun wohl! nun geht der Bär; zwei = mal mögt ihr uns nicht schau = en,

PIANOFORTE.

weit, aus Wei = tem komm' ich her. Troll' dich! Auf! mit lat = schen Lag = zen reit' schön auf dem Stock, mein Bär;
 wer doch wißt = te wo sie wär! Aus den Fen = stern schau'n mir Hraz = zen, schau't nicht mich, nein, schau't den Bär!
 und auch ich mag nicht mehr her. Af = fen, köunt nun Ae = pfel schmag = zen; denkt ihr, ich sei eu = er Herr?

tauzt! ihr Klei = nen Af = fen = taz = zen, springt und schwenkt die Kreuz und Quer! Aff = lein, laß den Hut jetzt siz = zen, zieh', die
 Brief = lein flie = gen, doch mit Baz = zen sie wirft mir fein Wört = chen her! All' mein Zieh'n will mir nicht nüz = zen, zieh' die
 Nein! ihr führt mich, Af = fen = glaz = zen, und Herr Bär, ich bin sein Bär. Laß die Af = fen auf dir siz = zen, brum = me

Jung = fer schaut dort her; muß der Bär und ich doch schwiz = zen, trom = meln, pfei = fen fällt mir schwer.
 Kreuz und zieh' die Quer, hilft mir nicht mein Oh = ren = spiz = zen, und ich wollt' ich wär' der Bär!
 nicht, mein gu = ter Bär! hort! daß wir sie wo er = spiz = zen, fort! mir fällt das Le = ben schwer.

Coda.

cres - cen - do Da Capo.

cen - do al pia - nis - si - mo

Hyazinthen-Pflege im Winter.

Wer liebt sie nicht, die Hyazinthe, diese holde Tochter des Lenzes, deren süßer Mund in stummer Verehsamkeit dem hofenden Menschenherzen das Zaubermärchen vom Frühling erzählt, wenn dieser selbst noch fern von uns weilt? Sie läutet mit ihren zarten, buftenden Glocken das Aufbruchsfest der Erde ein — doch, wie so oft, mag der ungebildete, auf seine Kraft und Kunst pochende Mensch nicht warten, bis die Mutter Erde freiwillig ihm das lieblichste ihrer Erstlingskinder darbietet — er versteht den bedächtigen Schritt der Natur zu beschleunigen, die noch schlummernden Keime durch künstliche Wärme hervorzuoloden, und die Blume zu zwingen, daß sie, wenn tiefer Schnee die Erde deckt, wenn die kristallinen Eiszapfen am Dach kaum vor dem noch matten Blick der Sonne schmelzen, uns im traulichen Zimmer das Hohl Lied vom Frühling singt, das Lied, welches die Menschheit nie müde wird zu hören, und nie müde zu singen die Brust, der Gesang verliessen.

Freilich giebt es noch andere Blumen, aus denen wir bei trüber Winterzeit im Zimmer und einen Garten herstellen können; das dankbare Epheu, der erste Gummibaum umgeben uns mit ihrem unverwelklichen Grün, wenn die Natur draußen nur Welkes zeigt. Der Crocus, die frühe Tulpe entfalten ihren bunten Flor an unsern Fenstern, aber den Duft, den er den Duft bringt uns die Hyazinthe, und darum ist sie die geliebteste unter unsern Blumen-Pfleglingen! Selten giebt es einen Haushalt von nur etwas behaglicher Einrichtung, wo man nicht Sorge trüge, für die letzten Wintermonate das Zimmer mit blühenden Hyazinthen zu schmücken; daher läßt sich voraussetzen, daß die Kunst, diese Blumen zu treiben, ziemlich verbreitet sein müsse. Gleichwohl darf uns diese Muthmaßung von der Beschreibung eines so anziehenden Gegenstandes nicht zurückhalten, denn findet manche Leserin nur „Bekanntes“ darin, wird dagegen auch Manche einen nützlichen Wink, eine beachtenswerthe Lehre darin finden.

Man legt die Hyazinthenknollen im September oder Oktober in Töpfe, je nach der Größe derselben, eine, zwei, auch drei zusammen, wählt dazu starke, möglichst wohlgebaute Zwiebeln und gräbt diese Töpfe so lange in die Erde, bis der Frost es nöthig macht, daß sie ausgegraben und in den Keller gebracht werden. So lange sie im Garten eingegraben stehn, hat man nicht nöthig, sie zu begießen, muß aber darauf achten, daß die Erde mehre Zoll darüber weg steht, wodurch den Zwiebeln so viel Feuchtigkeit zugeführt wird, als sie bedürfen. Im Keller gräbt man die Töpfe ebenfalls in feuchten Sand bis zu der Zeit, wo sie zum Treiben ins Zimmer oder ins Gewächshaus gebracht werden. In Ermangelung eines Gartens können die Töpfe mit den Hyazinthenknollen auch in einem mit Sand oder Erde angefüllten Kasten an einem kühlen Ort bis zur Zeit des Treibens aufbewahrt werden.

Mitte Dezember schon mit dem Treiben zu beginnen, ist nicht rathsam, weil nicht alle Zwiebeln das frühe Treiben vertragen. Nach Weihnachten jedoch kann man damit beginnen, wenn man in den ersten Tagen des Februar blühende Hyazinthen zu haben wünscht. Jedes warme Wohnzimmer eignet sich zum Treiben der Blumen. Die Zwiebeln, wenn man die Töpfe aus dem Keller genommen, zeigen bereits in ihrer obren aus der Erde emporragenden Spitze ein matt gelbgrünes Keimchen; über dieses deckt man, damit das Licht es nicht treffe, eine Papierbüchse oder einen kleinen Blumentopf, und stellt die Töpfe in Unterkellern an eine warme, etwas hohe Stelle des Zimmers, auf den Ofen, oder in die Nähe des Ofens. Das durch Wärme gesteigerte Wachsthum der Pflanzen erfordert tägliches Gießen, am besten von unten und stets mit solchem Wasser, dessen Temperatur der des Zimmers gleich ist, welches dadurch am sichersten erreicht werden kann, wenn man das Wasser zum Begießen mehre Stunden vorher im Zimmer stehen läßt.

Noch gedächlicher für die Hyazinthen ist es, wenn sie von feucht warmem Sand umgeben, in einem Kasten getrieben werden, welcher groß genug ist, viele Töpfe neben einander aufzunehmen, und doch zierlich genug, ein Zimmer nicht zu verunstalten. Dieser Kasten, welcher einen grünen Anstrich haben kann, darf von Holz sein, muß jedoch mit einer Einlage von Blech oder Dachziegel versehen werden, damit die Feuchtigkeit den Boden nicht zerlöre. Wie schon bemerkt, werden die Töpfe mit den zu treibenden Hyazinthen (vielleicht 8—10 Töpfe) in dem Kasten mit Sand umgeben, welcher stets feucht gehalten werden muß. Der Kasten, oben mit einem Glasdeckel verschlossen, wird an eine warme, doch nicht helle Stelle des Zimmers z. B. auf den Ofen, oder in die Nähe desselben, auch wohl auf den Herd gestellt, da der Sand einige 30 Grad Wärme haben kann. Das Begießen des Sandes mit lauem Wasser ist natürlich eine Hauptsache, die nicht vergessen werden darf, wenn die Blumenkeime nicht verschmachten sollen. Sind die Hyazinthen so hoch, daß sie die Glasdeckel berühren, so nimmt man die Töpfe heraus und stellt sie frei an eine warme, doch nicht zu helle Stelle des Zimmers, namentlich nicht an's Fenster, da der plötzliche Wechsel der Luft und des Lichtes störend auf die Entwicklung der Pflanze wirkt. Haben die Stengel die Höhe von mehren Zoll erreicht, und die Blumen bereits einen Schimmer von Farbe, so darf man sie mehr dem Lichte aussetzen, und bei Beginn des Blühens die Töpfe kühler stellen, z. B. zwischen die Doppelfenster. Zu große Wärme während der Blüthezeit verkürzt diese allzusehr, oft bis zu der geringen Dauer von 8 Tagen, während kühl stehende Blumen 2—3 Wochen ihre Schönheit bewahren. Die blüher im Februar warmgestellten Töpfe erfordern weniger rücksichtsvolle Behandlung, und können ohne Gefahr sitzen zu bleiben, lediglich aus dem Kasten, oder von dem Ort, wo man sie getrieben, an's Fenster gestellt werden, da die schon größere Macht der Sonne und die erhöhte Triebkraft der Pflanzen den Blütenstengel ohnehin in die Höhe treibt.

Zum Begießen der Hyazinthen nehme man, wie schon bemerkt, das Wasser möglichst von der Temperatur des Ortes, wo die Töpfe sich befinden, auch giebt es ein einfaches Mittel, durch das Begießen selbst die Farbenpracht der Blume und die Kraft ihrer Blüten zu erhöhen.

In ungefähr einem Quart Regen- oder Flußwasser werden 8 Loth Salpeter, 1 Loth Potasche und 2 Loth Kochsalz aufgelöst. Von dieser Auflösung mischt man bei jedesmaligem Gießen etwa 10—12 Tropfen in das dazu bestimmte Wasser, wenn nämlich die Hyazinthen nicht in Kasten mit

Sandeinlagen, sondern freistehend auf einem warmen Ort in Töpfen oder in Gläsern getrieben werden. Bei Beginn der Blüthe jedoch darf damit nicht fortgefahren werden, weil die ungeheure treibende Kraft dieses Mittels die Blüthezeit zu sehr abkürzen würde.

Das Treiben der Hyazinthen in Wassergläsern, welche eigends zu diesem Zweck fabricirt sind, ist mehr eine Spielerei, als ein den Blumen zusagendes Verfahren. Wer jedoch Freude daran findet, muß das Wasser in den Gläsern fleißig erneuern und überhaupt für Sauberkeit derselben Sorge tragen, wenn nicht der einzige Vortheil dieser Methode, der klare Anblick der zarten Wurzeln durch das Glas, verloren gehen soll. Eine andere Spielerei ist das Treiben der Hyazinthen in Rüben. Man hat zu diesem Zweck Ringe von Porcellan mit Löchern versehen, welche mit Schnuren durchzogen, am Fenster wie eine Ampel aufgehängt werden, und zur Aufnahme der ausgehöhlten Rübe bestimmt sind; doch lassen sich Ampeln zu diesem Zweck auch in Perlensarbeit auf einfachen Drahtdringen herstellen — ein für Damenhände zugleich angenehmes und dankbares Werk, zu welchem Nummer 38 des Bazar Anleitung und Abbildung gebracht hat.

Man wählt in die Ampel eine runde, wohlgestaltete und möglichst große Oberrübe, schneidet den obren Theil (den Wurzeltheil) ab, höhlt die Rübe tief genug aus, daß eine Hyazinthenzwiebel darin Platz findet, und doch nicht zu dünn, da sie als Wasserbehälter dienen muß. Die Deffnung muß so eingerichtet sein, daß die Zwiebel zwar bequem darin liegt, auch das Gießen gestattet, doch in der gegebenen aufrechten Lage bleibt und nicht umfallen oder sich seitwärts legen kann. Diese so ausgehöhlte Rübe legt man (mit der Keimseite nach unten) in den vorher erwähnten schwebenden Ring, thut die Hyazinthenzwiebel hinein und giebt ihr täglich, so oft als nöthig, frisches Wasser, denn der kleine Vorrath, welchen dieser seltsame Blumentopf faßt, ist sehr bald erschöpft, namentlich zur Zeit der beiderseitigen Blüthe. Das Interessante dieses Spiels ist nämlich, daß nicht nur die Blume, sondern auch der Blumentopf blüht. Die Keime der Rübe, durch die untere Deffnung des Ringes frei gelassen, entfalten sich mit denen der Hyazinthe um die Wette, treiben zuerst die hübschen krausen Blätter, welche sich malerisch nach oben winden, und dann den hohen Blüthenstengel, der in läudlicher Einfachheit der vornehmsten Blume wie ein treuer Wächter zur Seite steht. Solche, auf diese Weise zur Blüthe gebrachte Hyazinthenzwiebeln, so wie die in Wassergläsern gezogenen haben gewöhnlich ihre Kraft erschöpft und treiben bei späterer Besehung ins Land wenige oder gar keine Blüten mehr.

Eine andere nicht minder interessante Spielerei wollen wir nicht unerwähnt lassen, welche unsere Theilnahme an der Pflanzenwelt auf eigenthümliche Weise in Anspruch nimmt.

Ein hoher Hyazinthentopf ist dazu nöthig. Die auf dem Boden befindliche Deffnung wird vergrößert, so weit, daß die Spitze einer Zwiebel hindurch kann, welche man mit dem Wurzelende nach oben in den Topf legt; diesen füllt man fest mit Erde, legt oben eine Zwiebel derselben Sorte (einfach rothe) in den Topf, welche man, so lange der Topf (vom Herbst bis zur Zeit des Treibens) in der Erde steht, natürlicherweise auch mit Erde bedeckt. Dieser Topf muß jedoch hohl stehen, damit die untere Zwiebel ihre Keime nicht in die Erde treibe, was am besten dadurch vermieden werden kann, daß man dem Topf Seiten-Unterlagen von Mauersteinen giebt, welche ihn schwebend erhalten.

Nach dem Herausnehmen des Topfes wird derselbe zuerst behutsam gereinigt, darauf in der Mitte mit einem Weidenreis umgeben und in eine weiße cylindrische Glasflasche mit lauem klarem Wasser eingetaucht. Das Wasser darf nicht höher als bis an die Blattspitzen der unteren Hyazinthe reichen, und muß, sobald es durch kleine Erdtheilchen von oben getrübt und unklar wird, behutsam abgeseigt und durch reines ersetzt werden.

Die Farbe der im Wasser sich gestaltenden Blume, so wie deren Blätter bleiben bleich, auch fehlt ersterer der köstliche Duft, den die nach oben sich frei entwickelnde Hyazinthe ausathmet.

Es ist ein anziehender Anblick, zu sehen, wie die in glücklicher Freiheit atmende Blume ihre Wurzelfasern wie Freundschaftshände durch die Deffnung hindurch der armen im Glaskerker gefangenen Schwester entgegenstreckt, zu sehen, wie sich die Wurzeln Weiden verschlingen, wie Blume, Blätter und Wurzeln, welchen sonst das Geseß des vegetabilischen Lebens verschiedene Richtungen, nach oben und nach unten, anweist, hier in der Gefangenschaft sich in einem Raume begegnen und berühren, und von einerlei Speise sich nähren.

Ein anderes, vielfach gebräuchliches Verfahren Hyazinthen zu treiben, ist: Moos statt der Erde anzuwenden, doch giebt es auch hierbei verschiedene Methoden. Manche Gärtner haken das Moos ganz klein, füllen damit die Töpfe und legen die Zwiebeln hinein. Andere bedienen sich des Mooles wie es ist, reinigen es von dürrn Blättern und entwässern die Fasern, ehe sie zum Gebrauche schreiten. Das Einlegen der Hyazinthenzwiebeln in Moos muß im October geschehen, und kann man je nach Größe und Weite der Töpfe 1, 2, auch 3 Zwiebeln in einen Topf legen. Auf das Abzugsloch derselben kommt wie gewöhnlich ein Scherben oder eine Austerhale, dann füllt man die Töpfe so weit mit Moos, daß es eine gewisse Erhöhung über dem Rande derselben bildet, drängt die Zwiebeln an geüblicher Stelle in das Moos, drückt sie mit dem Moos in den Topf nieder und giebt ihnen durch Andrücken des Mooles eine gute, senkrechte Lage.

Diese Töpfe können in einen hell stehenden Kasten auf eine Unterlage von Loh oder Nische gesetzt und fleißig begossen werden, bis zur Zeit des Treibens, welche ungefähr Mitte März anzunehmen ist.

Ein warmer, sonniger Fensterplatz ist genügend, die Blüten halb hervorzuloden. In der ersten Zeit des Wachstums genügt seltenes Begießen, je nachdem das Wetter reguig oder hell ist, alle Wochen ein bis zwei Mal; zur Zeit der Blüthe muß man reichlicher gießen.

Eine Unannehmlichkeit bei dieser Art der Hyazinthenpflege ist, daß die blühenden Blumen nebst ihren Moosbetten leicht herauszunehmen und ohne Nachtheil in andere Töpfe zu versetzen sind, was besonders erwünscht ist, wenn man eine Hyazinthe zu verschenken beabsichtigt, und dieselbe nicht in gewöhnlichen rohen Thonscherven überreichen möchte.

Im Allgemeinen eignen sich die einfachen Hyazinthen besser als die gefüllten zum Treiben im Zimmer, doch machen wir

hier von beiden Arten einige namhaft, welche zu diesem Zweck zu empfehlen und nach den Katalogen der Kunstgärtner zu beziehen sind.

Einfache weiße: Jolie blanche, Voltaire, Hannah Moore.

Einfache rothe: Cellert, Aimable Rosette, Mars, Talma, Acteur, Charlotte Marianne.

Einfache blaue: l'amie du Coeur, Prince Albert, Henri le Grand, Nimrod.

Einfache dunkelblau: Vulcain.

Einfache gelbe: l'or vegetable, Couleur de jonquille.

Gefüllte weiße: La Tour d'Auvergne, Virgil, Anna Maria, Sphaera Mundi.

Gefüllte rothe: Hugo Grotius, Rose mignonne, Marie Louise, Acteur, Comte de Bentink, Panorama.

Gefüllte blaue: Bloßberg, Prince de Sachsen-Weimar, Alfred le Grand, Globe terratre.

Gefüllte gelbe: Ophir, Bouquet Orange.

Tulpen und Crocus werden auf dieselbe Weise getrieben wie die Hyazinthen, nur dürfen sie nicht so lange als die Hyazinthen in der Erde bleiben, auch nicht so warm gestellt werden wie diese, weil sie sonst zu lange Stengel bekommen. Narzissen, Jonquillen und Tazetten werden vom Januar an langsam getrieben, mit Ausnahme der weißen Narzisseller Tazette, welche schon im November warmt gestellt wird, und bereits zu Weihnachten blühen kann. Am arilliss formosissima treibt man, indem man die Zwiebeln in einem Säckchen so lange über den Ofen hängt, bis die Blüten zum Vorschein kommen. Darauf pflanzt man die Zwiebeln in kleine Töpfe und stellt sie warm, bis sie mit den Hyazinthen ans Licht gebracht werden. Dieser Blume fehlt leider der Schmuck grüner Blätter, welche durch das Treiben nicht zur Entwicklung kommen. Schneeglöckchen und Lilien gedeihen, wenn man sie treiben will, am besten zwischen den Doppelfenstern.

Es mögen noch einige zum Treiben sich eignende Tulpenarten genannt sein:

Die einfachen Frühtulpen, Duc de Neukirch und Duc de Berlin.

Die kleinen Frühtulpen (Duc von Toll) in verschiedenen Farben, einfach und gefüllt.

Die gefüllte prächtige Tournesol.

Rex rubrorum (die gefüllte rothe) und die gefüllte gelbe (gelbe Rose).

Die beiden letzteren dürfen nicht auf den Ofen gestellt, sondern müssen erst im Februar am Fenster, überdeckt mit einem Topf, getrieben werden.

Garten-Arbeiten.

October.

Die Jahreszeit ist so weit vorgedrückt, die Erde trägt so sehr den matronenhaften Charakter des Herbstes, daß auch der wohlgepflegteste Garten über die Zeit, in der wir leben, nicht zu täuschen vermag. Wird auch jedes weisse Blatt sorgsam von Rasenplätzen und aus den Wegen entfernt, so sagen uns doch die kahlen Häupter der Bäume, daß nur noch wenige Wochen zwischen jetzt und dem Tage liegen, welcher die liebe, im Augenblick noch bunt geschmückte Erde mit der weiten, warmen, zarten Schneedecke verhüllt, welche wir so ungerecht als unpassend ein Leichentuch nennen, da sie doch vielmehr der schützenden Decke zu vergleichen wäre, womit Vater- oder Mutterliebe das schlummernde Kind verhüllt.

Die Bäume des Gartens haben zum großen Theil ihre Früchte hergegeben; das Fröhlichst ward bereits im September geerntet, die spätesten Obstarten können bis zur letzten Hälfte des Octobr auf den Bäumen stehen. Hat man beim Einsammeln des Obstes die Absicht, einige der besseren Lagerforten für den Winter zu conserviren, so scheue man die Mühe nicht, das zur Aufbewahrung bestimmte Obst pflücken, nicht schütten zu lassen; denn die hart auf den Boden aufschlagenden Früchte faulen leicht.

Wenn die Obsternte vorüber ist, können die älteren Fruchtbäume durch Aeerringe vor der zerföhrenden Festsuchung der Raupen geschützt, und wenn sie die Blätter bereits verloren, von trockenem Holz und dürren, unfruchtbaren Zweigen befreit werden.

Ende October ist zugleich die geeignete Zeit zur Verpflanzung junger Obstbäume.

Der Gemüsegarten wird in diesem Monat fast gänzlich leer, und nur die zum Saamentragen bestimmten Kohlstauden, Zwiebeln u. s. w. zeigen noch, was die Beete einst geliefert. Dabei ist zu bemerken, daß zum Saamentragen stets gute, kräftige Pflanzen aufgesucht, und die verschiedensten Sorten in angemessener Entfernung von einander placirt werden.

Die jungen Kohlpflanzen werden auf geschützte Beete zum Ueberwintern gebracht; möglichst dicht zusammen, damit, wenn der Frost kommt, sie ohne Schwierigkeit mit einer Laubdecke versehen werden können.

Der Blumengarten bietet, obgleich die edel stolze Lilie, die reizvolle Centifolie längst verblüht, dennoch einen anmuthigen Aufenthalt, ja sogar einen schönen Anblick. Der frische Hauch des Herbstes erhält den Rasen so herrlich grün, die Monarosen auf ihren äerlichen Beeten gedeihen jetzt erst in höchster Vollkommenheit, jetzt, wo kein allzulühender Sonnenstrahl in wenigen Morgenstunden die Knospen erschließt, die Blume bleicht, und sie nach kurzem Leben ermattet hinsterben läßt. Georginen, Stiefmütterchen und Reseda blühen, bis der Frost verheerend bei nächstlicher Weile über die Beete schreitet; ja, das Reseda, die Monarose überleben sogar häufig seine erste, kalte Berührung, vor welcher die stolze Pracht der Georgine augenblicklich erstarrt. Das bunte kühle Geschlecht der Astern verzehnt sich, den herblichen Garten freundlich zu schmücken, die Nachterle haucht am Abend geheimnißvoll süße Dämpfe, die der Juli zurückgelassen zu haben scheint, so fremdbartig schweben sie über den nebelbedeckten Beeten.

Um auch im Winter den Schmuck der Blumen im Zimmer nicht zu entbehren, legt man Hyazinthen zum Treiben in Töpfe mit Erde oder Moos und sorgt für den Blumenkranz des

Gartens im kommenden Jahr, indem man die einjährige Pflanzen säet, welche im Freien überwintern und erst im Frühling verpflanzt werden, z. B. Eschscholzia, Rittersporn, Nemophila, Stiefmütterchen u. s. w.

Vom Spalier wird die rothwangige Pfirsiche, die goldne Traube gepflückt, und wenn Alles geerntet und verblüht, so steht noch die kleine lila Herbstaster, dieses letzte Kind unserer heimischen Flora, auf den verwilderten Beeten, und sieht den rauhen Novemberstürmen entgegen, welche auch seine anspruchslose Schönheit zu begraben bestimmt sind.



Netzwerk von Flecken zu reinigen.

Wenn das Netzwerk durch irgend eine Fettigkeit besetzt wurde, so streut man Honig auf die Flecken und drückt mit einem heißen Eisen darauf. Nur muß man sich hüten zu reiben oder ein zu heißes Eisen anzuwenden, denn dadurch wird das Haar zu trocken und verliert Glanz und Elasticität.

Mittel gegen den Schimmel.

Viele Gegenstände des täglichen Gebrauches sind dem Angriff des Schimmels ausgesetzt, z. B., um nur einige zu nennen: Linte, Leder, Bücher, Leim, Getreide etc. Parfümerien und stark riechende Oele haben sich als wirksames Mittel gegen den zerstörenden Schimmel erwiesen.

Einige Tropfen Nelken- und Lavendel-Öel, in die Linte gegossen, bewahrt sie vor dem Schimmel; doch jede andere Essenz würde die nämliche Wirkung thun.

In Militairmagazinen, wo bei der großen Masse von Stiefeln, Satteln, Pferdegeschirren und sonstigen Lederartikeln der Schimmel oft bedeutende Verluste verursacht, hat man diese stets am wirksamsten durch Anwendung stark riechender Oele, namentlich des Terpentinöles, vermieden, welches den Vorzug der Wohlfeilheit hat.

Einige Tropfen dieses Oeles, in Bücherschränke oder auf Bücherbretter geträufelt, genügen, die Bücher vor dem Angriff des Schimmels zu bewahren.

Einige Tropfen Terpentinöl, in einen Leimtopf gegossen, erhalten den Leim frisch und brauchbar lange Zeit hindurch. Man bedt den so geschützten Leim zu, stellt ihn bei Seite und kann sicher sein, ihn bei noch so verspäteter Untersuchung vom Schimmel unberührt zu finden.

Zur Aufbewahrung des Getreides ist die Anwendung dieses Oeles nicht minder zu empfehlen, da es sogar auf Seereisen sich wirksam erwiesen.

Nicht minder empfehlenswerth ist das Terpentinöl auch zur Conservation zoologischer Sammlungen. Eine mit Terpentin gefüllte, in dem Zimmer aufgehängte Blase entfernt nicht nur alle Insecten, sondern tödtet auch sogar die Gattungen, welche in diesen Museen der Wissenschaft stets den größten Schaden thun, als: Büchermotten, Bielsüße etc.

Rastanien zu kochen.

Man legt die Rastanien in einen irdenen Topf oder Casserol, thut etwas Salz, ein Zweigchen Sellerie hinzu und läßt sie, mit einer feuchten Serviette verdeckt, in nur wenig Wasser kochen. Sie werden sehr heiß und wie die gerösteten unter einer Serviette angerichtet.

Man kann auch die Rastanien nur einfach, ohne allen Zusatz kochen lassen, sie dann schälen, in ein Casserol thun nebst ¼ Pfund Zucker und einem halben Glase Wasser, und über kleinem Feuer ¼ Viertelstunde aufwallen lassen. Vor dem Anrichten giebt man den Saft einer Citrone dazu und bringt sie, mit Zucker bestreut, auf den Tisch.

Bratwurst mit Äpfeln.

Man schneidet zwei Äpfel von mittlerer Größe zur Hälfte durch, ohne sie zu schälen, stellt sie mit ein wenig Butter und der Bratwurst in den Ofen und läßt sie zusammen dämpfen (schmoren). Sollte die Bratwurst früher gar sein als die Äpfel, so nimmt man erstere heraus und läßt die Äpfel noch einige Zeit in der Sauce schmoren; ehe man die Bratwurst mit den Äpfeln aufgibt, thut man noch ungefähr ¼ Glas kochendes Wasser in den Teller, läßt es mit der darin befindlichen Sauce nochmals aufkochen und gießt es beim Anrichten über die Speise, die sich vorzüglich zum Dejeuner eignet.

Die Fliegen von den Rahmen der Spiegel und Gemälde zurückzuhalten.

Als ein bewährtes Mittel, die Fliegen von Goldrahmen fern zu halten, ist folgendes zu nennen: Man kocht ein Pund Lauch in 2 Pund Wasser und bestreicht mit dieser Abkochung die Vergoldungen. Auch das bloße Aufgießen kochenden Wassers auf den Lauch ist schon hinreichend, die Flüssigkeit scharf genug zu machen. Doch der im Allgemeinen wenig beliebte Geruch des Lauchs dürfte Ursache sein, daß dieses Mittel unter den Damen wenig Beifall und selten Anwendung fände. Ein anderes dürfte mehr zusagen sein, dessen die Fleischer von Gens sich bedienen, um die Fliegen aus ihren Läden zu entfernen.

Sie bestreichen alle Wände mit Lorbeeröl, welches sehr bald trocknet und die dem Fleisch so schädlichen Insecten mit solcher Gewalt verschucht, daß keine Fliege im Innern der Fleischläden zu sehen ist, während die äußere Wand ganz von Fliegen bedeckt erscheint.

So gut als an Wänden, läßt das Lorbeeröl auch auf Goldrahmen sich gebrauchen, ohne dem Glanz oder der Farbe derselben schädlich zu werden.



Träge Menschen sind stets die Geißel der arbeitssamen.

Sprich zu Jemandem von dem, was er weiß, von dem, was er kann, von einer Arbeit, die er vollbracht hat, so wird er, wenn Du fort bist, ohne Zweifel sagen: „Das ist eine sehr lebendige, gescheute Person!“

Wo es Pflichten zu erfüllen giebt, müssen wir nicht fragen, ob die menschliche Schwäche auch deren Erfüllung gestatte.

Christliche Leute sind in den Augen Unchristlicher stets Karren und Dunnschiffe.

Sympathie der Seelen ist das Geheimniß der Natur, und unergründlich für uns Menschen.

Reichthum macht das Herz schneller hart, als kochendes Wasser ein Ei.

Neue ist eine schlafende Furie, die ihre Krallen in unserm Gewissen festgewurzelt hat. Wollen wir ländigen, so bewegt sie sich im Traume und wir sagen: unser Gewissen wacht oder mahnt uns ab; haben wir geschludert, so erwacht sie und zerfleischt mit ihrem scharfen Sähen unser Herz.

Urtheil nicht lieblos über Anderer Verbrechen! Der Beste unterliegt der Versuchung am leichtesten, und das Gemüth des reinsten Thatenmenschen befaßt oft ein Gebaukenbeer, des sich der Kriminal-Verbrecher schämen dürfte. Erhebe darum Keiner den ersten Stein! Wer weiß, wenn Dein Wille minder fest, Deine Erziehung sorgloser gewesen, ob Du nicht an der Stelle Jenes ständest, der jetzt das Object Deines Abhüeses ist.

Dein Ruf gleicht Deinem Schatten. Oft geht er Dir voraus, oft nach; zuweilen ist er größer, zuweilen auch kleiner als Du.

Rebus.



Homonymie.

Den Ort, wo Rang und Glanz und Fülle, Und strenger Sitte Zauberbank — Wo Majestät und ernste Stille, Zeigt uns ein kleines Wörtchen an.

Wein in milderer Erhebung Zeigt uns dasselbe kleine Wort Nur eine friedliche Umgebung, Doch Majestät und Rang ist fort.

Im dritten Sinn hält's oft unwunden Mit einem leichten Rebellor Den Freund, der eng' mit uns verbunden, Der nie die rechte Bahn verlor.

Im vierten kann's den Ort uns nennen, An dem bereuht ein deutscher Mann, Ein Dichter, den wir alle kennen, Den Weg zu Ehr' und Ruhm begann.

[2538]

Auflösung der Charade in Nr. 37.

Vielliebchen.

Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe in Nr. 37.

Es giebt zweierlei Gattungen von Zufriedenheit; die eine mit der Welt, die andre mit sich selbst. Beide zu genießen ist freilich schön, aber es ist schwer. Kannst Du sie nicht beide vereinigen, so lasse die Welt fahren und halte dich an dein Herz.

Auflösung des Rebus in Nr. 37.

Handle wohl überlegt, doch sei immer kurz entschlossen.



Fr. S. v. B. in G. Wir erfüllen Ihren Wunsch und theilen Ihnen das Recept des, als für die Fabrik bestimt, in Paris fabricirten und zu theuren Preisen veräußerten Eau de Bolet mit: Eine Unze Aurore, 2 Quentchen Gewürznelken, 2 Quentchen Zimmt, ½ Quentchen Cochenille werden gegeben, in 1 Liter (2 Pfund) Weingeist gelöst und einen Monat lang in einer flachen gleichmäßiger Wärme, oder täglich der Sonne ausgelegt. Die Mischung muß täglich mindestens ein Mal, wo möglich öfter umgerührt oder geschüttelt werden. Nach Verlauf des Monats wird eine angemessene Quantität Pfeffermünzwasser unter den Weingeist gegossen und dann das Ganze sogleich durch Papier filtrirt; Papier ist dazu wesentlich notwendig, denn ein Filtrirfäßchen von Leinen, Baumwolle oder Wolle taugt nicht für diesen Gebrauch.

Nun füllt man die Linnetur in kleine Flaschen, da ihre Kraft und ihr Aroma, aus dem Gängen gebracht, bald verdunsten würde, versproßt und versiegelt die Flaschen zu almdäßigem Gebrauch.

L. J. in G. Hat Nr. 34 das Gewünschte gebracht?

G. v. R. in G. Ihre Zuschrift hat uns zu dem Entschlus gebracht, in einer der nächsten Nummern über das angeregte Thema einen ausführlicheren Bericht zu liefern, der all Ihre Fragen beantworten wird.

Fr. Fed. Wo. in B. Empfangen und wird zum Abdruck kommen.

Fr. C. L. in B. Wir hoffen, das Gewünschte bald bringen zu können. Fr. W. G. in G. Das Dessin wurde einem so großen Raum beansprucht und dabei nur für einen so kleinen Theil unserer Abonnentinnen von Nutzen sein, daß wir eine bestimmte Zusage nicht geben können.

Fr. Th. W. in B. Obgleich der Winter noch ziemlich fern ist, wollen wir doch Ihren Wünschen nachkommen und Ihnen das beste und bekannte Verfahren, gebräuchtem Netzwerkn zu neuem Glanz zu geben, heute schon mittheilen. Man schneidet eine Unze feinen 14tägigen Silbers in ganz dünne Platten, läßt sie in Salpetersäure sich auflösen und diese Auflösung so lange über beihender Hitze stehen, bis oben sich ein Häutchen gebildet. Nun stellt man das Gefäß an einen kühlen Ort und nimmt die sich bildenden Krystalle ab, welche mit dem Namen Mondtröpfchen oder Mondüber bezeichnet werden. (Mögen Sie sich der Bereitung nicht selber unterziehen, so wird dieselbe jeder Chemiker oder Apotheker besorgen.) Wollen Sie Ihren Ruff oder Ihre Palatine nun einer verschönernden Kur unterwerfen, so nehmen Sie einige dieser Krystalle, lösen sie in feinem Wasser auf und streichen mit einem in diese Flüssigkeit getauchten Schwamm über das Netzwerk. Nach dem Trocknen wird Ihr Ruff wieder völlig neu sein. Doch das Beste an diesem Mittel ist, daß es sich eben so gut für lebendiges Netzwerk brauchen läßt. Haben Sie z. B. ein Käppchen, so würde die Anwendung des Mittels zur Toilette desselben sehr zu empfehlen sein. Wenn Meadens Coquetterie nicht groß genug wäre, sie geduldig bei diesem Verschönerungsproceß ausharren zu lassen, so besiegen Sie ihren Widerstand durch einige Lederbissen.

Fr. M. in G. Seidene Bänder wäscht man am besten mit Kindsgalle und Regenwasser und giebt ihnen Glanz durch Honig und Eiweiß; oder man zieht sie einigemal durch eine mit Gandsucker verfehte Gummilagere-Auflösung, läßt sie trocknen und bügelt sie endlich, doch nicht zu heiß, zwischen zwei Papierbogen.

Gn. H. D. in B. a. d. L. Wir müssen danken.

An Fr. v. R. in G. Da Sie die Tapisseriearbeit lieben, möchten wir Ihnen rathe, die Portiiren an den Flügelthüren Ihrer Zimmer durch den Fleiß Ihrer Hände zu schmücken. Sie finden eine beliebige Blumen- oder Arabeskenorte in der ungefähren Breite ¼ Elle, und bringen dieselbe, gefüttert und mit Schnur oder Quimpe besetzt, an jeder Seite des Thürvorhanges an, da, wo derselbe die Seitenverkleidung der Thür berührt. Bei Fällung der Stickerie wird der Geschmack der Stickerin keinesfalls unberücksichtigt lassen, welche Farbe zu der Vorhanges wie zu der des Zimmeres am vortheilhaftesten sich aneinigt. Schwarz, welches alle Farben so effectvoll hervortreten läßt, ist jetzt nicht mehr die allein besternte Farbe zum Ausschmücken der Stickerie. Die bunten Farben: Roth, Grün, Grau, Blau, Rotzgelb haben dem schönen Schwarz den Rang freitig gemacht, namentlich ist das Wohlgeschmackene am meisten gelber Seide so gefügig, daß viele der bedeutendsten Stickerieen mit diesem kostbaren Material gefüllt werden.

Fr. M. in Wm. Mehrere Modelle moderner Herrenmägen liegen bereit — so bald als möglich werden sie erscheinen.

Fr. W. R. in R. . . . he. Die von Ihnen gewünschten Buchstaben sind fertig zur Aufnahme in den Bazar.

An Fr. v. B. in G. Der Garbenrohbalter, von dem Sie gehört haben, ist allerdings ein sehr hübsches und zugleich sehr nützlichtes Requisit eines Schlaf- oder Vorzimmes. Es ist ein zierlicher gedrehter Rahmen, ¼ Ellen breit, ¼ Viertelstunde hoch und dergestalt mit beweglichen Gliedern versehen, daß er nicht nur zwei ganz ansehnliche glatte runde Arme ausstrecken kann, um Hüte oder dgl. aufzunehmen, sondern auch noch mehrere kleine Finger, welche aber doch handhast und stark genug sind, auch einen modernen Wintermantel nöthigenfalls zu tragen. Am oberen Querholz dieses eleganten, glatt polirten Kleiderhalters sind 2 starke messingene Ringe angebracht, vermittelt welcher derselbe an Galen an die Wand gehängt wird. Daß diese Galen fest in der Mauer haften, ist die einzige Bedingung, welche zur Brauchbarkeit dieses Kleiderhalters notwendig ist. Demselben mit einer Stickerie zu versehen, ist nicht zu rathe, das schöne Werk Ihrer Hände würde daran zu sehr eine Nebenrolle spielen.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie in allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, so wie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonnirt wurde.

Die Administration des Bazar.

NOBELBALAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 41.

Alle 8 Tage erscheint eine Nummer.

Berlin, 1. November 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

VII. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von schwarzem Moiré antique; der einfache Rock ist à deux lés mit Streifen von schwarzem Sammet, und darüber mit Puffen von schwarzem Taffet verziert. Die Taille hat einen Schoof, welcher in einer mit dem Rockbesatz harmonisirenden Weise verziert ist. Eine Perle in passendem Arrangement bildet den Schmuck des glatten Leibchens, und eine ähnliche Garnitur ist an dem Volant angebracht, welcher den Schluß der Puffenärmel bildet. Der Hut aus schwarzem Seiden ist mit Büscheln großer Weiden geschmückt und hat perisée, Bindebänder.

Figur 2. Robe von rosa Taffet mit 3 quadrillirten Volants. Zu beiden Seiten des Rockes sind auf den Volants Verzierungen von Posamentierborte, ein V bildend, angebracht, deren jede an den Enden und in der Mitte mit großen Troddeln geschmückt ist. Die Garnitur der glatten Schoof-taille ist übereinstimmend mit der des Rockes arrangirt, indem aus carrirten Streifen, denen der Volants ähnlich, auf der Brust Brandenburgs gebildet sind, d. h. lazarartig aufgesetzte Querstreifen, zu deren beiden Seiten sich Troddeln befinden. Die Garnitur des Schoofes besteht, wie die am Saum der weiten Dalma-tier-Ärmel, aus carrirten Streifen. Die Ärmel (die Ärmel) sind außerdem noch mit Posamentierborte und Troddeln doppelt besetzt, einmal am unteren Rand, das zweite Mal über dem Ellbogen, in der ungefähren Höhe, um einen Ueber-ärmel zu imitiren. Krage und Unterärmel von gesticktem Tüll. Hut von Tüll mit weissem Band und Blättergewinden garnirt. Abgerundeter Halbschleier. Weißes Bindeband.

Die Chrysaliden

oder:
Das vierblättrige Kleeblatt.

Es möge uns erlaubt sein, dem, unter obigem Titel nachstehend mitgetheilten interessanten Lustspiele einige einleitende

Worte voranzuschicken, welche den Zweck haben, diejenigen unserer Leserinnen, denen die historischen Personen des Stückes unbekannt geblieben sein sollten, mit ihnen bekannt zu machen.

Interesse für berühmte Persönlichkeiten ist ein unser Zeitalter charakterisirender Zug, ja wir gehen in demselben so weit, daß wir uns nicht begnügen, dem Genies auf der Bahn seines Ruhmes, seiner Thaten zu folgen, sondern beobachtend gern bei ihm verweilen auch da, wo derselbe noch unerkannt, eingehüllt in den beengenden Panzer der Chrysalide, mit ungeprüftem zusammengebrückten Flügeln des Augenblickes harrt, der den befreiten Schmetterling Genie zur Erkenntniß seiner Kräfte und zur Sonnenregion des Ruhmes führt.

In dieser noch unentwickelten Phase ihres künstlerischen und literarischen Lebens tritt uns das Kleeblatt der Freunde: Hogarth, Garrick, Johnson und Savage entgegen, deren Ruhm später, obgleich in sehr verschiedener Weise, ihr Vaterland erfüllte, ja über dasselbe hinausragte.

Doch wir wollen unsern Leserinnen die Freunde der Reihe nach vorstellen. Zuerst: William Hogarth, dessen Name schwerlich einem Ohr ganz fremd klingen dürfte, denn „Hogarth'sche“ Carri-caturen erfreuen sich europäischer Berühmtheit.

Hogarth ward 1697 zu London geboren und erlernte ursprünglich die Goldschmiedekunst. Nach beendeter Lehrzeit benutzte er jedoch sein Talent zum Zeichnen als Erwerbsmittel, auch malte er Porträts, traf sehr gut, und wußte namentlich Familienbilder so gefällig zu gruppiren, daß er in diesem Fach viel

Beschäftigung fand. Niemand ahnte jedoch in dem Porträtmaler untergeordneten Ranges, auf den Künstler von Fach mit geringe Schätzung herabsahen, das wunderbar eigenthümliche Talent, welches in Hogarth erst nach seiner Verbeirathung mit der Tochter des Historienmalers Thornhill hervortrat und sich Geltung verschaffte.



Pariser Moden.

In unnachahmlich ergreifender Weise verstand er die Laster und Thorheiten seiner Zeit in Bildern zu geisteln, und schuf eine Reihe von drastisch komischen und schauerlichen Lebensbildern, welche seinem Namen unsterblichen Ruhm sichern, obgleich seine Zeichnung nicht untadelhaft, seine Behandlung der Farben manierirt und seine Technik überhaupt mangelhaft genannt werden mußte. Hogarth war auch Kupferstecher, doch die Ausführung seiner Radierungen und Kupferstiche zeigt dieselbe Fröhlichkeit, wie die meisten seiner Gemälde, an denen nur der Gedanke, die Erfindung, groß und bewundernswürth sind. Er starb zu Leicesterfields 1764 und liegt zu Chiswick begraben. Sein Grab ward mit einem schönen Denkmal geschmückt, welches Garrick, der Freund Hogarth's, mit einer Inschrift versah. Seine Frau überlebte ihn viele Jahre.

David Garrick, einer der berühmtesten und größten Schauspieler, war der Sohn eines englischen Werbeofficiers und wurde am 20. Februar 1716 zu Hereford in England in einer Schenke geboren. Die Familie des Künstlers, ursprünglich la Garrigue, stammte aus der Normandie und hatte sich nach dem Widerruf des Ediktes von Nantes, durch welchen die Stellung der Reformirten in Frankreich so sehr erschwert wurde, nach England geschickt.

Schon der kleine David Garrick offenbarte bei theatralischen Aufführungen im Familienkreise großes mimisches Talent. Bestimmte sich jedoch für den Handelsstand, für den er sich bei seinem Onkel, einem reichen Weinhändler in Liffabon, vorbereitete. Dort blieb er in dessen Haus ein Jahr und kehrte nach Ablauf dieser Zeit nach England zurück. Hier in Liffabon hielt sein Freund Samuel Johnson über die griechischen und lateinischen Classiker Vorlesungen, welche er besuchte. Später ging er mit Johnson nach London, bildete sich weiter in den Wissenschaften aus, ohne sie jedoch für seinen Beruf zu nützen, denn er trat abermals als Commis ein, diesmal in das Weingeschäft seines Bruders.

Einige Zeit nachher siegte die Künstlernatur in ihm über eigene und fremde Bedenlichkeiten und er begann seine theatralische Laufbahn als Mitglied einer reisenden Truppe unter dem Namen Lybbal. Erst 1741 trat er in London auf dem kleinen Goodman's-field-Theater als Richard III. mit unerhörtem Erfolg auf. Die Natürlichkeit seines Vortrags wich so vollkommen ab von dem bisher gebräuchlichen hohlen Pathos der Helden- und Charakter-Darsteller, daß Garrick's Name mit Recht als ein in der Bühnengeschichte Englands Epoche machender gebrcht wird. Vom günstigsten Einfluß auf das englische Theater überhaupt war seine Ueberrahme des Drury-Lane-Theaters in London (1747). Sein hoher Sinn für Anstand vermehrte ihn, die Werke der älteren englischen dramatischen Dichter von unfaubern Späßen und sonstigen Unanständigkeiten zu reinigen, und dadurch die gesunkene Bühne seines Vaterlandes zu einem Institut zu erheben, welchem fortan auch der geläuterte Geschmack edle Genüsse verdankte.

Garrick's theatralische Wirkksamkeit währte nur 35 Jahre. Am 10. August 1776 trat er zum letzten Male auf, und zog sich dann ganz auf sein reizendes Landhaus bei London zurück, wo er am 20. Januar 1779 starb.

Seine Gattin, Eva Marie Weigel, eine Tänzerin aus Wien, welche später bei der Londoner Oper angestellt ward, lebte noch bis zum 16. October 1822 in London.

Vorzüglich bewunderte man an Garrick die vollkommene Herrschaft über seine Mienen, seine ganze Gestalt, welche ihm zur vollendeten Darstellung jeder Leidenschaft diente. Seine kleine, obgleich wohlgebaute Gestalt schien zu wachsen in der Verkörperung eines Helden, und seine lebhaften schwarzen Augen geborhten dem Willen ihres Meisters eben so gut, als die klugvolle, reine Stimme den Weg zu Aller Herzen fand und sich unaussprechlich der Erinnerung einprägte.

Garrick war, was selten bei einem Künstler der Fall, ein kluger Rechenmeister; er verschwendete nie, sondern erwarb ein großes Vermögen, welches nach seinem Tode seiner Wittve und seinen Verwandten zufiel.

Garrick liegt in der Westminstersabtei zu London begraben.

Samuel Johnson, Garrick's Freund und Lehrer, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten und Schriftsteller Englands, ward am 18. September 1709 zu Litchfield in der Grafschaft Stafford geboren, und hatte schon als Knabe entschiedene Neigung für die Wissenschaften. Im Alter von 19 Jahren begleitete er einen reichen Jüngling auf die Universität nach Oxford, doch nach Ablauf von zwei Jahren mußte er, als sein Ökonomie Ordford verließ, nach Hause zurückkehren, weil ihm alle Subsistenzmittel fehlten. Er nahm 1731, nachdem sein Vater gestorben, eine Unterlehrerstelle an, überlegte, schrieb, konnte sich jedoch aus seiner Dürftigkeit nicht erheben. 1735 heirathete er eine wohlhabende ältliche Frau, um seine Lage etwas zu verbessern. 1737 ging er mit Garrick nach London und schrieb dort unauzgesetzt theils für Zeitschriften, theils selbstständige Werke, unter denen sein „Dictionary of the english language“ dasjenige ist, welches am meisten Verbreitung und Anerkennung fand.

Trotz dem günstigen Erfolg seiner schriftstellerischen Thätigkeit hat Johnson eigentlich nie im Wohlstand gelebt, sondern fast unausgesetzt in Dürftigkeit, bis er 1762 eine Pension von 300 Pf. St. erhielt, welche ihn vor Mangel schützte, und ihn zu einem Freunde des Hofes umstimmte, während er sonst ein eifriger Tory gewesen.

Unser Lustspiel giebt ein höchst interessantes Bild dieses eigenthümlichen Charakters; wir sehen den ehrlichen, strengen, grundgelehrten, häßlichen Johnson fast lebendig vor uns mit seiner scharfen Beobachtungsgabe, seiner Penanterie, seinem strengen Autoritätsprincip — und in Bezug auf dieses letzte müssen wir eines reichen Gedichtes von Wd. Stöber gedenken, ein Jugenderlebnis Samuel Johnson's mittheilend, welches wohl die Wurzel jenes strengen Princip's gewesen sein kann. Wir lassen hier das ergreifende Gedicht selbst folgen:

Samuel Johnson's Paße.

Zu Wallhall jährlich zur Novemberzeit
Wird Markt gehalten, ob es stürmt und schneit,
Und auf dem Markt, seit vierzig Jahren fast,
Erscheinet stets ein seltsam ernster Gast.

Er steht gesenkten Blicks an einem Ort,
Mit bloßem Haupt, in Wind und Wetter dort;
So bleibt er stehen wohl vier Stunden lang,
Dann plötzlich bricht er auf in raschem Gang.

Wer mag der seltsam düstre Mann wohl sein?
Warum doch stellt er jährlich hier sich ein?
Von Litchfield her sein Vater jährlich kam,
Hier aufzuschlagen seinen Büchertram.

Einmal — es sind wohl vierzig Jahre schon —
Da hat der alte Vater seinen Sohn:
„Geh Du nach Wallhall heut an meiner Statt;
Mir ist gar unwohl, Sämit, bin so matt!“

Und er in seinem Stolz, er sagte: „Nein!
Ich mag nicht gehn und Bücherträger sein!“
Da hat der Vater nochmals ganz gelind:
„Geh, lieber Sohn, sei doch ein gutes Kind!“

Er aber schritt zur Thür und sagte: „Nein,
Ich mag nicht gehn und Bücherträger sein.“
Da ging der Alte selbst — in Winternoß —
Er ging — zwei Tage drauf, da war er todt! —

Der Sohn — er ward ein weltberühmter Mann,
Der manches hochgeprei'te Buch errann;
Sein Name ward gelobt in Stadt und Land,
Den Samuel Johnson rühmt ganz Engelland.

Und mitten doch in seines Ruhmes Glanz
In seiner Seele ward's nie ruh'ig ganz.
Vergessen die gedruckne Kindespflicht,
Des Vaters Tod — vergessen konnt' er's nicht!

Und immer treibt's ihn um die Jahresfrist
Zur Heimat, wenn der Markt zu Wallhall ist.
Den Weg von Litchfield macht er dann zu Fuß,
Als wär's ihm auferlegt zu schwerer Buß!

Wo einst sein Vater stand, am selben Ort
Steht barhaupt er in Wind und Wetter dort;
Der Schuld gedenkend — steht er dort allein,
Der große Johnson — tief gebeugt und klein.

Samuel Johnson starb nach längerem Siechthum zu London am 15. December 1784.

Richard Savage, der unglücklichste und eigentlich auch der unbedeutendste der vier Freunde, ein durch widrige Schicksale und Auschwüchungen untergegangenes Dichtertalent, ward 1698 zu London geboren, und von seiner Mutter, der Lady Macclesfield, einer armen Frau zur Pflege übergeben, als deren Sohn er erzogen ward, und sich selbst dafür hielt, so lange, bis er nach dem Tode dieser vermeintlichen Mutter durch Briefe erfuhr, daß Lady Macclesfield seine Mutter sei. Die stolze Dame, welche gleichwohl längst ihren Fehltritt bekannt, um ihren Gatten zur Scheidung zu veranlassen, welche dem Vater des Knaben, Lord Rivers, den Tod desselben vorgespiegelt, als er für ihn zu sorgen beabsichtigte; diese kalte, unnatürliche Mutter stieß den Sohn jest, da er um Liebe und Anerkennung suchte, mit Verachtung zurück. Freilich war Richard Savage ein wüster Gesell. Er war zu einem Handwerker in die Lehre gegeben worden, doch die Arbeit behagte ihm nicht, da durch die Fürsorge seiner Großmutter mütterlicher Seite ihm guter Unterricht zu Theil geworden, der ihn sein Handwerk gering schätzen ließ. Er ergab sich dem Trunke, ward sogar im Rausch zum Mörder, doch sein trauriges Schicksal erwarb ihm Freunde und die Begnadigung des Königs, gegen welche nur — seine hartberzigte Mutter, obgleich vergebens, Einspruch that.

Von dieser Zeit an stoffen dem unglücklichen Sohne reichlich Unterhaltungen zu, und einflußreiche Freunde suchten ihn mit seinem harten Schicksal zu versöhnen. Durch erneute Auschwüchungen und übermüthiges Wesen erschöpfte er jedoch bald die Geduld seiner treuesten Anhänger und starb in Bristol als Gefangener am 1. August 1743.

In seinen bedeutenderen Gedichten (namentlich: the wanderer und the bastard) treten dem Leser manche schöne Gedanken im Gewande erhabenen Ausdrucks entgegen und lassen bedauern, daß eine so reich begabte Menschenseele vielleicht nur aus Mangel erwarmerer Mutterliebe im Buß der Gemeinheit zu Grunde ging. Viele unserer Leserrinnen werden den letztgenannten unglücklichen Dichter, welcher in dem hier folgenden Lustspiel nur als Nebenperson auftritt, aus Gutzow's Trauerspiel: Richard Savage kennen, welches dessen innere und äußere Persönlichkeit in charakteristischen, wohlthuend idealisirenden Zügen vorführt.

Die Redaktion.

Die Chrysaliden

oder
Das vierblättrige Kleeblatt.

Lustspiel in drei Acten

nach

Francis Wen.

Personen:

- William Hogarth, Maler und Graveur.
 - Sir James Thornhill, Baronet, Hofmaler König Georg's II.
 - Sir Claudius Wiltcotte, Baronet, Mitglied des Unterhauses, Schwelger von Jane Thornhill.
 - Samuel Johnson, Schriftsteller,
 - David Garrick, (Commis in einer Weinhandlung, später Schauspieler,)
 - John Hoalby, Dector der Theologie und dramatischer Schriftsteller,
 - Richard Savage, Dichter,
 - Figg, Borer.
 - Lady Judith Thornhill, Gemahlin des Baronet Sir James.
 - Jane, ihre Tochter.
 - Ein Diener des Parlaments.
 - Ein Kutscher bei Wiltcotte.
 - Ein Diener Thornhill's.
 - Gäste. — Diener. — Arbeiter zc.
- Die Scene ist in Leicesterhouse, im Palast des Prinzen von Wales zu London 1734.

Erster Act.

(Ein großer Saal in Leicesterhouse im Zeitgeschmack Georg II. decorirt. Eine Thür im Hintergrunde; Thüren und Fenster an den Seiten. Die Hinterwand des Saales ist durch zwei große mytologische Bilder verbedet, deren eines unvollendet. Vor diesem liegen (zur Rechten) stehen zwei Malerleitern von ungleicher Größe. Ueber jedem der großen Bilder ist ein rundes Fenster. Gegen die Wand gelehnt steht man zwei oder drei umgestürzte Bilder. Das Mobiliar besteht aus einem zur Linken placirten Arbeitstisch, einem Canapee, einem andern Tisch und einigen Stühlen, welche ein wenig rechts vor den Staffeleien stehen.)

Erste Scene.

Sir James Thornhill, auf der höhern Leiter sitzend, die Palette in der Hand, den Degen an der Seite; er ist beschäftigt, Wolken in ein allegorisches Bild zu malen. **Miß Jane Thornhill**, seine Tochter, sitzt am Tisch, mit einer Tapissierarbeit beschäftigt. **William Hogarth** sitzt auf einem hohen Schemel, doch bedeutend niedriger, als das Gerüst seines Meisters, und reißt den unteren Theil des Bildes ab.

Hogarth. Wenn das Euer Ernst ist, Meister, so möchte man fast glauben, daß Sir James Thornhill, unser größter Maler, stolzer sei auf sein letztes Botum im Hause der Gemeinen, als auf die Ehre, die Kuppel der St. Paulskirche und die Decke im Saal von Greenwich gemalt zu haben.

Thornhill. Wohl möglich. Die mich so beurtheilen, werden ohne Zweifel auch ihre willigen Zubhrer finden. Nun, ich hoffe, ein gewisser William Hogarth, der mit seiner Weisheit sich in Alles mischt, wird diesen Leuten sagen, daß sie Narren sind.

Hogarth. Nichts dergleichen. . . . Es ist und bleibt wahr — Ihr liebt die Kunst, und verachtet die Künstler.

Thornhill. Wieder das alte Lied! — Aber dieser Wilson besitzt keinen Heller — ein Landhäftsmaler!

Hogarth. Wilson ist ein Mann, der es versteht, aus einer fingerlangen Eise einen Baum zu machen, der dreimal so groß ist als in der Natur.

Thornhill. Wie das?

Hogarth. Indem er an den Fuß der Eise eine sechs-mal zu kleine Menschengestalt placirt. Ihr thätet da's Gegen-theil. Doch wenn auch Wilson überzeugt ist, daß Gott die Menschen den Eichen zu Liebe geschaffen, und Ihr der entgegen-gesetzten Meinung huldig, ist das ein Grund, ihm die Hand der Miß Thornhill zu verweigern?

Jane (bei Seite). Wilson meine Hand? Höre ich recht — Hogarth. . . .

Thornhill. Bist Du eigends deshalb aus Frankreich zurückgekommen, um mich durch Deine Dummheiten zu ermüden?

Hogarth. Nein, Sir James. Ich habe das Meer wieder überschritten aus bloßer Ergebenheit für den Prinzen von Wales, um an der Ausschmückung des Königs'saales in seinem Schlosse zu Leicesterhouse mit zu arbeiten — für drei Schillinge den Quadratzuß. Der ganze verlassene Olymp verfohle mit Gemälde vorwürfen Euren gehorsamen Diener so lange, bis er, wie Ihr seht, wieder in den Seid des berühmten Thornhill und Apollo's getreten.

Thornhill. Apollo möge Dir's danken! Aber jetzt mäßige Dein Geschwäh, besonders vor meiner Tochter.

Hogarth. Wenn Ihr sie so sans facon zu verheirathen denkt, so ist Wilson so gut als ein Anderer — ein ehrlicher Bursch. . . .

Thornhill. Wirst Du endlich schweigen? Wilson hat mich nicht gefragt und er hat wohl daran gethan.

Hogarth. Man kennt so ziemlich Eure Ansichten über die Maler — doch wenn Miß Thornhill Euren Widerwillen gegen dieselben nicht theilt, so . . .

Jane (geheim). Es giebt Uchtungswerthe darunter, hoffe ich, doch auch Unabknebare und Unbeschränkte. Man spricht viel Gutes von Wilson und wenn mein Vater . . .

Hogarth. Da hört Ihr's, Sir James; diese zwei Herzen sind eins.

Thornhill (zu Jane). Der ganze Vorschlag ist Nichts als eine lächerliche Erfindung.

Jane. Wär. Hogarth hat meine liebsten Wünsche ausgesprochen. Ich würde sehr gern einen Maler heirathen, gleich viel welchen. . . . Die Profession ist mir wichtiger als der Mann. . . .

Hogarth (bei Seite). Sie geht auf den Antrag ein mit einer Willfährigkeit, die —

Thornhill. Habt Ihr Euch verschworen, mich zu verflotten? Ein Wilson sollte der Gatte meiner Tochter werden, meiner Tochter, der Partien zu Gebote stehen, die —

Hogarth. Wenn Ihr ein halbes Duzend in Borrath habt, kommt es ja auf eine mehr oder weniger nicht an. . . .

Thornhill. Die größten Herren streiten sich um die Ehre dieser Verbindung.

Hogarth. Und Ihr habt den bedeutendsten unter ihnen erwählt, Sir Claudius Wiltcotte, Euren Collegen.

Thornhill. Niemals wird ein armer Schwelger der Gatte meiner Tochter!

Hogarth. Genug davon. (Bei Seite mit einem tiefen Seufzer) Der arme Wilson!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Ein Vote des Parlaments.

(rechterer übergiebt Hogarth einen Brief, der ihn Thornhill aufstellt mit komisch wichtiger Geberde.)

Vote. Vom Lord-Schatzmeister.

Thornhill (lesend). Die Sache ist pressant — und doch hätte ich noch so gern das Gesicht der Diana vollendet.

Hogarth. Diana hat Zeit zu warten — sie ist ja unsterblich.

Thornhill (zum Voten). Sagt, daß ich kommen werde. (Der Vote vorbeugt sich und geht. Thornhill steigt von seiner Leiter herab und spricht zu seiner Tochter.) Keine Ruhe — vom Morgen bis zum Abend zur Disposition. — Sie haben mich nun schon so weit gebracht, daß ich im Calarod, mit der Perücke, den Degen an der Seite, male. Es ist nicht möglich, ein Bild zu beenden! —

Hogarth. Ja, wenn man königlicher Hofmaler ist. . . .

Thornhill (wirft einen Blick auf Hogarth's Arbeit). Himmel, ist das möglich!

Hogarth (selbstzufrieden). Nun, man thut sein Möglichstes.

Thornhill. Aus welchem Schmutz haßt Du diese Fischweiber, diese Mißgerbe aufgesehen?

Hogarth. Das sind Najaden. Ihr befehlt mir ja, sie ohne Schleier zu malen.

schreiben, welches die Gruel dieser Ketz- und Gold- und Blut- Stadt London ...

Johnson. Es würde kein Sterblicher mit so gewaltigem Stolz ...

Hogarth. Wenn Ihr nicht existirtet? Johnson. Ich hätte den Satz anders geschlossen; doch kann derselbe auch ohne Nachtheil so bleiben.

Hogarth. Wohin bin ich gerathen? Sprach ich von meinem wankenden Glauben, von meiner erlösenden Willenskraft? Jane. Jane, Du hältst meine Freiheit gelassen. ...

Johnson (mit Ablegema). Hoffet nicht durch strafbare Handlungen über die geheiligte Autorität eines Vaters zu triumphiren! ...

Hogarth. Errohungen und eine Herausforderung? Der Erfolg ist dennoch mein! Freilich, Ihr seid ein gewaltiger Mann, denn Ihr ergreift mich, wenn ich zitternd am Schilde stehe, und schleubert mich mit einem Wurf an's jenseitige Ufer!

Garrick (lächelnd). Nicht wahr, Samuel, Ihr versteht Euch nicht auf Leidenschaft?

Johnson. Gott in seiner Barmherzigkeit hat nicht gewollt, daß ich diesen Zweig des Wissens mir aneignen sollte. ...

Hogarth (zu Garrick). Er wird mich verderben, wenn ich die Entwicklung nicht beschleunige.

Garrick. Höre! Wir haben Dir eine große Neuigkeit mitzutheilen. ...

Hogarth. Sicher eine Idee Hoalby's. Besteht er immer noch darauf die Bretter zu betreten?

Garrick. Er besteht darauf in Drury-Lane zu debütiren.

Hoalby (der die letzten Worte gehört, ohne vom Spiel aufzublicken). Warum nicht? Vom Autor zum Actor ist nur ein kleiner Schritt und wenn man sich von unbedinglichem Beruf durchdrungen fühlt, ...

Johnson (auf Hoalby zugehend). Wie? Ihr, ein Gelehrter der heiligen Kirche, wollt die Marktschreierbühne betreten? ...

Garrick. Ihr habt Recht; was ist auch in unserm profanen Lande das Leben des Schauspielers? Eine undankbare Mühe und das Hospital in Aussicht. ...

Savage. Ein sehr solides Amt, welches Dir erkaufte den Dursch des größten Genies Deiner Zeit zu läschen... Garrick!



Samuel Johnson.

Garrick. Unsern Freund John durch eine undankbare Rolle abzusprechen, und ihn niederzuschmettern durch die demüthigende Ueberlegenheit eines Weinhändlers. ...

Johnson (welcher sich während der letzten Worte genähert). Das moralisch gute Ende eines Unternehmens rechtfertigt zuweilen auch keinbar unüberlegte Mittel. ...

Hogarth (bei Seite). Garrick will Hoalby heilen — aber wenn das Uebel nun ansteckend ist? Gleichviel, Jane wird kommen, ich werde sie sehen! ...

Garrick (zu John). Hast Du das Stück nochmals durchgesehen?

Hoalby. Ich habe es sorgfältig von den letzten Spuren an Vernunft säubert, die es frohlig machten.

Johnson. Abscheulich! Eine gewisse regelnde Ordnung ist unentbehrlich bei jeder Composition.

Hogarth (lebbhaft). Ausgenommen in der Malerei. Da ist die Natur Alles! Das Herkommen Nichts!

Garrick (declamatorisch). Ihr seid Barbaren!

Johnson. Die Tradition über Alles!

Hogarth (heilig). Das ist die Ansicht der Sklaven!

Johnson. Man muß sich nur verständigen: Bei den Griechen und Römern (Von diesem Augenblick an reden Alle untereinander, ohne zu hören. ...)

Hogarth (zugleich mit Johnson redend). Was gehen mich Phidias und die Einheit an! Ihr nehmt Euer Ideal von Carons! ...

Garrick (zugleich mit Johnson und Hogarth). Der Styl adelt die Einfachheit! Bravo, Johnson! Sie nehmen die Mittel für den Zweck der Kunst! ...

Hoalby (zugleich mit den Vorigen). Vergleichen ist nicht urtheilen! Die Einfachheit — nun ja, sie mag gelten; aber Shakespeare spottet ihrer! ...

Savage (zugleich mit den Vorigen, doch so, daß seine letzten Worte allein hörbar werden). Deine Idee? Du hast sie aus Büchern aufgehabelt! Jupiter ist ein Krunkelbold, weiter Nichts. ...

Hogarth (lacht gequälten Samuels seinem Meister entgegen).

Neunte Scene.

Die Vorigen, Thornhill, Wittecotte.

Thornhill. Welch ein Lärm! Wie ist das zu erklären? Hogarth. Wir unterhielten uns über Kunst.

Thornhill. Sol — Ei — und dort die Gläser und Flaschen. ... Was wollen diese Laugenmische hier?

Johnson (bei Seite). Sollte ich ohne mein Wissen einen Uebergriff auf dem Terrain der geistlichen Autorität begangen haben? ...

Garrick. Sir James möge eine Indiscretion verzeihen, wozu sein Genie allein die Veranlassung gegeben; Wir kamen her, um die herrlichen Gemälde in Leicesterhouse zu bewundern, ehe die Menge sie umdrängt.

Thornhill (besänftigt). Es scheint mir, man könne sie bewundern, ohne zu trinken, ohne zu singen, ohne ein ganzes Stadtviertel zu alarmiren. ...

Wittecotte. Diese 6 Hitzköpfe haben es zu verantworten, daß zwei Stimmen im Ministerium fehlen im Augenblick der Abstimmung. ...

Thornhill. Ihr seid zu gültig, mein geehrter Freund. Hinaus, Ihr Herren, mein Atelier ist keine Schenke; ...

Zehnte Scene.

Die Vorigen, Jane und Lady Thornhill.

Jane (bei Seite). Ich komme zu rechter Zeit! (laut) O, Vater, verzeih' ihm, thue es mir zu Liebe; Mr. Hogarth hatte nicht die Absicht, Dich zu kränken; ...

Lady Thornhill. Hogarth ist ein fleißiger junger Mann, wenn auch ein wenig unbesonnen. Seine Redlichkeit ist Dir bekannt. ...

Hoalby. Wir kamen Sir James aufzusuchen. Der Prinz von Wales, jetzt abwesend, hat seinem Intendanten die Vollmacht zu geben geruht, ...

Thornhill. Man kann die Frechheit nicht weiter treiben.

Garrick (leise zu Wittecotte). Miß Thornhill wird in einer naiven Rolle debütiren. Auch Euch ist eine Rolle bestimmt. ...

Wittecotte (geschmeichelt). Wirklich! Ei! ...

Savage (zu Garrick sehr laut, auf Hogarth's Bild deutend). Wie häßlich sind diese Najaden!

Thornhill. Der Krunkelbold hat noch lichte Augen! Ei!

Garrick. Aber dieser Apollo ist göttlich! (auf ein Bild Thornhill's deutend) Der Schmelz eines Rubens ...

Hoalby. Vereint mit dem Adel eines Guido Reni!

Hogarth (bei Seite mit Todesangst). Trag ihnen Alles vergessen sein, wenn Thornhill nur nachguckt ...

Jane (schmeichelnd). Väterchen, Du wirst doch nicht weniger gültig gegen uns sein wollen, als Prinz Friedrich; ...

Thornhill. O die Jugend, die Jugend! Was kann man thun als nachgeben. (zu Garrick) Dürfte ich Gaudium



David Garrick.

Hogarth (bei Seite). Ein verirrtes Genie, dieser Richard, welcher dennoch sich zurecht finden wird, so hoffe ich.

Garrick (zu Hogarth). Ich habe es eigentlich dem guten John in den Kopf gesetzt, sein Talent an einer Parodie des Julius Cäsar zu versuchen — eine schwerfällige Copie in englischer Manier. ...

Hogarth. Wird Thornhill eingeladen?

Garrick. Man hofft ihn zum Anschauen zu bewegen; wir wollen sogar seiner Tochter eine Rolle anbieten.

Hogarth (bei Seite). Glückliche Idee! Dabei kann ich sie sehen, sie allein sprechen, vielleicht sogar, von der Verwirrung des Festes begünstigt. ...



Richard Savage.

wohl ersuchen, diese Erfrischungen hier wegzubringen? Nun, Kinder, kommt in unser Zimmer. (zu Wittecotte) Ich gab nur nach, Euch zu Gefallen, lieber Schwiegersohn.

Hogarth. Schwiegersohn! — Ich bin verloren!

Jane (ihm verkloßen die Hand reichend). Nicht verloren, wenn Du mich liebst und meine Mutter zu gewinnen suchst.

Lady Thornhill (welche die Neben gehört, bei Seite). Der Hibernische, den der Eine mit einflößt, macht mich zur Bundesgenossin des Andern.

Hogarth. Mein Muth ist in dieser kleinen Hand! (Sie folgt ihrer Mutter. Er sieht ihr nach, und wirft Lady Thornhill einen bitteren Blick zu Während die Familie Thornhill hinaus geht, fällt der Vorhang.)

(Ende des ersten Actes.)

(Schluß folgt.)

Die Vermählung des Großfürsten Michael von Rußland und der Prinzessin Cäcilie von Baden.

Am 16. August fand in Petersburg die feierliche Vermählung des Großfürsten Michael (Bruder des regierenden Kaisers, geb. 25. October 1832) mit der Prinzessin Cäcilie Auguste von Baden (der Schwester des regierenden Großherzogs von Baden, geb. 20. Sept. 1839) statt, nachdem letztere Tags zuvor in die russische Kirche aufgenommen und in Olga Feodorowna umgetauft worden war.

Die höchsten Würdenträger des Staats und der Kirche, sowie das diplomatische Corps waren in der Kapelle versammelt, wo die Trauung vor sich gehen sollte. Die Mitglieder der heiligen Synode und der hohe Clerus empfingen das Brautpaar nebst Gefolge am Eingange der Kapelle mit dem Kreuze und mit Weihwasser. Hierauf führte der Kaiser den Großfürsten Michael und die Prinzessin Olga auf die Estrade, welche mitten in der Kapelle errichtet war, vor das Pult, auf dem das Evangelium und ein Kreuz lagen und nach dem einen Seite der Kirche neben der Kaiserin-Mutter ein, während auf der andern die Großfürstin mit ihren Gemahlinnen und die fremden Fürsten standen. In den griechisch-russischen Kirchen nämlich muß Jedermann stehen, da der Kitz keine Sitze in der Kirche gestattet.

Nun begann die Feier: nach den üblichen Gebeten und Gesängen brachte der Beichtvater des Kaisers den für den Großfürsten bestimmten Ring, der Großalmonier jenen für die Prinzessin Olga bestimmten, welche beide dem Metropolit von St. Petersburg und Nowgorod übergeben wurden. Während des üblichen Gebetes steckte derselbe die Ringe dem Brautpaar an die Finger. In demselben Augenblicke trat die Kaiserin auf die Estrade vor und vollzog unter dem Donner der Kanonen das Wechseln der Ringe.

Die feierliche Verbindung, welche die beiden Gatten an einander knüpfte, war vollzogen und das neuvermählte Paar stieg nun von der Estrade herab, um dem Kaiser und der Kaiserin-Mutter zu danken. Der Sohn warf sich voll Innigkeit in die Arme seiner Mutter und seines Bruders, während die junge Prinzessin mit Bescheidenheit die ersten Umarmungen ihrer neuen Familie annahm. Nachdem auch die übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie ihre Segenswünsche dargebracht, schloß ein Te Deum die Cerimonie, der Beginn oder, so zu sagen, das Signal zu einer Reihe von Festlichkeiten, welche die nachfolgenden Tage Petersburg in Bewegung setzten.

Religion und Vergnügen.

Spiel, Tanz, Schauspiel und andere Belustigungen wird es geben, so lange der Mensch Glieder, Augen und Ohren hat. Die Menschheit hat sich nicht eigentlich ihre Vergnügungen erwählt, sondern sie mußte sie wählen, weil sie deren bedarf. Die Entwicklung der geselligen Freuden in der Welt ist so natürlich fortschreitend, wie die der Künste; eben so gut könnte man Musik und Malerei von der Erde verbannen wollen als öffentliche Vergnügungen. Wollte man aus falsch verstandenen religiösen Gefühl diese Vergnügungen, die man nicht hindern kann, herabschaffen, oder gar ins Gemeine hinabbrücken — es wäre so törricht als ungerecht. Auch kann es nicht die Aufgabe wahrer Sittlichkeit sein, von Allem, was Vergnügen heißt, sich vornehm abzuwenden, an das, was ihr profan dünkt, sich mit Veredelungsversuchen nicht zu wagen, sondern es kurzweg als etwas Schlechtes, als ein nothwendiges Uebel anzusehen, welches gebuldet werden muß, weil es nicht zu bannen ist. Die Menschennatur ist von der Art, daß sie dem Vergnügen, der Freude zustrebt, und es wäre jedenfalls eine herrliche Aufgabe für religiöse Semblen, in ihrem Kreise — nicht den Sinn für Vergnügen zu bannen, sondern die Seelen ihrer Umgebungen für edle, schuldlose Vergnügungen empfänglich zu machen, und den geselligen Freuden ihren schädlichen Einfluß zu nehmen.

Erholung von der Arbeit ist zum Gedeihen des Menschen so nöthig als Arbeit selbst, sie gehört mit in den Plan eines geordneten Lebens, und muß nicht verfohlen genossen werden, wie die verbottene Frucht, sondern mit ruhiger, freudiger, heitrrer Umgebung. Der ascetische Sittenrichter verdammt Heiterkeit, fröhliches Lachen und muntre Gesellschaft. . . Hat es deshalb weniger heitrrer Gesellschaften, Bälle, Schauspiele, Musik und Tanz gegeben —? Wird es weniger geben? Ob er es gut heißt oder verdammt, all diese Dinge werden sein, so lange die Welt steht. „Aber diese Dinge werden so vielfach gemißbraucht,“ hört man sagen — „darum müssen sie unterdrückt werden, es muß ihnen Einhalt gethan werden!“

Das ist unmöglich. So bleibt in der That nichts Andres übrig, da die Vergnügungssucht aus der Welt nicht zu verbannen ist, als für die Veredelung der Vergnügungen selbst zu sorgen, und Jeder in seinem Kreise dahin zu wirken, daß der Sinn für das Höhere gekräftigt werde, welcher unreine Freuden von selbst verschmäht. Es ist eine Täuschung allzustrenger Sittenrichter, wenn

bewußte Empfindung) nur durch den Verstand der Seele mitgetheilt wird, und mehr als jede andere Tugend aus Nachdenken und aus Erfahrung hervorgeht.

Kein Mensch wird „dankbar“ geboren — streng genommen, giebt es kein „dankbares Kind“, so lange es eben noch Kind ist. Es kann dem Kinde gelehrt werden sich zu bedanken für das Gute, das ihm von Gott und Menschen zu Theil wird, und muß ihm sogar gelehrt werden, wenn der Boden des jungen Menschenherzens für wahre Dankbarkeit gelodert und empfänglich werden soll, aber die Empfindung der Dankbarkeit kennt das Kind nicht, weil dazu der vergleichende Verstand, das durch Erfahrung oder Nachdenken gebildete Herz gehört, was Kinder noch nicht haben können. Kinder haben Zuneigung für die, die ihnen wohlthun, und Freude an dem, was ihnen gegeben wird, keine Dankbarkeit, denn diese beruht auf Erkenntniß der Wohlthat, auf Werthschätzung des Gegebenen oder des Willens zu geben, welche von Kindern so wenig verlangt werden darf, als von dem nur instinctiv empfindenden Thier. Das Kind, welches jeden Tag von der Stunde seiner Geburt an die Wohlthaten der Eltern empfängt, kann dafür nicht dankbar sein, so wenig wie für die Luft, die es athmet, und lernt es nicht eher, bis sein Verstand ihm sagt, daß Alles was ihm Gutes zu Theil ward, nicht jedem Wesen zu Theil ward, daß sein harmloses Glück keine Nothwendigkeit, sondern eine Vergünstigung sei.

Und auch diese Einsicht des jugendlichen Menschen ist oft nur dem Saamenkorn vergleichbar, welches auf die Oberfläche des Bodens geworfen, nicht wurzeln kann, weil Uebermuth, Leichtsin und jugendliche Selbstüberschätzung mit ihren wuchernden Trieben den edleren Keim unterdrücken. Erst wenn die Stürme des Lebens die Ranken jener stuppigen Schmarogerpflanzen im Gemüth des Menschen geknickt, erhebt sich, von der Sonne der Vernunft erleuchtet, von heilsamen Erfahrungen genährt, die holde, demüthige Blume der Dankbarkeit, welche, so selten es auch klingen mag, in der Seele jedes glücklichen gereiften Menschen blühen muß.

Selbstam deshalb, weil Dankbarkeit — das Gefühl der Abhängigkeit von Anderer Güte oder gar Mitleid voraussetzt, und der Mensch als der Glückseligste zu preisen ist, oder doch gepriesen wird, welcher in vollständigster Unabhängigkeit lebt.

Vollständige Unabhängigkeit ist übrigens ein Begriff, der sich nur auf wenige menschliche Verhältnisse, und auch da nur bedingungsweise anwenden läßt.

Gegen Sklaverei empfindet sich der innere Mensch, Abhängigkeit liebt er und sucht sie, wenn das Schicksal sie ihm nicht gab; die Abhängigkeit nämlich, durch die sich der Mensch als Glied der großen Kette der Menschheit fühlt.

Das Gefühl der Abhängigkeit ist in vielen Beziehungen ein beglückendes, z. B. die Abhängigkeit von Familienbanden, von häuslichen und von bürgerlichen Pflichten; am beglückendsten das Gefühl der Abhängigkeit von Gott, und dieses ist es vorzüglich, was uns Dankbarkeit lehrt, oder mit andern Worten,

jene höhere Freude, die der gereifte Mensch über Alles ihm zu Theil werdende Gute, über Alles ihm erpartes geliebene Böse empfindet, ja sogar — über das Unglück, wenn er, wie der rechte Mensch soll und kann, dasselbe zum Theile in sich verarbeitet.

Je reifer der Mensch, um so dankbarer ist er, er sei nun, was man so nennt, der unabhängige Herr seines Willens, oder im bürgerlichen, gesellschaftlichen, oder Familien-Leben fremdem Willen unterthan. Es ist eine oft gemachte Erfahrung, daß Schüler ihren Lehrern, Kinder ihren Eltern das tiefste Gefühl der Dankbarkeit widmen, nicht, so lange sie unter den Augen derselben leben und täglich deren Wohlthaten und Liebesbeweise empfangen, sondern in spätern Jahren, wenn Körperliche Trennung und verschiedener Lebensberuf sie scheinbar ihnen entfremdet, wenn eigne Pflichten, eigne Familienfreuden und Sorgen scheinbar die Erinnerung an das gemessene Gute verdrängen.

Wie gesagt, nur sch einbar. Wir können die Liebe, die Pflichttreue, die Aufopferung Anderer nicht eher erkennen und



Großfürst Michael von Rußland und seine Gemalin Olga Feodorowna, Prinzessin Cäcilie von Baden.

sie behaupten, irdische Freude lenke das Herz vom Himmel ab. — Der fröhliche Mensch ist fast immer ein guter Mensch. Die Fröhlichkeit ist die herrlichste Gabe Gottes, und steht im reinsten Einklang mit ächter Frömmigkeit, ja, ich möchte sogar glauben, ein fröhliches Herz steigt am leichtesten zum Throne des ewigen Vaters hinauf. [2580]

Dankbarkeit.

Man hat sich gewöhnt, Dankbarkeit nur als eine Eigenschaft des Herzens, als Beweis eines guten Herzens zu betrachten, und doch spricht bei genauer Beobachtung so Vieles für die Oberflächlichkeit, ja Grundlosigkeit dieser Behauptung. Dankbarkeit ist vielmehr eine Empfindung, welche im höchsten Maße und im eigentlichen Verstandniß (als wirklich

nach Werth schätzen, als nach dem das Leben von uns, als von erwachsenen Menschen, die für ihr Thun verantwortlich sind, Liebe, Pflichttreue und Selbstaufopferung gefordert.

Indem wir selbst Andern Liebe erweisen, ihnen Wohlthaten spenden, werden wir uns der genossenen Liebe, der empfangenen Wohlthaten bewußt mit dem Gefühl innigen Verwandnisses, was hier fast gleichbedeutend ist mit Dankbarkeit.

Wie traurig, daß diese milde Sonne der Erkenntniß, welche recht eigentlich den Herbst unsers Lebens erwärmt, so oft erst über den Gräbern derer aufsteigt, welchen wir die Gefühle der Dankbarkeit aussprechen möchten.

Marie Garrer.

Maaslieb.

Ein Märchen von Angelika Spät.

In dem grünen, weiten Flan einer Wiese, die mit tausend bunten Blumen geschmückt und von dem silbernen Bande eines kleinen Baches anmuthig durchzogen war, hatte sich auch eine Maasliebfamilie niedergelassen, geschützt vor zu rauhen Lüften, zu heißen Sonnenstrahlen und zu starken Regengüssen durch einen nahen Weidenbusch, der wie die Hand der Vorberuhung Alles schirmte, was in seinem Bereiche lag. Von Natur bescheidenen und zufriedenen Sinnes, sehnzte sich die kleine Familie nicht hinaus in das Gemoge der großen Blumenwelt, wo eine neidisch auf die andere sah, die Blütheblume es der wilden Primel an glänzender Kleidung zuworthat, die Schlüsselblume, wie schwankend auch, sich gern über den Nächststen erhob, die Winde sich in Jedes Angelegenheiten mischte, und Alles sich anfeindete und beklatschte. — Zufrieden in sich und mit der Welt, deren Schwächen sie nicht kannten, lebten die Maaslieben in ihrem grünen Blätterhäuschen und freuten sich ihres Daseins. Blühen jeden Alters sah man in dem glücklichen Kreise: Da war eine, die hatte schon viele, viele Tage gesehen, die wußte zu erzählen von Stürmen, Hageln, von der Liebeskrantheit des Wiesensbaches, der, zu einem Strome angeschwollen, ihre Freundin, das sanfte Bergschneemännchen mit fortgerissen hatte. Ja, sogar den Schnee hatte die Blumengreisin gesehen, und wußte sich noch zu erinnern, wie Schneeglockchen den Frühling eingeläutet. Troz all diesen Erfahrungen und trotzdem, daß die Zeit ihr Haupt gebleicht und schon manches arme Blättchen geraubt hatte, schaute Mütterchen Maaslieb heiter und klar in die Welt um sich her, wohl wissend, daß ihre Tage in der Hand Dessen ständen, ohne den kein Graßhalm verbodrt. Die Kinder hatten auch schon den Lebensommer überschritten, und mancher taule Wind war über ihren Häuptern dahingezogen, und hatte er sie auch oft niedergedrückt, niemals hatte es ihnen an Kraft gefehlt, sich wieder zu erheben; nun blickten die Eltern in Hoffnung auf ihre Kinder nieder und lebten in ihnen ihre Jugend wieder durch. Mit besonderem Stolz blickten sie auf ein junges Schwesterpaar; die Ältere mit dem schneeweissen Kleidchen war das vollkommene Bild der Reinheit und Sanftmuth, während die Jüngere mit den röthlich aufgeputzten Blättchen und kaum erschlossenem Rösche recht wie ein kleiner Schalk halb neugierig, halb schüchtern in das bunte Leben ringsum schaute; Schmerz und Lachen schienen ihre Gefährten zu sein, aber es gab auch Augenblicke, wo sie das Köpfchen sinnend senkte, wie in Erinnerungen ihrer kurzen fröhlichen Vergangenheit, oder in Ahnungen einer noch schöneren Zukunft.

Ein glänzender blauer Himmel war heute über Bach, Busch und Wiese ausgepannt, nur hie und da schwamm eine weiße Wolke wie ein Eisberg auf tiefer See. Der Morgen war vorüber, und der Sonnengott, der jetzt im Mittag stand, ließ sein Auge auf dem rothigen Maasliebschen ruhen; schon in der Frühe, als noch Alles sich im Thau badete, hatte er es mit einem flüchtigen Grusse durch die Weidenweige gestreift, und sich einen Augenblick an dem heitern Bilde ergötzt; aber der Busch hatte ihm später seinen Anblick entzogen, und der Sonnengott hatte so viel zu thun: hier Knospen zu erschließen, dort Früchte zu reifen, hier Thautropfen zu trocknen, dort dunkle Felspalten zu erleuchten, und da einen milden Greis auf der Bank vor seiner Hütte zu erwärmen — daß er über all den Pflichten und Geschäften Maasliebschen ganz vergessen hatte. Als er es nun aber wieder erblickte, und sah, wie aus dem schalkhaften Rösche eine so liebliche Jungfrau geworden, da konnte sein freudiges Erstaunen nicht bergen, und sandte ihr seine goldensten Strahlen zu; auch die Blume war seines Wiedersehens von Herzen froh, denn ihr war der kurze Morgengruß ein Ereigniß in ihrem stillen Leben geblieben.

Von nun an entstand ein freundlicher Verkehr zwischen dem Gott und dem Blümchen; ihn erfreute es, die Kleine in seinem erwärmenden Glanze immer mehr und mehr sich entfalten zu sehen, und sie war selig im Aufblick zu ihm: „Wie ist er doch so mild und gut“, dachte sie, „daß er sich zu mir armen Wesen herabläßt; da stehen doch viel schönere, aber er beachtet sie nicht mehr als mich; ja, oft ist es, als ob hinter Wolken hervor sein leuchtender Blick nur mich suchte!“ — „Ach, du bist so schön“, was fragst ein Gott nach einem Geschöpfe, das so tief unter ihm steht; — zwar, als ich mich vorhin hier im Thautropfen befand, den die Sterne über Nacht mir als Spiegel am Graßhalm aufgehängt haben, schien mir's, als könnte ich ihm ähnlich werden, wenn ich nur erst größer und vollkommener bin; und doch“, sehte sie freudig hinzu, „wie viel wird mir noch dazu fehlen! — So viel, wie einer armen Blume nur fehlen kann, ehe sie die Sonne ist.“

Während Maaslieb so dachte, hatte der Sonnengott sie still beobachtet und freute sich seines kleinen Ebenbildes; wie gern gab er, da er sah, wie freudig Maaslieb alles von ihm empfing: Licht, Leben und Wärme; er war so zufrieden mit seinem Werke, wie Menschen es nur mit dem ihrigen sein können, und so waren beide glücklich.

Aber das Glück ist flüchtig, wie die Zeit, und vergänglich, wie der Mensch: Die andern Blumen wunderten sich, was der Sonnengott so lange auf ein en Punkt zu sehen habe, was da wohl Besonderes hinter dem Weidenbusche sein müsse, machten lange Hälse, und als sie Maaslieb erspäht hatten, steckten sie die Köpfe zusammen und zischelten. Butterblume, Primel,

Schlüsselblume und Winde, die sich vorher immer angefeindet hatten, wurden auf einmal gute Freunde, pflogen Rath und Winde schlich als Abgesandte zu unserer Kleinen hin und flüsterte ihr allerlei bitter-süße Dinge ins Ohr. Maaslieb erröthete tiefer und tiefer bis an den reinen gelbenen Kelch hinein, schüttelte das Köpfchen, versuchte zu lächeln und abzuleugnen, aber es half ihr nichts; Winde ließ sie nicht zu Worte kommen, be-theuerte, der Sonnengott habe jetzt nur Augen für sie, denn er habe keine einzige von ihren Knospen aufgeschossen, und sie wären doch auch hübsche Kinder — freilich, sehte sie giftig hinzu, gehörten sie auch nicht zu denen, die sich hervorthäten und Andere in den Schatten zu stellen suchten; Maaslieb möchte sich aber nur in Acht nehmen, sie wäre nicht die Erste, mit der es der Sonnengott so gemacht, und würde auch nicht die Letzte sein; vor allen Dingen möchte sie sich als warmendes Beispiel die Sonnenblume dort jenseits des Gartenzauns ansehen.

Nach dieser schadenfrohen Warnung begab sich die beschafte Winde wieder zu ihren Gefährtinnen und beobachtete mit ihnen aus der Ferne, was nun geschehen würde. Die arme, kleine Blume blieb allein, verstimmt und verwirrt zurück; die bösen Reden der Winde hatten einen düstern Schatten auf ihr feines Antlitz, und Aufklärung und Zweifel in ihr freies, unschuldiges Herz geworfen; sie wußte nun, was bis jetzt ihr Glück gewesen war: Die stille, wünscheloße Liebe zu dem hohen Freunde; aber nun sie sich ihrer bewußt war, blieb sie, was auch Vernunft dagegen sagen möchte, nicht mehr ganz frei von Wünschen, und doppelt schwer fielen dem armen Blümchen die letzten Worte der Winde aufs Herz, zumal da es sich sagen mußte, sie habe nicht ganz Unrecht; denn sprachen nicht die tausend heut erschlossenen Knospen, die alle zum Himmel aufstieten, und die Maaslieb vorer nie beneidet hatte, dafür? Und die Sonnenblume, ach die Sonnenblume! War sie es nicht, von der der Gott einmal in festamen und geheimnißvollen Worten gesprochen? Und war sie ihm nicht am ähnlichsten und stand ihm deshalb auch am nächsten? Wie streng auch Maaslieb gegen sich selbst war, wie viel sie auch zu des Gottes Rechtfertigung sich zu sagen wußte, ihr süßes Glück war vorbei; herabgezogen, beschmutzt durch den giftigen Hauch des Neides; die ganze Welt schien ihr nun verändert, am meisten aber sie selbst.

Der Sonnengott hatte indessen eine kurze Rast hinter einem Wolkenfleiter gehalten, um von des Tages Last und Mühen ein wenig auszuruhen; sein erster Blick, als er wieder hervortrat, galt seinem kleinen Maaslieb; aber welche Veränderung! Das Blümchen sentte das Köpfchen und Auge und wagte kaum den geliebten Freund anzusehen; und als er mit warmen, milden Blicken es befragte, war's da nicht, als ob eine Thräne nieder auf die Erde glitt? aber trotz all dem blieb es stumm und verschlossen. Wie hätte es auch Maaslieb über's Herz bringen können, sein schmerzliches süßes Geheimniß zu verrathen? Lieber wäre es gestorben, als zu sagen: ich liebe dich! Würde der Gott nicht mitleidig gelächelt und gesagt haben: „Ach Blümchen, sei nicht thöricht; glaubst du, daß ich dir mein ganzes Leben, mein Licht und meinen Glanz weihen soll; siehst du nicht, daß da noch tausend Andere stehen, die Alle meines erwachenden Strahls harren? ich kann mich nicht bei Einem aufhalten.“ Doch vielleicht hätte Maaslieb das noch eher ertragen, als das Bewußtsein: er verkennt dich, er muß dich verkennen, wenn du nicht sprichst. Und das that er auch; er drang zwar immer und immer wieder mit freundlichen Ermahnungen, mit ernstlichen Bitten in die kleine arme Blume, immer aber hielten Scham, Stolz und Bescheidenheit ihre Lippen geschlossen. Da veränderte der Sonnengott nach und nach sein Wesen; er schaute das Blümchen nicht mehr so klar und warm an; hinter dichten Wolken hervor sandte er noch manchmal einen fragenden Blick nach der Kleinen, aber immer sah er dasselbe bleiche Gesicht, dasselbe thranenbereite Auge, denselben stummen Mund; er wurde endlich seiner Langmuth müde: „Es ist ein kleines launenhaftes Ding“, dachte er, „zu dessen Unarten man immer lächeln soll; du willst es nicht mehr beachten; hin ist hin, und todt ist todt. Pier sind ja Blumen jeder Art, die werden klüger sein, nicht prübe noch spröde thun, und sprechen, wenn du sie fragst. Was würde auch die Welt, Himmel, Mond und Sterne sagen, wollest du dich in Liebesweh um ein Maaslieb verzehren!“ So schloß der Sonnengott, zu seiner Ehre müssen wir sagen, mit einem Seufzer, und wandte sich Maasliebs vornehmer Verwandten, der hohen Sternblume zu, die zwar früher Maaslieb oft mit Ermahnungen des geliebten Freundes gekränkt hatte, aber doch jetzt recht gern seine Huldigung annahm. Maaslieb sah es, und wollte vergehen vor innerm Weh. „Ach“, dachte sie, „wird sie das Glück zu schätzen wissen?“ Die arme Blume wurde sündlich bleicher und bleicher, und für ein Schönheit forderendes Auge immer weniger angenehm: das fühlte sie auch und wurde deshalb auch immer verschlossener und stiller; ihr einziger Wunsch war, ihr Leid allein tragen zu können; aber auch dieser wurde nicht erhört. Die Blumen haben eben so gut ihre Zwischen-träger, wie die Menschen, und die Luft versteht in ihrer Welt dieselben schlimmen und guten Dienste, wie die Zama zuweilen in unserer. Raum hatten die andern Maaslieben die vom Winde und Consorten ausgepörrigten Gerüchte gehört, als sie das arme Kind mit Fragen bestürmten, und da sie keine oder nur ausweichende Antwort erhielten, es mit Ermahnungen und Worten überhäuft; was hätte die Wahrheit ihnen genutzt? — sie hätten ihm ja doch nicht helfen können. Alles stürzte auf die arme kleine Blume ein; selbst der Mistkäfer in seinem blaueschwärzen Rösche, den Maaslieb von jeher nicht hatte leiden können, wagte es, schadenfrohe Winke fallen zu lassen; aber Maaslieb achtete ihrer so wenig, wie seiner früheren übel angebrachten Aufmerksamkeiten.

Es war Abend geworden, und der Sonnengott hinter einer dichten Wolkenwand verschwunden; sein letzter Blick hatte nicht ihr, sondern Wase Sternblume gegolten. Wie sehnzte sich Maaslieb nach der Nacht, damit sie sich von Herzen ausweinen konnte; in Thränen gebadet wachte sie am andern Morgen wieder auf, hoffend, der neue Tag werde ihr wenigstens den Anblick des theuern Freundes bringen. Doch umsonst: die Wolkenwand hatte sich über den ganzen Himmel ausgebeht und kein Strahl durch den dichten Schleier; ein feiner Regen säubte hernieder und der Wind strich kalt und pfeifend über die Wiese. So verging Tag auf Tag, und tiefe Trostlosigkeit bemächtigte sich unserer armen Blume; was half es ihr, wenn der aufgebende Mond die Wolken verschuchte und ihr seine Freundschaft anbot, oder die Sterne ihr freundlich zublinzelten und flüsteren: „Wir sind verwandte Selen;“ sie waren ja die Sonne nicht! Das Leben hatte keinen Werth mehr für sie, seit der Gott daraus verschwunden war; und trotz er ja wieder einmal her-

vor, so war es nur, um einen erröthen, mitunter mitleidigen Blick auf sie zu werfen. Wante er den Zusammenhang? Maaslieb mußte es nicht, so viel nur wußte sie, daß Mitleid das letzte Gefühl war, das sie in dem zu erwecken wünschte, dem sie die besten Gefühle ihres kleinen Herzens zu Frühen gelehrt hatte. Da raffte sie gewaltsam all ihren Stolz zusammen und versuchte zu lächeln und heiter zu scheinen und das verzweifelte Spiel gelang dem armen Kinde so gut, daß ihre Angehörigen über die Mäßen froh waren ob der vortheilhaften Veränderung, die mit ihr vorgegangen, und der Sonnengott mehr denn je dachte: „Sie ist eine Kofette, nicht werth eines Wortes, viel weniger eines Seufzers; liebäugelt, wie die Leute sagen, mit Mond und Sternen und leibt jedem Schmetterling ihr Ohr.“ Keiner wachte ja etwas von den schlaffen, thranenvollen und durchseufzten Nächten. „D“, rief sie da oft im lauten Schmerzsausesbrüche, „was hatte ich der Winde gethan, daß sie mein Glück zerstören mußte? Hätte ich doch nimmer ihre Reden gehört, dann könnte ich noch froh sein wie sonst. Vielleicht auch wäre ich schneller verblüht, wäre früher gestorben, hätte der hohe Freund mit seinem Strahlenauge mich länger angeschaut; aber wäre ein kurzes Leben in Liebe nicht tausendmal schöner gewesen als ein beses Dasein ohne Licht und Wärme?“

So klagte das arme, stolz beschiedene Maaslieb, und so hat schon manch armes, stolz beschiedenes Herz geklagt. [2577]

Erste Jugend.

Ein sonnentheller Frühlingmorgen,
Ein Blütenbusch so mild und zart,
Ein Leben, frei von Gram und Sorgen,
Genuß und Lust der Gegenwart.

Und Wangen, die so lieblich blühen
Der hohen Maienrose gleich;
Und Herzen, die voll Freude glühen,
So lebenswarm — so ahnungsreich.

Und traute fröhliche Genossen,
Von gleicher Lust und Munterkeit,
Der Freundschaft Bund, so leicht geschlossen
Und wenn er brach, so bald erneut.

Ein leicht erröthetes Wohlbehagen,
Ein frommes kindliches Vertrauen. —
Ein freud'ges Hoffen, muth'ges Wagnen —
Ein Pfad durch bunte Blumenau'n.

Und — was kein Wort vermog zu deuten,
Was sich in tiefes Dunkel hüllt:
Der künft'gen Liebe Seligkeiten —
Ein unbekanntes Götterbild.

Wem mag solch' Blütenleben lachen?
Wer träumt so hoch und wunderbar,
Und ahnet nicht, daß beim Erwachen
Vielleicht sein Glück ein Traum nur war?

Das ist, wenn in dem frühen Lenze
Ein blühend Kind mit leichtem Schritt,
Und frohem Herzen, auf die Grenze
Des hohen Jungfrau'lebens tritt. —

[2576]

Friederike W.—

Blume und Schmetterling.

(Nach Victor Hugo.)

Die arme Blume sprach zum Schmetterling mit Leben:
Geb' nicht von mir!
Wie ist Dein Loos so schön! — Du kannst ins Weite schweben,
Ich bleibe hier.

Doch haben wir uns lieb; von Menschen: Dual und Freude
Sind wir getrennt,
Wir gleichen uns so gar; ich weiß, daß man uns Beide
Est Blumen nennt.

Doch, ach! mich Arme hält, schwingst Du Dich in die Lüfte,
Der Erde Band. — —
Ich hätte gar zu gern zum Himmel meine Düfte
Dir nachgeschickt;

Doch nein — Du gehst zu weit — dorthin, wo auf den Matten
Viel Blumen sehn —
Ich bleib' allein und werd' nur noch den eignen Schatten
Am Boden sehn.

Du fliehst und sehrst zurück — strebst nur zu leuchten immer
Auf neuer Bahn;
Darum triffst Du mich auch bei jedem Morgenschimmer
In Thränen an.

O, daß die Liebe sich in unsern Blüthentagen
Mit Treue eint,
So fasse Wurzel oder laß mich Schwirgen tragen
Wie Du, mein Freund!

[2451]

Marie Garrer.

Eine kostbare Feuerzange.

"Peter," sagte der Onkel, indem er die Asche aus der Pfeife klopfte, diese auf den Kaminsims legte, und dann seine Augen auf die Zange richtete, welche so eben zum Schüren des beglücklichen Feuers gedient, "Peter, diese Feuerzange kostete mich 1000 Thaler!"

"Großer Gott!" rief Tante Eva. "Vater!" schrien beide Töchter. "Unmöglich!" sagte ich. "Wahr, ganz wahr!" befeuerte der Onkel. "1000 Thaler sagte ich —? Nein 2000, volle 2000 Thaler." "Da bin ich doch begierig, zu wissen, wie das zugeht," sprach Tante Eva, ihr Strickzeug für die Nacht zur Ruhe legend. Der Onkel rückte sich im Stuhl zurecht, legte die Hände auf die Knie, streckte die Füße von sich, und begann mit einer Miene, welche erkennen ließ, daß er seine Behauptung wohl zu beweisen wisse, also:

"Ja, seht; vor einigen Jahren hatten wir eine gute alte Feuerzange. Da sagte Lieschen eines Tages: Vater, findest Du nicht, daß die alte Zange recht häßlich aussieht? Häßlich oder nicht, dachte ich, man kann damit das Holz so gut anfassen, als wäre sie von Gold, und kehrte mich nicht an Lieschens Reden, denn ich rückte sie nicht eitel machen. — Bald nachher, Peter," fuhr der Onkel, zu mir gewendet, fort, "nahm die Tante den Gegenstand wieder auf..."

"Dacht' ich's doch, Mann —" erwiderte meine Tante, "Du kannst Nichts erzählen, ohne mich hineinzuziehen." "Also Peter, wie gesagt, meine Frau nahm den Gegenstand auf und sagte, unsere Nachbarn hätten messingne Feuerzangen, und seien doch nicht verdamgender als wir — und Lieschen und Hannchen seien doch jetzt auch in dem Alter, wo sie Gesellschaft bei sich sehen müßten, aber mit solcher alten Feuerzange könne man sich ja vor Niemand sehen lassen. Nun, ich wußte schon, daß die Weiber immer ihren Willen haben müssen, widersprach auch weiter nicht, sondern kaufte diese Feuerzange. — Ich zahlte dafür 4 1/2 Thaler!"

"Aha, das klingt schon anders," rief meine Tante dazwischen. — "Du sagtest ja eben noch 2000 Thaler —" "Also 4 1/2 Thaler. Am ersten Abend nach dem Ankauf saßen wir gemütlich um den Kamin und sprachen über die Sache. Lieschen machte mich auf die Feuerzange aufmerksam, die Steine waren gesprungen und uneben, und durchaus nicht werth, mit der neuen Zange berührt zu werden. Zum nächsten Tage ward also ein Maurer bestellt, den Heerd zu unterfuchen; er kam während meiner Abwesenheit, und als ich nach Hause zurückkehrte, überzeugten mich Deine Tante da und Deine Cousinen Hannchen und Lieschen vollständig, daß auch ein marmorner Kaminmantel gemacht werden müsse; der Maurer hatte gesagt, ohne den sähe der ganze Kamin nicht anständig aus — sie flecten also die Köpfe zusammen — und —"

"Warte Du Verleumder!" schmolte die Tante, "was brauchten wir die Köpfe zusammenzustecken — der Kamin war ein altes abgenutztes Ding, keinen Pfifferling mehr werth —"

"Also, wie gesagt, Peter, sie flecten die Köpfe zusammen und ich sorgte für einen marmornen Kaminmantel, der mich wenigstens 20 Thaler kostete. Nun dachte ich, würden die Ausgaben ein Ende haben, aber da hatte ich mich geirrt. Bald wurden mir Winke gegeben von allen Seiten, daß der Ziegelsturz vor dem Kamin jetzt nicht mehr passend sei. Einen Monat widerstand ich tapfer diesen wiederholten Angriffen meiner Frau und meiner Töchter, endlich aber unterlag ich doch und kaufte Marmorplatten vor den Kamin. Das hölzerne Sims war nun auch aus der Mode gekommen und mußte durch ein marmornes ersetzt werden. Die Kosten beliefen sich etwa auf 100 Thaler. Doch da der Geist der Verschönerung einmal Wurzel gefaßt, war kein Halten mehr. Der Marmorkamin nahm sich auf den weiß getünchten Wänden zu sonderbar aus, die Zimmer mußten also tapezirt werden, die Thüren und Fenster neu angestrichen und vor dem Anstreichen gehörig reparirt. Während das vor sich ging, schienen Deine Tante und Cousinen auch vollkommen zufrieden gestellt, und als es geschahen, glaubten sie kaum, wie es möglich gewesen war, das alte räucherige Wohnzimmer so reizend umzugestalten. Es gab aber nur eine kurze Erholung für mich. Der alte Teppich machte so viel Staub, und ich sah wohl ein, daß ich keine Ruhe haben würde, ehe —"

"Nun — ehe?" fragte die alte Dame mit schelmischem Lächeln und langsamem Kopfnicken.

"Nun — Vater — ehe?" riefen die Mädchen. "Ehe ich nicht einen Teppich gekauft. Ich kaufte also einen Teppich. Dieser beschämte aber wiederum die alten Mädchen, und sie mußten fort und neue an ihre Stelle. Nun Peter, mein Junge, rechne einmal zusammen: 120 Thaler für den Kamin im Ganzen, 30 Thaler für Reparaturen — was macht das?"

"150, Onkel." "Nun 50 für Tapeten und Anstreichen und Malen." "200." "Dann 50 für einen Teppich und 100 für Möbeln." "Nacht 350." "Die Uhr noch und die Jalousien — wieder 50." "Grade 400 Thaler."

"Meine Tante und meine Cousinen winkten hier einander zu, als wollten sie sagen: der Vater hat sich doch verrechnet."

"Das," fuhr mein Onkel fort, "wäre für das eine Zimmer, doch kaum war das fertig, so liefen Magen ein von allen Seiten über den Esaal und das Entree — ich flüchte mich in das Unabänderliche, gab für die Restauration des Essimmers 200, für die des Vorzimmers auch 200."

"800, Onkel."

"Nun mußten die oberen Zimmer mit den unteren in Einklang gebracht werden — das kostet 400."

"Nacht 1200."

"Natürlich mußte nun auch das Haus abgeputzt und angestrichen werden — kostete 200 Thaler."

"Nacht 1400."

"Dann ein breites Trottoir, ein freier Platz vor der Thür kostet 200..."

"Hier fing Tante Eva an zu gähnen, Lieschen rührte im Feuer, und Hannchen blätterte in einem Buche."

"Dann kam noch ein neuer Wagen für 200 Thaler. Ein Rasenplatz wurde eingerichtet vor der Thür, mit schönem Gitter

umjäumt, eine Wagd mehr gemietet, Hüte und Kleider doppelt so viel gekauft und hundert kleine Dinge, die einmat zu der neuen Ordnung gehörten."

"Und alle diese Ausgaben hat einzig diese Feuerzange verschuldet... Peter, Du mußt gestehen, daß ich nicht übertreibe, wenn ich sage, sie kostet 2000 Thaler."

Die Opposition war nun zum Schweigen gebracht, die Tante stand eilig auf, meinend, daß es Schlafenszeit sei, und ich blieb allein mit dem Onkel, der noch keine Lust hatte, den Gegenstand fallen zu lassen. Er war ein beharrlicher Mann, der, was er wollte, zu Ende führte unter jeder Bedingung, so brachte er denn auch jetzt seine Wünsche und Rechnungen und zeigte mir die unwiderleglichen Beweise seiner Behauptungen. Die Mitternachtsstunde schlug bereits, als ich mich von ihm trennte, mit der neu gemachten Erfahrung, daß auch eine mächtig elegante Feuerzange 2000 Thaler kosten könne. [2581]

Büchertisch.

Wir können nicht unterlassen, unsern Leserinnen ein Werk zu empfehlen, dessen erstes Heft vor Kurzem in Stuttgart, in der Buchhandlung der Gebrüder Scheitlin erschienen. Das Werk führt den Gesamt-Titel: "Jbunna," und hat die Bestimmung, den deutschen Frauen Dichtungen der mannigfaltigsten Art, vorzugsweise von deutschen Schriftstellerinnen vorzulegen, und zugleich bedeutenden jungen Talenten den Eintritt in die Schranken der Literatur möglich zu machen. Die Jbunna wird Novellen, Gedichte, Märchen, Reisebilder und Schilderungen aus dem Volks- und Familienleben in sorgfältigster Auswahl bringen, wofür die Namen der Herausgeberinnen, der talentvollen Schwestern Elisabeth Grube geb. Diez und Catharina Diez, Bürge sind.

Die monatlich erscheinenden Hefte enthalten 4—5 Bogen und kosten im Subscriptionspreis: das Heft 12 Kreuzer oder 4 Neugroschen. Das bis jetzt erschienene erste Heft der Jbunna enthält außer dem geist- und gemüthvollen Vorwort von Elisabeth Grube, zwei Bilder aus dem Siegerlande: der Hühler und der Hirt; zwei Genrebilder voll so erhabenen Ernstes, tiefer Lieblichkeit und überwältigender Naturwahrheit und Kraft, daß wir kein anderes Prädicat als: "meisterhaft" für dieselben finden und nur wünschen, Jbunna, die nordische Göttin der Unsterblichkeit, möge den deutschen Frauen in den Blättern des nach ihr genannten Werkes recht viel solcher köstlichen Perlen spenden, wie jene beiden, welche werth und geeignet sind, mit ihrem reinen Schimmer die Krone deutscher Dichtung zu schmücken.

Der Name der Herausgeberinnen der "Jbunna" veranlaßt uns, eines im nämlichen Verlage erschienenen Bändchens Gedichte der Schwestern zu gedenken, worin Beide in geklärter Form dem Leser das Bild eines ächten Dichtergemüthes geben, in dessen Anblick namentlich Frauen sich gern versenken werden.

Die erste Hälfte des Buches füllen die Gedichte von Catharina Diez, die zweite die von Elisabeth Grube, geb. Diez, welche Folge auf dem Titel angebeutet ist. Möge das Werthchen Freundsinnen finden!

Wir erwähnten schon früher eines Werkes, das recht eigentlich nur für Frauen geschaffen, der Theilnahme derselben nicht genug empfohlen werden kann. Es ist dies die "Carmenta," eine Sammlung von 150 verschiedenen Alphabeten im mannigfaltigen und modernsten Geschmack für Bunt- und Weißstickerei.

Die Herausgeberin und Verfasserin, Frau v. Falckenstein, hat in ihrem eben so reichhaltigen als gediegenen Werke keinen Namen vernachlässigt, denn die 650 verschlungenen Buchstaben bieten jede erdenkliche Zusammenstellung. Außer deutschen und römischen Zahlen enthält das Werk Kronen verschiedener Art, welche die Symbole aller Stände vertreten, und eine genaue Beschreibung der Art der Stickerei macht das elegante Album zu einem Werk, das seinen Gegenstand in der erschröcklichsten Weise behandelt.

(Verlag von Otto Jantke in Berlin. In 6 Bänden, à 7 1/2 Sgr.) Nicht minder empfehlenswerth ist das in Freiburg im Breisgau in der Wagner'schen Buchhandlung 1857 erschienene "Album für kirchliche Handarbeiten." Eine Sammlung von Zeichnungen, Modellen und Mustern zu Stick-, Häkel-, Filzet-, Perlen- und Tapissierarbeiten für die innere Ausschmückung der Kirchen und ihrer Altäre, die Anfertigung der Amtskleider der Priester und andere kirchliche Zwecke. Einzelne Muster für Kirchen-Ornamente werden zwar durch die Damenzeitungen mitgetheilt, doch das genannte Werk ist das erste, welches in eleganter Ausstattung und tadellos sauberer Ausführung eine reiche Auswahl von Mustern liefert, deren alleinige Bestimmung die Ausschmückung der Kirche ist. [2586]



Öl-, Theer-, Flecke u. dgl. aus feinen Stoffen zu entfernen.

Um Delfede aus Seide zu entfernen, nimmt man Terpentinspiritus und reibt die Flecken der Länge des Stoffes nach damit ein. Der verfliegende Spiritus nimmt das Öl und folglich den Flecken mit fort.

Wenn der Fleck noch frisch ist, so kann man ihn vertilgen, indem man mit der rauhen Seite einer gespaltenen Karte oder

Wappe darüber reibt. Bei etwas starrem Wollenstoff ist dieses letztgenannte Verfahren jedenfalls hinreichend.

Um Flecke aus weißem Tuch zu entfernen, läßt man mit einem halben Quart Wasser 2 Unzen Alaun eine halbe Stunde kochen. Ist die Flüssigkeit erkaltet, so thut man ein Stückchen weiße Seife und noch 1 Unze Alaun hinzu. Die Mischung bleibt einige Tage ruhig stehen; nach dieser Zeit, in der die später hinzugekommenen Ingredienzien sich in dem kalten Alaunwasser hinlänglich aufgelöst, bedient man sich derselben, die Flecke aus weißem Tuch zu waschen.

Um farbiges Tuch von Flecken zu reinigen, bedient man sich folgender Mischung:

Man nimmt 1/2 Pfund Honig, Salmiak in der Größe einer Nuß, 1 Selbei, mischt Alles gut durch einander und befreit damit die Flecken. Nach einiger Zeit wäscht man diesen Teig mit frischem Wasser ab und die Flecken werden verschwunden sein.

Pech- und Theerflecke verschwinden, wenn man sie mit Weingeist trinkt.

Um aus weißem Seidenstoff und rothem Sammet Flecke zu entfernen, muß man die besetzten Stellen ebenfalls mit gutem Brantwein oder mit Weingeist befeuchten, dann frisches Eiweiß darüber streichen und in der Sonne trocknen lassen. Hierauf werden die betreffenden Stellen sehr sorgfältig mit frischem Wasser gewaschen und stark zwischen den Händen gedrückt.

Sind die Flecke beim ersten Versuch noch nicht verschwunden, so wird eine Wiederholung dieses Verfahrens sie jedenfalls beseitigen.

Man reinigt Sammet und Seide auch mit trocknen Rohnköpfen, deren Körner ausgeschüttet sind. Zu diesem Zweck verbrennt man die Rohnköpfe zu Asche und bereitet daraus eine Lauge. Diese Lauge nimmt nicht nur das Fett aus den Stoffen, sondern erhöht auch die Frische der Farben.

Reparatur beschädigter Mahagoni-Möbel.

Wenn sich, vielleicht beim Transport der Möbel, eine einzelne Stelle der Fournirung abgelöst hat, muß sie natürlich, wenn das Stückchen Mahagoni noch vorhanden, wieder angeleimt werden, was am besten mit gutem flüssigem Tischlerleim geschieht. Hat die Fournirung durch die Hitze sich geworfen, so muß derselben durch Befechtung mit einem Schwamm zuerst die Krümmung genommen werden, ehe man sie ankleimt. Sollten kleine Stücke der Mahagonifournirung ganz verloren sein, so überstreicht man die leere Stelle so dick mit Leim, daß das fehlende Holzplättchen dadurch erhebt wird. Ist eine Ecke abgebrochen, so bringt man einen Tropfen Leim an dieser Stelle an, läßt ihn trocknen, dann noch einen, und so fort, bis die runde oder spitze Ecke wieder erhebt ist. Das eigene Auge ist der beste Rathgeber bei diesem Verfahren, durch welches, mit einiger Vorsicht und Accurateffe, die beschädigten Stellen so wenig auffallend als möglich zu ergänzen sind; denn die Farbe des Leims ist der des Mahagoniholzes sehr ähnlich und sollte dies nicht ganz der Fall sein, so genügt das Hinzuthun von etwas rother Ochsenjunge, den Leim dem Holz noch ähnlicher zu machen. Ueber die Quantität dieses Farbestoffes hat die hellere oder dunklere Färbung des Holzes zu entscheiden.

Apfelskaffee.

Ein angenehmes und unschädliches Kaffeesurrogat sind die Äpfel. Man zerschneidet dieselben ungehäut in kleine Würfel, köchelt diese kaffeebraun und so hart, daß man sie leicht zu Pulver stoßen kann. Dieses Pulver wird in einem verschlossenen irdenen Gefäß an einem trocknen Orte aufbewahrt. Zum Kaffeekochen wird halb Kaffee und halb von diesem Pulver genommen und ganz so wie gewöhnlich beim Kaffeekochen (Ausgießen) verfahren. Besonders nervenschwachen Personen ist dieser Kaffee zu empfehlen.

Apfelspomade.

Borsdorfer Äpfel werden ungehäut in kleine Stücke geschnitten und entfernt. Große Rosinen werden ebenfalls zerschneiden und entfernt. Von Äpfeln und Rosinen werden je 4 Loth in einem Eigel mit 1/2 Pfund frischer ungeschlagener Butter und 4 Loth gelbem Wachs unter fleißigem Umrühren so lange gebraten, bis ein Tropfen davon, auf glühende Kohlen geworfen, nicht mehr prasselte. Diese Pomade wird in ein Gefäß mit Rosenwasser gebrüht und zum Gebrauch aufbewahrt.

Anwendung der Äpfel zu Mehlspeisen.

Man nimmt eine gute Sorte Äpfel, die nicht zu süß, auch nicht zu sauer sind, schält und schneidet sie in ganz kleine Würfelchen, setzt in einem Cassrol Zucker und ein wenig Wein auf, thut die Äpfel dazu und läßt sie gelblich werden. Man schneide man etwas Citronat, süße, abgezogene Mandeln, etwas gestoßenen Zucker und abgeriebene Citrone, rühre dieses mit einigem Eiern und gutem Weizenmehl recht untereinander, bestreue eine Schüssel mit Butter, gieße die Masse hinein, bestreue sie oben mit noch etwas Zucker und Zimmet und lasse sie backen.

Apfelcompots.

24 Stück Borsdorfer Äpfel werden von dem Kernhause befreit und geschält; Schalen und Oriebe werden in einen Topf gethan, mit 1 Quart Wasser 1/2 Stunde gekocht, das Wasser davon durch ein Sieb in ein flaches Cassrol geseiht und die Schalen davon entfernt. Zu dem Wasser wird 1/4 Quart Wein, 1/4 Pfund Zucker und etwas Citronenschale und Zimmet gethan, und die Mischung auf das Feuer gebracht. Wenn sie kocht, legt man je 8 Stück Äpfel hinein, deckt sie zu, läßt sie darin weich kochen (doch so, daß sie ganz bleiben), nimmt die Weiden mit einem Küffel behutjam heraus, legt sie in eine Schüssel, legt nach und nach die übrigen rohen Äpfel ein und behandelt sie ebenso. Sind sie alle abgekocht, so gießt man das Zuckerwasser durch ein Sieb in ein anderes kleines Cassrol und läßt es rasch einkochen. Hat es einige Zeit gekocht, so drückt man von 1/2 Citrone den Saft hinein und läßt es bis zu 1/2 Viertel voll einkochen. Die Zuckermasse wird nun

heiß auf eine nagemaachte flache Schüssel in der Weise gegossen, daß die Masse breit läuft. Unterdessen fällt man die abgekochten Äpfel mit Eingemachtem, setzt sie neben- und übereinander auf eine Schüssel, beträufelt sie mit Citronensaft, bestreut sie mit Citronenzucker, schneidet mit einem Rädchen das untere auf der Schüssel entstandene Gele in lange schmale Bänder und belegt die Äpfel damit. Will man die Äpfel roth haben, so fügt man etwas Kirschsaft zu, wenn sie gekocht werden.

Neue amerikanische Methode, Äpfel bis zum nächsten Frühjahr wohlriechend aufzubewahren.

Viele Leute haben die Gewohnheit, die Äpfel, welche sie im October von den Bäumen pflücken, auf den Fußboden einer Oberstufe auszubreiten, und man sagt, daß die Äpfel, weil sie dadurch etwas trocknen, viel besser dauern. Dies kann man aber als einen Irrthum bezeichnen. Nachdem man die Äpfel so lange an den Bäumen hat hängen lassen, als es der Frost erlaubt, sollten sie vom Baume weg sofort in geschlossene Gefäße gebracht, und darin so trocken und kühl als möglich gehalten werden. Läßt man sie auf dem Fußboden einer Oberstufe wochenlang liegen, so schrumpfen sie ein und verlieren ihr Aroma, ohne eine längere Dauer zu haben. Die beste Methode, Äpfel für das kommende Frühjahr aufzubewahren, dürfte die sein, daß man sie in trocknen Sand legt, sobald sie geküßt sind. Zu diesem Ende trockne man in der Sonnenhitze Sand, so daß jede Apfelschicht hinreichend damit bedeckt werden kann. Die eigenthümlichen Vortheile dieser Behandlungsweise sind: 1) der Sand schließt die Äpfel von der Luft ab, welches ein wesentliches Erforderniß für ihre Dauer ist; 2) der Sand hält die Ausdünstung der Äpfel auf und letztere behalten ihr Aroma vollständig, und die Fruchtigkeit, welche natürlich die Äpfel ausschwitzen, wird von dem gedörrten Sande rasch absorbiert, so daß die Äpfel stets trocken bleiben und alle Feuchtigkeit davon abgehalten wird. So aufbewahrte Äpfel sind im Mai und Juni so frisch und besitzen ihr Aroma so vollständig, als wären sie eben erst geerntet, sogar die Enden der Stiele sehen aus, als ob sie nur kürzlich gepflückt worden wären.



„Ach damals waren meine glücklichsten Zeiten,“ sagt ein Mensch, wenn er sie auf einmal überblickt. Aber die einzelnen Tage, vollends Stunden, die er durchlebte, und in welche jene zerfallen, weiß er nicht als die glücklichsten auszuzeichnen. So gleicht ein Lebensalter, oder ein großes Leben einem Almanach mit vergoldetem Schuitt; die ganze Oberfläche prangt golden, aber am aufgehängenen Plattrande glänzt wenig.

Nicht das große, weite Meer, sondern das Bischen Wasser im Innern des Schiffes bereitet demselben den Untergang! Nicht das über die Welt sich ausbreitende Wasser, sondern was davon in den Raum Deines Herzens eindringt, stürzt Dich in den Abgrund des Verderbens.

Es ist etwas Köstliches um den Frieden von oben, diesen Himmelsbau dürstender Seelen! — Wie die Blume, von Sonnenglut geizig, bleicht und schwankt, und vergebens von den heißen Lüften Labung begehrt, bis der süße Thau von der Höhe sinkt, der ihre Kelche erfrischt, verjüngt und verklärt, so das Gemüth in den irden Steppen des Lebens. Schwärze und Durst sind die Verkboten der festigen Erquickung. Schwächentend und unbefriedigt von Augen, laugt es empor, und siehe! Der Geist des Aethers wehet herab und erfüllt es mit Labung des Himmels! D. es ist etwas Köstliches um den Frieden von oben, diesen Himmelsbau dürstender Seelen!

Weibliche Unschuld und Reinheit im höchsten Sinne ist das Höchste und Heiligste auf Erden. Hier ist die Stufe, über welche das Göttliche zum Menschlichen herabsteigt.

Ein Augenblick, wo das Herz genießt, wiegt Stunden auf, wo der Körper schweigt.

Wie Wenige besitzen dich, o Gold! Sie rehn als Sklaven nur in deinem Gold.

Es giebt manche Blumen auf dieser Welt, die überirdischen Ursprungs sind, die in diesem Klima nicht gedeihen, und eigentliche Heroide, ru-

fende Boten eines bessern Daseins sind. Unter diese Boten gehören vorzüglich Religion und Liebe. Das höchste Glück ist, seine Bestrebungen gut und nützlich zu wissen, die höchste Sorge ist die Sorge für ihren Gewinn. Aufmerksamkeit auf Gott, und Aufmerksamkeit auf jene Momente, wo der Strahl einer himmlischen Ueberzeugung und Verübung in irdere Seelen einbricht, ist das Wohlthätigste, was man für sich und seine Lieben haben kann.

Verzage nicht, wenn Du einmal fehltest, und Deine ganze Reue sei eine schönere That.

So ist der Mensch; die Gegenwart beherrscht ihn. Und schon das bloße Wechseln hat für ihn Das Reizendes. Die klein're Qual, die für Den Augenblick ihn quält, vertauscht er gern, um sie nur los zu werden, mit der größern; Wer Zahnweh hat, wünscht, daß es Kopfweh wär, Und wär' es Kopfweh, würd' er Zahnweh wünschen.

Wie vielen Mädchen hat große Schönheit zu nichts gedient, als sie mit der Hoffnung eines großen Glücks zu täuschen.



Charade.

Drei Sylben.

Eins zwei, den Namen rief mit Schmerzen
Der Jüngling, der aus Liebesgram,
Ein unerreichbar Bild im Herzen,
Verzweiselt sich das Leben nahm.

Nun hänge einen halben Riesen
Dem wohlbekanntesten Namen an:
Dann wird ein Mittel dir gewiesen,
Wie man zu Reichthum kommen kann.

Dreisyblige Charade.

Die Erste ist wie nichts auf Erden
Gemeinart aller Menschen hier,
Der Fürstenthron, der Wittl r werden
Gekost mit gleichem Ruf von ihr.

Mit Kunst und Luxus reich geschmückt
Die Zweiten präncen stolz und hoch,
Sogleich man vielfach sie erblickt
In jedem niedern Hause hoch.

Das Ganze hebt auf schwanken Säulen
Sich hoch empor zum Himmelsraum,
Doch ach, es kennet kein Verwilen,
Zrfließt noch schneller wie ein Traum.

Und hoch umsäumt vom Hoffnungschimmer,
Im Burpurglanz der Phantastie,
Geschmückt mit eiliger Blüthe Klimmer
Entzünd's die Herzen spät und früh.

Und sie ermatten nicht zu schaffen
Des Ganzen trügerisches Glück,
Will ein Moment auch hin es raffen
Neu schaut's der nächste Augenblick! —
Antonie v. Hohwedel.

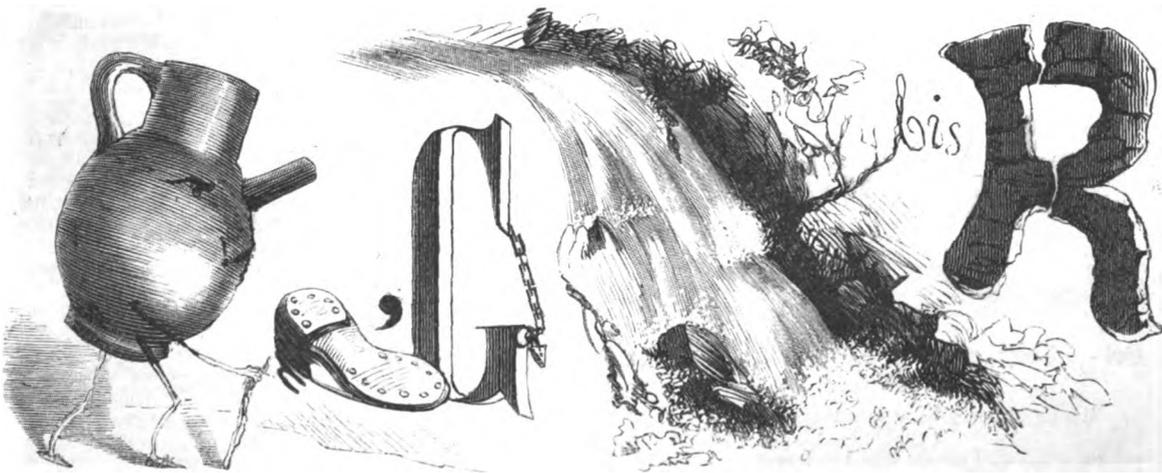
Auflösung des Rebus in Nr. 39.

In den Sitten der Armut wohnt das Mitleid; Reichthum ist oft aller Faller Anfang.

Auflösung der Homonyme in Nr. 39.

S o f

Rebus.



Redaction und Verlag von H. Schaefer in Berlin, Friedrichstr. Straße 130.

Räthsel-Aufgabe.

in	Zie-	weis	ter	ma-	Jau-	des	te
z	al-	nich	gel.	Mar-	Der-	re-	ischen
dir	Ge-	deus	Star-	ber-	in	Und	sieb-
ge	des	Gab	al-	Lieb-	D.h	Kom	A.
ild	sei-	lich	te	fe	ter	lich	ein
nach	Zeit-	ner	Star,	ge	Na-	gel.	Wacht,
ner	und	Wist	in	ste	ier	Zeit-	die
ein	dei-	Rün-	Wai-	tur.	Schön	Pracht.	Spie-



Correspondence.

Nr. 7. M. W. in A. bei Ch. Das Dessin des Pyramidenbesages in Nr. 36 des Bazar (Supplement) eignet sich nicht dazu, verfeinert als Verzierung der Nessel und des Schoofes angewandt zu werden, doch können Sie beides vollkommen entsprechend garniren, wenn Sie inmitten zweier Sammetborten, denen des à hautes Re-sages gleich, ein geschlängeltes Muster mit versender Lige arbeiten. Die Gleichheit der Sammetborte und die der Lige an Rod und Zalle giebt die erforderliche Uebereinstimmung.

Nr. 8. J. in B. Garrire Seidenkleider sind modern, und wenn Sie ein solches mit doppeitem Rod auferstigen lassen, können Sie sehr wohl aller weiteren Garnitur entbehren, mit Ausnahme einiger Knöpfe an den Aufschlägen der Bruststücke, welche zu hohen Schoofstücken noch sehr beliebt sind.

Nr. 9. F. in E. Nicht nur zu Hütern war maigelbes Band vorzugsweise modern, sondern es ist auch noch jetzt zu Hauben sehr beliebt, sowohl zu Gesellschafts- als zu Hausbüschen; an letzteren namentlich in Tuffen arrangirt, macht maigelbes Band einen herrlichen Effect, den sich durch die Zusammenstellung mit schwarzer und weißer Wolle.

Nr. 10. G. in D. Es ist am besten, wenn Sie sich zu dem Ziel mit Spagatzen, welches Nr. 39 im Artikel: Spagatzen u. d. h. g. genauer beschreiben ist, eines Einmachglases, natürlich eines weissen, bedienen. — Auch ist es sehr möglich, sogar wahrscheinlich, daß der Spagatzenkopf ohne den umfassenen Weidenreifen in angemessener Höhe in dem Glase stehen bleibt; denn man kann Topf und Glas leicht so wählen, daß dies der Fall, besonders da die Spagatzenköpfe nach oben zu stets etwas weiter sind.

Wenn sich alle beim Einhängen des Topfes in das Glas zufällig schmale Dornungen zum Einbringen der Luft gestalten, so können Sie den Weidenreifen ganz weglassen, falls dies jedoch nicht der Fall sein, so ist es besser, Sie legen einen solchen Reifen um den Topf, der demselben zugleich genügenden Halt auf dem Glase giebt, ohne die Luft völlig von der unteren Blume abzuschließen.

Nr. 11. C. in A. Das Krystallglas kleiner Drahtgefäße mit Alaun ist keine so leichte Arbeit als Sie glauben, obgleich das Verfahren dabei sehr einfach, die Anweisung dafür folgt indes und Sie können auf diese Weise nicht allein Krüchchen von beliebiger Form, sondern auch andere Nesselheiten, die sich aus Draht formen lassen, ausführen, z. B. Ampeln, kleine Behälter für die Händhüter zum Anhängen an die Wand, u. d. h. Das Gefäß zu einem dieser Gegenstände, wir nehmen an, ein Streichholz-Gefäß, muß von etwas hartem Draht sein und eine Art leichtes Gitterwerk, Garreau oder Ovale bilden, kann aber auch ganz unregelmäßig durchbrochen erscheinen; doch dürfen die leeren Zwischenräume nicht zu eng (in der ungefähren Größe eines Viergroßenstückes) sein. Man bewickelt das Gefäß gänzlich mit weißer offener Baumwolle, so daß die Drahtstäbe eine gewisse Dide erhalten; focht dann in einem thürnen Gefäß 1/2 Pfd. Alaun mit 1/2 Quart Wasser; dies ist hier die richtige Quantität, bei größeren Gegenständen muß diese Quantität verhältnißmäßig vergrößert werden. Hat die Masse so lange gekocht, daß der Alaun gänzlich aufgelöst ist, so hängt man das Drahtgefäß mittelst daran befestigter Fäden und einer beliebigen dafür geeigneten Vorrichtung so in die aufgelöste Flüssigkeit, daß das Gefäß das Gefäß nicht berührt; geische dies, so würde an dieser Stelle der Alaun sich nicht auflösen, oder das Gefäß würde so fest an dem Gefäß hängen, daß man es nicht ohne es zu beschädigen herausnehmen könnte. Während des Erkaltes setzt sich der Alaun troppsteinartig an die bewickelten Drahtstäbe und nach 24 Stunden (so lange muß die Vorrichtung unberührt bleiben) hebt man ankalt eines leeren Gefäßes, ein reines, weiß krystallisiertes Streichholz-Gefäß aus dem Gefäß. Wir müssen indes hinzusetzen: wenn das Gefäß gut ist, denn zuweilen darf es nicht verdriessen, wenn man dasselbe Experiment des Kochens noch einmal und vielleicht das 3. Mal vornehmen muß, weil sich oft der Alaun nicht vollständig auflöst, trotz aller Sorgfalt und Berührt. Doch es ist nicht immer der Fall. Will man dem Krystall einen rosa Schimmer geben, so bewickelt man das Gefäß mit lebhaft rosa Baumwolle. Alaun Krystall kann man erlangen, wenn man sich ankalt des Alauns K. u. f. S. u. f. S. bedient und damit auf dieselbe Weise verfährt.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie in allen Postämtern und Zeitung-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, so wie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde.

Die Administration des Bazar.

Druck von H. O. Teubner in Leipzig.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 43. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer. Berlin, 15. November 1857. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. VII. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von violetter Grenadine, mit 3 Volants, welche mit einer Vorte in Carrémuster von etwas dunklerer Farbe und mit schmalen seidnen Franzen verziert sind. Das Leibchen ist glatt, hoch hinaufgehend, bildet auf den Hüften einen anliegenden Schoof, und hat eine tragbandartige Verzierung, welche auf dem Rücken zur Form eines spitzen Krizes sich gestaltet. Die halblangen, vorn aufgeschrittenen Ärmel haben keine andere Garnitur als eine schmalere carrirte Vorte und seidene Franzen. Ballon-Unterärmel von Mouffeline mit Zwischenfaß von Valenciennerspitzen. Spitzen-Kragen. Kesselfüll-Kopfschub.

Figur 2. Robe von grünem Reps mit doppeltem Rock. Zu beiden Seiten des oberen Rockes ist ein geschlängelter Besatz aus gleichfarbigem starker Schnur gebildet, welcher in bestimmten Distancen mit Trobbeln verziert ist. Das glatte hohe Leibchen ohne Schoof ist ebenfalls mit Trobbeln und außer diesen vorn mit drei Knopfreihen garnirt. Die langen, unten geschlossenen Ärmel bestehen aus 5 Füssen, deren Weite und Umfang von oben nach unten stufenweise abnimmt. (Man nennt diese Ärmel Medicis-Ärmel.) Spitzenkragen und Spitzenmanschetten. Hut von granatfarbigem Sammet, mit ponceau Band und schwarzen Spitzen garnirt.

Wanderungen an den Ufern des Nil. Von einem Amerikaner.

Die warmen feurigen Strahlen eines nubischen Sonnenuntergangs legten sich wagrecht auf unsern Pfad und verwandelten die dürren Sandhügel in goldene Pyramiden. Sie mahnten uns an den nahen Abend und erinnerten uns, daß es Zeit sei, nach der ermüdenden Reise uns nach einem sichern

Aufenthalt für die Nacht umzusehen. Die Aussicht, in dieser fremden, wüsten Gegend uns zu verspäten, war keineswegs angenehm für uns; zwar hatten wir, an Reisen und alle Wechselfälle derselben gewöhnt, oft schon auf dem Noossteppich nordamerikanischer Wälder unsere Nachtruhe gehalten, ohne einen Gedanken von Furcht oder Besorgniß; doch hier in dieser nubischen Wüste war es ein Anderes. Zuweilen, wenn wir uns allein gelaugt, waren wir durch die unerwartete Erscheinung irgend eines beturbannten Muselmannes erschreckt worden, dessen wilde, glühende Augen aus dem braunen Gesicht hervor stehende Blicke auf uns war'en. Ihre Tritte waren so leicht und unhörbar, daß wir ihr Kommen erst gewahrten, wenn sie vor uns standen, und die Idee, im Schlaf vielleicht von einer Horde dieser leichtfüßigen, braunen Söhne der Wüste überfallen zu werden, gehörte zu den angenehmen.

„Muth gefaßt, Freunde,“ begann der Beherzteste unserer Gesellschaft, indem er nach kurzer Rast sein Felleisen wieder auf die Schultern nahm. „Seht Ihr die Rauchsäule da am Himmel aufsteigen? Sie sieht zwar schwach und leicht aus wie kloßer Abendnebel, aber ich glaube doch, es ist Rauch!“

„Der Sonnenschein hat Eure Augen geblendet,“ murmelte ein Anderer, „ich sehe Nichts als den glühend rothen Himmel und die alten Berge von Korosko.“

Dem Inneren befügelte die entfernte Hoffnung, „menschliche Wohnungen“ anzutreffen, unsere Schritte, mochten die Bewohner derselben auch ein dunkleres Antlitz haben als wir, und ihr Haupt mit den Falten eines weißen Turbans bedeckt sein.

Unser Freund hatte sich nicht getäuscht. In wenigen Minuten erblickten wir von der Höhe eines Hügels herab im



Pariser Moden.

Thale unten, das Lager einer kleinen Abtheilung ägyptischer Krieger.

Dieses Lager bot ein seltsames und nicht uneheliches Bild im Lichte der untergehenden Sonne. Vor den einfachen Zelten saßen oder standen einzelne Gruppen im ruhigen Gespräch, den Feierabend genießend, welcher bei Sonnenuntergang stets ausgerufen wird. Schlankes Straffen suchten im niedrigen Gefirge ein spärliches Futter, und weiter hin verzehrten gedulbige Dromedare und Kinder ihre Abendmahlzeit. Große Gefäßstücke und Ballen von Gewürz lagen ringsum verstreut, während Nubier in ihrer malerischen Tracht, in helle orientalische Farben gekleidet, bewaffnet mit Lanzen und Schilden aus getrockneter Elephantenhaut, gemächlich hin und her schlenkerten.

Unter einer Gruppe von Palmen, welche wie ein grünes Banner am rothen Horizont wehte, saß ein ästlicher Mann mit mehreren Genossen, welcher uns der Anführer des Trupps zu sein schien. Er begrüßte uns mit freundlicher Höflichkeit, als wir das Lager betraten, machte Platz für uns in seinem kleinen Kreise, und da uns die Erfahrung belehrte, bei einbrechender Nacht jeden einigermassen sicheren Ort als unsere Heimath zu betrachten, so waren wir in Zeit von einer Viertelstunde in dem ägyptischen Feldlager völlig zu Hause.

Die angenehmste Aussicht war uns jedenfalls ein ungeheurer Reijel, den ein rüchlicher, schwarzer Ägypter überwachte, bald mit Keimern die richtige Quantität Gewürz hianschüttelnd, bald mit Meisterhand die duftende Masse darin umrührend.

Ein dichter Kreis von Landsleuten hatte sich um diesen interessanten Punkt geschlossen, welche dem Fortschritt des kulinarischen Werkes mit offenem Munde in gespannter Erwartung zusahen, und von Zeit zu Zeit sich über den Kessel bogen, die Sache genauer zu betrachten, eine Dreifigkeit, welche stets eine unsanfte Zurückweisung des Kochs zur Folge hatte, der, wie alle seine Standesgenossen, das Privilegium besaß, mürrisch zu sein, ein Vorrecht, vor dem dieser ägyptische Feldkoch den ausgezehresten Gebrauch machte.

Unser Abend verging sehr angenehm beim Bereichern des uns aus dem Inhalt des Kessels verabreichten Speiseentheils, in der wundervollen Kühle, welche sich mit der Dämmerung auf die glühende Gegend senkte. Dem Beispiel unsers gastfreien Wirths folgend, welcher mit nachdenkender Miene seine Pfeife schmauchte, rauchten wir unaufhörlich, bis wir zur Nachtruhe hinter den Vorhang unseres Zeltes uns zurückzogen, um von alten Zeiten zu träumen, wo die Heere der Pharaonen den Sand dieser Wüsten betreten.

Am nächsten Morgen, noch ehe die Sonne Zeit hatte, die kühle blaue Morgenluft zu erhitzen, waren wir wieder auf dem Wege durch die weiten Einöden dieses räthselvollen Landes.

Gegen Mittag überschritten wir den rauhen Gipfel des Rubis Berges, dessen felsige Gestalt gerade und steil, in rauher starrer Majestät vom Ufer des Flußes aufsteigt. Kein Baum sämftigt mit dem Wehen seiner Zweige die harten Umrisse dieser felsigen Gestalt, nichts als dürftiges Gras und zwerghafte Büsche scheinen an diesem traurigen Ort zu gedeihen. Wir fühlten uns seltsam ergriffen von dem Schauer dieser todtten Einsamkeit und der unbeschreiblichen Eindrücke derselben prägte sich tief in unsere Seelen.

Wir wanderten die Ufer des Nil entlang, des majestätischen Stromes, an dessen Windungen tausend Legenden sich knüpfen und uralte Sagen. Die Phantastie trug uns zurück in die Zeiten, da Sesostris in Pracht und Größe an diesen Ufern herrschte, in die Zeiten, da die gewaltigen Herrscher lebten und starben, umgeben von einem Glanze, welcher die dunklen Jahrhunderte der Vergangenheit durchleuchtete, und dessen Widerschein sogar sich bis in unsere Zeit erstreckt. Wir sahen fast Cleopatras goldene Barken den Strom hinuntergleiten, wir hörten fast den Klang der Ruder, die mit schneller anmuthiger Bewegung die Wogen theilten. Doch die Illusion währte nur kurze Zeit; nur zu bald brachten uns die brennenden Sonnenstrahlen, welche den Sand bis zur Gluth erhitzen, zu der untrüglichen Ueberzeugung, daß wir verschmachtete Wanderer seien, und das Einzige, was von den Bildern unserer Phantastie übrig blieb, war der blaue, strahlende Himmel und der wohlthätige rasellose, alte Vater Nil!

Wir hatten viel von der Pracht und Schönheit der berühmten Pyramiden reden hören, in der Nähe des Faraf (ein Berg) gelegen, und wir machten einen kleinen Umweg, um diese Staunen erregenden Trümmer des Alterthums in Augenschein zu nehmen.

Unser Führer dorthin war ein gewandter junger Araber, welcher aus der Fülle seines leichten Herzens manch hübsches Volkslied vor sich hin sang. Den Mantel malerisch über die Schulter geworfen, den Turban auf die hohe dunkle Stirn gedrückt, bot er eine Erscheinung, die den Künstler entzückt haben würde, und leicht für den Helden eines arabischen Märchens gehalten werden konnte.

Der Anblick der Pyramiden, dieser colossalen Bauwerke vergangener Jahrhunderte, erfüllte uns mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Ehrfurcht und Bewunderung. Sie stehen in der sandigen Einöde, hineinragend in den sonnigen Himmel Ägyptens, wie steinerne, ewige Räthsel. Kein Steinlicher vermag ihren Ursprung zu erkunden, oder das tiefe Geheimnis ihrer Geschichte zu durchdringen.

Unser Führer belehrte uns, daß die kleinen Tempel oder Hallen, welche die meisten der Pyramiden an einer Seite zeigen, in alten Zeiten dem Dienste der ägyptischen Götter gewidmet gewesen seien, aber wir hatten schon so viel verschiedene Muthmaßungen über ihre Bestimmung gehört, daß wir nicht geneigt waren, dieser Meinung mehr Glauben zu schenken, als andern.

Wir verweilten einige Zeit bei diesen stolzen Säulen. Das helle, herrliche Mondlicht des Orients lag auf der Gegend, als wir unsern Weg weiter fortsetzten, über den die Pyramiden ihre langen schmalen Schatten wie schwarze Riesenfinger ausstreckten.

Nach Theben vorzüglich war unser Sinn gerichtet, denn abgesehen von seinen mannigfachen Beziehungen auf eine reiche Vergangenheit, bot dieser Ort uns auch ein der Gegenwart angehöriges Interesse dar. Die Rachel war dort, die schöne

Rachel, die Königin der Tragödie, deren Ruhm bis an die fernsten Enden der Erde gedungen.

Vor ungefähr zwei Jahren hatten wir sie auf den Bühnen von New-York gesehen, und waren, wie alle Welt, entzückt von ihrer königlichen Anmuth, von der leidenschaftlichen Hingebung, womit sie den Geist ihrer Rollen durchdrang, und es war uns ein trauriger Gedanke, daß sie, die Künstlerin, mit zerstörter Gesundheit in dieses ferne Land des Lichts und Sonnenscheins hatte ziehen müssen, um unter dem Dach der Palmen, im Schatten der Azazienhaine ihre erschöpften Kräfte wieder zu stärken.

Von Assuan nach Theben reisten wir in Begleitung eines liebenswürdigen jungen Amerikaners, den wir in ersterem Orte auf die zufälligste Weise in der Welt getroffen. Wir verglichen unsere Reisepläne, bestimmten Orte der Zusammenkunft und plauderten von unserer gemeinschaftlichen Heimath so gemüthlich, als es nur möglich ist, wenn Landsleute auf fremder Erde einander begegnen. Da unser neuer Kamerad sich schon lange in dieser Gegend aufgehalten, und wohl bekannt war mit allen Berühmtheiten und Sehenswürdigkeiten derselben, so war er in der That eine sehr gute Acquisition für unsere Reisegesellschaft.

Eines Tages, als wir wenige Meilen vor Theben, am Ufer des Nil langsam hinschlenderten, den frischen Hauch des Stromes einathmend, ward unsere Aufmerksamkeit durch zwei zierliche Barken (Dahabichs) gefesselt, welche mit weißen, vom Winde geblähten Segeln schnell dahinslogen.

Große Schuttdächer waren über das Deck ausgespannt, um die glühenden Strahlen der Sonne aufzuhalten, und die Bootsleute führten so ruhig ihre Ruder, daß die Barken wie weiße Vögel fast lautlos dahinschwebten, nur der tacelmäßige Schlag der Ruder, begleitet von dem summenden Gesang der Ruderer, unterbrach die köstliche Stille.

„Wie leicht diese Boote die Wellen berühren“, bemerkte ich, „das ist eine herrliche Art zu reisen an einem so heißen Tage, wie heute.“

Kein Wunder, daß diese Barken auf den Wogen schweben wie Schwäne! Fragen sie doch eine so kostbare Last, als nur jemals der alte Nil an seinem Busen gewiegt“, erwiderte mein Freund.

„Nun, welche denn?“

„Mademoiselle Rachel und ihr Gefolge sind am Bord; es sind ihre Dahabichs.“

Es war, als würden die einfachen orientalischen Barken in einem Augenblick verflücht, der Sonnenschein ward zum Strahlenglanz der Romantik, und sojard die theilmahllosen Ruderertheil erhielten Werth und Charakter in unsern Augen. Rachel war auf der Barke, die anmuthvolle Tragödin, deren leiseste Löbe die Nacht haben, mit den Seelen einer lauschenden Menge zu spielen, sie jubeln zu lassen vom Entzücken, hinzuschmelzen in Thränen, und mit dem Schauer des Entsetzens zu durchrieseln.

Mit höchstem Interesse folgten wir den Barken, welche diese unschätzbare Last über die Wellen des Nil trugen.

Eine königliche Gestalt erschien jetzt auf dem Deck des ersten Bootes, beschattet von dem schwebenden Wetterdach. Ihr Schritt war matt und langsam, und schwer lehnte sie sich auf den Arm ihres ritterlichen Begleiters. Es war kein Irrthum möglich. Diese königliche Haltung des edel geformten Kopfes, diese Grazie in jeder Bewegung — es war Rachel selbst, zwar bleich und entkräftet durch langes Siechthum — doch der Geist war noch derselbe, der unbezwingliche, welchem die Krankheit nicht schwächen konnte, dem der Tod allein seine Herrschaft über diesen anmuthigen Körper zu nehmen vermag.

Und die Barken schwebten vorüber mit wehenden Flügeln und schwellenden Segeln, der Schall der Ruder drang ferner in unser Ohr, aber unsere Gedanken weilten noch bei der großen Künstlerin, die uns mit der Haltung einer Sultanan auf dem Deck der Barke, umgeben von der Draperie des Dahabichs, erschienen war.

Natürlich blieb unsere Unterhaltung noch bei ihr, als die Boote längst unsern Blicken verschwunden waren, und wandte sich ihrer Wohnung zu, sowie den Gründen, welche sie hierher geführt.

„Die Leute reden jetzt von Ägypten, weil Rachel hier lebt“, bemerkte unser amerikanischer Reisegefährte. „Ihre Gegenwart umgibt das Land mit einem Nimbus, welcher die Blicke der Abendländer nach Osten zieht. Der Vicedönig von Ägypten, der ohne Frage der aufgeklärteste aller orientalischen Würdenträger ist, und Alles thut, den schönen Künstler in seinem Gebiet Geltung zu verschaffen, beehrt sich, der Königin der tragischen Kunst Ehre zu erwirken, und wünschte sehr, Mademoiselle Rachel möge stattliche Fahrzeuge zu ihren Fahrten auf dem Nil annehmen, doch sie hat das Anerbieten des Vicedönigs abgelehnt, und fährt mit diesen zwei einfachen Dahabichs den Nil auf und ab, bald nach Assuan, bald nach Theben, wo sie im französischen Palais ihren Wohnsitz hat.“

„Französisches Palais? Warum dieser Name?“

„Es ist nur ein kleines Haus, auf den Trümmern eines zum Theil in der Erde geburten Tempels errichtet, welches von Napoleon III. Frankreich geschenkt und von den Franzosen bald zu diesem, bald zu jenem Zweck gebraucht wurde. Gegenwärtig ist es in einen reizenden kleinen Salon verwandelt zu gastlicher Aufnahme für die leidende Künstlerin. Wenn wir nach Theben kommen, wollen wir uns das Haus ansehen, welches als Aufenthalt der Rachel so bedeutend geworden.“

Wir erreichten Theben in später Nacht, und sehr ermüdet.

Die dichten grauen Wolken, welche den Sonnenuntergang getrübt hatten, waren auch die Ursache, daß die Stadt sich nur in unsichern Umriszen unsern Blicken zeigte, doch am nächsten Morgen, als die strahlende Aurora Ägyptens ihr rothgoldnes Banner im Osten aufrollte, wehte eine Luft uns entgegen, die uns hätte überzeugen können, wir wallten im Paradies, wenn nicht die Trümmer um uns her Vergänglichkeiten des Irdischen gepredigt.

*) Mademoiselle Rachel ist jetzt wieder nach Frankreich zurückgekehrt, doch fortwährend leidend.

Uns war zu Muth, als dürfe man die Straßen dieser alten, alten Stadt nicht im heitern Gespräch durchschreiten, als müsse man leise nur die Gräber versunkener Jahrhunderte betreten. Wir besuchten die gewaltigen Ruinen des Tempels von Karnak, und versuchten inmitten moabedeckter Mauern und gestürzter Säulen uns zurückzuwerfen in die Zeit, da dieses colossale Bauwerk zuerst sein Haupt über die Gegend erhob. — Doch vergebens, die Grünung der Stadt Theben verliert sich im grauen Alterthum, und unsere Schulweisheit und gelehrten Combinationen waren nicht im Stande, dem dunklen Räthsel auf die Spur zu kommen.

Wir ließen uns nun ans linke Ufer des Nil übersetzen, die Ueberreste der berühmten Remmonssäule zu besuchen, und waren sehr gespannt, den vielbesprochenen Thor des wunderbarren Steingebildes zu vernehmen, welcher unsere Phantastie schon als Schulknauden so angelegentlich beschäftigt. Wir hatten uns vorgestellt, wie sie den Winden ihre Klagen zuruft, und standen nun wirklich vor dem Wunderwerke, über uns den lichten blauen Himmel des Orient und in uns ein gutes Theil jugendlicher Romantik. Jock Harrison, der „poetischste“ von uns, nahm sogleich Bleistift und Papier zur Hand, auf eine „Inspiration“ wartend, wie er es nannte.

„Die Remmonssäule kann nicht stumm bleiben“, rief er, „hier ist ein enthusiastisches Gäßlein freier, poetischer Menschenkinder. Sie wird uns bald ein Willkommen zurufen, glaubt mir!“ Aber die Remmonssäule blieb stumm, die Inspiration kam nicht, der gekaufte Jock Harrison zerriß sein Papier und warf es ärgerlich dem ungeschicklichen Steincolos zu.

„Die Nachwelt hat das schönste Obiect verloren“, murmelte er, „kommt, laßt uns weiter gehn!“

Wir drangen bis ins Herz der großen Metropolis Thebens, welche ein wahres Museum von Gräbern, unterirdischen Gewölben, Figuren und seltsamem Bildwerk ist. Unter den Mamien hielten wir uns nicht lange auf, denn es ist in der That kein angenehmer Schauer, der uns beim Anblick dieser grünenden gespensterhaften Menschenbilder durchrieselt, die Jahrhunderte nach ihrer Existenz noch als schwarzes, verdorrtes Ueberbleibsel ihrer selbst die Erde verunzieren. Verdrückender Gedanke, daß alle diese dürren Menschenüberreste vor 1000 Jahren so lebensvoll und kräftig waren als wir, und nun —!

Wir freuten uns einstimmig des guten, alten Gebrauchs, unsre Todten in die Erde, außer dem Bereich unseres Auges zu begraben, statt sie, mit Spegeleien und Delen gesalbt, zum Graus der Nachwelt aufzubewahren.

Ein sonderbares, in Stein gehauenes Bild zog im Innern des Ames-Grabes die Aufmerksamkeit an, durch den halb lächerlichen, halb ernsten Eindruck, den es hervorrief. Wahrscheinlich sollte es ein Elternpaar mit ihrem kleinen Kinde vorstellen. Sie saßen, fleißig und glühend, auf einem Steinsitz, mit einem ägyptischen Labyrinth von Hieroglyphen besetzt, und zu ihren Füßen lag ein kleines Kind mit mandelförmigen Augen. In der Hand hielt die Mutter etwas, das wie eine Blume mit Knospen ausah, wahrscheinlich ein bildlicher Bezug auf die Gruppe selbst. Zuerst lachten wir unwillkürlich über die steife, unnatürliche Haltung der Drei, aber den gänzlichen Mangel richtigen Verhältnisses an den Gestalten, doch als wir überlegten, daß dieses rohe Werk ein Beweis süßer Familienliebe sei, welche Grab und Tod überdauert, fühlten wir eine tiefe Nührung beim Anblick der einfachen Gruppe.

Mit welcher Wonne athmeten wir, der Gräberstadt entronnen, wieder die frische freie Luft ein, wie erquickt uns die Lüfte, die der Wind auf seinen Schwingen zu uns trug, wie gern ließen wir von den Sonnenstrahlen uns erwärmen, in deren freundlichem Reich uns noch eine Weile zu athmen verjähmt war! Wir wandten uns jedoch nicht sogleich dem neuern Theben zu, sondern Schritten in die offene Landschaft hinaus unter dem milden Schatten der Azazien und Tamarinden.

Am Abend des nächsten Tages nahmen wir ein Boot und ruderten gemächlich den Nil entlang, um die Wohnung der Rachel zu sehen. Unsere Fährleute waren zur Eile nicht ausgelegt, wie niemals die Eingebornen dieses Landes. Es scheint als sei das dolce far niente erblich bei ihnen, und wir bemühten uns diesmal nicht, sie von dem Uebel zu heilen, sondern genossen beim langsamen Dahingleiten auf dem schönen Strome die erquickende Luft mit vollen Lügen.

„Wird Rachel genesen?“ fragte Einer von uns. „Nein!“ antwortete Lieutenant Arnold. „Das fühne Schwert dieses Geistes hat die Scheide des Körpers vollkommen abgenutzt und zerflört.“

„Wer weiß?“ entgegnete ich. „Dieses herrliche Klima, diese erquickende Lüfte, dieser warme Sonnenchein können den Tod wohl noch eine Weile fern halten. Es ist, als ich rebe Gesundheit hier in jedem Lufthauch, der die Zweige der Azazien bewegt.“ „Vous verrons,“ antwortete Lieutenant Arnold. „Aber seht, da ist der Käfig des Kranken Bögelschen.“

Es war ein malerischer Punkt. Der sogenannte Palaß selbst hatte, außer als Aufenthalt der großen Künstlerin, nichts besonders Interessantes. Es war ein castellanisches Gebäude, auf einer etwas erhöhten Landzunge errichtet, und gekrönt mit dem französischen Banner. Doch die seitwärts von dem Palaß stehenden Tempelruinen boten ein überraschend schönes Bild. Die Säulen waren bedeckt und umrannt von Schlingengewächsen und Schmarokerpflanzen, und im Innern des Tempels wuchsen Bäume und Sträucher.

Zwei oder drei gigantische Steinsäulen stiegen herausfordernd über die niedrigeren Pfeiler empor, mit ihren zerogneten Säupten hoch in den rofigen Abendhimmel hineintragend, als spotteten sie der Macht der Zeit.

Man konnte nicht ohne Wehmuth diese stolzen Reste versunkener Größe betrachten.

Eine rohe Steinfigur auf dem freien Platz vor dem „Palais de France“ ist der einzige schwache Versuch einer Zierrath.

Nachdem unser Freund eine flüchtige Skizze des Ortes in sein Taschenbuch gezeichnet, kehrten wir nach unserm Quartieren zurück, unterwegs beratend, wohin wir uns in den nächsten Tagen wenden wollten. Wir beschloßen, morgen Theben zu

verlassen und da Lieutenant Arnold durchaus eine andere alte Stadt, weiter unten am Nil, Namens Siut, sehen wollte, so kamen wir überein, wenigstens bis dorthin zusammen zu reisen.

Ein Zusammentreffen in fremdem Lande ist himmelweit verschieden von einer Begegnung in der Heimath. Hätten wir Herrn Lieutenant Arnold in New-York begegnet, wären wir wahrscheinlich mit einer höflichen Verbeugung aneinander vorübergegangen, und weiter Nichts; doch da wir uns in Egypten trafen, wurden wir in Zeit von einer Viertelstunde die intimsten Freunde.

Die Reise von Theben nach Siut war keine Kleinigkeit, besonders wenn sie zu Fuß, oder mit der langsamen Hülfe von Kameelen und Dromedaren zurückgelegt werden soll. Endlich aber erblickten wir doch die Mauern der letztgenannten Stadt, die wir besser ein Städtchen nennen würden, denn sie hat wahrlich wenig aufzuweisen, was ihr ein Anrecht gäbe auf den Namen: Stadt. Es wird als der Ort bezeichnet, welcher Joseph und Maria mit dem Christuskinde aufnahm, als sie auf des Engels Geheiß nach Egypten flohen, um das Kind vor der Grausamkeit des Herodes zu retten.

In einiger Entfernung von dem Schlosse der Stadt bemalten wir uns, ein „Etwas“ über dem Thorwege zu entwerfen. Anfänglich schien es uns ein roh ausgehauener Bogen, dann eine Figur in Basrelief, und endlich kamen wir zu der Ueberzeugung, daß es das Conterfei eines Krokobills sein müsse.

Hier und dort hatten wir im Noth der Nil schon solche Ungeheuer sich bewegen sehen, und dieser Thorweg brachte uns dieselben wieder ins Gedächtniß.

„Sie erinnern sich wahrscheinlich, von einer Stadt in Egypten gelesen zu haben, welche Crocobilopolis hieß, und wo in alten Zeiten der Leviathan verehrt wurde?“ fragte Lieutenant Arnold.

„Ja; ich glaube gewiß, das Krokobill und der Leviathan der Schrift ist ein und dasselbe,“ erwiderte Harrison.

„Sie werden gewöhnlich als ein und dasselbe betrachtet, und die Beschreibung des Leviathan befaßt stigt diese Meinung,“ war Arnold's Antwort. „Die Egypter nennen das Krokobill „Timsah“ und es giebt einen See in der Wüste, der Timsahsee heißt, worin Sie Tausende dieser Thiere sehen können.“

„So weit brauchen wir nicht zu gehen, wenn wir einsehen wollen,“ bemerkte jetzt Harrison, der sein Taschenmesser zum Beobachten benutzte. „Sedenfalls ist das da über dem Thore ein wahres, wirkliches Krokobill.“

„Sie irren sich,“ sagte mit ungläubigem Lächeln Arnold.

„Sehen Sie selbst,“ erwiderte Jack, ihm das Teleskop hinreichend. Es ging nun von Hand zu Hand, oder vielmehr von Auge zu Auge, und bald waren wir alle überzeugt, daß es kein gemeines oder geschnittenes, sondern ein wirkliches Krokobill sei. Am Thor angelangt, sahen wir eine Gruppe Menschen dort versammelt, welche das Ungeheuer ansaunten, das mit Stricken am Thore festgebunden war.

Die Umstehenden erzählten uns auf unsere Fragen, daß das Krokobill schon lange die Weideweide unsicher gemacht, indem es im Noth den Thieren aufwartete, welche an den Füßen kamen, zu trinken, und sie in seinen furchtbaren Klauen hinunterstieß. Kürzlich nun war ein Hirt, ein kleiner Knabe, nach Siut im schnellsten Lauf gekommen mit der Nachricht, das Krokobill habe wieder eine Ziege seiner Herde verschlungen; da machte ein Trupp Männer sich auf und zog hinaus auf den Weidplatz, das Krokobill zu erlegen. Sie fanden das Ungeheuer schlafend, aus dem Rachen dampfte noch das warme Blut des eben verzehrten Thieres.

Das Geschrei der Männer erweckte den schlafenden Leviathan, und nun begann ein Kampf auf Tod und Leben. Der Streit ward mit solchem Eifer geführt, daß vier Männer auf dem Platze blieben, ehe das Raubthier getödtet ward. Dann wurden Seile um seinen ungeheuren Körper geschlungen, es im Triumph nach der Stadt gezogen und hier am Thore aufgehängt.

Siut ist eine alte Stadt, hat jedoch außer ihren Beziehungen zur heiligen Schrift kein eigenthümliches Interesse. Da unser Aufenthalt in Egypten zu Ende ging, und wir noch bis zur Wäldung des Nil zu reisen wünschten, sagten wir unserm Freunde Arnold Lebewohl und setzten unsern Weg fort, welcher nichts sonderlich Bemerkenswerthes bot.

Bald segelten wir bei frischem Wind und klarem Himmel über das mittelländische Meer unserer transatlantischen Heimath zu, wo die Erinnerung unserer Wanderungen am Ufer des Nil uns noch manchen Sommerabend bei heiterm Gespräch verklärte.

Im Alter.

Wenn der Kastanienbaum am Fenster dacht Vor meinen Augen neu sich schmückt mit Grün, Mit Blüten, die wie Weihnachtskerzen glühn, Schau ich ihm gern in's junge Angeficht.

Auch nun im Herbst. — Sein Blätterthum ward licht; Der Knaben Schaar, mit emsigem Bemüh'n Verabte jubelnd längst der Früchte ihn, Doch glaubt mir, seine Armuth schmerzt ihn nicht.

Ja, wenn der Wind mit seinen Blättern spielt, Die golden schimmern wie der Sonne Kleid, Weht durch sein Mark ein glückverwandtes Leid;

Wie er den Schlummer ahnend nahe fühlst — Scheint mir — er lächelt still in sich hinein Und denkt: Wie selig muß das Sterben sein!

Marie Gorrer.

Die Chrysaliden

oder

das vierblättrige Kleeblatt.

Rustspiel in drei Acten

nach

Francis Wey.

(Fortsetzung.)

Zweiter Act.

(Der Saal des ersten Actes. Die rechte Seite des Zimmers wird durch eine Erhöhung eingenommen, welche auf Gestellen von 1½ Fuß Höhe aus Brettern errichtet, zur Darstellung der Comodie dienen soll.)

Erste Scene.

Jane, Johnson treten durch die Thüre des Hintergrundes ein.

Jane. Wenn Ihr meinen Vater, Sir James Thornhill, sprechen wollt, so ist es am besten, Ihr wartet ihn hier.

Johnson. Es möchte vielleicht indiscret sein, allein zu bleiben mit einer Person von — so verschiedenem Geschlecht.

Jane. Da Ihr es zu wünschen scheint, so räume ich den Platz. Ich gehe, meine Rolle zu repetiren.

Johnson (bei Seite). Ihre Rolle ... Sollte das eine Comödiantin sein?

Jane (im Abgehen). Mein Vater kann nicht mehr lange ausbleiben.

Johnson. Ihr Vater — Ihre Rolle — — dieser jugendliche Kopf scheint nicht frei zu sein von Fribolität.

Zweite Scene.

Die Vorigen, Sir Claudius Witthcotte in dem Moment eintretend, da Jane das Zimmer verlassen will durch die Thüre rechts. Johnson hat sich nach der Thüre links zurückgezogen. Dann Hogarth.

Witthcotte. Flieht Ihr vor Eurem Slaven?

Jane (unangenehm überrascht). Ihr seid's, Sir Claudius, schon jetzt?

Johnson (bei Seite). Unvorhergesehenes Zusammentreffen!

Es ist mir peinlich, zuzuhören zu müssen. Jedoch wenn es, wie hier, eine Pflicht des Gewissens zu erfüllen giebt, muß man gewisse Scrupel zum Schwiegen bringen. (Er geht ohne Geräusch, still leuzend, in das Nebenzimmer und läßt die Thüre ein wenig offen.)

Witthcotte. „Schon jetzt!“ dieses Wort verräth eine frohe Ueberraschung. „Glückliches Mädchen! Drei Tage noch und Claudius ist ganz Dein. Doch — es ist so gewöhnlich, so alltäglich, durch eine prächtige Hochzeit Euch dieser Uelien-Atmosphäre zu entziehen, wo man keinen Schritt thun kann, ohne sich mit Del zu beschmugen, pfui!

Jane (traulich und eifrig). Der Ruhm meines Vaters lehrte mich das lieben, was Ihr so geringschätzig betrachtet.

Witthcotte. Ihr habt einen zu zarten Geschmack, um nicht nach vornehmeren Verhältnissen zu streben. Doch was ich vor Allem vermeiden möchte, ist eine prosaische Heirath nach bürgerlichem Styl.

Jane. Ihr kommt meinen Wünschen zuvor.

Witthcotte. Vortrefflich! Denkt nur; eine gehorsame Tochter, ein Vater, der ohne Widerrede gleich seinen Segen giebt, eine Mutter, gute Freunde, eine ganze Schaar von Verwandten ... Pfui, das wäre eine Heirath wie unter den Krämmern der City. Das Ereigniß wäre nicht im Geringsten piquant (lacht wohlgefällig).

Jane. Mir ist das weniger lächerlich als Euch. Eure Wahl, Sir Claudius, ehrt mich ungemeyn, aber man kann dem Herzen nicht gebieten. Das meine Gefühl für Euch Nichts als Achtung, und dankt Euch innig, daß Ihr mich unterstützt in dem festen Entschlus, diese Verbindung nicht einzugehen, welche uns Beide nur unglücklich machen könnte.

Witthcotte (emphatisch). Reizend! Ihr habt also den Plan einer Zwangsheirath gefaßt? Vortrefflich! Die Braut weigert sich, hiebt das unglückliche Opfer, ist 6 Monat melancholisch; der Zukünftige, verschanzet hinter den Willen des Vaters, von tyrannischer, unbeglücklicher Leidenschaft ergriffen ... Herrlich, das ist à la française — aber doch ist dieses Arrangement weniger sanctionirt durch den schönen Gebrauch des Hofes, als das, welches ich vorschlage und bereits vorbereitet habe.

Jane. Entweder verstehe ich Euch falsch, oder Ihr erlaubt Euch eine Persiflage ...

Witthcotte. Persiflage! Ein Wort, ganz frisch von Versailles herübergekommen. Ich sehe schon, Ihr liebt französische Gebräuche.

Johnson (den Kopf durch die halb geöffnete Thüre zeigend, bei Seite). Jean Scott, Scaliger, Crotius und Pope haben wohl niemals einen so schwierigen Text commentirt.

Jane (bei Seite). Narr!

Witthcotte (mit den Augen blinzend, in höchster Selbstzufriedenheit). Was meint Ihr, wenn wir mit einer Reise prälubirt?

Johnson (bei Seite). Auch er? Uno avulso, non deficit ...

Jane. Ihr scherzet, ohne Zweifel!

Witthcotte. Diese Seite des Romans würde einen sehr guten Effect machen.

Jane. Vorausgesetzt, daß Ihr allein dabei figurirt ...

Witthcotte. Die Situationsromane sind jetzt im Schwunge. Muß man nicht Etwas für die Welt thun? Man verschwindet und vermählt sich bei Kadellschein am Altar irgend eines fernen Tempels. Man verschwindet wie die Götter in einer Wolke, Alles mutmaßt, zerbricht sich die Köpfe, bis eines schönen Tages die Entflohenen im Pilgergewande sich der gerührten, entzündeten Mutter zu Füßen werfen ...

Jane. Höchst galant und ritterlich, in der That, es fehlt dem Roman Nichts weiter, als eine Abenteurerin, und die wird ja leicht zu finden sein.

Witthcotte. Die Verbindungen in der vornehmen Welt werden jetzt in dieser Weise geschlossen. So vermählen sich un-

tere jungen Lords und fashionablen Herren seit Carl's II. Regierung. So, meine Schöne, protestiren zartfühlende junge Gatten gegen die Convenienz-Heirathen, und überlassen diese dem Pöbel. Euer Vater denkt uns wie zwei gehorsame, gut dressirte Rosse an Hymens Wagen zu spannen. Doch unsere Gefühle empören sich dagegen ...

Jane. Mit Enttäufung!

Witthcotte. Und wir entstehen dem gemeinen Gebrauch. Der berühmte Sir Claudius, wird man sagen, einer der kühnsten Aare des Parlaments, hat den Kampfplatz verlassen, um sich zu vermählen, wo, weiß man nicht, mit der gütlichen, unvergleichlichen Miß Jane Thornhill. — O, der Ruf Eurer Schönheit wird durch dieses Abenteuer in alle Welt getragen!

Jane. Und der Eurer Würde vielleicht noch weiter!

Witthcotte. Denken Sie sich diese Zirkelleien bei Hofe! Dieser Geniestreich setzt meiner Carriere die Krone auf, bringt Euch in die Mode — und Euer Claudius begräbt gern seinen Ruhm als weiser Mann in dem Glack dieser romantischen Vermählung!

Jane. Zu viel Selbstverlaugnung von Eurer Seite — und mir habt Ihr bei diesem Plan eine so prächtige Rolle zugedacht, daß ich jage, sie ...

Witthcotte. Ihr seid zu bescheiden! — Alles ist schon bereit (Hogarth erscheint an der Thüre des Hintergrundes und bleibt gesesselt stehen). Die heutige Probe begünstigt unser Vorhaben. Wir stehen im Theatercostüm zudürstet nach Pabbingten, wo auf meine Anordnung der Geißliche unserer harret. Mein Wagen soll einige Schritte vor Leicesterhouse halten, wohl verproviantirt mit Schinken, Pasteten, Wein ...

Jane. Ihr vergeßt Nichts. (bei Seite) Verschwört sich denn Alles, mich aufs Aeußerste zu treiben, mich zu excentrischen Entschlüssen zu drängen?

Hogarth (bei Seite). Weh mir, sie — nein, es ist unmöglich! (Jane bemerkt ihn.)

Jane (bei Seite). Gott sei gelobt! Ich brauche mich run nicht mehr zu verstellen. (laut) Kommt doch näher, Mr. William. (zu Witthcotte) Das ist ein Freund, vor dem ich keine Geheimnisse habe. — Wie, wenn er die Reise mitmachte ...? Wie war's?

Johnson (bei Seite, unbemerkt). Da sind sie alle Beide. Wenn ich davon etwas begreife, so ...

Witthcotte. Der arme Teufel? — Nun, auch gut; er kann uns als Zeuge dienen. — Wir finden vielleicht noch einen Pendant dazu; einen Poeten, einen Lastträger, einen — gleichviel wen oder was — o die Sache ist originell, höchst originell.

Dritte Scene.

Die Vorigen, Johnson (gravitatisch vorschreitend).

Hogarth (bei Seite). Möchten ihm die vier Räder seines Wagens und die acht Hufe seiner Pferde die Brust zermalmen! (leise zu Jane) Gieb mir Aufklärung!

Jane (ebenso). Ein Wort, ein Argwohn, und wir sind verloren!

Hogarth (freier athmend, leise). So will ich doch diesen Zweifelhler (Witthcotte meinend) genauer studiren! (Johnson bemerkend) Da kommt noch Einer.

Johnson (gravitatisch). Ihr Seelen, verirrt im Labyrinth der Leidenschaft, Ihr geht in Euer Verderben.

Witthcotte. Was will dieser Lump hier, dieser Bettelkerl mit seinem Pfaster?

Hogarth. Sir Claudius, der Herr gehört zu meinen Freunden. (zu Johnson) Lieber Johnson, geht ihm aus dem Wege, bringt ihn nicht auf.

Johnson. Ihr seid sein Verbündeter! Der Eine brüllt, wie ein angeschossener Bär, der Andere zischelt und flüstert, wie die Schlange, aber ich will Euch entgegenreten mit der Geduld ...

Hogarth. Des Esels.

Vierte Scene.

Die Vorigen, Thornhill (Johnson bemerkend).

Thornhill (zu Johnson). Bänklisch beim Rendezvous, mein Freund, mein Netter! Laßt mich die Hand drücken, die das Werkzeug eurer so hohen, zarten Seele ist!

Hogarth (bei Seite). Johnson hat geplaudert. O, so sind unsere Hoffnungen vernichtet.

Johnson (zu Thornhill). Belasdet Euch nicht mit den schweren Ketten der Dankbarkeit!

Thornhill. Er hat mir einen großen Dienst erwiesen.

Hogarth. Vielleicht Geld geborgt?

Thornhill. Ich verdanke ihm mein Leben, nicht mehr, nicht weniger.

Jane (zu Johnson). O, Herr!

Hogarth (zu Johnson, seine Hand ergreifend). Ist's möglich? Würdiger Johnson, theurer Freund, nehmt Euch meines Schicksals an!

Johnson. Um! Wolf im Schafkleide ...

Hogarth. Ja seht, es ist hier eine ganze Menagerie beisammen.

Thornhill. Ich muß Euch das Abenteuer erzählen, das mir gestern Morgen begegnete; aus Schonung für Deine Mutter verschwiege ich es bis jetzt.

Johnson (beiseitend). Möchte es nicht vortheilhafter sein, im Schweigen zu beharren?

Thornhill. Ihr wißt, daß einige Risse in der St. Paul's-Kuppel Ausbesserungen nöthig gemacht hatten. Beim Uebertünchen der ausgefüllten Spalten waren zwei Figuren meiner Gemälde verbedt worden, und ich beauftragte mich, sie wieder zu übermalen, während hier das Theater aufgeschlagen ward. In der Kirche war, meinem Befehl zufolge, ein Brettergestell aufgehängt worden, ihr wißt, wie hoch ...

Jane. Mir schwindelt, wenn ich daran denke. Wie kannst Du nur so malen, zwischen Himmel und Erde, ohne Geländer?

Thornhill. Weil ich's schon oft gethan, glaubte ich es wieder thun zu können; doch hört. Ich hatte eben meinen Gehirgen vollendet, einen Kopf, weit schöner als der frühere. Neben mir stand, ich wußte nicht wie, noch warum, ein Unbekannter, dessen Gegenwart mich indessen weder störte noch über-

raschte. Weil er schwarz gekleidet, hielt ich ihn für einen Kirchenbeamten. (zu Johnson) Ihr verzeiht den Irrthum. . . .
 Johnson. Ich fühle mich geehrt durch denselben.
 Thornhill. Ich habe den letzten Pinselstrich an meinem Paulus gethan, und trete, den Eindruck zu prüfen, etwas fern — ich gehe einen Schritt zurück, noch einen, immer weiter und weiter.
 Jane. Gott im Himmel — und der Abgrund!
 Hogarth. Man schaudert bei dem Gedanken!

Thornhill. Der Fremde, dicht neben meinem Bilde stehend, mit unbeweglichem Gesicht und rasch wie der Blitz, hebt den Arm, und zertrüß das Gesicht meines Heiligen. Wütend stürzte ich vor, ihn zu fassen und schreie: Unseliger, was thust Du? Er aber, mit dem Finger auf den Abgrund deutend, antwortet ruhig: Ich rette Euch das Leben! (Hogarth umarmt Johnson und Jane drückt ihm die Hand). Der Abdruck meiner Sohle, welche durch zertretene Kreide eine weiße Spur hinterließ, ist am Rande der Bretter sichtbar, meine Ferse hatte über dem Abgrund geschwebt. Ich mußte mich auf die Erde setzen; blaue Dinge tanzten vor meinen Augen. . . . (Thornhill trocknet sich die Stirn und nimmt Johnson's beide Hände in die seinen).

Jane. Ich habe Euch das Leben meines Vaters zu danken!
 Hogarth (zu gleicher Zeit). Ein Geniestreich!
 Wittecotte. Wirklich, sehr geschickt! Ich weiß nicht, ob ich in gleichem Fall. . . .
 Johnson (ruhig). Es handelte sich nur darum, durch eine rasche Anziehung dem Verlust des Gleichgewichts vorzubeugen.
 Thornhill. Zufällig war der Herr gekommen, mich aufzusuchen. . . .
 Johnson. Und um eine Gunst zu bitten.

Thornhill. Er bestand darauf, die Nennung seiner Bitte und mein Glück, mich ihm dankbar zu erweisen, bis heut Morgen zu verschieben.

Johnson. Mußte ich Eurem Geiste nicht erst Mufe gönnen, sich zu sammeln? Konnte ich so indiscret sein, das Gefühl Eurer überwältigenden Dankbarkeit zu benutzen?

Thornhill. Ich bewundere die Zartheit Eurer Denkwiese. . . . Jetzt aber sprecht, mein Ketter, ich ersenne den Augenblick, da ich Euch dienen kann.
 Johnson. Sir, ich ersuche Euch um die Ehre einer Unterhaltung unter vier Augen. Diese junge Dame hat lebhaftes Gefühl, und ist überdies mit meinem Vorhaben nicht unbekannt. Mein Freund Hogarth ist nicht minder lebhaft, sogar ein wenig verwegt. Ihr habt mehr Leichtgläubigkeit als Scharfsinn (auf Wittecotte zeigend) dieser Herr ist zientlich fabelhaft. . . .

Wittecotte. Ihr wißt nicht, mit wem Ihr redet.

Johnson. Laßt Euch die Wahrheit nicht mißfallen. . . . Jeder Mensch auf der Welt hat sein Pflaster! (auf das seine deutend).

Thornhill. Eure Wünsche sind mir Befehl. (nach der Thür rechts zeigend) Jane, mein Kind, geh dort hinein. (zu den Andern) Laßt uns gefälligst allein!

Hogarth (im Abgehen). Die Augenblicke sind kostbar. In 3 Tagen — hat sie gesagt. . . . Man muß den Ausgang abwarten!

Wittecotte. Der Mensch kennrühigt mich! Sollte er ein Spion sein? Horchen ist zwar ordinär — doch das Mädchen ist so reich. — Ich will mir einen Schlusswinkeln suchen. (Beide gehen zu lauschen, der Eine, Hogarth, an das runde Fenster rechts, der Andere an das links).

Fünfte Scene.

Thornhill, Johnson, dann Hogarth und Wittecotte (in ihren Verkleidungen).

Thornhill. Nun, mein Herr? (Beide sehen sich).

Johnson. Eure Güte, Sir, erlaubt mir, ein Gespräch abzukürzen, dessen Zweck Ihr bereits gestern erfahren solltet. Mir ist auf dem Herzen habe, ist eine wichtige, folgenswerte Sache: Ich habe die Ehre, Euch, Sir James, um die Hand der Miß Thornhill, Eurer einzigen Tochter, zu bitten.

Hogarth (am Fenster). O weh!
 Wittecotte (am Fenster). Ein hübscher Bräutigam! Auf Ehre!

Thornhill (Johnson erkannt betrachtend, bei Seite). Sein Gehirn scheint, wie sein Rock, etwas zerrissen!

Johnson. Ihr erkantet?
 Thornhill. Ihr beleidigt mich. Ihr konntet jede andere Gunst, jede andere Gabe fordern; aber meine Tochter gehört mir nicht in der Weise an, wie. . . .
 Johnson. Wie ein Möbel.
 Thornhill. Das ist es, was ich meine. Da liegt das Hinderniß. Sie muß um ihre Neigung befragt werden.

Thornhill (erheitert). Nicht doch, mein Herr, mir gefällt Ihr sehr wohl!

Johnson. Sollte Euer Geschmack wirklich bis zu diesem Grade verborben sein?

Hogarth (bei Seite). Worauf summt diese Engelsseele!
 Johnson. Ich sehe nur hier als der armenelige Advokat eines Fremdes. Sir James kennt doch einen gewissen Hogarth?

Hogarth (bei Seite). Gott! (Wittecotte kreuzt die Arme und wendet sich mit wüthender Geberde zu Hogarth, der sich bemüht, ihm durch Zeichen verständlich zu machen, daß es sich um eine List handle, deren Resultat für ihn günstig ausfallen müsse).

Thornhill. Ob ich William Hogarth kenne, meint Ihr?
 Wittecotte (bei Seite). Die Gesichte ist von Hogarth angeziffet, den Vater umzustimmen. — O, der Schlingel ist schlau.
 Johnson. Nicht wahr, Ihr kennt ihn?

Thornhill. Nur zu gut! (Er geht in den Hintergrund des Saales, nimmt ein ungekehrt an der Wand stehendes Bild und stellt es vor Johnson auf. Mit Vitterkeit und Begeisterung). Hier habt Ihr Euren Hogarth! Das ist sein Styl, seine Ausführung! Diese Person ist nicht etwa ein Fälscher, sondern Danae, die Geliebte des Fürsten der Götter, die er mit solchen Reizen geschmückt hat. Seht Ihr hier, durch den Regen von Guineen, die schmutzige Frauensperson? (Wittecotte macht Hogarth seinen Spott durch Zeichen bemerkbar; Hogarth vertheidigt eben so den Werth seines Bildes). Was denkt Ihr, thut diese saubere Gestaltin? Sie läßt die Goldstücke vor den Ohren klingen, um zu prüfen, ob das Metall auch läßt, ob Jupiter kein Fälschmüller sei. Das sind die Blüthen, womit Hogarth die antike Muse feiert! Und dabei ist dieser Pfuscher, dieser Sandler so eitel, daß er mehr zu verstehen glaubt als ich. Er, dieser Schildermaler, der den Tempel der Kunst kaum durchs Schlüsselloch kennt. (Wittecotte lacht. William gestikuliert mit bestiger Erbitterung).

Und Thornhill sollte so entartet, so grausam sein, seine Tochter einem solchen Galgenstrick zu geben? Lieber gebe ich sie — Euch — auf der Stelle! (Hogarth's Zorn geht in Betrübniß über.)

Wittecotte (bei Seite). Schmeichelhafter Vorzug!

Johnson. Ihr erzeigt mir eine Ehre, und ich danke Euch dafür. Ich gebe zu, daß William die Vorzüge von Miß Danae's Begleiterin etwas übertrieben hat; aber diese Verirrung läßt auf einen ordnungsliebenden, ökonomischen Mann schließen. Wäre es denn nicht schade, wenn diese leblose, gemalte Magd zwei lebende Wesen trennen sollte? Denn ich wiederhole es, Miß Thornhill interessiert sich für meinen Freund.

Thornhill. Das hat man Euch aufgebunden. Niemals hat sie auch nur ein Wort zu Gunsten dieses Laugenichts gesprochen, der sie aufs Stroh bringen würde.

Johnson. Braucht es denn mehr um ein Nest zu bauen?

Hogarth (bei Seite). Wohl wahr!

Wittecotte (bei Seite). Sperlings-Bemerkung!
 Johnson. Wenn Miß Thornhill geschwiegen, so hat sie Gründe, die ich nicht verstehen noch zu schätzen weiß. Aber eine Gefahr ist im Anzuge, und meine Grundsätze, welche den Triumph der Sünde nicht ruhig mit ansehen lassen, nöthigen mich, Euch aufmerksam zu machen auf einen Schurken, der sich vorgenommen hat, Eure Tochter zu entführen. (Es ist ein gewisser Claudius; Der W. f. im Schafstall).

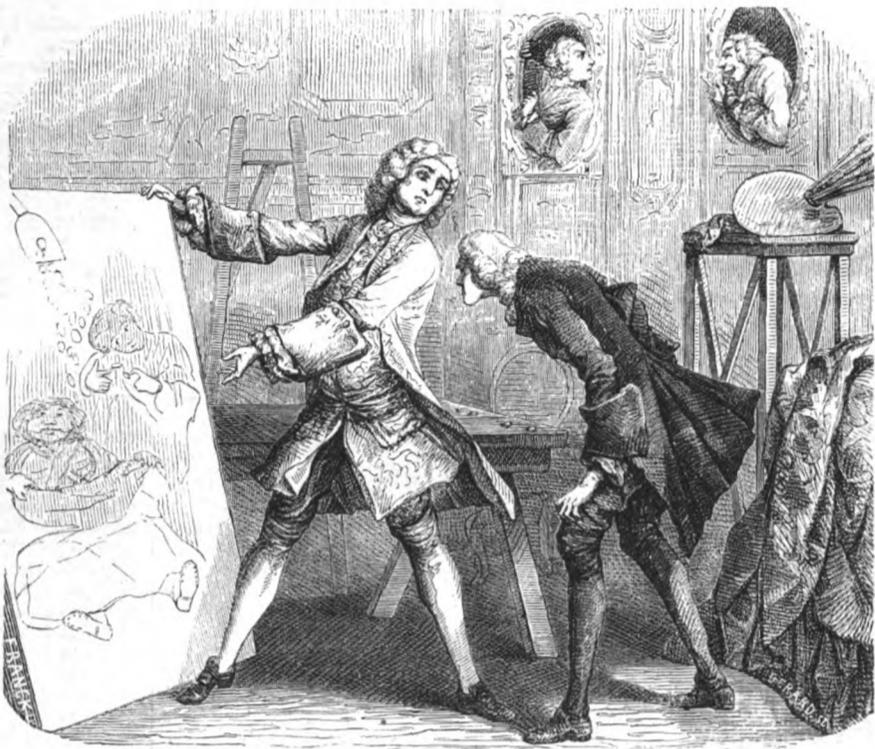
Wittecotte (bei Seite). Doppelter Verräther! (Wütende Gestikulationen gegen Hogarth).

Thornhill. Das zweite Mißverständnis: Claudius ist mein Freund, in 3 Tagen wird meine Tochter seine Gattin — weshalb sollte er. . . .
 Hogarth (bei Seite). Entsetzt!

Johnson. Erscheint diesen Streich gewissermaßen als Ehrensache anzuführen zu wollen. Hogarth hat ähnliche Absichten, von denen ich Euch in Kenntniß setzen mußte, und welche durch diese unsere Unterredung, um die er weiß, vernichtet sind. Der Andere aber war mehr pressirt, und die junge Person ist mit ihm einverstanden.

Thornhill. Hogarth weiß um den Zweck Eures Besuchs? So hat er Euch gesoppt. Es ist irgend ein Atelierstreich, wobei auf Eure Kosten gelacht werden soll und auf die meinen, wenn ich Argwohn bilden lasse.

Wittecotte (bei Seite). Ein Meisterstück! (Er beglückwünscht Hogarth durch Zeichen in ironischer Weise — dieser erwidert sie mit Bescheidenheit).



Act II. Scene 5. Thornhill und Johnson. Hogarth und Wittecotte im Versteck.

Johnson. Dieser Grund ist gefährlich, weil er mir Beize gegen Euch in die Hand giebt; und ich möchte Euch doch nicht hintergehen.

Wittecotte (bemerkend in diesem Augenblick Hogarth, der, seinen Merger bekämpfend, den Finger auf den Mund legt, und Wittecotte durch Zeichen aufmerksam, mit Vorsicht zu lauschen).
 Thornhill (bestürzt). Sollte meine Tochter erklärt haben. . . ?
 Hogarth (bei Seite). Ich sehe auf Nadeln!

Johnson. Ich fürchte und hoffe es zugleich. Das junge Mädchen hat wenigstens seine Gefühle laut werden lassen. Aber wir müssen sie dem geheiligten Willen des Vaters unterordnen.



Act II. Scene 5. Wittecotte, Jane, Hogarth.

Thornhill. Dieses Bekenntniß überrascht mich wirklich. Ihr kennt sie, und sie ist unverschämt genug gewesen. . . .

Johnson. Ich habe sie kaum gesehen.
 Wittecotte (bei Seite). Einfaltspinsel!

Johnson. Ich vermüthe, Ihr befindet Euch im Irrthum; candidus error: Es ist hier nicht die Rede von Eurem ergebensten Diener, der sehr häßlich ist, noch ärmer als häßlich, und von einem Blut. . . . das — man am besten für sich behält.

Johnson. Erscheint diesen Streich gewissermaßen als Ehrensache anzuführen zu wollen. Hogarth hat ähnliche Absichten, von denen ich Euch in Kenntniß setzen mußte, und welche durch diese unsere Unterredung, um die er weiß, vernichtet sind. Der Andere aber war mehr pressirt, und die junge Person ist mit ihm einverstanden.

Thornhill. Hogarth weiß um den Zweck Eures Besuchs? So hat er Euch gesoppt. Es ist irgend ein Atelierstreich, wobei auf Eure Kosten gelacht werden soll und auf die meinen, wenn ich Argwohn bilden lasse.

Wittecotte (bei Seite). Ein Meisterstück! (Er beglückwünscht Hogarth durch Zeichen in ironischer Weise — dieser erwidert sie mit Bescheidenheit).

) Dieser Vorfall ist historisch.

Hogarth (bei Seite sitzend). Welch Glück! Da ist Lady Thornhill. Wuth gefasst! Nun, Gelegenheit, sei mir günstig! (Siebe verschwinden vom Fenster.)

Johnson. Der Argwohn wird stets weniger bespottet, als die Leichtgläubigkeit.
Thornhill. Lassen wir diese Kinderreien; und kommt nun auf den Gegenstand Eurem Besuchs.

Johnson. Er ist erschöpft.
Thornhill. Wie, Eure Bitte. . . .

Johnson. Hatte nur meinen Freund zum Gegenstand. Ich wollte ihm dienen, ohne Eingriffe in die väterliche Macht zu gestatten. Mein Gewissen ist jetzt beruhigt, und mir bleibt Nichts mehr übrig, als für den freundlichen Empfang zu danken.

Thornhill. Ich habe Euch mein Leben zu danken, Herr, und möchte doch gern. . . .

Johnson. Unmöglich kann ich es Euch wieder nehmen, damit wir quitt seien. . . . (Eine Pause, während der sie einander ernst betrachten.)

Thornhill. Ich darf doch hoffen, Euch wiederzusehen?
Johnson. Ja, Sir James. Wenn ich so berühmt sein werde, wie Ihr! (Er neigt sich tief vor Thornhill. Beide gehen zusammen ab.)

Sechste Scene.

Jane (allein, durch die Thüre rechts kommend).

Je theurer er mir ist, um so weniger kann ich schwanken; doch wofür soll ich mich entscheiden? Der Weg des Gehorsams, der kindlichen Pflicht, führt mich einem verächtlichen Gatten in die Arme, und meine ganze Seele, mein Gewissen sträubt sich gegen diese Pflicht. Strafbare gegen mich selbst, wenn ich mich unterwerfe, bin ich auch strafbar, indem ich widerstrebe. William, nicht nur das Herz zieht mich zu Dir, auch die Ehre, auch der Verstand, aber ich bedarf der Rathschläge dieser beiden nicht, das Herz spricht schon laut genug für Dich. — An seiner Seite finde ich Armut, Kampf, Arbeit, Selbstachtung, Achtung der Welt und die zärtlichste Liebe. Bei Jenem die Zerstreungen einer verderbten Welt, eine zerrüttete, fried- und freudlose Häuslichkeit, den Ruin vielleicht. — Wofür soll ich mich entscheiden? Er kommt, ich höre ihn. Herr, mein Gott. Erböhre mein schweigendes Gebet!

Siebente Scene.

Jane, Hogarth (durch die Thüre rechts eintretend).

Hogarth. Jane, höre mich, der Augenblick ist kostbar. . . . Dein Vater kehrt wieder, meine Freunde kommen zur Probe, und wenn Du mich nicht hörst. . . .

Jane. Ergeben wir uns in das Schicksal, theurer William; gib Deinen Willen auf; Witte's Nartheit hat mir die Augen geöffnet über die ersten Folgen eines solchen Streichs.

Hogarth. Und in drei Tagen soll es ihm gestattet sein, uns zu trennen? Darfst Ihr dulden, daß Euer Vater Euch einer Laune der Eitelkeit opfere, die er später bereuen wird? Mein Leben, meine und Eure Zukunft soll dieser Witte's Nartheit mit Füßen treten? Soll ich meiner Kunst entsagen? Soll ich für Euch jenseits des Meeres in den Tod gehen? Wohl, ich bin bereit. Ach, ich habe ja kein andres Opfer zu bringen, als das Glück, das Ihr mir vorpiegelt, und das mich nur ins Verderben führt.

Jane. Nein, o nein, verlaßt mich nicht! Ich trage die Hälfte Eurer Schmerzen, und kann ich Euch nicht gehören, will ich auch keines Anderen Weib werden, ich schwöre es!

Hogarth. So ist dies ein ewiges Liebewohl, denn Euer Vater weiß Alles. Johnson hat unser Geheimnis enthüllt. Das Loos ist geworfen; jetzt, Jane, oder niemals!

Jane. Ach, es war ein so schöner Traum — bei Dir zu sein, Deinen Wuth zu schüren, Dein Leben zu regeln, Deine Mühen zu erleichtern, den Reim Deines reichen ungenannten Talentes zu pflegen, mit Dir groß zu werden, mir einen Namen zu erwerben, den Euren. Dir Alles zu geben, um Alles von Dir zu empfangen. Tochter eines berühmten Malers, träumte ich in der beglückenden Verbindung mit Dir, aus Dir einen großen Maler zu bilden. — Ja, ich fühle es, dieses Streben war ein edles und meiner werth!

Hogarth (mit Leidenschaft). Wohlan, mit der Hoffnung, die diese Worte in meiner Seele entzündet, muß und werde ich siegen! Jane, noch ein Wort! Wenn Eure Mutter mir für uns gesonnen ist, als Sir James, willigt Ihr dann ein, mir. . . .

Jane. Mein Vater würde uns das nie verzeihen!
Hogarth. Wenn sie nun, uns vor einer furchtbaren Zukunft zu retten — uns selbst — in die Kirche geleitete?
Jane (wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt). Meine Mutter ist in der Nähe. Komm, wir wollen uns ihr zu Füßen werfen!

Achte Scene.

Die Vorigen. Witte (einen Dolmantel im Haar. — Er trägt über seiner Kleidung einen apfelfarbenen griechischen Mantel).

Witte (Jane zurückhaltend). Noch seid Ihr nicht costümir, meine Götter, und die Probe wird gleich beginnen. (leise) Alles geht vortrefflich! (zu Hogarth) Ist man endlich zur Vernunft gekommen? Aber, was seh ich, Thränen — Thränen in den Augen meiner Portia! herrlich! herrlich!

Hogarth (leise). Um Diesen wolltest Du mich dem Glend preisgeben?

Witte (zu Jane). Fasse Wuth, schwärmerische Jungfrau. Dieser Knabe ist Mitwisser unseres Geheimnisses. Alles ist eingeleitet. Mein Wagen mit meinen Leuten wartet am Thor. Paris hat Nichts veräußert für seine Helena. Bei mir soll Dir nimmer Etwas fehlen!

Hogarth (leise zu Jane). Ach, und bei mir Alles!
Jane (ebenfalls). Sprich nicht so!



Die Einrichtung der Bühne. Act II. Scene 9 und 10

Witte (mit albernem Wathos). Ein wahres Gefühl besetzt alle Hindernisse! Wir sind hier nicht in Frank reich wo man sich aus Ja nischenrücken verhält. Bei uns heirathet man um seiner selbst willen, die anglicanische Ehe stützt sich auf den Ausspruch der Bibel: Vater und Mutter verlassen und dem Gatten, der Gattin anhangen. Ein guter Witte erkennt keine andere Pflicht, als die gegen seine Frau; und wenn er liebt, liegt darin seine Entschuldigung.

Jane (nach unten). Den Vater hintergehen — den guten Ruf opfern. . . .

Witte. Ist Heroismus. — O, krönt endlich eine unbeflegbare Liebe. . . .

Hogarth (leise). Indem Ihr einen Narren straft.

Jane. Endlich kommt Jemand! Gott sei Dank! (leise zu Hogarth) Ich erwarte Euch bei meiner Mutter! (Sie geht tief bewegt durch die Thüre rechts.)

Witte (sich brüskend). Reizender als je! Alles geht vortrefflich! Glücklicher Schelm!

Neunte Scene.

Witte, Thornhill, durch die Thüre des Hintergrundes eintretend. Garris, John Hoalby, von links, dann der Herr Figg, ein Weib mit 12 Lichtern tragend, welche für die Lampe bestimmt sind. Savage mit einem Gebüsch von Papp. Mehrere Diener und Arbeiter stellen Theatergeräth auf, und bringen den Vorhang, welcher an 2 Fäden befestigt wird; ein Arbeiter hängt eine Laterne an einem Querbalken auf; alle sind in verschiedener Weise beschäftigt. Hogarth entfernt sich unbemerkt.

Hoalby. Großer Thornhill, sei gegrüßt von dieser feinsten Truppe. Wir bringen jetzt die Bühne in Ordnung, und probiren dann einige Scenen. Ihr werdet uns hoffentlich mit Eurem Rathe beistehen. Das Stück ist von mir, es ist eine Parodie des Julius Cäsar, und ich debütire darin zugleich als Schauspieler. Ich spiele den Antonius, müßt Ihr wissen, den edeln Antonius. . . . seht hier meine fürstliche Peripherie (er zeigt einen Hauch von Papp).

Garris (zu Figg). Stelle die Rampenlichter hin, u. d. versuche Dich in schönen Attituden; ehe Du Meister des Kampfs warst, bist Du ja Professor des körperlichen Anstalts gewesen. Laßt die Lichter angünden! Es giebt nichts so Amüsantes, als wenn die Maskenbänder eines Acteurs glänzend beleuchtet sind, während Schatten seine Stirn umlagern. Wenn er dann die Blicke erhebt und ausruft: Gesegnetes Sonnenlicht! und Dunkel der Nacht senket sich bei diesen Worten auf sein Antlitz, denn — die Sonne liegt im Keller (er lacht).

Witte (in Selbstbemüderung). Sehe ich nicht in diesem eleganten griechischen Costüm aus wie ein Troubadour des Mittelalters?

Hoalby. Laßt uns die Decorationen aufstellen. (zu Savage) Was machst Du da?
Savage. Ich pflanze die Gärten des Brutus.

Hoalby. Aber einige Scenen spielen ja im Palast.

Savage. Dargestellt durch diesen Tisch und Stuhl.

Hoalby. Und im Feldlager.

Savage. Hier diese Leinwand bedeckt ein Zelt.

Witte. Meine Scene spielt auf einem öffentlichen Platz.

Figg. Der öffentliche Platz ist hier: die Laterne — diese Riste — ein Brunnen.

Thornhill. Wo, das Gebüsch ist in dem Zimmer, das Zimmer auf der Strafe und das Zelt des Brutus dergleichen?

Garris. Das nennt man Einheit des Ortes, die Aristoteles so sehr empfiehlt.

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Hogarth, in ein großes weißes Tuch gehüllt, trägt eine Laterne von vier, auf welcher die Worte geschrieben stehen: Zu Billings wird du mich wiedersehen! Dann Jane, halb römisch gekleidet. Sie tritt zuletzt ein, gekröntes Weib, und bleibt an der Thüre stehen.

Hogarth (bei Seite). Lady Thornhill hat mir noch keine Hoffnung gegeben! Es lachen zu müssen mit Todesqual im Herzen. Wie sehr sind die Schauspieler zu bedauern! (Er befestigt die Bühne mit Garris.)

Garris. Figg, wende die Rampe um, daß es Nacht werde! (Figg gehorcht) Die Schauspieler, mit Ausnahme des Dichters, treten in die Coullisse zurück, die Zuschauer placiren sich gefälligst nach Belieben.

(Mehrere Personen treten ein und gruppiren sich hinter Thornhill. Witte, nachdem er die Bühne überschritten, verschwindet mit Jane durch die Thüre rechts. Garris legt sich am Zelt nieder.)

Witte (im Abgehen zu Jane). Seht mich nicht zu oft um Lärge an, meine Schöne, es könnte Argwohn erregen.

Hogarth (erkraut zu Garris). Du kannst anfangen, das Geipensst ist auf seinem Posten.

Garris. Zurück damit in die Coullisse! Später kann es erscheinen. (Hogarth geht.)

Hoalby. Laßt uns jetzt Artemidor und Portia hören.

(Jane und Witte treten die Bühne.)

Witte-Artemidor (eine Schrift in der Hand). Geseht ist mein Wohlthäter. Ich könnte ihm sagen: Man will Dich erdrosseln wie ein Kalb. Ich werde ihm dies Gefändniß in einem Briefe machen, denn er hat nicht mehr Zeit, ihn zu lesen. — Ach, da ist ja die schöne Lady Brutus, die theure Portia; der Augenblick ist günstig, ihr mein Herz zu öffnen.

Jane-Portia. O, Standhaftigkeit, verlaß mich nicht! Ich habe zwar den Geist eines Mannes, doch nur den Muth einer Frau. O, wie schwer ist es, ein Geheimniß zu bewahren!

Witte-Artemidor. Schöne Lady, Eure Augen sind Sonnen, Eure Stirn hat die Weiße des Mondes, und die Sterne. . . .

Jane-Portia. Meine Stirn leuchtet also nur während

meines Schummer's, und wenn meine Sonnen untergegangen sind, was verkünden Euch dann die Sterne?

Witche: Artemidor. Die Stunde der Liebe. Jane: Portia. Ich bin gekommen, meinen Brutus zu retten, und Ihr - Cesar. O könnten wir Beide . . .

Witche: Artemidor. Was denkt Ihr? Wir sind erst im zweiten Act, und damit würde das Stück zu Ende sein. Ihr seid schön und jung, auch ich bin Weib. Kommt, verlassen wir diese enge Straße . . .

Jane: Portia. Erwartet mich mit Geduld! Garrick (Witche zurendend, der in die Coulisse gehen will). Hierher, Sir Claudius. Ihr seid charmant, laßt Euch nicht wünschen. (Witche tritt unter die Zuschauer.)

Jane: Portia (allein auf der Bühne). Er muß - ich habe mein Wort gegeben! O, wie schwach ist das Herz eines Weibes! Brutus, Brutus, mögen die Götter Dein Vothaben begünstigen! Winde der Nacht, tragt mein Andenken zu denen, die mir theuer sind. Sagt ihnen, daß ich, von ihnen getrennt, nur die Hälfte meines Herzens mit mir nehme!

Thornhill. Viel Ausdruck, wahres Gefühl - wahrhaftig, nicht übel!

Hoalby. Und um so besser gespielt, da sie die ganze Tirade improvisirt hat.

Witche: (bei Seite - fade). Ich allein kenne die Quelle, woraus ihre Muse schöpft.

Garrick. Nun ist's an Dir, John, unsrem Autor und Meister. - Jetzt hört Antonius, den edlen Antonius!

Hoalby (bringt seine falsche Corpulenz in Ordnung und tritt mit vielem Selbstvertrauen auf die Bühne. Seine Komit ist matt und schwerfällig). Ich bin der Todtengräber und will Cesar begraben. Ach - wie der Schmerz fett macht; die Eiben bejahren so gut . . .

Thornhill. Dieser Monolog ist nicht heiter genug.

Garrick. Du hast Dein Talent verkannt; Du bist für das Tragische!

Hoalby (mit verändertem Ton). Ihr habt ihn Alle einst geliebt. O, weint, weint über ihn. Gefühl, bist du zu den wilden Thieren geflohen? Mein Herz ist hier in diesem Sarge, bei Cesar! Gestern noch unterwarf sein Wort eine halbe Welt, heut liegt er da, stumm, sterbend, unbeachtet! O Cesar!

Figg (bewundernd). Es ist, als wäre man in der Kirche, vor d'm Prediger. (Garrick steckt den Kopf durch die Coulisse.)

Savage. Man kann Shakespeare nicht schrecklicher ableiern. (John geht bestürzt ab, Garrick folgt ihm.)

Thornhill. Pfui über diese Parodien, welche Meisterwerke der Kunst ins Lächerliche ziehen, und dem Ideal des Schönen die Verrenkungen der Häßlichkeit unterschieben. Rußet meine Tochter - spielt weiter ohne uns!

Garrick (mit Wärme). Ehre dem edlen Thornhill! Laßt uns die lächerliche Maske abschütteln und Shakespeare rächen! Ich bin Brutus, der wahre Brutus!

Savage. Ach, der Esel verwandelt sich in ein Rosß. Hoalby. Was wird er thun?

Garrick (seine Züge sind ernst und düster, seine Declamation geht vom Gratesen zum Erhabenen über). Seit der Stunde, da Cassius mich gegen Cesar aufregte, habe ich nicht geschlafen! Der Zeitraum zwischen der ersten Absicht einer schrecklichen That bis zu ihrer Ausführung geht dahin, wie ein schauerlicher Traum voller Gespenster. Der Gewanke und die menschlichen Klaffe halten Rath unter einander und wie in einem kleinen Königreiche, wird der innere Staat des Menschen von Revolutionen bewegt. Ja, wenn wir Cesar's Geist tödten könnten, ohne Cesar zu mordern! Aber ach! Cesar muß für jenen bluten!

Also, Freunde, laßt ihn uns tödten, beherzt und ohne Zorn, tödten wie ein der Götter würdiges Opfer - nicht ihn zerfleischen wie einen Reichthum, den man den Hunden vorwirft. Ja, unsere Herzen haben ein Recht jaghaft zu sein - denn sie gleichen den Herren, die ihre Diener zu bösen Thaten antreiben und ihnen nachher Vorwürfe machen.

Thornhill. Gut, Kind; weiter, weiter. (Allgemeine erhöhte Aufmerksamkeit.)

Garrick. Ihr werthen Herren, laßt Eure Blicke klar sein und heiter und Eure Vorzüge nicht Euren Augen entschließen. Nein, spielt Eure Rollen wie unsere römischen Schauspielers, mit ruhigem Geist und festem Willen. (Waufe. Er geht einige Schritte vorwärts und begibt dann wieder mit erhabenem Ernst.) Verschwörung, schämt du dich, weil du deine unheilvolle Stimm in Nacht verbirgst, wo alle bösen Geister freies Spiel haben! Wo würdest du auch bei Tage eine Höhle finden, die finstler genug ist, dein scheußliches Antlitz zu verbergen. Suche nicht danach, Verschwörung, sondern verbirg dein Gesicht hinter Lächeln und Freundschaft! Könnte man deine wahren Züge erkennen, so wäre der Erbes nicht finstler genug, dich vor Argwohn zu schützen!

Alle. Bravo! Herrlich. Hurrah Garrick! (Er verläßt die Bühne.) Thornhill. Welche Kraft und Tiefe!

Figg. Sonderbar; es übersfällt Einen ein Grausen!

Thornhill. Sollte man es glauben - Commis in einer Weinhandlung, und . . .

Savage. Um, wenn das Genie einmal aus dem Keller heraufsteigt . . . (zu Hoalby) Deine Farce ist auf einmal zu Nichts geworden.

Hoalby (bissher nachdenkend und niedergeschlagen, sagt Garrick's Hände). Dank Dir, mein guter David!

Thornhill. Wo ist denn meine Tochter und unser Fischweiber-Maler?

Erste Scene.

Die Vorigen. Ein Kutscher in Livree, ganz bestürzt eintretend. Der Kutscher (zu Witche). Ich habe mich doch nicht geirrt! Sir Claudius; da seid Ihr ja! Ihr wart es also doch nicht . . . der . . .

Witche. Freilich, bin ich's! Was hat der Trunkentbold zu fragen? . . .

Rutcher. Ach, verzeihen mir Eure Herrlichkeit! Ich saß in der Schenke nebenan und plauderte ein bißchen und bewachte immer genau den Wagen. Auf einmal höre ich, wie die Pferde anfangen zu galoppiren, und auf dem Sitz sehe ich - ja wen? . . . Ihr wart es nicht. - Ich lief nach, so schnell ich konnte - aber ich hatte gut laufen, sie peitschten thätig drauf los und verschwunden waren sie wie der Blitz.

Witche. Ha, Verräther . . . ich ahne . . . (er geht in höchster Aufregung über die Bühne, daß er mit dem Kopf gegen die Coulisse stößt). Fort, beide fort! - Er ist's, dieser William - und . . .

Thornhill. Meine Tochter! Witche. Sie müssen schon weit sein! Ich mußte so beschimpft werden von einem Menschen wie - dieser Sogarthe!

Garrick. Sir James. Die Absichten meines Freundes sind ehrlich. Die beiden Kinder liebten sich, wie Lady Thornhill weiß, die sie nicht verlassen wird, die sie zum Altar begleitet und ihren Segen mit dem des Priesters vereinigt.

Thornhill. Schweige, Schlange! Fort, noch ist nicht Alles verloren: Meine Tochter, meine Tochter!

Witche. Ich schicke ihnen Polizei nach! Einem Vater seine Tochter zu rauben; es ist gräßlich!

Thornhill. Ein Sogarthe! Ein Mensch ohne Stellung, ohne Zukunft! Ich kenne sie nicht. Daß Niemand von jetzt an mir mehr ihren Namen nenne! (Er flüchtet aus dem Saal, das Gesicht in den Händen verbergend. Sogarthe's Freunde folgen ihm.)

(Schluß folgt.)

Hier oder dort?

Und kannst Du ihn nicht finden,
Den Himmel, in der Welt,
So wähne nicht, daß droben
Ein Himmel Dir bestellt.

D lerne Du ihn schauen
Dies in der eignen Brust,
So in der Freude Wälten
Wie in des Schmerzes Lust.

Schmückt doch den Himmel droben
Nicht ew'ger Sonnenschein: -
Es dümmert still der Abend,
Es bricht die Nacht herein -

Und sieh - vor Deinen Blicken,
In heilig'rer erster Pracht,
Grußeinen Sternensbüthen,
Dem schwarzen Schooß der Nacht.

Trum schmähe nicht des Lebens
Erhabne Nacht: den Schmerz,
Er ist die Gottesweihel
Für's arme Menschenherz.

Laß nur zu Deinem Herzen
Den Dämon „Schuld“ nicht ein,
So wird's in Schmerz und Freude
Dir stets ein Himmel sein.

Der Tag ist lang!

Der Tag ist lang! - Die Sonne zieht versenkend
Am Himmel hin auf wolkenloser Bahn:
Die Blumen stehen, die duft'gen Häupter hängend,
Als sprächen sie: „Gelt hat uns weh gethan.“
Die Knoche, eilig sich zum Lichte drängend,
Ruft ihren Schöpfer um Erquickung an . . .
Wer könnte wohl der Blumen Leid betrachten
Und flehte nicht: „Herr, laß sie nicht verschmachten!“

Der Tag ist lang! - Im heißen Sonnenglühen
Nächt jetzt der Schnitter Hand die reife Saat;
Wie sie im Schweiß des Angesichts sich mühen . . .
Es sinkt der Arm herab so todesmatt.
Laf eine Wolke mild vorüberziehen
O Herr, an Deiner Sonne lichten Pfad!
O, daß die Lüfte kühlend doch erwachten
Für jene, die im Joß der Arbeit schmachten!

Der Tag ist lang! - Auf heißem Schmerzempfinden
Belagert der Kranke doppelt jetzt sein Loos.
Erarme Dich, o Herr, und sende Kühle
Und Labung nieder aus der Wolken Schooß,
Daß frischer Hauch des Kranken Haupt umspiele
Und seiner Leiden Summe milder groß,
Die Glaub' und Hoffnung zu vernichten trachten.
Herr, laß des Kranken Seele nicht verschmachten!

Der Tag ist lang! - An hoher Linden Seite,
Dort, in des Todes enger Hügelstadt,
Ward auch des heißen Sonnenstrahles Beute
Manch Blümchen, welches Lieb' gepflanzt hat.
Den eignen Tod beweint die Trauerweide,
Senkt tiefer noch zur Erde Zweig und Blatt . . .
Dir rinnt ein Quell aus Wolf' und Bergeschichten,
Herr, laß der Gräber Leben nicht verschmachten!

Der Tag ist lang! - An mancher Seele zogen
Viel lange Tage Schmerzenswühl vorbei;
Gar manche fühlte, daß in des Kampfes Wogen
Des Lebens frisches Mark vertrocknet sei,
Der Nahrungsquell des Daseins aufgefogen . . .
Denn - eigene Thränen schaffen ihn nicht neu,
Ob sie auch Linderung dem Kummer brachten . . .
Herr, laß die Menschenseele nicht verschmachten!

Marie Garret.

Bistten und Bisttenkarten.

In dem, was man „gute Lebensart“ oder „savoir vivre“ nennt, giebt es mancherlei Dinge, welche uns das Anstandsgefühl und das gute Herz allein nicht lehren können, sondern die wir, wie alle auf Erabition beruhenden Anstandsregeln, erst lernen müssen, um gegen den guten Ton nicht zu verstoßen. Der Gebrauch der conventionellen Bistten und der der Karten gehöret hierher.

Erhält man eine briefliche Todesanzeige, so will die Sitte, daß man Karten schicke an die Hinterbliebenen nach Verlauf einer Woche; doch wenn diese unsere Freunde sind, ist solche förmliche Höflichkeit natürlich nicht angebracht, und ein persönlicher Besuch so bald als möglich nach dem Empfang der Trauernachricht das tröstlichste Zeichen wahrer Theilnahme. Kommt der Trauerbrief aus der Ferne, so ist es anständig, ihn sogleich durch ein Condolenzschreiben zu beantworten.

Erhalten wir eine briefliche Verlobungs- oder Heirathsanzeige, so muß in Zeit von 8 Tagen durch Gratulationskarten geantwortet, doch nicht eher ein Besuch bei den Neuverlobten oder Vermählten gemacht werden, als bis wir von diesen einen Besuch empfangen. Durch die größere oder geringere Eile in Erwiederung dieses Besuchs giebt man zu erkennen, ob man in näheren Umgang mit den Personen zu stehen wünscht oder nicht. Ein Monat ist die schickliche Zeit, einen Besuch zu verschieben, wenn man mit den Besuchten nur auf dem Fuß freundschaftlichen Begegnens bleiben will - diese Regel gilt für ceremonielle Besuche jeder Art, nicht nur für die bei Neuvermähten.

Erhält man eine Einladung zum Diner, und der Brief hat auf dem Umschlag die Buchstaben: U. A. W. G., so ist es dem Anstand gemäß, für den Fall, daß man die Einladung nicht annimmt, sogleich zu antworten, damit die Dame des Hauses Zeit habe, den Platz an der Tafel anders zu besetzen. Weniger eilig, doch jedenfalls am Tage vor dem Diner, muß die zusage Antwort gegeben werden. Im letzten Fall hatten es Manche für genügend, eine Karte statt der brieflichen Zusage zu schicken, wenn das Diner ein Staatsdiner ist; doch ist eine briefliche Zusage jedenfalls liebevoller und feiner.

Hat man die Einladung zum Diner angenommen, muß man zur bestimmten Stunde sich einstellen; frührer läßt lächerlich, später läßt unannehmlich erscheinen, und zieht uns die Mißbilligung der andern Gäste zu, denn ein hungriger Magen ist stets ein unbarmherziger Richter. Sich pünktlich einzustellen, ist also stets rathsam, wenn nicht aus Rücksicht für die Wirthin, so doch aus Rücksicht für uns selbst.

Einige Tage nach dem Diner (im Fall man demselben beigewohnt) ist es der Artigkeit gemäß, der Wirthin eine Bistte zu machen, welche die Franzosen „visite de digestion“ nennen, und diese Bistte muß, wenn nicht Krankheit längerer Aufschub entschuldigt, in spätestens 8 Tagen stattfinden.

Es giebt keine für Bistten vorgewiesene durch Gebrauch oder Mode bestimmte Tage; alle Tage sind dazu gleich, doch ist es der Höflichkeit gemäß, solche Tage zu wählen, von welchen wir wissen, daß unsere Bekannten zu Hause sind und Besuch empfangen, sonst machen wir uns verdächtig, dieselben nicht antreffen zu wollen.

Auch über die Stunden der Bistten lassen sich keine bestimmten Regeln geben, denn diese sind nach Ländern und Städten verschieden; in Paris z. B., wo um 6 Uhr dinnirt wird, auch wohl um 7 Uhr, werden die Bistten entweder von 2-5 Uhr, oder von 3-6 Uhr abgehalten, denn der Anstand verlangt, daß man der Frau vom Hause noch eine Stunde, oder mindestens eine halbe Stunde vor dem Diner zu freier Verfügung lasse. In Häusern, wo um 4 Uhr zu Mittag gespeist wird, ist die Zeit von 1-3 geeignet für Besuche . . . und da voranzusetzen ist, daß die häuslichen Einrichtungen befreundeter Familien uns bekannt seien, so können wir, wie verschieben dieselben immer sein mögen, leicht die geeignete Stunde zu dergleichen Höflichkeitsbesuchen ermitteln.

Der Abend wird gewöhnlich zu ceremoniellen Bistten nur von Herren benutzt; doch in den Häusern, wo alle acht oder alle vierzehn Tage „empfangen“ wird, ohne besondere Einladung, können auch Frauen Abends auf eine halbe oder eine Stunde erscheinen, was nach den Regeln der Etikette als Bistte gerechnet wird. Daß in diesen Abendzirkeln eine Dame in eleganter Soirée-Toilette erscheinen muß, ist kaum zu bemerken nöthig.

Für die Tagesbesuche ist gleichfalls eine gewählte Toilette nothwendig. Ist der Besuch ein rein ceremonieller, so muß er nur kurz, darf höchstens eine Viertelstunde währen, und nur eine interessante Unterhaltung kann ein längeres Verweilen entschuldigen, da es sehr unschicklich wäre, eine solche plötzlich zu unterbrechen, umfortzugehen. Man muß dazu den schicklichsten Moment ergreifen, welcher sich bei ceremoniellen Besuchen häufig beim Eintreten neuer Gäste darbietet. Sollten wir auch noch nicht 10 Minuten verweilt haben, ist es dennoch angemessen, bei dieser Gelegenheit sich von der Hausfrau zu verabschieden und Andern Platz zu machen.

Freundschaftliche Besuche stehen natürlicherweise ganz außerhalb der Bestimmungen, welche wir hier geben - die Freundschaft bedarf keiner Regeln, um das Rechte zu treffen.

Gratulationskarten an demselben Ort mit der Post zu schicken, ist nur zu Neujahr zulässig, natürlich im Umschlag. Auch zu andern Zeiten, wenn durch die Karte eine Artigkeit gezeigt oder erwiedert werden soll, ist es Sitte, sie selbst abzugeben oder durch einen Domestiken zu schicken. In diesem Fall dürfen sie nicht eingeklopft sein. Soll die Karte aber als eine Bistte gelten, so wird eine Ette derselben umgebogen.

Die Gebräuche hinsichtlich der Bisttenkarten variiren ins Unendliche. So giebt es Orte, wo man, um einer ganzen Familie zugleich eine Artigkeit zu erweisen, eine Karte mit so vielen Eten schickt, als die Familie Mitglieder zählt, doch ist kürzlich ein englischer Gebrauch vielfach nachgeahmt worden, welcher bedeutend einfacher und bequemer ist. Die Karte wird in der Mitte zusammengebrochen, wodurch gesagt ist, daß man der ganzen Familie eine Höflichkeit zu erweisen wünscht.

[2597.]

Original-Musik des Bazar.

An meine Heimath.

Gedicht von Hermann Marggraf, in Musik gesetzt von Friederike Malitor.

Andante.

SINGSTIMME.

PIANOFORTE.

Nach mei-ner Hei- = math seh'n' ich mich! Nach mei-ner Hei- = math zieht es
 mich, wo nicht der Him- = mel gar so grau und Luft und Ne- = bel nicht so rauh, wo nicht der
 Him- = mel gar so grau und Luft und Ne- = bel nicht so rauh. Doch wo ist mei- = ne
 Hei- = math, doch wo ist mei- = ne Hei- = math, mei- = ne Hei- = math?

[2574]

Nach meiner Heimath zieht es mich,
 Nach meiner Heimath seh'n' ich mich,
 Wo edler alle Menschen sind
 Und reiner ihr Bewußtsein rührt
 Doch wo ist meine Heimath?

Ach, wär' ich in der Heimath nur
 Auf jener grünen, süßen Flur,
 Wo auch das Herz Verträge schließt
 Und volles Bürgerrecht genießt
 Doch wo ist meine Heimath?

Garten-Arbeiten.

November.

Die Gartenarbeiten in dieser Jahreszeit gehören nicht zu denen, welche man mit dem Namen: „bankbare“ bezeichnen kann, denn sie fördern augenblicklich nichts Schönes; kaum sehen sie noch zu dem lohnenden Werke des Erntens in Beziehung, welches gewöhnlich im Monat October in Garten und Feld vollendet ist. Der November, recht eigentlich der graue unfreudliche Uebergangsmonat vom Herbst zum Winter, schenkt uns zwar zuweilen noch einen freundlichen Sonnenblick, sogar noch warme Tage, aber die Sonnenstrahlen fallen durch entlaubte Bäume, auf verbödete Beete, und die warmen Tage, wenn uns solche zu Theil werden, sind kurz, und eilen, als wäre ihres Bleibens nicht mehr auf der wüsten Erde, in feuchte Nebelschleier gehüllt, mit flüchtigem Schritt vorüber, den langen kältern Nächten das Feld räumend.

Im Garten muß es jetzt unsre Sorge sein, die zum Samen tragen bestimmten Artenfrüchte: Zwiebeln, Schalotten, Mohrrüben, Kohl u. dgl. mit Moos oder Laub zuzubeden, damit der schon häufig eintretende, aber doch allnächtlich zu erwartende Frost ihnen nicht schade. Der Weinstock, welcher im October seine Frucht hergegeben, streut nun auch die welken Blätter an sich her, und giebt seine kahle, unscheinbare Gestalt den Winden preis. Sobald er alle Blätter verloren, ist es notwendig, ihn zu verschneiden, seine Reben zusammenzubinden, sie niederzulegen und mit Erde zu bedecken zum Schutz gegen die Angriffe des Winters. Weinstöcke und Pfirsichbäume, die am Spalter gezogen, unwickelt man wohl auch dicht mit Stroh, um sie vor dem Erfrieren zu sichern, und an geschützten Stellen ist dieses Verfahren auch vollkommen zweckmäßig. Das in Massen herabfallende Laub der Bäume wird, wo es nicht zur Düngung liegen bleiben und mit eingegraben werden soll, sorgfältig zusammengeharkt, getrocknet, und entweder im Garten selbst zum Zudecken angewandt, oder zu andern hauswirthschaftlichen Zwecken, z. B. zur Streu, aufbewahrt.

Einen Theil der Zeit, welche sonst den Arbeiten im Garten selbst geweiht war, muß jetzt den im Keller oder in Gruben aufbewahrten Wintervorräthen an Feld- und Gartenfrüchten gewidmet werden, um dieselben zu reinigen und zu verpacken; den Erzeugnissen des Obstgartens, den Birnen, Äpfeln, Weintrauben, welche aufbewahrt werden sollen, müssen wir mit gehöriger Sorgfalt ihr Winterlager bereiten.

Im Garten sind die leeren Beete zu düngen und umzugraben, die Frühbeete auszuräumen und für die Aufnahme neuer Samen vorzubereiten; die Georginen, welche den schönsten Schmuck des herblichen Gartens bilden, sind zum

Abschneiden reif, müssen jedoch, nachdem dies geschehen, behäufelt werden und noch einige Zeit in der Erde bleiben. Bei trockenem Wetter nimmt man die Knollen heraus und legt sie in einen nicht feuchten Keller, oder in ein mäßig warmes Zimmer zum Ueberwintern. Eine umsichtige Gärtnerin wird nicht unterlassen, beim Herausnehmen der Knollen die Art und Farbe der Georginen daran zu bemerken, um im Frühjahr die Farben geschmackvoll aufzustellen zu können. Gut mit Erde zugebedekt, können die Georginen auch den Winter über im Freien bleiben.

Die niedrigen Rosen werden zu Anfang des Monats verschnit- tet, beim ersten Frost sogleich niedergelegt und mit Erde bedeckt. Die Rosenbäume, deren Stämme sich nicht umlegen läßt, können, besonders die zarteren Sorten, in Stroh eingehüllt, und so dem nachtheiligen Einfluß des Frostes entzogen werden.

Die Hyaleen, die Mahonien, und alle zarteren blühenden Sträucher muß man jetzt verdecken und sorgfältig verthüllen, wenn sie im nächsten Sommer uns aufs neue mit ihrer Blüthe erfreuen sollen; und sind dann alle schönen blühenden und nützlichen Kinder der Erde, so weit sie unserer Pflege anvertraut, zur Ruhe gebracht, und für den Winterschlaf zugebedekt, sehen wir uns mit ruhigem, obgleich wehmüthigen Blick in der kleinen Provinz Florenz um, deren Beherrscher wir uns nennen dürfen. Nichts Anziehendes begegnet uns mehr: in dem vertrauten Raum, als das unverwundliche Grün der Fichten und anderer edlen Nadelsträucher, zwischen denen der Ebereschenbaum mit seinen glänzend rothen Beeren leuchtend hervorsticht, eine Lockspeise der Vögel, denen jetzt ihr grünes Laubdach genommen ist, daher sie sich vertraulicher den Wohnungen der Menschen nähern, ihre Nahrung zu suchen.

Um so freundlicher, je mehr die Blüthen draußen schwinden, gestaltet sich der Fenstergarten des Zimmers. Monatrosen schauen liebäugelnd durch die klaren Scheiben nach den goldenen Sonnenstrahlen, welche immer kürzere Zeit, immer seltener zu ihnen kommen. Das Chrysanthemum entfaltet seine zahllosen Blütensterne, die bald leuchtend gelb, mit der Farbe der Sonnenblume wetteifern, bald blendend weiß mit zarten rosa oder lilä Blattspitzen, bald schön rosa oder purpur, wie reizende gefüllte Asten oder Taufendstern auf biegsamen Stengel erscheinen, und die Erica, das Kind der Heide, durch die Kunst des Gärtners aus einer einfachen Waldblume zur verzärtelten Reich hauspflanze umgeschaffen, erfreut uns zwar durch ihre zierliche Schönheit einige Wochen lang, wenn wir so grausam waren, sie dem Gewächshause zu entneihen und in unser Zimmer zu versetzen — doch, die Blume muß unsre kurze Freude mit dem Leben bezahlen. Heidkraut gedeiht im Zimmer nicht.

Vielleicht ist das kein hinreichender Grund, sich die Freude der lieblichen Blumennähe zu verjagen; ist es nicht das schönste Loos der Blumen, wenn sie für den Menschen sterben können?

(2589)



Kranzige Butter wieder wohlgeschmeckend zu machen.

Man schlägt die Butter in ein Gefäß mit Wasser, wor- hinein man einige Tropfen Kalz-Chlorur (chlorure de chaux) gegossen (auf 2 Pfd. Butter 25—30 Tropfen). Nachdem man die But-ter mit einem Holzlöffel tüchtig in dieser Mischung durch- gearbeitet, läßt man sie 1 oder 2 Stunden darin stehen, und wäscht sie dann in reinem Wasser gut aus.

Der Chlor hat nichts der Gesundheit Nachtheiliges, man kann sogar ohne Schaden die Dosis vermehren, doch die Er- fahrung hat gelehrt, daß 25—30 Tropfen auf 2 Pfd. Butter hinreichend sind, auch der verborbensten den reinen Geschmack wiederzugeben. Dasselbe Mittel ist auch anwendbar, um frischer Butter, welche auch zuweilen einen unangenehmen Geruch oder einen Beigeschmack hat, denselben zu benehmen.

Wein in den Fässern zu klären.

Man thut 2 Hände voll Salz in ungefähr 2 Maß kaltes Wasser, mischt noch 4 oder 5 Eiweiß hinzu, schlägt alles gut durcheinander und gießt diese Flüssigkeit in den Wein, den man mit einem Stock gehörig umrührt. Diese Dosis genügt für ein Faß; sollte indessen nach diesem Verfahren der Wein noch nicht ganz klar werden, was nur von der Schwierigkeit herrührt, womit manche Weinsorten überhaupt zu klären sind, so muß man in das Faß noch eine Flasche eiskaltes Wasser gießen, ohne den Wein weiter umzurühren. Dieses Mittel hat jedens- falls das gewünschte Resultat.

Wollenstoffe zu waschen.

Um Mouffeline de laine, Merino, Tibet u. dergl. zu rei- nigen, bestreicht man zuerst die zertrennten Stücke des Kleides, wo sie Flecken zeigen, mit Seife, und legt dieselben in einen Napf. Unterdessen hat man 12 Pfund Wasser über das Feuer gelebt, und wirft, wenn es kocht, 180 Gramm Senfpulver hinein. Nachdem letzteres ungefähr 2 Minuten mit dem Was- ser gekocht, nimmt man dieses vom Feuer und läßt es soweit erkalten, daß man die Hand darin halten kann. Nun gießt man das Senfwasser auf den Stoff und seift nothmals die Flecken sorgfältig ein. Ist das Zeug in diesem Wasser gründ- lich durchgewaschen, so wird es noch mehrmals in klarem Wasser gespült, so lange, bis dasselbe keine Färbung mehr

annimmt, und dann auf eine reine Schnur, die keine Flecken zurückläßt, gehangen.

Ist der Stoff trocken, so bedeckt man ihn auf dem Plättbret mit feuchtem Leinen, und plättet ihn mit sehr heißem Eisen.

Zuchtleider reinigt man, indem man die Flecken (z. B. am Halskragen) mit schwarzer Seife bestreicht, und sie dann vermittelst einer Kardensbürste wäscht, welche man in eine Abkochung von Wasser und Seifencaut taucht.

Hasenbraten auf englische Art.

Der Hase wird sorgfältig abgezogen, mit möglichster Schonung der Läufe und der Ohren, welche letztere man vorher in kochendes Wasser stecken muß. Um das Thier auszuweiden, macht man in der Mitte der unteren Bauchmuskeln eine Öffnung, nur eben groß genug, um die Hand hindurch zu bringen. Nach dem man die Leber von den Eingeweiden getrennt u. d. die Galle behutsam entfernt, reibt man die Leber mit in Milch gekochter Brodkrume zusammen, thut 2 rohe Gelbeier, Salz, Pfeffer, Gewürz, eine klein gewiegte Zwiebel, etwas pulverisirten Salbei hinzu, rührt alles durcheinander und läßt es in Butter etwas aufschmoren. Darauf füllt man den Hase mit diesem Farce, bringt ihn an den Spieß in liegender Stellung, hüllt ihn in Speckschnecken und Papier ein und läßt ihn eine Stunde braten. Vor dem Anrichten wird Papier und Speck abgenommen. Die Engländer essen zu einem so gebratenen Hasen Johannisbeersauce, doch kann man nach Belieben auch eine pikante Sauce dazu bereiten.

Ferchen auf der Schüssel gebraten.

Man spaltet den vollständig gereinigten und zugerichteten Vögeln den Rücken, nimmt die Knochen heraus, und füllt sie mit gekochtem Farce. Darauf legt man auf eine tiefe Schüssel eine Lage von demselben Farce, darüber die Ferchen im Kreise und füllt auch die Zwischenräume mit Farce aus, so daß Nichts sichtbar bleibt, als der obere Theil der Brust. Nun deckt man Brod in Scheiben geschnitten auf die Vögel, über das Brod Speckstreifen und mit Butter bestrichenen Papier, und stellt die Schüssel in den Bratofen. Wenn die Ferchen gar sind, nimmt man das Brod, den Speck und das Papier hinweg, schöpft das Fett ab, und richtet sie mit einer Champignon-Sauce an.



Sylbenräthsel.

Ich sah in meinem Blumengarten
Und labte mich an 1 und 2,
Lang ließ die Freundin auf sich warten,
Sie kam; ich rief ihr zu: Ei, ei!
Wo bleibst du denn, du liebe Rose?
Du kommst auch heute gar zu spät!
Und reichte ihr die schönste Rose
Von meinem kleinen Blumenbeet.
Ach, sagte sie, ich kann des Maien,
Und all' der Blumen süß und zart,
Mich nicht mehr so wie sonst erfreuen,
Da ich die 1 — 2 — 3 nun ward.
Ich tröstete: Nicht lang wird's währen
1 — 2 kehrt wieder mit der Zeit,
Und ist doch eher zu entbehren
Als Alles was das Aug' erfreut.
Die Freundin nickte mir mit Lachen,
Und sprach: Da fällt mir eben ein
Ein Räthsel aus dem Wort zu machen:
Leicht wird es Deinem Scharfsinn sein
Das erste Wörtchen abzulösen —
Was findet dann die 2 und 3?
Den Inbegriff des Schlechten, Bösen —
Wir wenden uns davon mit Scheu.

Logogryph.

Ein Wörtchen, vom Leidenden gern gehört,
Ein Zeichen davon, hat es Manches zerhört;
Und noch ein Zeichen hinweggenommen:
So wird aus ihm das Tageslicht kommen.



Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schöner Gewinn,
Sie erhalten; und der schönst und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Man spricht von einem Spiegel, der duldet keinen Mord,
Und eine Blume giebt es, die kündigt ein einz'ger Frost;
Ein Kleind, das nur einmal die Kunst des Meisters schuf,
Sieh, Spiegel, Blume, Kleind, das ist — der gute Ruf.

Wie hoch auch immer Schönheit das Haupt erhebe, immer berührt
Sie doch mit den Füßen die Erde.

Rebus.



K o e n n e n

Auflösung der ersten dreisylbigen Charade in Nr. 41.
Votterie.

Auflösung der zweiten dreisylbigen Charade in Nr. 41.
Lustschiff.

Auflösung des Rebus in Nr. 41.
Der Krug geht so lange zum Wasser bis er zerbricht.

Auflösung der Räthsel-Aufgabe in Nr. 41.

Schau in Deiner Wasser Spiegel,
Eromatisch in Gesicht und Haar,
Neblich nach des Ebens Siegel,
Wahrer Dich lieblich die Natur.
Eist ein Zeuge alter Werte,
Eind ein Zeuge alter Mächte,
Dem ich in des Marmors Stärke,
Hab Dir seiner Künste Pracht.

G. N. Franke.



An Fr. v. S. in D. Das in Nr. 42 des Bazar bei Gelegenheit des Blumen-Lichtschirms erwähnte Stanniol (Blattzinn) ist aus jeder bedeutenden Papierhandlung größerer Städte zu beziehen. In Berlin J. B. bei Houl, Leipziger Straße Nr. 75. Der Bogen kostet 2 1/2 Sgr.

An Fr. W. in W. Ihre Mittheilung ist sehr interessant; wenn Fr. N. eine Frau mit all den geforderten Eigenschaften bekommen kann, so mag er sie nehmen; doch als Beispiel, daß auch die Frauen Fortschritte an ihren „Zukunftigen“ zu machen verstehen, lesen Sie folgendes Congrat von Eigenschaften, welche eine kluge Amerikanerin von ihrem Gatten fordert: Gütmüthigkeit, heit're Laune, gesunden Verstand, Lebhaftigkeit; um Himmel's Willen keine Spur von Euphidität. Von Perlen mehr angenehm als schön; wohl gemachten, vollkommen proportionirt, nicht viel unter 6 Fuß. Im Angestrichen sauber, doch nie geschändert. Da Jugend noch langen Genus des Stüdes verheißt, so ist sie wünschenswerth. Wohl belesen in der classischen Literatur, doch kein Bedant. In der Naturphilosophie und in physikalischen Experimenten wohl bewandert. Musikalisches Gehör und Verstand, doch kein Geigenspieler. Ich wiederhole es, um keinen Preis möchte ich einen Mann, der mich mit Lieben auf der Beige langweilt. Leicht, unbesetzte Höflichkeit. Kein Fäuler und Kenomist — grade so viel Wuth, als nöthig ist, seine eigene und die Ehre seiner Frau zu vertheidigen. — Keinen Reisekosten, keinen Tugendehusthaften. Freiberger in jeder Beziehung, nur nicht in der Religion. — Gefällt Ihnen dieses Porträt?

An Fr. S. R. in D. Die sogenannten orientalischen Fächer, welche in Paris sehr häufig diesen Sommer und Herbst getragen wurden, sind als Sonnenhüte zum täglichen Gebrauch gar nicht zu empfehlen, da sie das Gesicht nicht von oben beschützen. Ein andrer ist es mit den Fächerhüten, welche aus einem Fächer in einen Schirm, und aus diesem in jenen verwandelt werden können durch eine einfache Vorrichtung. (Nr. 19 des Bazar zeigt die genaue Abbildung dieser Schirme.) Die Fächerhüte erfüllen alle Ansprüche, die man an Promenadenschirme machen kann, doch die orientalischen Fächer (das Rosenbild in Nr. 25 zeigt einen solchen) sind nur im Wagen zweckmäßig.

An Fr. J. R. in W. Der Ausdruck: Radelgeld rührt von einem alten Gebrauch der französischen Hauptstadt Paris her, und ist diesem Ausdruck nur im Lauf der Zeiten ein weiterer Begriff untergeschoben worden. Die Statuten der Radel-Annung in Paris enthielten nemlich einen Paragraphen, wonach es ihnen unterlag war, ihre Waare an mehr als einem Ort auszuliegen, ausgenommen am Neujahrabend und am Neujahrstage. Wer mit dem Pariser Leben einigermaßen bekannt ist, wird wissen, wie viele Tage in der Hauptstadt Frankreichs recht eigentlich den Höhepunkt des gewerblichen und gesellschaftlichen Verkehrs bilden. Amentlich herrscht in Paris die Sitte, zu Neujahr Freunde und Bekannte durch Geschenke zu überraschen, eine Sitte, die durch alle Schichten der Gesellschaft geht, und Waarenausstellungen jeder Art an allen dazu geeigneten Plätzen verursacht. Möglich nun, daß der zu Neujahr leichtere Ankauf der Radeln in früheren Zeiten die Pariser Väter und Gatten veranlaßte, ihren weiblichen Angehörigen jedesmal, nebst anderen Gegenständen, auch Radeln zu schenken, oder Geld, sich selbst welche zu kaufen, kurz, das Geld, welches Frauen oder Mädchen geschenkweise zu beliebiger Verwendung für Toilettenbedürfnisse u. dgl. erhalten, heißt noch heut zu Tage Radelgeld.

Freilich ist den Radeln (d. h. den eigentlichen Stednadeln) sehr nur vergönnt, incognito sich an der weiblichen Toilette zu betheiligen. Eine sichtbar angebrachte Stednadel ist unschön, und freisetzt wider die Eleganz, welche nur Knöpfe, Brochen oder Schleifen als Befestigungsmittel duldet — oft sogar wider die Ordnung, wenn die Stednadel die Stelle von Hals und Diste vertreten soll. Jedenfalls müssen in früherer Zeit die Radeln von hoher Bedeutung für die Toilette gewesen sein, was sie in gewissem Grade heut noch sind, nur, wie gesagt, als unsichtbare Gehülfsstücken der Affectation, welche ohne den Gebrauch der Radeln fast nicht möglich ist. Die französische Bezeichnung eines Radeln sauberen Angugs „à quatre epingles“ ist auch heut noch nicht ganz ohne Grund.

Herrn C. W. in Dr. Mit Dank empfangen.

Hrn. Gaud. C. St. in Dr. Wir müssen bedauern, Ihre „Entgegnung“ nicht zum Abdruck bringen zu können.

Fr. W. C. in C. Ja!

Fr. J. W. auf Gr. P. Mit Vergnügen werden wir auf die Erfüllung Ihres Wunsches Bedacht nehmen.

Hrn. H. S. in W. bei P. (W. Sch.) Wir danken für die gefällige Mittheilung und werden Alles bestens benutzen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, so wie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfangs sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde.

Die Administration des Bazar.

Aufruf

zur Betheiligung an der Verloosung für die Brandverunglückten zu Trarbach und Traben an der Mosel.

Von jeher vereinigten die Deutschen Frauen mit häuslichen Tugenden und gründlicher Geistesbildung den Ruhm, fertige Handarbeiterinnen zu sein. In dieser letzteren Eigenschaft wollten nun die Unterzeichneten ihre Zukunft nehmen und die Bitte an ihre gütigen Landsmänninnen richten, ihnen recht viele Erzeugnisse ihrer kunstfertigen Hände zuzuführen, für eine Lotterie zum Besten des ganz niedergebrannten Trarbachs, dessen Bewohner zum Theil obdachlos zwischen den Trümmern ihrer Häuser umhertreiben, zum Theil in dem gegenüberliegenden Traben Obdach fanden. Plötzlich brach auch in diesem Orte Feuer aus, welches Aufnehmende wie Aufgenommene in erhöhtes Unglück stürzte. Deshalb wurde nun der Plan zu der Lotterie verändert und beschlossen, den Ertrag derselben den beiderseitigen Brandverunglückten zustießen zu lassen. Das ist es ja, was dem Unglück die Schärfe des Stachels nimmt und die Hand des Vaters darin erkennen läßt, daß die Herzen der Menschen sich nähern und das Band der Liebe fester zwischen ihnen wird.

Handarbeiten, Malereien, Haararbeiten, Galanteriewaaren u. dgl., alles wird dankbar angenommen, sei es groß oder klein, in der Hoffnung, daß der Segen auf jeder Gabe ruhen werde, da sie aus gutem, zur Hilfe bereiten Herzen gesendet wird.

Ihre Majestät die Königin, unsere hohe Landesmutter, sandte schon gnädig ein Delgemälde, 2 Vasen und 2 ausgezeichnete größere Handarbeiten.

Ihre Königliche Hoheit, die Frau Prinzessin von Preußen, sagte huldvoll ihre Hilfe zu und wo so hochverehrte Namen an der Spitze stehen, wird die Nachfolge nicht fehlen, wozu der Herr Seinen Segen geben wolle!

Die Zeit für die Ablieferung der Gaben ist auf den 1. December d. J. festgesetzt und die Zeit der Verloosung wird noch öffentlich näher angegeben; zugleich bittet man um baldige Bestellung von Loosen, deren Preis auf 5 Sgr. festgesetzt ist.

Der Frauenverein für Trarbach und Traben:

- | | | |
|--|------------------------------------|--|
| Cleonore Böcking, Lina Böcking,
Luise Rumpel, Helene Langguth,
Bertha Starck, Wilh. Glaffen,
Henriette Pfeiffer, Johanna Stäßler, | aus Trarbach.
" "
" "
" " | Wilhelmine Hack, Auguste Hack, aus Traben.
Lina Rumpel, Luise Huesgen, " "
Sophie Korn, Mathilde Haack, " "
Bertha Franz, Meta Pfender. " " |
|--|------------------------------------|--|

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 45.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. December 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VII. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von grauem Taffet mit schürzenartiger Garnitur aus schwarzem schmalen Sammetband und Knöpfen gebildet. Dieselbe Garnitur befindet sich am Rand des Schoßes, der Ärmel und vorn auf dem glatten Leibchen als lapartige Verzierung. Mantel von blau und schwarzem Tuch (drap mouzaya). Dieser oben anschließende, nach unten sehr weite Mantel fällt in reichen Falten auf das Kleid und ist mit einer großen, hinten spitzen Pelzine versehen, deren vordere lange Enden die Ärmel vorstellen und ersetzen. Eine schmale blauwollene Borte ringsum und Quasten sind die einzige Verzierung dieses Mantels. Der Hut ist von flügrauem gezogenem Taffet, mit Sammetstreifen derselben Farbe garnirt. An einer Seite desselben ein Touffe von Spitzen, im

Innern des Schirms Lüllrüschen, über die Stirn ein Bandeau von Sammet und an einer Seite Weinranken.

Figur 2. Robe von Phantasiestoff. Das Leibchen mit langem Schoß ist vorn durch Brandenburgs von Posamentirarbeit verziert; die Ärmel haben eine entsprechende Garnitur. Mantel „Caib“; ein einfacher Burnous mit Capuchon, welches bis zur Schulternahnt geht. Die Farbe des Mantels ist dunkelbraun, die Einfassung desselben besteht aus gleichfarbiger Borte, und sein einziger Schmuck aus großen Quasten, welche am Capuchon und vorn auf der Brust angebracht sind. Der Hut ist von rothem Sammet, am Rande der Basse mit 3 Sammetrollen verziert. Eine gekrümmte Feder fällt auf das Bavolet. Im Innern der Basse eine große rothe Georgine inmitten von Lüll- oder Blondenrüschen.

Figur 3. Robe von steinrauem Cashmir mit glattem Rod, und Taille ohne Schoß mit Gürtel. Mantel à la Hon-

grois, in Gestalt einer langen Basquine. Die Ärmel sind bis oben hin aufgeschligt, und das Ganze ist mit einer breiten quimperartigen Borte in Carreaumuster verziert, welche sich in großen Krobbeln endigt. Dieselbe Gulpe ist leiterartig an den vorderen Seiten des Mantels und der Ärmel aufgesetzt. Hut von grünem Seidenpique ohne Auspuß, nur im Innern der Basse Sammetblumen und Sammetblätter.

Figur 4. Robe von feinem Wollstoff mit Atlasstreifen. Besatz à tablier von farbrtem Seidenstoff, zu beiden Seiten mit Reihen großer Posamentirknöpfe verziert, welche auch die Garnitur des glatten hohen Leibchens bilden. Mantel „Paltava“ von dunkelbraunem Plüsch, halb anliegend mit weiten Ärmeln, deren Zipfel mit Quasten reich verziert sind.

Hut von weißem Atlas mit einem Fanchon von Spitzen, im Innern des Schirms Granatblüthen. [2620]



Pariser Moden.

Die Chrysaliden

oder

das vierblättrige Kleeblatt.

Lustspiel in drei Acten

nach

Francis Wey.

(Schluß.)

Dritter Act.

(Derselbe Saal wie in den zwei ersten Acten. Das Theater ist verschmunden und das Zimmer wieder ein Atelier geworden. Ein sehr großes Bild zur Linken, welches fast die Wand bedeckt; eine Staffelei, Malergerüste an der Mauer des Hintergrundes etc.)

Erste Scene.

Garric, Lady Thornhill.

Garric. Eure Tochter hätte die Geschenke mit dem wärmsten Dank empfangen, doch der Stolz ihres Gatten weigerte sich, Wohlthaten von einer Familie anzunehmen, die ihn verläugnet; wenigstens so lange Mr. Thornhill sich nicht erweichen läßt . . .

Lady Thornhill. Ach, Herr Garric, wir werden ihn nie, nie erweichen! Seit den vier Monaten, die ich getrennt von meinem Kinde lebe, habe ich jeden Tag stehend und weinend vor Sir James auf den Knien gelegen! Aber — er hat mir verboten, den Namen seiner Tochter auszusprechen, von ihr zu reden; er will sie aus seinem Gedächtnis verbannen; er hat Alles entfernt, was in seiner Umgebung an sie erinnern könnte.

Garric. Kann er so sein eigenes Herz foltern und verläugnen?

Lady Thornhill. Sie pflegte Blumen; er hat sie ausreifen lassen! Ihr Zimmer, worin ich zuweilen mich einschloß, um in der geliebten Umgebung zu weinen, hat er aller Meubles entkleiden lassen; ihr Bett, ihr hübsches weißes Bett, worin ich jeden Abend ihr einen Kuß zur guten Nacht auf die Stirn drückte, lieh er wegnehmen. — O, wie ist das liebe trauliche Stübchen so leer und öde geworden! Es ist, als hätte der Tod seinen Durchzug gehalten! Ach, Herr Garric, Gott strafft mich allzu hart — ich erliege diesem Gram!

Garric. Wie kann Sir James so grausam sein . . .

Lady Thornhill. Ich vermochte weder seinen Zorn, noch seine Leiden zu mildern. Sein Haus ist ihm verhaft, Anfangs versuchte er durch veränderte Lebensweise die Vergangenheit zu vergessen; er ließ die Möbel an andere Stellen rücken, wohnte in andern, sonst unbenutzten Zimmern . . . aber konnte er die Luft bannen, die sie im väterlichen Hause neben ihm geatmet? Konnte er die unsichtbare, und doch so mächtige Spur verwischen, welche die Berührung der Kindeshand auf allen Gegenständen zurückgelassen? Ach, bester Herr Garric, spricht mit mir von meiner Tochter . . . Sie lebt in Armut. — Nicht? . . .

Garric. Sie liebt ihren Gatten; Hogarth arbeitet mit Anstrengung und Eifer. — Und, schmecht nicht auch das schwarze Brod süß, wenn es von der Hand der Liebe gereicht wird?

Lady Thornhill. Die lieben, herzigen Kinder! Nicht wahr, Herr Garric, Ihr seid oft bei ihnen? Ach, ich möchte jeden Tag zu ihnen laufen, wenn ich's nur unbemerkt könnte.

Garric. Hogarth giebt es nicht zu. Wir bedürfen jetzt Muth und Festigkeit, sagte er. Wenn Jane alle Tage eine Stunde in den Armen ihrer Mutter weinen darf, so findet sie ihr Loos schwerer und die Mutter gewinnt dadurch nichts als Verstärkung ihrer Selbstvorwürfe. Ich hätte eine verzweifelte unglückliche Frau, und müßte am Ende selbst in Erlösung verfinstern. Da Melancholie die Mutter der Trägheit ist, würde ich nicht mehr arbeiten mögen, und bald wären wir ohne Brod. Ich finde diese Ansichten Hogarth's sehr klug, und unterstütze die Leuten fleißig mit Hoffnung und mit spanischem Wein. Unserer Handlung geschicht dadurch ein Dienst, wenn die Proben verbraucht werden.

Lady Thornhill. Wie traurig ist es, daß Hogarth kein Talent hat, das meinem Gatten zuzagt!

Garric. Müßte, hätte Hogarth kein Talent gehabt, so würde Sir James ihm ohne Mühe welches beigebracht haben. Denn nur Solchen kann Talent eingepflanzet werden, welche gar nichts davon besitzen. Ueberhaupt glaubt mir, wäre Hogarth ganz talentlos, würde der Hofmaler des Königs nachsichtiger sein!

Lady Thornhill. Ihr irrt Euch — gewiß!

Garric. Ich läusche mich nicht in solchen Dingen, habe Erfahrung darin. . . Ich spielte noch kürzlich auf dem Theaterrollen zu Ipswich Combdie, und werde jetzt in Drury Lane debüfiren — Ich weiß in der Werkflott menschlicher Gefühle und Gedanken mehr Bescheid, als Ihr vielleicht glaubt, Mylady. — Uebrigens hat William Hogarth jetzt einen Kupferstich veröffentlicht, dessen sämtliche Abzüge in wenigen Stunden vergriffen sind. Er hat ihn Euch geschickt, und ich wüßte nicht, was Sir James . . .

Lady Thornhill. Er ließ der Originalität des Künstlers Gerechtigkeit widerfahren, und wünschte seinen Namen zu wissen. . . Es soll ein junger Mann sein, gab ich zur Antwort. — „Er fängt gut an!“ erwiderte er — und dann, als ich Hogarth erwähnte, enthielt er sich jeder Bemerkung, aber ich sah es ihm an, daß die Sache ihm im Kopf herumging. Nach dem Mittagessen nahm Sir James den Abdruck von Neuem vor und sagte: Hogarth gravirt seine Compositionen selbst, ich lasse die meinen graviren. Nur die Malerei schafft den Künstler ersten Ranges. Ich hat darauf meinen Schwiegervater, sich mehr der Malerei zuzuwenden.

Garric. Worauf William antwortete: Ich male auch, aber ich male wie der liebe Gott!

Lady Thornhill. O, wenn das Thornhill geköhrt hätte!

Garric. William wird Beweise seiner Kunst ablegen, und bald, hoffe ich. Seit drei Monaten arbeitet er, mit seiner Frau in sein Atelier eingeschlossen, an einem Gemälde, dem wir Alle mit größter Spannung entgegensetzen. Doch Niemand soll dieses Meisterstück vor dem berühmten Thornhill erblicken,

ein Gemälde, in welchem Hogarth's Genie sich enthüllen wird und muß.

Lady Thornhill. Sagt mir, guter Herr Garric — behandelt William auch meine Jane liebevoll? Sie ist ein so zart gewöhntes Kind! Ist sie auch noch so hübsch, noch so heiter, wie sonst?

Garric. Sie ist hübscher als je.

Lady Thornhill. O, dieser Hogarth macht mich zu unglücklich! Meine theure Tochter! Ihr werdet mich recht schwach nennen, Herr Garric . . . aber — was meint Ihr — gleich nach der Trauung habe ich das neue Kleid bei Seite gelegt — darf ich's ihr wohl schicken? . . . und noch ein Paar andre Sachen vielleicht? . . . Spricht sie denn auch von ihrer Mutter?

Garric. Sie denkt stets ihrer. Aber, wenn sie William verläßt, hätte er sich das Leben genommen.

Lady Thornhill. Gerade so wie einst mein Thornhill. Garric. Sie hatte so großen Widerwillen gegen Wittcotte.

Lady Thornhill. Das entschuldigt einzig diesen zweifelten Schritt. Werdet Ihr auch wiederkommen, Herr Garric, verspricht Ihr es mir? In dieser Stunde bin ich immer allein.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Samuel Johnson (ein Bild unter dem Arm).

Johnson (sich verneinend). Wäre es mir gestattet, ohne zubringlich zu erscheinen, der würdigen Lady Thornhill meine ergebenste Huldigung darzubringen!

Garric. Ihr seid's, Johnson?

Johnson. Ich weiß nicht recht, wie ich einem Mann gegenüber treten soll, der im Begriff steht sich einem profanen Beruf hinzugeben und den Göttern anzulegen. Verurteilt Euch nicht auf unsere Freundschaft, denn eben weil sie für mich so verführerisch ist, muß ich davon auf der Hut sein . . .

Garric. Das klingt sonderbar von einem Mann, der ein gewisses Trauerspiel „Irene“ geschrieben, das durch die Mitwirkung eines gewissen Garric zur Aufführung kommen soll.

Johnson. Wenn Ihr Talent genug habt, die Fehler der Menschen durch ein so frohliches Nachwerk zu bemänteln, so könnt Ihr der allgemeinen Sittlichkeit sehr gefährlich werden. (zu Lady Thornhill) Nach vergeblichen Anstrengungen, dieses Bündniß zu hinterreiben, thue ich wenigstens mein Mögliches, die traurigen Folgen desselben zu mildern. Hogarth versichert, daß er Talent habe. Zum Beweise dafür hat er so eben hier das Bild vollendet, das ich mitbringe, um es dem Urtheil Sir James Thornhill's zu unterwerfen. (er stellt das Gemälde auf die Staffelei.)

Lady Thornhill (mit einem Ausruf der Bewunderung und Ueberraschung). Ach, vielleicht wird dies . . .

Johnson. Das wäre ein schickliches und ehrliches Mittel zur Versöhnung. — Seht — dies hier ist der erste Act eines Sittendramas in 6 Bildern, bestimmt, die unerfahrene Jugend vor den Gefahren des Lasters zu warnen.

Garric (das Gemälde betrachtend). Neu, kraftvoll und geistreich!

Johnson. So war mein Urtheil auch!

Lady Thornhill. Ja, aber Ihr seid nicht Maler. Für uns mag das prächtig sein; so scheint es unserer Unkenntniß. Wenn aber das Werk nicht schön ist in gewisser Weise, und diese gewisse Weise nicht ihre gewisse Weise hat — so sehen die Kenner mit Geringschätzung auf den Künstler herab.

Johnson. Ich werde Sir James sprechen und mir Mühe geben ihn zu überzeugen: das Wort ist mein Feld.

Garric. Auch ich habe einen Plan, von dem ich glänzigen Erfolg hoffe.

Lady Thornhill (erschrocken). Ich höre Thornhill. Er kommt die Treppe heraus. Wenn er uns hier fände . . .

Garric (bewegt). Wo soll ich mich verbergen? — dort! (er geht gegen die Thür hin.) Ich gehe um wiederzukehren und — in guter Begleitung.

Johnson (ruhmig). Mich soll er gewiß finden. Ich weiche nicht aus diesem Saal.

Dritte Scene.

Johnson, Lady Thornhill, Thornhill (sanfter und zerstreut).

Lady Thornhill (zu Johnson). Der Moment ist nicht günstig.

Johnson (bei Seite). Seine Hüte sind verändert!

Lady Thornhill (zu ihrem Gatten). Lieber Mann . . . Thornhill. Ach, Du bist's, Judith, Du, meine einzige treueste Freundin . . . die, wollte ich sagen, mich zuletzt verrathen hat. (Johnson erblickend.) Guten Tag, Herr Johnson. Ihr verläßt mich also nicht? Der einzige redbliche Mann, dem ich, leider zu spät, begegnete. Die Leute weichen mir aus, zeigen mit Fingern auf mich. Im Parlament zischeln sie und lachen ins Häußchen über den alten Thornhill, der sich überdies nicht lieb wie eine Rindermuhme. Und meine Feinde, meine Gegner, das ganze Heer meiner Neider, wie sie jetzt triumphiren, seit die Schmach der Lächerlichkeit auf meine weißen Haare sich senkte! Ach, Herr Johnson, hätte ich damals Euch geköhrt! (zu Judith) Er hat mir das Leben gerettet — Du weißt doch — (zu Johnson) Ich verzeihe es Euch!

Johnson. Sir James, ich komme, zu Eurem Herzen zu sprechen. . .

Lady Thornhill. Unsere Tochter ist noch so jung — und ich war schwach gegen sie! Wir hatten uns Hoffnung gemacht, der Mann, dem Deine Lehren und Dein Rath zu Theil geworden, werde einst im Stande sein . . .

Thornhill. Mein Rath? Er hat sich darum gekümmert, wahrhaftig! Kennst Du seine Gedanken? Er hält sich für den Messias der Natur, und ich thue weiter Nichts als ihm bilden Gestalten und Wesen, die nicht sind. Doch, mag sein! Was geht es mich an, wie er von mir denkt . . . Uebrigens verzeihe ich meiner . . . Deiner Tochter diesen Schimpf niemals. — Mein Wort mehr über diesen Gegenstand. (weiter) Was mag aus der Heroine geworden sein? Unter welchem Strohdach, in welcher finstern Kammer der Erde mag sie sich verbergen? Ich hoffe doch, Judith, daß Du sie nie aussuchst — ich will mit diesen Leuten Nichts zu schaffen haben! (Judith steht ruhig, er beobachtet sie scharf.)

Johnson. Der Zimmer macht Euch hart.

Thornhill (bei Seite, mit zurückgehaltener Freude). Sie weiß wo unser Kind ist! (Lady Thornhill geht und betrachtet Hogarth's Gemälde.)

Johnson. Eure Tochter ist schmerzlich betrübt. Der junge Mann ist nicht ohne Talent. . .

Thornhill (bestig). Ich wollte lieber, er hätte keines, so würde man ihm eines schaffen, man würde eine Stelle für ihn finden. . . Aber ein so regelloser Geist, ein so verwilderter Gesichtsmaß, eine Ausführung, die . . . (zu Judith) Was betrachtest Du da?

Lady Thornhill. Ein Gemälde. (Thornhill geht an dem Bilde vorüber, jähert, ist erst überrascht, seine Miene verfinstert sich, er bewundert wider Willen.)

Thornhill (von der Bewunderung zur Bitterkeit übergehend). Ich muß gestehen, das habe ich nicht erwartet. . . Es ist eine Kühnheit in diesem Werk, eine — oh gewiß, ich bewundere — Aber warum schleudert er mir diesen Blig der Ironie bis hienher? Um mich zu höhnen, mich zu demüthigen? Mr. Hogarth bebarf ja meiner nicht. Wer ein so enormes Talent besitzt, kann schon ein Mädchen ohne Mitgift heirathen.

Johnson. Diese Bemerkung ist sehr richtig; doch mein Freund wendet sich nicht an Eure Börse, sondern an Euer Urtheil. Dieses Gemälde habe ich fast gegen den Willen des Künstlers hergebracht, welcher Eure Strenge fürchtete.

Thornhill. Ich verstehe er glaube mich ungerichtet, vorurtheilsvoll. (er betrachtet prüfend das Bild.) Doch lassen wir Mr. Hogarth und sein Genie. Von Euch wünsche ich besser beurtheilt zu werden, und wenn ich Euch dienen kann, wenn Ihr z. B. eine Fürsprache, einen Posten begehrt. . . ?

Johnson. Nein; ich habe keinen Glauben an meine Befähigung für einen Posten. Ich hatte nur einmal einen Posten: Ein Arzt nämlich, welcher sich einbildete Epilepsie heilen zu können, engagirte mich als Gehilfen und zugleich als Gegenstand zu medicinischen Experimenten. Mein Magen widerstand aber seiner Behandlung, mein Uebel gleichfalls. Da er mich so gänzlich incurabel fand, vermuthete er, ich könne dem Ruf seines Clivits schaden und entließ mich. Seitdem habe ich mich auf die Literatur geworfen. Ich mache Tragödien, Satiren, moralische Lieder für die Schenken; epische Gedichte, Prose, Prologe, sogar Predigten für träge Pastoren. Ich bin Kritiker, Biograph, Moralist, besonders Philologe, sogar Poet, wenn es sein muß. Aber meine eigentliche Bestimmung in der Literatur ist das lebendige Geseh. (zu Lady Thornhill) Wir müssen ihn etwas belustigen und auf andere Gedanken bringen.

Thornhill. Ihr interessiert mich ungemein! Wie würde ich mich freuen, wenn Ihr Talent hättet!

Johnson (bei Seite). Ich bin ja kein Maler! (laut) Nun so freut Euch! Ein sehr geistreicher Franzose, Monsieur Aroutet, der sich Voltaire nennt, hat kürzlich geschrieben, daß ich, was meine Berechnung betrifft, mit den Rednern Athens und Roms rivalisiren könnte.

Thornhill. Wär's möglich!

Lady Thornhill (bei Seite). Arme Seele, die das Elend des Lebens zu hart geschlagen!

Johnson. Ihr wisst, wie viel Geschieh seit einem Jahre von dem Rednertalent unserer Demosthenese im Parlament gemacht wird, aber das wisst Ihr nicht, daß ich seit einem Jahre das „Gentlemen's magazine“ redigire, und nach den kurzen, mir gelieferten Notizen für geringes Honorar die Kammerverhandlungen schreibe. Ich construire nun nach meinem Sinn die Reden unserer Staatsmänner, und keiner — denkt die Bescheidenheit! — hat dagegen protestirt! Im Gegentheil ist unser Text, da er besser als der anderer Journale, als der allein richtige angenommen, und die Lords behaupten, daß das „Gentlemen's magazine“ die Parlamentsdebatten allein treu wiedergiebt. Jedem liegt daran, mich im Dunkel zu lassen; aber ich bin zum Bewußtsein meiner Kraft gelangt, und werde mich berühmt machen, sobald ich nur erst Zeit dazu habe.

Thornhill (lachend). Und wenn Ihr erst Euer jetziges Amt niederlegt, so wird Cicero sich verrecken, Demosthenes sich schämen, Alcibiades ein Stümper sein. . .

Johnson. Bedenkt die Macht der Traditionen. Ich habe den Weg gebahnt, der nun ohne Mühe zu betreten ist. Ich habe in England der Berechnung ein neues Feld erschufen. Das ist mein Verdienst, und ich freue mich dessen.

Thornhill. Ich bewundere Eure Philosophie!

Johnson. Ihr müßt sie nachahmen, Sir James! Bringt Euren Stolz Eurer Würde zum Opfer. Thut für Hogarth, was ich für unsere Redner thue. Laßt ihn unter Euren Flügeln wachsen, die Welt wird sie dennoch über seinem Haupte schweben sehen. Eurer Tochter, dem rebellischen Kinde, welches Euch in so tiefe Belümmerniß verfenkt, entzieht die Möglichkeit, an Eurem Leben zu gehren, durch eine gütige Verzeihung. Dann wird der Meid nicht mehr mit Freuden auf Euer blutendes Herz sehen, und Ihr, alle Spötter zum Schweigen bringend, werdet in der Versöhnung zu neuem Leben erwachen.

Thornhill (vor Hogarth's Gemälde). Gemeiner Gegenstand! . . . Eine monströse Kunst. . . trauriger als . . .

Vierte Scene.

Die Vorigen. Garric, Hoalby, Savage.

Garric. Sir James, Hogarth's Freunde, gerührt von dem Gram Eurer Tochter, bitten Euch ihr zu verzeihen und Euren Schwiegervater zu empfangen.

Thornhill (aufbraunend). Ist denn die Hölle losgelassen? Nein! Nein, tausendmal nein!

Hoalby. Im Namen der Religion, die sie verbindet, Sir James, bedenkt ihre Jugend, ihre Rechtschaffenheit, ihre Liebe für Euch und — die Tränen einer Mutter!

Garric. Hört uns gütig an, Sir James! Wir sind ein ganzes Siebengebüsch von Kunstfreunden, Euch nach dem dem kühnen Entschluß, den Kampf zu wagen. Wir alle haben Eure Verzeihung zu erbitten. Seid der Vater dieses Kreises von Künstlern, welche stolz sein werden, sich um den größten Maler ihres Vaterlandes zu schaaren.

Savage. Als Revanche für eine so hohe Kunst macht Savage sich anheischig, bis zu seinem Lebensende nichts als Wasser zu trinken.

Thornhill. Haltet Ihr mich für einen Comödienvater? Ach — auch Ihr habt mich um Verzeihung zu bitten — um so besser! Ich kenne Euch nicht, ich habe keine Tochter mehr! Laßt uns diese Scene abkürzen, und wenn Ihr eine Rolle zu

probiren habt, mein Herr Comödiant, so erwartet nicht, daß ich Euch das Stichwort geben soll.

Garrick (zornig). Ja, mein Herr, ich bin Comödiant geworden, um Thornhill's Tochter zu ernähren, die unser Aler Schwester ist. Hogarth ist arm, aber er hat Talent; doch von Euch sollte man nicht erwarten, daß Verdienst verachtet zu sehen, nur weil ihm äußere Glücksgrüße fehlen.

Thornhill. Soll man mich ungestraft hier in meinem Hause beleidigen dürfen?

Savage. Meiner Frau! Dieser Vater ist nicht viel besser als Lady Macleods, meine gnädige Mutter.

Garrick. Bergeht meine Eeligkeit! Ich bin der Sohn eines in Armuth gestorbenen Officiers und daher etwas stolz. Das französische Blut in meinen Adern ist ein wenig aufbrausend — doch glaubt mir, meine Absicht ist besser als mein Temperament.

Thornhill. Behaltet Eure Absichten für Euch und laßt mich mit Eurem Temperament zufrieden! Mein Charakter verbietet mir diese Verhöhnung, wie mein Gewissen. Ich behaupte das Feld und erwarte Hogarth festen Fußes.

Garrick (bei Seite). Das Bild scheint herrlich! Lady Thornhill (stehend zu ihrem Gatten). Mein Freund! Johnson. Gnade, Herr!

Thornhill. Laßt mich! Ich will — oder soll ich mein eigenes Atelier räumen . . . (Er führt zur Thür hinaus; Alle folgen, außer Johnson.)

Johnson (Weise zu Garrick). (Entfernt Euch, aber nicht weit.

Ähste Scene.

Lady Thornhill. Johnson.

Lady Thornhill (auf einen Sessel sitzend). Oh, das ist mein Tod!

Johnson (rubig). Nach meiner Meinung ist das keine Menschens Tod! Demüthigend ist diese Lage für Eure Tochter, und kann für Hogarth's Zukunft nachtheilig sein. Man hat ihn verurtheilt, ohne ihn zu hören. In solchem Fall ist es die Pflicht dessen, der vorgelesen zu werden beehrte, seinen Fehltritt auf andere Weise zu rechtfertigen. Tribonian spricht sich über diesen Punkt sehr bestimmt aus.

Lady Thornhill. Mag sein, mein Herr — aber meine Tochter, meine Tochter! Werde ich sie nicht sehen?

Johnson. Für das Gegentheil liegt größere Wahrscheinlichkeit vor. Eure Tochter, Ihr selbst, die Schuldigen alle müssen sich demüthigen, und vor der Autorität hiesigen Ortes die Knie beugen. Das habe ich Hogarth zu verstehen gegeben. Die Prüfung wird schwer sein, aber wenn er sanft, geduldig, bescheiden ist, so . . .

Lady Thornhill. Alles ist verloren! (Sie hört die Schritte ihres Gemahls und ringt nach Fassungskraft, während sie ansehend Hogarth's Bild betrachtet.)

Sechste Scene.

Die Vorigen. Thornhill.

Thornhill. Endlich bin ich erlöst von meinen Peinigen! (zu Johnson). Was steht Du noch da wie angewurzelt vor dem Bilde? Du fihdest es gut — Wie?

Lady Thornhill. Wenn nur . . .

Thornhill. Frei heraus, gesteh es nur, Du bist entzückt davon! (Er betrachtet das Bild mit ironischem Lächeln.)

Lady Thornhill. Es ist so Etwas . . . Vielversprechendes darin; es lassen sich Hoffnungen daran knüpfen . . .

Thornhill (ausgeragt). Hoffnungen nur — Du bist Schwärzer zu betriebligen als ich! Der Glende! (Mit Sicherheit). Es ist eine Kraft, ein Geist in diesem Werke! Aber Alles ist aus dem Schmutz aufgelöst; das Ensemble erhebt sich zu einer Freiheit! Doch es ist der Gipfel des Synkismus, der Brutalität! — Kein gesunder Verstand und doch — Welch ein Werk!

Johnson (bei Seite). Also auch für das Auge des Kenners . . .

Thornhill (mit Selbstgefühl und sich zur Gerechtigkeit zwingend). Es giebt auf der Welt nicht zwei Menschen die — so Etwas — malen können! (zu Johnson). Bist Du nun zufrieden? — Reden wir nicht mehr davon.

Lady Thornhill. Wenn das ist, mein Freund, warum . . .

Thornhill. Warum? Warum? Weil er ein nichtswürdiger Schurke ist! Weist Du, was er überall auskramt? Die Bilder des alten Thornhill seien werth ausgekramt zu werden!

Johnson. Ausgekramt!

Lady Thornhill. Das ist eine Verleumdung Witthcotte's.

Thornhill. Ausgekramt — hat er gesagt!

Johnson (bei Seite). Dieser Ort wird wahrscheinlich halb der Schauplatz heftiger Scenen. Es ist daher besser, wir ziehen uns zurück; mein Eifer könnte mich zu weit führen. (Weise zu Lady Thornhill). Ihr wünschtet Eure Kinder zu sehen?

Lady Thornhill. Ach ja!

Johnson (nach der Thüre links gehend, welche durch ein Bild verdeckt ist). Dort sind sie! (Er geht.)

Siebente Scene.

Thornhill. Lady Thornhill.

Lady Thornhill. Gott, wenn sie sich nur nicht sehen lassen vor ihm.

Thornhill. Ausgekramt! O, dieser Hogarth! Daß ich ihn nicht erdroffeln kann in seinem Hochmuth! nicht in den Staub treten! Hätte ich ihn hier — unter meinen Füßen . . .

Achte Scene.

Die Vorigen, Hogarth, Jane nach sich ziehend, welche er zu den Füßen ihres Vaters wirft.

Hogarth. Da habt Ihr sie! (Thornhill weicht einen Schritt zurück; seine Gattin umarmt ihre Tochter und hebt sie vom Boden auf.)

Lady Thornhill. Meine Tochter!

Thornhill (einen raschen Blick auf sie werfend). Sie gehört uns nicht mehr! . . .

Hogarth. Ich werde mich nicht herablassen, Sir James, so erniedrigende Beschuldigungen zu widerlegen. —

Thornhill (verwirrt, doch mit Würde). Ihr waret also da? mein Herr, Ihr hörtet . . .

Jane (den Vater unterbrechend). Es war nicht sein Wille, Vater, ich, ich komme zu Dir — o wende Dich nicht ab — ist eine viermonatliche Entfernung von Euch nicht eine allzuharte Duse!

Thornhill (auf Hogarth zeigend). Du wähltest zwischen uns beiden.

Jane. Ich, die Tochter eines Künstlers, habe mein Herz einem Künstler geschenkt. Ein Funke des heiligen Feuers, das in Dir glüht, ist auf mich übergegangen, Dein Vorbild hat mich begeistert. Ich zeigte William die ruhmvollen Wege, die ich als Deine Tochter Dich wandeln sah, und konnte dem Reiz nicht widerstehen, auf diesen Wegen seine Führerin zu sein. Ach, er hatte ja Niemanden als mich auf dieser Welt, der verwaiste Jüngling. Hätte ich ihn verlassen, wäre ich nicht Deine Tochter.

Thornhill. Du hast meine väterlichen Rechte verhöhnt, meine väterliche Liebe, und somit alle Bande zwischen uns gelöst.

Jane. Ich warte hier zu Deinen Füßen, ob Dein Arm die Kraft haben wird, mich zu verzagen. Es ist unmöglich, Mutter, nicht wahr, ganz unmöglich, daß ein durch Dich entschuldigter Fehltritt aus dem Herzen meines Vaters 18 Jahre heifer kindlicher Liebe und jeder Erinnerung an seine Tochter verwischt haben sollte. Ich fühle es im tiefsten Herzen, so starke, süße Bande können nimmer gelöst werden. (Sie umfaßt seine Knie.)

Lady Thornhill (neben Jane stehend). Sir James, mein Herr, mein Gatte, seid barmherzig!

Thornhill. Meine Knie kann den Flecken nicht aus meiner Ehre waschen. — Ich hatte dem ehrenwerthen Sir Claudius mein Wort gegeben, einem meiner liebsten — politischen Freunde, und selbst wenn Du mich durch die Unwürdigkeit Deiner Wahl nicht beleidigt hättest, so . . .

Neunte Scene.

Die Vorigen. Witthcotte erscheint auf der Schwelle und bleibt ganz verblüfft stehen.

Jane (sich erhebend). Sir James, Ihr sprecht von meinem Gatten, von einem Talent, das ich achte, von einem Mann, den mein Lebenlang zu ehren ich vor Gott geschworen habe. Ich bin eben so stolz darauf, ihm anzuhören, als ich stolz bin, Eure Tochter zu sein. (Witthcotte bemerkend) Doch nie in meinem Leben hätte ich mich entschließen können, mein Herz an einem jener Müßiggänger wegzuworfen, an einen jener vornehmen Abenteuerer, jener Slaven der Mode, die mit Sittlosigkeit prahlen, und die Kunst und die Arbeit verachten; an einen Mann, der zu blasirt ist, seine Frau zu lieben, und doch ammaßend genug, sie zu entführen, auch wenn sie ihm freiwillig gegeben wird — nur, um sie zu compromittiren, sie lächerlich und — dadurch — seiner würdiger zu machen! (bei Seite) Jetzt habe ich William gerächt!

Witthcotte (sich nähernd). Ich begreife in keiner Weise.

Thornhill (ihm die Hand drückend). Mein elster Freund, Ihr seht mich beschämt . . . (zu Jane) Unselige!

Witthcotte (sich zum Lächeln zwingend). Laßt sie, Sir James! Ihr Widerwille ist nur eine verdeckte, verpackte Huldigung; wenn man die Weiber kennt, so . . . (bei Seite) diese kleine Person sagt mir doch nicht im Geirigsten zu!

Thornhill. Die Hälfte der Euch zugesägten Beleidigung triffst mich — und ich werde nicht nachgeben!

Jane (niedererschlagend). Du wirst also ohne Mitleid sein! Doch magst Du auch wissen, daß Nichts unsere Herzen scheiden soll, daß Deine Strenge mich auf ewig von Dir verbannt. William, gebiete über Deine Magd!

Witthcotte (bei Seite). Wenn nun noch Hogarth den Bruch erweitert, so trage ich vollends den Lorbeer des Sieges davon.

Hogarth (zu Thornhill). Ich ehre Euren Auspruch, Sir James — entschuldigt . . . (Er geht nach der Thüre.)

Thornhill (kalt, eine Bewegung unterdrückend). Mein Herr, wir haben noch ein kleines Geschäft — ein Geldgeschäft mit einander abzumachen — ohne dieses hätte ich wohl nicht auf die Ehre eines Besuches von Mr. Hogarth rechnen dürfen . . . Ein Kupferstück — in der That sehr schön . . . ich möchte den Abdruck behalten — was ist der Preis?

Jane. O Vater! Vater!

Hogarth (zu Jane). Sir James spricht mit mir, liebes Weib.

Thornhill. Sein Weib! Vor meinen Ohren wagt er . . .

Hogarth (sich verbeugend). Der Preis ist 5 Schilling.

Thornhill (ihm ein Goldstück reichend). Macht Euch von dieser Guinee bezahl.

Hogarth (laut lachend). Ich habe nicht einen Pfennig — bei mir. Aber da zu der ganzen Serie 6 Silber gehören, so nehme ich den Rest als Vorauszahlung an. (zu Jane). Da mein Kind, hast Du Deine Aussteuer!

Thornhill (bei Seite). Unverschämte bis zum Neckerste.

Hogarth. Es ist Euch ein Gemälde von mir gezeigt worden, über dessen Gegenstand ich gern das Urtheil Eurer reichen Erfahrung hören möchte. (bei Seite) Jane, nur für Dich unterwerfe ich mich dieser Pein.

Thornhill. Die Kunst ist das einzige Thema, worüber wir zusammen reden können.

Lady Thornhill (bei Seite). Gott gebe dazu seinen Segen! William muß den Vater zu erweiden suchen und wendet sich an den Maler. Nur wenn die Kunst als Vermittlerin zwischen Weibe tritt, ist Veröhnung möglich.

Witthcotte (bei Seite). Er ist verloren!

Thornhill. Wollt Ihr meiner spotten, oder mich in Verlegenheit bringen durch die Ehre dieser Frage, nach der ich nicht gestrebt habe? Euer Wort ist vortreflich — das ist meine Ueberzeugung, und — ich bin so stolz, mich für einen Kenner zu halten.

Hogarth. Doch würde es mich glücklich machen zu erfahren, ob Ihr mit der Anordnung der Figuren, dem Effect des Ganzen, dem Licht — zufrieden seid? . . .

Thornhill. Mein Urtheil gilt dem elementaren Theil des Bildes — auf derartige Details verstehe ich mich nicht. Nach meiner Ansicht ist die Bestimmung der Kunst — zu gefallen, und durch ihre Annuth zarte Seelen über die Häßlichkeit des wirklichen Lebens zu trösten und zu erheben.

Hogarth (mit Feuer). Das hiesige die Kunst zur unnützen Spielerei erniedrigen. So ungern ich Euch widerspreche,

wage ich doch zu behaupten, daß, wenn die Kunst das Recht hat, zu dem Reiz der Erbsingung ihre Zuflucht zu nehmen, es auch recht und würdig ist, ihr einen höheren stillen Zweck zu geben und sie zum Organ der Wahrheit zu machen.

Jane. O, der Unbedachte! William, wenn Du mich liebst . . .

Lady Thornhill (zu Jane, mit Herzensangst). Du hast keinen Gatten, hast keinen Vater mehr; ihre Kunst, die sie verhöhnen sollte, macht sie zu ewigen Feinden!

Hogarth (mit Entschlossenheit). Wenn ich nachgebe, würde ich meine Selbstachtung verlieren. Sir James geht einen rühmvollen Pfad, seine Kunst schmeichelt den Neigungen der Großen, die sein hohes Talent geehrt haben, indem sie ihn groß machten, wie sie. Mein Talent spricht zu der Masse des Volk's; und wenn ich groß werde, so werde ich groß wie das Volk, groß durch das Volk!

Thornhill (erregt). Und gemein wie dieses! Wenn Ihr nur deshalb meinen Rath zu wünschen vorgabt, um Euren Hochmuth ausstramen zu können, so erfahrt, daß ich nicht mehr in dem Alter bin, einen Schüler abzugeben. Ich hoffe, das Gefühl Eures Unrechts würde Eure barocken Ansichten etwas gemildert haben, und in diesem Fall hätte ich vielleicht . . .

Hogarth. Wenn ich Euch verlegte, so schmerzt es mich tief — doch unter keiner Bedingung sollen meine Lippen meine feste innere Ueberzeugung verläugnen.

Lady Thornhill. Er ist ganz von Sinnen!

Jane. Ich ehre diese Thohrheit!

Lady Thornhill. Er liebt die Kunst mehr als Dich.

Jane. So will auch ich seine Kunst mehr lieben als ihn — dann haben wir uns keine Trennsüßigkeit vorzuwerfen!

Thornhill (empört). Was, Ihr magt, der Erfahrung meiner Jahre zu trotzen, und Angesichts dieser Subelei hier — das Wort ist heraus — Euer Vergeben dieser Impertinenz noch schwerer zu machen. Fortan sei Alles zwischen uns gebrochen . . . Ich — ich dachte mir in Euch einst einen Nachfolger zu erziehen . . .

Hogarth. Was ich nur unter der Bedingung angenommen hätte, daß es mir gestattet blieb, meine Freiheit zu bewahren . . . Was Ihr eine Subelei nennt, ist ein Originalwerk, das ich nicht in den Cartons alter Meister aufgefunden!

Witthcotte (zu Thornhill). Nun, habe ich Recht gehabt? Thornhill (zu Hogarth). Geh — ich verläugne Dich! Erst hast Du mir meine Tochter geraubt, jetzt tödtest Du sie — für ihren Vater zum zweiten Male — sie ist todt für mich.

Jane. William, ist es das, was Du mir versprochen?

Hogarth (auser sich). Was, ich sollte um menschlicher, kleinlicher Rücksichten willen vor Mr. Thornhill Komödie spielen? Nein, lieber sterben! Dieses Kind, mein Weib, werde ich für ihren Verlust zu entschädigen wissen! In meiner Seele fühle ich den unaussprechlichen Funken der Liebe, und in der Hand die Kraft, noch 40 Jahre zu arbeiten!

Thornhill (bei Seite). Ein eisernes Herz! (laut). Meine Geduld ist zu Ende. Ist das Euer letztes Wort?

Hogarth. Mein letztes. Mir bleibt die Ehre, und Jane's Liebe.

Thornhill. Hochmüthiger, von einem flüchtigen Erfolg geblendet! Wie, wenn ich nun als Preis geziemerer Nachgiebigkeit und Ererbietung meine Verzeihung . . .

Hogarth. Vollenbet nicht. Ich würde Eure Hoffnung zu Schanden machen!

Lady Thornhill (auf Jane zeigend). Ach, Ihr liebt sie nicht!

Thornhill (zornig). Ungläublicher! Du giebst nach, Du mußt!

Hogarth. Niemals!

Thornhill (macht eine drohende Gebärde). O, diese Ungeheuer . . . (öffnet die Arme mit Bärlichkeit). Ich muß sie erdrücken!

Jane (ihrem Gatten zuvorkommend). Nicht vor mir, Vater!

Witthcotte. Unvergleichliche Schwäche u mir — ohne Rücksicht auf mich.

Thornhill (bewegt zu Hogarth). Du bist ein wahrer Künstler. Auch nicht dieses Zoll breit hat der Schelm nachgegeben. Du bist stark — aber — Du hast auch nicht, wie ich . . . lassen wir das . . . (zu Jane) bist Du glücklich?

Jane. Ja! Denn man wird von mir sagen können: Ihr Vater und ihr Gatte waren die größten Maler Englands. (Witthcotte entfernt sich.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen, außer Witthcotte, Garrick, Johnson, Soaldy, Savage hereinkommend.

Thornhill. Sie haben gehorcht. Ich bin also gefangen wie der Fuchs in der Falle.

(Allgemeine Beglückwünschungen.)

Johnson. Sir James! Wir sind quitt!

Savage (traurig). Es giebt also doch Väter — die Väter sind?

Thornhill (zu Garrick). Ihr habt Euch, wie ich höre, auf das Studium menschlicher Leidenschaft gelegt?

Garrick (ihm die Hand drückend). Und weiß, daß es Gefühle giebt, die sich nicht besiegen lassen.

Johnson (traurig um sich sehend). Ich allein wage Niemanden zu umarmen! O stiefmütterliche Natur, warum hast Du mir Alles verfaßt, was den Menschen liebenswürdig macht? (Jane nähert sich ihm leise und bietet ihm ihre Stirn zum Kus.) Das ist die erste, einzige Günst, die eine Person des andern Geschlechts mir gewährt. . . (Ein Diener erscheint.)

Thornhill. Morgen also, David Garrick, ist Euer Debüt; Ihr werdet Shakespeare wieder zu Ehren bringen. Wir Alle sind dabei. Für heut lade ich Euch zum Abendessen.

Lady Thornhill. Ach Gott — es ist für Nichts geforget.

Hogarth. Wir sind ja en famille.

Savage. Wenn wir Schwiegerpapas Wein kosten, was geht uns da das Abendbrod an?

Thornhill (zum Diener). Bei Eische legt das Couvert meines Schwiegers neben meines. (zu Hogarth). Ich schenke Dir mein Galasleid, und morgen zur Visiten-Zeit wollen wir als alte intime Feinde unsern Streit über die Kastanienbäume im Park wieder aufnehmen.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von pensée Atlas mit 4 Volants, welche am Saum mit getollten Bandrüschen versehen sind. Hohes glattes Leibchen mit tragbandartiger Verthe und offenen Aermeln, an denen die getollte Bandgarnitur sich wiederholt. Burnous von braunem Tuch, mit brauner Seide gefüttert und mit breiten Sammetstreifen besetzt. Capuchon in algierscher Form. Spitzenkragen. Ballonunterärmel von Tüll mit Spitzenausschlag. Hut von pensée Atlas, mit Sammet, Federn und Band derselben Farbe garnirt; im Innern des Schirms auf der Stirn eine schmale Weißgünlende, an den Wangen Blondentrüschchen.

Figur 2. Robe von smaragdgrünem Atlas mit doppeltem Rock. Der obere Rock hat einen breiten grünen Sammetstreifen als Besatz; schmälere Sammetstreifen bilden auf dem glatten Leibchen eine Tragbandverzierung mit langen Enden, und Ausschläge an den halblangen Aermeln. Krage von gesticktem Tüll, Unterärmel von Tüll aus einem Puff und einem gestickten Volant bestehend.

Hut von ungerissenem rosa Sammet, mit Federn derselben Farbe verziert. Im Innern des Schirms Blondentrüschchen, rosa Bindeband. [2621]



Hogarth und Jane.
(Zum Kupfer: Die Chrysaliden.)

Die Mode.

Ehe dieser Bericht in die Hände unserer Leserinnen gelangt, sind wir wahrscheinlich dem Winter bereits näher gerückt, die Herbstmäntel ihres Dienstes entlassen, und die Muffen, Pelztragen und warmen Capoten aus ihrem Sommerschlaf aufgeführt, um ihren Beruf in der ihnen allein zusagenden Atmosphäre des nordischen Winters aufs Neue zu erfüllen. Vielleicht sind dann unsere Rathschläge zur Anfertigung moderner Wintermäntel bereits benutzt worden von denen unserer Leserinnen, deren Vorsicht der Jahreszeit gern vorausseilt; doch da sicher Viele erst durch das Spiel der Schneeflocken an die Bedürfnisse des Winters erinnert werden, dürfen wir ohne Scheu das Thema der Mäntel nochmals aufnehmen.

Im Allgemeinen macht an den Mänteln dieser Saison sich eine große Einfachheit bemerklich, welche gegen die prächtigen Stücken und kostbaren Franzenbesätze der Mäntel des vorigen Winters sehr entgegengesetzt ist. Und diese Bemerkung ist eine sehr erfreuliche. Denn, obgleich es Niemandem verwehrt sein kann sich einfach zu kleiden, so ist es doch um so schöner, wenn Einfachheit des Anzugs von der Robe sanctionirt wird.

Die früher sehr beliebten schwarzen Tuchmäntel mit Rab-Pelerinen sind jetzt aufs Neue wieder als modern acceptirt, doch zum Theil mit dem Unterschied, daß die Pelerine nicht am Halsauschnitt, sondern an einem bis zu den Schultern reichenden glatten Stück beginnt.

Auch von Mänteln, welche die Taille markiren, hat man in dieser Saison allerliebste Façons, meistens mit Capuchon oder spitzem Krage; im Innern werden die elben mit einer Schnur um die Taille zusammengezogen. Dergleichen Mäntel sind vorzüglich jungen Damen zum Schlittschuhlaufen zu empfehlen.

Die sogenannten carrirten Plaidstoffe werden ebenfalls noch häufig benutzt, und unter andern, in diesen Stoffen gebräuchlichen Farbzusammenstellungen macht Grün und Blau sich vorzugsweise bemerkbar, ein Farbenverein, den man früher als das non plus ultra der Geschmackslosigkeit ängstlich vermied.

So sehr seit einigen Jahren die hellgrauen Mäntel distinguirt gewesen, macht sich in dieser Saison doch

eine Aenderung des Geschmacks bemerklich, der sich jetzt vorzugsweise den bunten Mäntelstoffen zuwendet; Schwarz, Dunkelbraun, Dunkelgrau sind die am meisten gewählten Farben. Natürlich werden die hellgrauen Mäntel nicht plötzlich verschwinden, und es wäre thöricht, wollten sich Damen, welche eine besondere Vorliebe für diese zarte Farbe haben, vom Ankauf eines hellgrauen Mantels zurückhalten lassen, nur weil ein solcher nicht mehr das alleinige Vorrecht der Eleganz hat.

Blüsch und Sammet, diese als Verzierung stets auf vielfache Weise gebrauchten Stoffe, werden an eleganten Tuch-, Duffel- oder Doubletstoffmänteln oft in so massenhafter Anwendung sichtbar, daß man sie kaum mehr als Besatz, sondern als wesentlichen Bestandteil des Mantels bezeichnen muß. Als solcher erscheinen diese Stoffe namentlich an Mänteln mit Pelerinen und weiten Aermeln, wo sie, in $\frac{1}{4}$ Elle breiten Streifen angelegt, zugleich verlängern und schmücken.

Die Glöckchenbesätze sind, wie alle Posamentiergarnituren, eben so modern als beliebt, jedoch sehr kostbar und wenig dauerhaft, da die kleinen Glöckchen (Grelots) sich sehr leicht ablösen.

Bei den Kindermänteln gilt fast alles von den Damenmänteln Befagte; was den Schnitt betrifft, so ist auch hier die Paletotform die fast einzig herrschende. Wie die Mäntel der Damen werden auch die kleiner Mädchen bald mit Pelerine, bald mit Capuchon, bald ohne Beides, nur mit Aermeln und kleinem Ueberschlagkragen verfertigt, die der kleinen Knaben eben so.

Der einzige Unterschied zwischen den großen und kleinen Mänteln möchte vielleicht der sein, daß die letzteren, je kleiner ihre Besitzer, je häufiger mit absteigendem, sehr markirtem Besatz getragen werden, z. B. mit Schrägstreifen von buntem schottischem Taffet oder carrirtem buntem Blüsch oder Sammet; namentlich stattet man die Paletots sehr kleiner Knaben mit dergleichen auffallender Verzierung aus.

Die Zeit, welche den Gebrauch der Mäntel nöthig macht, ist auch zugleich die, welche an die Erneuerung der Gesellschafts toilette mahnt, die Theater öffnet und die Conzertäle mit der Elite der eleganten Welt füllt. Spitzentücher und Spitzenmantillen behaupten bei geschmückter Abendtoilette ebenso ihren Platz, wie auf der Promenade zur Sommerzeit, machen jedoch den Burnous nicht entbehrlich, welcher namentlich beim Verlassen des Theaters oder Gesellschaftsaales von höchster Eleganz ist. Einem zarten Geschmack werden die von weißem Cashmir besonders zuzufügen, während die lebhaften Farbzusammenstellungen der arabischen Burnousstoffe daneben auch ihre zahlreichen Verehrerinnen finden. Der weiße Burnous wird gewöhnlich mit weißer Seide gefüttert, häufig nur einfach mit Horste oder Schmur, doch zuweilen auch ziemlich breit mit weißem Blüsch besetzt, was zwar sehr reich aussieht, dem Burnous aber viel von seiner Schmieglamkeit und dem Charakter der Leichtigkeit nimmt, welcher denselben eigentlich auszeichnen soll. Die jetzt so beliebten umfangreichen Angoratrobedeln reichen dem Burnous zu besonderer Zierde, haben jedoch zu wenig Schwere, um den grazigsten Fall des Stoffes zu befördern. Arabische Burnousstoffe bieten die Modemagazine in allen Farben, theils in einfacher Abwechslung einer Farbe mit Weiß, z. B. Roth und Weiß, Braun und Weiß, Blau und Weiß, so wie in bunter Mischung mehrer Farben.

Ueber moderne Kleiderstoffe haben wir in der vorhergehenden Nummer ausführlich gesprochen, und berühren heut nur mit wenigen Worten das Arrangement der Kleider. Die hohen Taillen sind zu Gesellschafts- und Haus-toilette vorzugsweise beliebt, und junge Da-



Pariser Moden.

men nur tragen zur Soirée oder im Theater aufgeschchnittene Kleider.

Sammet wird stets noch mit Vorliebe zur Garnirung der Kleider verwendet in mannigfacher Weise. Eine hübsche Art der Verzierung ist folgende:

Schräggeschnittene, auf den Schultern etwas breite Tragbänder gehen vorn vom Schlüssel der Taille nach hinten, und zwischen diesen werden vorn über der Brust für gebreite Sammetborten, 7 an der Zahl, leiterartig angebracht. Ist die Taille ohne Schoof mit runder Schnur, so schließt sich an die untere, kürzeste Borte eine Sammetstreife mit langen Enden; hat die Taille jedoch einen Schoof, so muß diese Leiterverzierung, zu beiden Seiten nach unten sich ausbreitend, fortgesetzt werden. Diesen Besatz von Querstreifen auch auf dem Rücken anzubringen, ist mehr bei Kindern, als bei Erwachsenen anzurathen.

Ein anderer beliebter Besatz der Kleidertailen wird aus ganz schmalem Sammetband gebildet, vorn die ganze Höhe des Leibchens mit verschobenen oder geraden Carreaux bedeckend. Natürlich muß der Besatz der Ärmel stets den der Taille entsprechen, und hat das Kleid einen doppelten Rock, auch der obere Rock mindestens übereinstimmend mit der Taille garnirt sein.

Aus mehren Abbildungen moderner Lingerie-Artikel in kürzlich erschienenen Nummern des Bazar werden die Leserinnen ersichtlich, daß Sammetband, namentlich schwarzes, sogar als Garnitur feiner Tülltragen und Tüllärmel immer noch angewandt wird. Band überhaupt bildet jetzt einen sehr wesentlichen, fast unentbehrlichen Schmuck der feineren weiblichen Toilette. Es steht so sehr in Gunst, daß die Damen sich nicht begnügen, in Gesellschaften Kragen und Unterärmel mit Band verzieren zu tragen, sondern auch der häuslichen Toilette diese belebende Zierde zu Theil werden lassen.

Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit einer Art von Kragen, richtiger „Fraisen“ genannt, welche gegenwärtig im Hause und zu anspruchsvoller Gesellschaftstoailette vorzüglich gerathen werde. Sie bestehen aus einem geraden Tüllstreifen von ungefähr 1/4 Elle Länge und reichlich 1/2 Viertel Breite, welcher oben bis zur Halsweite eingereicht, und an eine mit farbigen Band unterlegte, gefütterte Brise von Spitzeneinsatz genäht wird; nach unten zu wird der Tüllstreifen vor dem Bestehen an die Brise in zwei oder drei schmale, strohhalmbreite Fältchen gefaltet, außerdem noch ringsum mit demselben Einsatz umgeben, welcher zur Brise verwandt ist, und dort, wie hier, eine Unterlage farbigen Bandes erhalten muß. Eine um den Rand der Fraise gefetzte fingerbreite Spitze erhöht noch die Eleganz dieses sehr bequemen Kragens, welcher ohne Schwierigkeit in jedem Augenblick umgelegt werden kann, denn er beansprucht kein Chemiset, und wird nur vorn mit einer Schleife von passendem Band oder mit einer Broche geschlossen.

Das hier beschriebene Modell ist natürlicherweise nicht als Norm für die ganze Gattung der Fraisen anzunehmen. Der verschiedene Geschmack der Damen und die verschiedenen Bestimmungen der Kragen zu häuslichen oder Gesellschaftszwecken, zum Geschenk oder zu eigenem Gebrauch, verursachen eine unendliche Menge von Abweichungen, die zu nennen eben so unendlich als unendlich ist. Die Fraise kann eben so gut gestickt, als in Fältchen gelegt sein, kann eben so gut flach oder drei noch mehr Fältchen, und keine Spitze haben, sondern nur einen mit Band unterlegten Einsatz, oder einen einfach glatten Saum, welchem indes die bunte Bankeinlage nicht fehlen darf. Die Ecken der Fraise können abgerundet, eben so wohl auch scharf sein, nur hat man, im Fall die Fraise durch schmale Fältchen verziert werden soll, beim Schneiden des Streifens den Stoff für die Fältchen mit zu berechnen. Die geeignete Breite der fertigen Fraise ohne das Bündchen (Brise) ist 1 1/2 bis 2 Sechsheiltheil Elle.

Der gediegene Geschmack fordert von selbst, daß die Manschette in Uebereinstimmung mit dem Krage stehe, was bei der so eben beschriebenen Fraise je nach Erforderniß der Kleiderärmel durch einen krausen, an ein Bündchen gefetzten Tüllstreifen in entsprechender Anordnung oder durch denselben Streifen als Aufschlag eines weichen Ballon-Unterärmels geschieht.

Für den täglichen Gebrauch im Hause, namentlich im Winter, sind die Unterärmel von schwarzem Band sehr zu empfehlen, desgleichen Unterärmel von Häkel- und Fiselarbeit in Wolle, am liebsten in grauer Schattirung, zu deren Anfertigung wir in nächster Nummer eine durch Abbildung erläuterte Anleitung geben werden. Sogar für wollene Kragen hat, wie unsere vorige Nummer zeigt, die Modeindustrie gesorgt, und mit diesen nützlichen, aus Sparniß zielenden Erfindungen bewiesen, daß sie nicht immer der Verschwendung huldbig ist.

[2605] **Veronika v. S.**

Eigenliebe.

Es ist von hoher Bedeutung für unser eignes und für Anderer Glück, ob wir es verstehen, liebenswürdig zu sein, oder nicht. Doch die Liebenswürdigkeit ist nicht stets allein Naturgabe, nicht stets das Ergebnis glücklicher Verhältnisse, sondern in den meisten Fällen eine Fähigkeit, die geübt werden muß.

Im geistigen Leben geben einzelne hervorragende gute Eigenschaften, die Abwesenheit grober Fehler, eine gewisse Freundlichkeit und Zugänglichkeit im Umgang schon Anspruch auf das Lob der Liebenswürdigkeit, doch der eigentliche Prüfstein wahrer weichtlicher Liebenswürdigkeit ist nur das Haus, der Kreis der Familie. Der innige Wunsch, in diesem Kreise Allen zu Gefallen zu leben, sich im schönsten Sinne „Allen angenehm zu machen“, ist die Quelle wahrer Liebenswürdigkeit, der Liebenswürdigkeit, die aus dem Herzen stammt. Dieser Wunsch, sich angenehm zu machen, giebt dem Leben einen Zweck und Bedeutung all unserm Thun, auch dem scheinbar unbedeutenden.

Die Welt lohnt Liebenswürdigkeit mit rasch vorübergehenden, schnell vergessenen Huldigungen, die Selbstentäußerung im Familienkreise dagegen, welche allein liebenswürdig machen kann, belohnt sich durch die eigene innere, und die Zufriedenheit unserer Umgebung.

Das Weib, dem es Ernst ist, das Leben Anderer durch Liebenswürdigkeit zu bereichern, muß vor Allem der Eigenliebe ent-

sagen, muß die Neigungen Derer, mit welchen die Verhältnisse es zusammenführen, studiren, in ihre Interessen eingehen, gern ihrem Vorgehen folgen, ihre Gefühle und Ansichten zu verstehen suchen.

Kleinliche Rechthabe ei darf uns nie verleiten, unsrer Meinung vor Allen Anerkennung verschaffen zu wollen; dieser Zug von Eigenliebe macht entweder sehr unliebenswürdig oder sehr lächerlich. In einem gebildeten weiblichen Herzen liegt ein Gefühl milder Gerechtigkeit, welches es sogar möglich ist, sich zu freuen, wenn Andre Recht haben.

Fern sei es von uns, jeden Widerspruch, auch den bescheidenen, im Gespräche zu vermeiden; wir würden dadurch der Unterhaltung allen Reiz nehmen. Der Austausch der Meinungen erfrischt den Geist, erweitert den Horizont und wirkt den Funken neuer Ideen in Gemüther, welche ehie den belebenden Hauch eines anregenden Gesprächs in stagnirender Unthätigkeit versumpfen würden.

Leider giebt es Väter, Mütter und Vorgesetzte, welche es als einen Vorstoß gegen ihre Autorität ansehen, wenn jüngere Personen ihnen gegenüber eine Meinung äußern, die nicht die ihre ist, und so wenig eine solche Anstalt in unsere Zeit selbstständigen Denkens paßt, so ist sie doch bei älteren Personen, deren Wesen noch in der vergangenen Zeit wurzelt, allenfalls zu entschuldigen. Eine Frau jedoch, ein Mädchen, der ihre eigene Bildung und die Achtung und Liebe der Ihrigen am Herzen liegt, muß fremde Meinungen ehren lernen, muß es lernen „Unrecht zu haben“, ohne den Wismuth gekränkter Eigenliebe bliden zu lassen.

Eigenliebe und Ehrgeiz sind es vorzüglich, welche den Lebensweg des Mannes mit Dornen bestreuen, deren Saat oft genug im eigenen Herzen sproßt. Denn gerade der egoistische Mensch fühlt sich durch fremden Egoismus am meisten verletzt.

Der Mann wird durch seine Beziehung zur Außenwelt, durch seine gesellschaftliche und bürgerliche Stellung, durch seine Stellung in der Familie dahin geführt, sich, wenn nicht als Mittelpunkt der Schöpfung, doch als Mittelpunkt eines bedeutenden Kreises anzusehen, und ein gewisses Maas von Eigenliebe ist vom Wesen selbst des edeln Mannes nicht wohl zu trennen.

Des Weibes Lebensaufgabe aber ist die Liebe, welche alle Selbstsucht ausschließt. Es soll die Kraft seiner Liebe, nicht wie der Geizige seinen Schatz, verschließen, bis zu einer Gelegenheit, die ihn würdig dünkt, ihn ans Licht zu bringen; möglich, daß eine solche Gelegenheit sich nie fände — und schade dann um den vergrabenen Schatz! Die Liebe im Herzen des Weibes muß ihre Strahlen ausgießen so weit ihr Wirkungskreis reicht, muß sich erweiternd und belebend sichtbar machen auch dann, wenn ihr Schaffen nicht bemerkt wird.

Und wo im Familienkreise eine wirkliche Zuneigung unendlich ist, muß die Gattin, die Schwester, die Tochter dieses Gefühl durch den innigen Wunsch zu ersten suchen, alle Glieder ihres Kreises zu beglücken, so weit es in ihren Kräften steht.

Nichts ist so geeignet, die Selbstsucht aus dem Herzen eines Weibes zu verbannen, als das Familienleben, welches in dieser Beziehung, wie in mancher andern, die beste Bildungsschule für den weiblichen Charakter ist.

Die Sorge für liebe Angehörige bewahrt vor selbstständigem Abschließen von fremden Interessen und erhält die Seele offen für Aereer Leid und Freude.

Eigenliebe ist allerdings in der menschlichen Natur begründet, und geht ganz nur in der Mutterliebe unter. Von einem guten Herzen und gebildeten Geiste beglückt, ist sie kaum ein Fehler zu nennen, doch daß sie kein Fehler werde, bedarf es unserer stetigen Wachsamkeit. Das beste Mittel, diesen Feind unserer besseren That zu bekämpfen, ist, seinen Lockungen nie, auch nicht bei geringen Veranlassungen nachzugeben.

Wie Menschenliebe die Basis der edelsten Tugenden, ist Eigenliebe die der bößlichsten, niedrigsten Laster; in ihrer höchsten Ausbildung sogar zum Verbrechen führend, macht sie in ihren geringeren Graden sich durch unangenehme Fehler bemerkbar.

Wenn es uns Ernst ist, erheitend und beglückend in das Leben der Unsrigen oder Fremder einzugreifen, so müssen wir wachen, daß die Eigenliebe in uns nicht mächtig werde — doch das ist nicht so leicht als es dem redlichen Willen oft scheinen mag.

In jedes Menschen Seele liegt das Bedürfniß des Glückes. „Wie“, werdet Ihr fragen, „wie ist es möglich, glücklich zu sein, wenn ich mich ganz aufgeben soll, täglich und stündlich jeden Wunsch dem Anderer unterordnen?“ Eben nur dadurch, daß wir lernen im Glück Anderer das eigene zu finden.

Bernunft und Beobachtung zeigen uns, daß es kein Glück giebt für den Egoisten, der in dem Verkehre mit Andern alle Vortheile aus geschäftlichen Verbindungen zieht, ohne sein Dasein für Jemanden nützlich und segensreich zu machen.

Früher oder später rächt sich die Gesellschaft und das eigene Gewissen an dem Undankbaren, welcher nur empfindet und nie macht gab. Was für die weiten Kreise der bürgerlichen Gesellschaft gilt, gilt auch für die kleineren des häuslichen Lebens. Was dort recht oder unrecht ist, ist es auch hier, und ungestraft darf Niemand das Gesetz überschreiten, welches den Einzelnen verpflichtet, der Wohlfahrt Anderer seinen Tribut zu zahlen.

Die Eigenliebe oder Selbstsucht zeigt sich uns in tausend verschiedenen Gestalten, doch diese lassen sich in zwei Hauptklassen theilen, welchen die zahllosen Mancirungen dieser häufigsten menschlichen Schwäche mehr oder weniger angehören. Ich bezeichne sie mit den Namen: Tyrannische Selbstsucht und isolirende Selbstsucht. Die erste entspringt aus sinnloser Eigenliebe, welche verlangt, daß Alles sich ihr beugt. Die von dieser Selbstsucht beherrscht sind, betrachten sich als Mittelpunkt des Alls, fordern stets, ohne jemals etwas für Andere zu thun, und sehen in Niemand auf der Welt ihres Gleichen. Despoten in ihrem Hause, ungeschicklich gegen die, welche ihre Fremde heißen, sprechen diese Menschen allen Begriffen von sanfteren Pflichten und höherem Rechte Hohn, machen sich verhasst bei ihren Untergebenen, gefürchtet von ihren Angehörigen, lächerlich bei denen, welche außer den Grenzen ihrer Macht stehen, und werden endlich geflohen von Allen, die ihren Charakter kennen zu lernen Gelegenheit hatten.

Die isolirende Selbstsucht äußert sich durch vollkommene Gleichgültigkeit gegen Alles, was außer dem eignen Ich liegt. Menschen, denen diese Art der Selbstsucht inne-

wohnt, streben nur dahin, sich möglichst abzusondern. Sie sind gerechter gegen Andere, als die Selbstsuchtigen der ersten Art, und wenn sie nicht aufgelegt sind, für Andere etwas zu thun, so fordern sie dagegen auch Nichts. Doch diese Mäßigkeit ist bei ihnen nicht Princip, sondern Folge ihres Charakters. Sie würden sich ebenso genirt fühlen durch die Dienste, die Andere ihnen erweisen, als durch die, welche sie Andern erweisen müßten. Sie sind allein und wollen allein sein. — Ihre Gefühle, ihre Interessen stehen außer Verbindung mit denen ihrer Nebenmenschen, und da sie weder Liebe noch Rücksicht bedürfen noch fordern, so fühlen sie sich auch nicht berufen, sie Andern zu Theil werden zu lassen.

Da sie stets gewohnt sind, von ihrer Handlungsweise nur sich selbst Rechenschaft zu geben, so bleiben sie in gänzlicher Unkenntniß der Folgen, welche ihr Thun für Andre haben kann, und verursachen so, ohne bösen Willen, oft Schmerz und unheilbaren Kummer.

Es giebt Menschen, die, ohne böse oder verderbt zu sein, so in Selbstsucht verhärtet sind durch die Gewohnheit, nur in und für sich zu leben, daß neben ihnen einem Mitmenschen das furchtbarste Unglück widerfahren könnte, ohne daß sie ein Wort zur Verhütung desselben sprächen, selbst wenn diese in ihre Macht gegeben wäre.

Sie wissen nicht, daß sie Barbaren sind, und würden schaudern, könnten sie ihre Handlungsweise im wahren Lichte sehen, doch ihre gegen jede Bewegung wie hinter Festungsmauern verpallidirt: Seele hat die Fähigkeit verloren, das zu sehen, was sie so zu sagen, „nichts angeht.“ „Ich will, darum muß es geschehn!“ und: „Es geht mich Nichts an!“ Die e Wahlprücke der Selbstsucht oder Eigenliebe dürfen nie die unsigen sein, wenn wir unsern weiblichen Beruf im häuslichen Kreise und den weitem als Obie der großen Rette der Menschheit erfüllen wollen. Niemandem ein Leid thun, ist gut, doch Vielen wohlthun, ist besser, ja in einem Wesen nur durch Liebe und Sorgfalt das Leben erheitern und verfrühen, ist unendlich bestriedigender als das stolze Bewußtsein, von Vielen gefürchtet oder von Allen unabhängig zu sein.

Vater und Tochter.

Novelle.

1.

Es war große diplomatische Soirée beim Marquis Abbémar von Biébourg, französischem Geschäftsträger am Hofe zu St. Alles was die Stadt an Noabilitäten besaß, war hier versammelt, dazu eine Menge angesehener Fremden, ja sogar der königliche Hof hatte sich fast gänzlich in die Salons des Marquis übersiedelt, und man wußte, daß auch Seine Majestät der König das Fest mit seiner Gegenwart beehren werde.

Der französische Minister hatte sich angelegen sein lassen, als würdiger Vertreter seines Landes einen Luxus zu entfallen, welcher mitten im Winter einen Frühling voll Blüthen und Glanz hervorzauberte. Leppige Schlingpflanzen kletterten an den mit vergoldetem Gitterwerk besetzten Wänden hinauf, und schauten mit ihren dunkelblauen Blumenagen in das märchenhafte Gewühl unten; die schlante Waldbreite neigte ihre weichen Blüthen aus dunklen Blättern hernieder, diese Blüthen, die so durchsichtig zart schimmerten, als habe Elfenhand das goldene Spalier mit Spitzenschmuck besetzt.

An diese, mit lebendigem Grün tapezirten Wände schloß sich, die schöne Täuschung ergänzend, der von Pariser Künstlern gemalte Plafond, welcher den blauen Himmel, mit weißen Wölken geschmückt, darstellte; glänzend gefiederte Vögel, von des Malers Hand in den künstlichen Aether gebannt, und schlauke Palmen, deren Kronen die Kunst des Decorateurs als Träger ganzer Flammengärten benutzte, versetzten die Unbesunden in südlichere Zonen. Die Fenster waren verdeckt durch Vorhänge, auf die der Pinzel des Malers weite Perspectiven, Landschaften in täuschender Ferne hingezaubert, deren dämmernder Horizont den Saal zum Mittelpunkt eines unabhsehbaren Gefildes machte.

In diesem Zauberpalaste drängte sich eine strahlende, wogende Menge von Herren in goldglänzenden Uniformen, mit ordentlichem Brust; auf den reichen Gewändern der Damen funkelte der Regen der Diamanten; es war ein Weikampf des Luxus, wie er hier noch nie gesehen worden. Der Ball des Marquis von Biébourg war das vornehmste Ereigniß der Saison, zwei Monate vorher schon war von nichts Anderem die Rede, und die Vorbereitungen wurden mit großem Ernste und aller Hingebung getroffen, denn der deutsche Adel, der stolzeste von allen, hatte beschlossen, auf diesem Ball sich im vollsten Glanze zu zeigen.

Der erste Abend war herangekommen, und hatte im Hotel des französischen Gesandten den ausgewähltesten Kreis bedeutender Männer, ebler, reizender Frauen versammelt, doch die Herrin des Hauses, die Marquise von Biébourg, überstrahlte Alle. Mit der majestätischen Würde einer Königin vereinigte sie die unmaßahlliche Grazie einer Pariserin und die anmuthige Feinheit des Wesens, wodurch die Französinen sich so vortheilhaft auszeichnen.

Schon die geschmackvolle Toilette im Verein mit ihren natürlichen Vorzügen hätte hingereicht, Frau von Biébourg unter den anwesenden Damen den ersten Preis der Anmuth zuzuwenden, doch die wirkliche hohe Schönheit ihres Gesichtes vollendete noch den Sieg über ihre deutschen Gäste. Reiches schwarzes Haar legte sich in glänzenden Scheiteln um den herrlich geformten Kopf. Sie hatte die hohe ausdrucksvolle Stirn, die gerade Nase, welche man auf antikem Medaillons sieht, einen kleinen Mund mit rothen Lippen und doch ernstem Ausdruck, in dem weichen, runden Kinn lächelte ein Grübchen, und die großen schwarzen Augen strahlten geheimnißvollen Zauber aus durch den Schleier dunkler Wimpern, welche bestäubend das südlliche Feuer der Blicke verhüllten. Um den klassischen Typus dieser Schönheit noch mehr zu heben, trug ihre Haut jenen mattbleichen und doch so warmen Farbenton, welchen Raphael seinem schönsten Madonnen verleiht, und dennoch hätte ein aufmerksamer Beobachter unter dieser ideal schönen Maske, namentlich im Blicke des schwarzen Auges, um

die feinen f. Hagelstößen Lippen einen Ausdruck von Stolz, ja von Härte zu den Können, welcher den Reiz des heiden Gefichts verbunkelte.

Augenscheinlich war die Marquise von Piébourg sich ihrer Vorzüge vollkommen bewußt, und verstand sie geltend zu machen. Sie wußte, daß sie die Königin des Balles sei, und gefiel sich in dieser Rolle. Die bewundernden Blicke der Männer, die kritischen der Damen, ihre Bemerkungen, deren Inhalt sie aus den Bewegungen der Lippen errath, waren für sie Weibrauch, dessen Lust ihr eitles Herz gierig schlürfte.

Von dem Marquis von Piébourg läßt sich nichts weiter sagen, als daß er ein Edelmann von reinem Gefühl, unbedeutend von Gestalt und Charakter, und vor sich er Vermählung sehr arm war.

Am 11 Uhr erschien Seine Königliche Majestät unter den Gästen. Die Anwesenheit des Souverains war sowohl für den Gesandten selbst, als für das Land, welches er repräsentirte, eine sehr hohe Auszeichnung. Herr und Frau von Piébourg gingen dem hohen Gast entgegen, ihren Dank aussprechend für die ihnen zu Theil werdende Ehre, welche Worte der König durch eine baldvolle Antwort erwiderte, und darauf seine Aufmerksamkeit gänzlich der schönen Wirtin zuwandte. Mit ritterlicher Galanterie bot er ihr den Arm und durchschritt mit ihr den Saal, während die Freude triumphirender Eitelkeit die Wangen der ehrwürdigen Frau mit höherem Roth malte, und ihr Blick feststarr über die Schaar der Gäste glitt, welche dem hohen Ankömmling ehrerbietig Platz machten.

Man hatte nur die Ankunft des Königs erwartet, um den Tanz zu beginnen; die Musik erschalle jetzt mit einleitenden Klängen und Se. Majestät eröffnete den Ball mit der Gesandtin.

Während der letzten Takte der Quadrille drang ein bekremendes Geräusch aus dem Vorzimmer, das in den ersten Saal führte. Mehrere Stimmen schienen im Streit begriffen, man stampfte mit den Füßen; es war, als begehre Jemand mit Gewalt Einlaß. Dieses Zwischenpiel erregte die Aufmerksamkeit der Anwesenden; wie auf ein verabredetes Zeichen trat plötzlich tiefe Stille ein, denn Jeder lauschte mit erklärlicher Neugierde auf den Ausgang dieser räthselhaften Scene. Auf einen Wink seiner Gemahlin eilte der Gesandte dem Zimmer zu, woher der Lärm sich vernehmen ließ, doch ehe er noch die Thür erreicht, klärten alle Zweifel sich auf. Die Thür flog weit auf und mit komischer Gravidität meldete ein Lakai: „Herr Dubois!“

Dieser Name, in den Glanz dieses aristokratischen Festes gemischt, wirkte wie ein Nippon in einem Concert; Jeder blickte seinen Nachbar verwundert an, doch als die Persönlichkeit des Angemeldeten erschien, konnte der Ausbruch der Heiterkeit nur durch die Gegenwart des Königs zurückgehalten werden.

Man denke sich einen hämmigen, corpulenten Mann von ungefähr 50 Jahren, mit gemeinen Manieren und einem Gang, dem man es augenblicklich ansah, daß er einen Salon, wie diesen, zum erstenmal in seinem Leben betrete. Er trug einen langen Ueberrock von fahlgelbem Tuch, schwarz halbleidene Handschuhe, eine roth und blau carrierte wollene Weste, große, zerbe Stiefeln und hielt in der Hand einen breitkrämpigen grauen Hut. Die Pracht des Saales, der Glanz der Toiletten, das Feuer der Diamanten, die ganze strahlende und bustende Ballatmosphäre verblendete ihn anfangs vollständig, und es währte einige Zeit, ehe der komische Ausdruck der Ueberaschung aus seinem guten, ehrlichen Gesicht schwand. Endlich, nachdem er von dem ersten Erschaunen sich erholt, trat er mit linkscher Bescheidenheit den einzelnen Gruppen näher, grüßte rechts und links, und bat, die Herrschaften möchten sich durch ihn in ihrem „Plaisir“ nicht stören lassen, sie möchten nur thun, als sei er gar nicht da. Vor dem König still stehend, bemerkte er ein Lächeln auf dessen Gesicht, und fühlte sich verpflichtet, diese Artigkeit mit einer gleichen zu vergelten, mit einem Lächeln, welches er mit aller ihm zu Gebote stehenden Vertraulichkeit und Herzlichkeit ausstattete.

Doch mitten in Erfüllung dieser Höflichkeitspflichten schienen seine Blicke etwas zu suchen. Plötzlich strahlte sein Gesicht vor Freude, mit ungläublicher Hast stürzte er auf Frau von Piébourg zu, blieb vor ihr stehen, breitete die Arme weit aus wie in Erwartung, sie solle ihm entgegenfliegen; doch die seltsame Zögerung der Marquise bemerkend, sagte er mit bewegter Stimme:

„Josephine, liebe Tochter, Du kennst mich nicht? Ich bin's, ich bin Dein Vater! Gib mir einen Kuß, mein Lächterchen!“

Der Ausdruck des alten Mannes verrieth eine so wahre Empfindung, eine so schmerzliche Täuschung, daß alle Die, welche die Worte gehört, das Lächeln vergaßen und sich in gespannter Erwartung einer Scene mit höchstem Interesse der Marquise und dem neuen Gast zuwandten.

Der König war gleichfalls näher getreten, und schien den ausdrücklichen Antheil an dem Vorgange zu nehmen.

Das Gesicht der Marquise bot in diesem Augenblicke ein seltsames Schauspiel dar. Ihre nächsten Nachbarinnen wollten schon bei der Annäherung des Herrn Dubois ein rasch wechselndes Erröthen und Erblassen bemerkt haben — sie schienen zu leiden unter der sorgenden Beobachtung so vieler Blicke, welche sie noch vor wenigen Augenblicken triumphirend an sich zu fesseln gesucht. Als sie gewahrte, daß Herr Dubois sie suche und auf sie zuschreite, hatte sie in den dichten Kreis der Gäste zu flüchten versucht, doch vergebens; mit grausamer Bereitwilligkeit lichtete sich das Gedränge, wohnin sie schritt, und als ihr liebender, argloser Peiniger sie erblickt, ihr die Arme öffnete, sie „Lächter“ nannte, stand sie eine Weile regungslos da, und nur die tödtliche Blässe ihrer Wangen und Lippen, der irre Ausdruck der Augen, das Zittern ihrer Gestalt verrieth, daß ein fürchterlicher Kampf in ihrem Innern tobe.

Der Scene mußte indeß um jeden Preis ein Ende gemacht werden, denn die Spannung ward auf die Länge unentraglich. Es schien der Marquise, als häre sie die spottenden Stimmen der sie umringenden hochgeborenen Damen, als fühle sie einen Hagel beleidigender Blicke auf sich, die Tochter Dubois', niederzulegen; und der König, der seelen noch mit ihr getanzte, er stand so nah, er sah sie so eigen an.

Die Unentraglichkeit der Lage gab ihr endlich Kraft, sich ihr zu entziehen. — Ihr Blick gewann scheinbar die Ruhe wieder, um den Mund spielte ein erkünsteltes, farbonisches Lächeln, ihr Gesicht nahm einen Ausdruck von Munterkeit an, welche keineswegs in ihrem Herzen war, und sie sprach zu dem Mann,

der ihre Antwort mit sichtbarer Beklemmung erwartete: „Rein werthter Herr Dubois, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, und ohne Zweifel verschafft uns ein Irrthum von Ihrer Seite das Vergnügen Ihres Besuchs!“

Die mit kaltem, fast geringschätzendem Ton ausgesprochenen Worte schienen den alten Dubois niederzuschmettern. Er wollte sprechen, und konnte nur einzelne unverständliche Laute stammeln. „Sie verläugnet mich, Sie verläugnet mich!“ murmelte er endlich mit schmerzhafter Stimme in sich hinein, dann ließ er seine Augen, in denen eine Thräne glänzte, über die Gesichter der Anwesenden gleiten, als suche er darin Zeichen des Mitgeföhls an seinem Leid. Ueberall kalte Blicke, verlegene Mienen, weiter Nichts. — Nun richtete er eine lezte, summe, stehende Bitte an die Marquise, in den verzweifelnden Blick gefaßt, welchen er in den ihrigen zu senken versuchte, aber keine Antwort kam ihm von dort zurück. Da beugte er traurig das Haupt, wie ein Mensch, den ein großes, unvorhergesehenes Unglück gänzlich niedergerworfen, und schritt aus dem Ballsaal, ohne sich ferner umzusehen.

Auf der Strafe angelangt, blieb er stehen vor dem glänzenden Hause, aus dessen Fenstern ein Lichtmeer auf ihn herabstrahlte. Wie aus einem Traum emporfahrend, blieb er stehen, er hörte noch das rohe Gelächter der Lakaien, deren Spöttereien ihn hinaus geleitet; — sich aufrichtend, erhob er den Arm gegen das Haus, dessen Herrin ihn verläugnet hatte, und rief mit grollender Stimme: „Unbanbares Kind, Gott vergelte Dir das Böse, das Du mir zugefügt!“

Im Ballsaal hatte dieser Austritt eine große Veränderung hervorgebracht, und die Stimmung, in welcher die Gäste den alten Mann scheiden sahen, glich nicht im Entferntesten der, die sein Eintritt hervorgerufen. Der König, augenscheinlich verletzt durch den Ausgang der Scene, verabshiedete sich mit einer Kälte von dem Gesandten und seiner Gemahlin, welche auffallend gegen die frühere hochvolle Freundlichkeit abfiel; die Salons wurden nach und nach leer. Die Damen, bisher durch die Marquise in Schatten gestellt, ließen sich die günstige Gelegenheit einer Revanche nicht entgehen. Der weibliche Instinkt sagte ihnen, daß der Verläugnete wirklich der Vater der Gesandtin sei. Sie hatte ihren Vater verläugnet! Was war natürlicher, als daß die vor ihr in ihrer Eitelkeit verletzten Frauen jetzt wie auf ein verabredetes Zeichen die Nähe einer Frau flohen, die gottlos, roh genug war, aus Eitelkeit die Rindespflicht zu verhöhnen, die Stimme des Blutes zu übertönen.

„Rein Zweifel“, bemerkte Gräfin Z — beim Hinübergang zu ihrem Cavalier, „die Frau Marquise von Piébourg ist wirklich Du bois!“

„Allerdings“ erwiderte ihr Begleiter. „Du bois dont on fait les marquises!“ (vom Holz, woraus die Marquisen gemacht werden) und lachend führte er seine Dame aus dem prunkenden Saal, dessen Eigenthümerin mit wankenden Schritten und verunkelteter Seele maschinenmäßig die letzten Pflichten der Höflichkeit gegen ihre Gäste erfüllte.

Um ein Uhr Morgens waren die Säle verödet, und die Musiker, welche man bis um sechs Uhr engagirt, waren froh, durch diesen unerwarteten Zufall so früh ihres Dienstes entlassen zu sein.

Dieser unwiderlegliche Beweis allgemeiner Mißbilligung ihres Benehmens stürzte die Marquise von der Höhe ihres Stolzes herab. Der unnatürliche Zwang, welchen die Verläugnung ihres Vaters ihr gekostet, hatte sie schon heftig erschüttert, die sehr bedeutungsvolle plötzliche Flucht der Gäste aus ihren Salons traf sie vollends in's Herz. Um zwei Uhr schon sahen wir tie unglückliche auf ihrem prächtigen Lager im Delirium des heftigsten Fiebers.

Der Fluß des gekränkten Vaters begann schon zu wirken.

2.

Das hitzige Fieber brachte die Marquise an den Rand des Grabes, und mehrere Tage zweifelte man an ihrer Rettung. Die wilden Phantasien jagten unaufhörlich durch ihr Gehirn und kehrten wieder und immer wieder zu jener verhängnisvollen Ballscene zurück.

Endlich siegte die Jugendkraft über die Wuth der Krankheit, aber diese entfernte sich nicht, ohne tiefe Spuren ihres Desains zurückzulassen. Josephine's sonst so blühende Schönheit war welk, ihr Geist matt und schwerfällig geworden. Ihr sonst so leuchtender Blick war erloschen, ihr Gedächtniß verschwunden. Jede Erinnerung an das Glück schien erloschen in ihr, nur die eine, die Erinnerung an ihre Demüthigung, stand mit der Klarheit der Gegenwart vor ihrer Seele. O, wer sie von diesem Gedanken hätte befreien können, den sie wie einen ewig schmerzenden Pfeil in ihrem eitlem, stolzen, bis in's Innerste verwundeten Herzen trug!

Die Rückkehr ihrer Gesundheit hatte nothwendig auch ihre Rückkehr in die Welt zur Folge, da die Stellung ihres Gatten sie nöthigte, Gesellschaften zu geben und die Zirkel des Hofes und der höheren Gesellschaft zu besuchen.

In den prunkenden, goldschimmernden Sälen, wo sie sonst sich wie in ihrem Elemente befunden, erwarteten sie jetzt nichts als Kränkungen, die durch keinen Triumph der Eitelkeit mehr versüßt wurden.

Die Geschichte von Herrn Dubois war von Augenzeugen bis in die kleinsten Details berichtet, und nicht nur zum Stadtgespräch in St. geworden, sondern hatte sogar die Kunde durch das ganze Land gemacht, und ihre früheren Freunde in ihre Feinde verwandelt.

Niemand scheute sich, ihr gegenüber die tränkendsten Anspielungen auszusprechen, und nur die Nachsichtigsten begnügten sich damit, ihre Geringschätzung der stolzen Frau durch ein eisfalteres Benehmen fühlen zu lassen.

In Frankreich, in Paris hätte dieser Vorfall vielleicht acht Tage hindurch die haute volée beschäftigt, und wäre dann vergessen worden; in Deutschland aber, dem Lande patriarchalischer Sitten und regen Familiengeföhls, mußte diese Offenbarung ihres Charakters die Marquise auf immer in den Augen der Welt brandmarken.

Da die bedauernswerthe Frau von jedem Ball, von jeder Soirée mit frisch blutenden Wunden heimkehrte, so konnte es nicht anders sein, als daß der Aufenthalt in St. ihr endlich verhasst wurde. Für ein Wesen, wie sie, dem das Leben in der großen Welt fast zur Lebensbedingung geworden, hatte die

Mißachtung der Welt ganz die Bedeutung des Todes, oder besser, des täglichen Sterbens, und nichts konnte ihr daher erwünschter kommen, als die Abberufung ihres Gemahls aus dieser Residenz, die in Folge der Revolution und des damit verbundenen Regierungswechsels stattfand.

Herr und Frau v. Piébourg wandten sich der französischen Hauptstadt zu, und die Hofstadt Saint-Germain ward nun das Terrain, auf dem Josephine ihr Leben als Weltbame fortsetzte. Freilich bekleidete sie hier nicht den bedeutenden Rang, den die Stellung ihres Gatten ihr in St. gesichert, doch für diesen Verlust ward sie entschädigt durch das langersehnte Glück, fern von ihren Verächtern und Feinden frei athmen zu können.

Herr v. Piébourg dagegen fand sich durch das Pariser Leben keineswegs in dem Grade wie Josephine für den Verlust seiner Stellung entschädigt. Die Langeweile zehrte an ihm und trieb ihn, in Spekulationen und Börsenspiel Zerstreuung zu suchen. Doch diese Zerstreuungen, denen er sich mit der Unvorsichtigkeit eines Neulings in dieser Carrière ergeben, wurden die Ursache seines Ruins. Das bedeutende Vermögen seiner Gattin reichte nicht einmal hin, alle Zahlungen zu leisten, welche in Folge verunglückter Spekulationen von ihm gefordert wurden.

Außer der Mitgift seiner Frau besaß bekanntlich Herr v. Piébourg kein Vermögen. Was sollte er beginnen? Er entdeckte ihr seine verzweifelte Lage und beschwor sie, sich ihrem Vater zu Füßen zu werfen, und ihm um Hilfe anzusehen, denn Dubois allein konnte das Unheil abwenden.

Frau v. Piébourg hörte ihrem Gemal in schweigender Bestürzung zu — denn vor ihrem innern Auge tauchte die furchtbare Ballscene als rächesndes Gespenst empor. „Des Vaters Gnade annehmen — des Vaters, den sie verläugnete? Unmöglich! Lieber Elend und Tod, als ein solcher Schritt.“

„Gut!“ erwiderte kalt der Marquis, nachdem er ihren Entschluß vernommen, „der Tod für mich, das Elend für Dich, und Ghibeligkeit für unser Kind! Denn — der Tod ist unrettbar mein Theil!“ und mit diesen Worten entfernte er sich langsam.

Eine Stunde nachher dröhnte ein Schuß aus dem Zimmer des Herrn von Piébourg. Er hatte sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Seine Wittve blieb mit einer kleinen fünfjährigen Tochter zurück, ohne Mittel zu ihrer Erziehung, sogar ohne die nothdürftigsten Mittel zu ihrer beiderseitigen Erhaltung, und — ohne Freunde.

In ihrer Noth wandte sie sich an die Verwandten ihres Gatten, doch diese, welche die Heirath des Marquis stets als eine Misalliance betrachtet, empfangen sie mit Geringschätzung, und wiesen die Hilffsuchende zurück. Sie mußte sogar den Vorwurf hören, sie habe den Tod ihres Gatten verschuldet, indem sie sein Leben geopfert, um die Kasse ihres Vaters zu schonen. Josephine schlang diese Kränkungen hinunter, denn sich rechtfertigen konnte sie ja nicht, sie hätte sonst ihr Unrecht gegen den Vater bekennen müssen, und das wollte sie um keinen Preis.

Eine reiche Wittve, Tante des Marquis von Piébourg, erbot sich, das Kind zu erziehen, doch unter der Bedingung, daß die Mutter alle Ansprüche an dasselbe aufgebe, und sich völlig von ihm trenne.

Dieser Verläugnung ihres Muttergeföhls war die stolze Tochter, die einst ihren Vater kleinlicher Rücksichten wegen verläugnet, nicht fähig, und doch — hätte sie dem Kinde, wenn sie in die Trennung willigte, größere Liebe erwiesen, als da sie es an ihr verarmtes, verbödetes Dasein fesselte, und ein Leben der Entbehrung ihm auferlegte.

Ihre ganze Seele empörte sich gegen diese für sie so grausame Gnade ihrer reichen Verwandtin — sie schlug sie aus, behielt ihr Kind bei sich, und beschloß, es durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren.

Josephine verließ ihre glänzende Wohnung und bezog nicht weit davon eine Manfarge, nur mit dem nothdürftigsten Geräth versehen, denn Alles, was sie besaß, hatten die Gläubiger ihres Mannes in Beschlag genommen. Stolz und Mutterliebe lehrten die verwöhnte Hand arbeiten, aber dennoch konnte Josephine mit aller Anstrengung nicht so viel erwerben, um dem Mangel von sich und ihrem Kinde fern zu halten, und der Gedanke des Selbstmordes klopfte zuweilen verführerisch an die Pforte des stolzen Herzens, welches allein noch die Sorge für ihr Kind im Leben festhielt.

Herr Dubois, der so schwer beliebte Vater, war von Strasburg, seiner Heimath, als er die Abberufung des Marquis erfahren, nach Paris übergesiedelt, hatte seine Tochter, sein einziges Kind, nicht aus den Augen gelassen — er hoffte von Tag zu Tag, sie werde kommen, sich reuig ihm zu Füßen werfen, und die Verzeihung erbitten, die sein Vaterherz ihr längst gewährt, und die er auszusprechen sich sehnnte. Doch Josephine kam nicht. Täglich ging er vor ihrer Wohnung vorbei, in deren Nähe er die seine aufgeschlagen, zaghaft, als sei er der Uebelthäter, welcher um Vergebung zu bitten, und nicht als ob er sie zu ertheilen habe. Man sah ihn nicht, oder wollte ihn nicht sehen; gleichviel. — Doch eines Tages standen alle Fenster der Wohnung offen; vor der Thür des Hauses wurden Möbel aufgedeckt, die er kannte, deren manches er seiner Tochter geschenkt — er wagte einen der dabei beschäftigten Aufseher zu fragen: „Wird der Marquis v. Piébourg Paris verlassen?“

Der Herr Marquis hat noch eine weitere Reise gemacht — aus der Welt — erst Schulden gemacht, dann sich eine Kugel durch den Kopf gejagt. — Die Gläubiger haben die Sachen verkaufen lassen.“

Dubois schien diese Antwort nur halb zu vernehmen; er mußte nun genug. Mit zitternden Knieen stieg er die Treppe hinauf in die von lärmendem geschäftlichen Verkehr belebte Wohnung seiner Tochter — er fragte nach der Frau Marquise von Piébourg — Niemand mußte ihm Bescheid zu geben, schon vor acht Tagen hatte sie die Wohnung verlassen; wohin sie gegangen, war augenblicklich nicht zu ermitteln.

Der betrübt Vater verließ das Haus, gestört von banger Sorge und Selbstvorwürfen. In dem zärtlichen Vaterherzen des alten guten Mannes schwand die empfangene Beleidigung fast gänzlich und machte der quälenden Ueberzeugung Platz, er hätte sich seiner Tochter längst wieder nähern sollen. Er ahnte, seine Tochter sei unglücklich — Grund genug, sie schuldblos zu

finden. Die Liebe dieses braven Mannes hatte etwas von der Selbstlosigkeit der Mutterliebe.

Er stellte Nachforschungen bei den Behörden an, welche so schnell indeß kein Ergebnis haben konnten. Täglich ging er die Straße, wo die Wohnung des Marquis gewesen, auf und ab, um doch vielleicht eine Spur von seiner Tochter oder von seiner Enkelin zu entdecken. Doch vergebens — Paris ist so groß — und wo — wo war sie zu finden — möglicherweise hatte sie die Hauptstadt verlassen. — Armer Vater!

So ging er abermals an einem kalten Dezembertage, einige Monat nach jener Katastrophe, den gewohnten Weg; sein Blick haftet nicht an den glänzenden Equipagen, den gepuderten Fußgängerinnen in kostbaren Pelzen und Federhüten, sondern suchte instinctmäßig in den schüchtern und ärmlich einhergehenden weiblichen Gestalten nach einer Ähnlichkeit. Er konnte sich seine Josephine nicht anders als arm denken, wenn sie noch unter den Lebenden weilte.

Eben wollte er um die Ecke biegen, um die Rue du Faubourg St. Honoré entlang zu gehen, als ein kleines Mädchen ihm den Weg vertrat mit der beschwerlichen Bitte: „Guter Herr, gib mir etwas zu essen, ich bin so hungrig, und Mama hat heute kein Brod!“

„Wer bist Du, Kleine?“ fragte Dubois, angezogen von der selbstam vornehmen Grazie der kleinen Bettlerin, welche die gerötheten Händchen in den weiten Ärmeln ihres dünnen schwarzen Mäntelchens zu verbergen suchte; überhaupt trug die ganze Erscheinung des Kindes Spuren noch nicht ganz verblichener Eleganz, die es als den höheren Ständen angehörig bezeichneten. Die großen dunklen Augen, in dem mageren schmalen Gesichtchen noch größer erscheinend, blickten vertrauensvoll und erwartungsvoll zu dem alten Manne auf, als sie dessen Frage beantwortete:

„Ich bin Josephine!“
Ein heftiges Zittern flog durch die Glieder Dubois', und sein jugendes Vaterherz stand fast still beim Gedanken der Möglichkeit, daß dieses Kind seine Enkelin sei. „Wer ist Deine Mutter?“ fragte er bebend. Diese für ein Kind seltsam gestellte Frage wußte die Kleine nicht anders zu beantworten als mit der Bemerkung:

„Auch Josephine!“
„Hast Du keinen Vater?“
„Papa ist todt!“
„Wo wohnt Deine Mutter?“
„Hier im Hofe, hoch, hoch oben — wir können sehr, sehr weit sehen — aber es ist kalt bei uns — Mama kann kein Holz kaufen. — Holz ist so theuer — und die gartigen Leute haben meiner Mama Alles weggenommen, mein schönstes Spielzeug auch — was könnt' ich mir auch nützen, Mama spielt ja doch nicht mit mir, die muß immer nützen, und andere Kinder besuchen mich auch nicht mehr wie sonst, als Papa noch bei uns war.“

„Wie hieß Dein Vater?“
„Papa! Die Leute nannten ihn auch Herr Marquis“ ...
„Nisbourg?“ stammelte Dubois fast tonlos, und blickte das Kind mit ätzender Erwartung an.
An diesem war der Klang des väterlichen Namens spurlos vorübergegangen; nach Kinderart wußte sie über ihren Familiennamen keine Rechenschaft zu geben. „Gieb mir etwas zu essen, lieber Herr,“ bat sie nochmals, „aber gleich, ich muß wieder fort zu meiner Mama!“ —
„Führe mich zu ihr, Kind!“ sprach mit vor Erregung bebender Stimme der Herr, welcher ohne eigentliche Gewißheit (denn des kleinen Mädchens Aussagen konnten kaum eine solche geben), doch fest überzeugt war, die Mutter des Kindes sei seine Tochter, seine Josephine.
„Du giebst mir Nichts?“ fragte die kleine Hungerige.
„Dir und Deiner Mutter Alles, was ihr wollt — führe mich nur zu ihr.“ war die hastige Antwort, während Dubois des Kindes Hand ergriff und in der Thür des großen Hauses verschwand.

3.

Josephine saß mit fiebergliedenden Wangen in der kalten Dachkammer an dem einzigen Tisch, welchen dieselbe aufzuweisen hatte. Man konnte es ihrem Wesen ansehen, daß irgend ein gewaltiger Entschluß von ihrer Seele Besitz genommen, der sie gegen die Eindrücke der Außenwelt unempänglich machte. Sie fühlte nicht die schneidende Kälte, welche durch die schlecht verwahrten Fenster drang, sie bemerkte nicht, daß die Kleine nach vergebllichem Bitten um Brod sich enternete; — die Näharbeit lag, vor ihrem Schooß herabgefunken, am Boden, denn Josephine schrieb — wie sie meinte, ihren letzten Brief. Josephine schrieb — an ihren Vater.

Der Brief lautete:
„Vater! — Wenn Du mir noch gestattest, Dich Vater zu nennen, so sende, indem Du diese Zeilen empfängst, meiner gefolterten, dann befreiten Seele Deine Verzeihung in das Jenseits nach und — nimm Dich meines Kindes an; es ist unschuldig an dem Vergehen seiner Mutter. Ich habe Dich zu schwer beleidigt, um für mich Vergebung erlösen zu können; ich bin zu schwach, mein Kind zu ernähren, zu schwach, zu leben ohne dieses Kind, so thne ich denn das Einzige, was ich zu seinem Heile thun kann. Ich sterbe für mein Kind.“

Wenn Du diese Zeilen empfängst, eile es abzuholen — ich werde es, ehe ich meinen letzten Weg antrete, der Portiersfrau übergeben, Rue de Miroménil Nr. 5. Liebe meine kleine Josephine, sie ist fromm, und weichen Herzens wie Du, und soll, so hoffe ich zu Gott, gut machen, was Deine Josephine an Dir verbrochen.“

Der Brief war beendet, nach Straßburg an den Vater adressirt; Josephine zündete das Licht an, siegelte das verhängnisvolle Schreiben, und bemerkte erst jetzt, daß die Kleine verschwunden und die Thür halb offen sei. —

Schon wollte mütterliche Angst ihr Herz ergreifen, als die helle Stimme des Kindes zu ihr heraufschallte: „Noch höher, lieber Herr — es wird Dir nicht bei uns gefallen — wenn nur Mama nicht böse ist, Mama hat fremde Leute nicht gerne!“

Josephine öffnete die Thür der Kammer, der Kleinen entgegenzueilten — doch eine ehrwürdige Greisengestalt trat ihr entgegen, schloß sie in die Arme und nannte sie Tochter, ehe noch die Schuldbewußte den von ihr einst so bitter verhöhten Namen: „Vater“ stammeln konnte.
Es war mehr das Herz, als das Auge, welches Dubois in

der zerrütteten, hingeweksten Gestalt seine einst so schöne Tochter erkennen ließ. Aber er erkannte sie.

Die Größe der Vaterliebe legte der so hart geprüften Tochter keine andere Sühne auf, als die unabwiesbare tiefe Scham und Reue über ihre einseitige Verblendung, und um so tiefer war diese Reue, als der Vater sie nicht forderte, sondern durch doppelte Liebe die Wunden zu heilen suchte, die, so meinte er in seiner Demuth, sein Fluch ihrem Herzen, ihrem Leben geschlagen.

Der „gute Herr“ hielt Wort; er gab dem Kinde und der Mutter nicht nur zu essen, sondern „Alles, was sie haben wollten“ und schönes Spielzeug gab er der kleinen Josephine die Fülle, und es fanden sich auch wieder Gespielinnen, die sie besuchten, wenn auch nicht in Paris, sondern in Straßburg, wohin Herr Dubois mit seiner verwitweten Tochter und deren Kinde zurückkehrte.

Wenige Monate nur war es der Wiedergefundenen vergönnt, von den harten Prüfungen der letzten Zeit in ihres Vaters Hause auszuruhen. Ihre Lebenskraft war in harten Kämpfen gebrochen, und schwand allmählig, um in einem friedlichen Tode ganz zu erlöschen. Josephine schied gern aus einer Welt, deren Eitelkeit einst ihr Herz so verhärtet, daß sie — nun, der Vater hatte ihr längst vergeben, aber sie selbst konnte die Verirrung sich nimmer verzeihen. Doch die Folgen der Eitelkeit, des Hochmuthes kennend, hatte sie jeden Keim dieser Fehler im Herzen ihrer Tochter zu ersticken gesucht und die kleine Josephine von Nisbourg ward dem guten alten Herrn Dubois eine liebende, tröstende Tochter. [2018]

Die Thiere als Wetterpropheten.

Weiteres Wetter ist zu erwarten:

- 1. Wenn die Nachtigall außer ihrer gewöhnlichen Zeit schlägt.
- 2. Wenn die Fledermäuse des Abends häufig umherflattern.
- 3. Wenn die Mücken nach Sonnenuntergang spielen.
- 4. Wenn die Lerchen oder Schwalben hoch fliegen.
- 5. Wenn die grünen Wasserfrösche des Abends in den Teichen viel quaken und im Glase über das Wasser fliegen.
- 6. Wenn die Bienen spät nach Hause kommen.
- 7. Wenn die Seevögel das Ufer verlassen.
- 8. Wenn während des Regens die Gule nächtlich schreit.
- 9. Wenn der Wiebchopf sich hören läßt.
- 10. Wenn die Johanniswürmchen in der Nacht mehr als gewöhnlich leuchten.
- 11. Wenn die Spinnen in freier Luft ein neues Gewebe machen.
- 12. Wenn die Schafe noch des Abends munter herumspringen.
- 13. Wenn die Laubfrösche im Freien hoch sitzen und schreien.
- 14. Wenn die Nachtigallen und Lerchen recht fleißig singen.
- 15. Wenn Hornisse, Wespen und Johanniswürmchen Abends in großer Anzahl erscheinen.
- 16. Wenn Weihen, Reiher und Rohrdommeln hoch und mit lautem Geschrei fliegen.
- 17. Wenn die Kiebitze nicht ruhen und viel schreien.
- 18. Wenn die Sperlinge tosen.
- 19. Wenn Habichte und Sperber des Morgens laut schreien.

Regenwetter vermuthet man:

- 1. Wenn das Vieh gegen Mittag nach Luft schnappt und mit offenen Nasenlöchern über sich riecht.
- 2. Wenn das Vieh die Weide verläßt und schnell unter Feden und Büsche eilt.
- 3. Wenn die Kinder die Füße lecken und mühsend (brüllend) in den Stall eilen, — dann kommt ein Gewitter.
- 4. Wenn die Schafe sehr muthig sind und sich mit den Hörnern und Köpfen stoßen.
- 5. Wenn die Esel und Maulthiere die Köpfe ungewöhnlich schütteln.
- 6. Wenn die Maulwürfe viele Haufen aufwerfen.
- 7. Wenn die Schweine sich unruhig zeigen.
- 8. Wenn die Haushähne zur ungewöhnlichen Zeit (besonders nach Sonnenuntergang) trüben.
- 9. Wenn die Hühner mit ihren Schnäbeln und Krallen ihr Gefieder streichen, traurig und pipig umhergehen.
- 10. Anhaltend ist der Regen, wenn die alten Hühner bei seinem Anfange nicht sogleich unter Dach treten, vorübergehend aber, wenn sie dies thun.
- 11. Wenn die Hühner, Tauben und andere Vögel sich im Sande baden oder im Staube wälzen.
- 12. Wenn die Hühner des Morgens ungern aus dem Hühnerhause kommen.
- 13. Wenn die Stechfliegen in die Häuser kommen.
- 14. Wenn die Ameisen fleißig arbeiten.
- 15. Wenn die Bienen zeitig heimkehren und nicht weit fliegen.
- 16. Wenn die Regenwürmer hervorkriechen.
- 17. Wenn die Fische bei klarem Wetter sich nahe an der Oberfläche des Wassers aufhalten oder wohl gar hervorspringen.
- 18. Wenn die Kägen sich häufig lecken oder schlafend mit dem Hintertheile des Kopfes aufliegen.
- 19. Wenn Gänse, Enten und andere Wasservögel sich mit großem Geschrei baden und untertauchen.
- 20. Wenn die Schwalben über der Erde und dem Wasser oder dicht an den Wänden schreiend und niedrig fliegen, — deutet nach Einigen auch auf frühen Winter.
- 21. Wenn die Fauen des Nachts schreien.
- 22. Wenn der Igel in seinem Lager die Löcher zustopft.
- 23. Wenn die Kägen die Ohren mit den Foten streichen, — nahes Gewitter.
- 24. Wenn die Spinnen häufiger außerhalb ihres Gewebes herumkriechen.
- 25. Wenn die Mücken gegen Sonnenuntergang im Schatten spielen.
- 26. Wenn die Störche ihre Zungen im Neste zudecken.
- 27. Wenn sich die Tauben im Wasser baden. [2521]



Die Kuhpockenimpfung und ihre Vortheile.

Um die noch immer im Gange befindlichen irrigen Ansichten über die Schutzpockenimpfung zu berichtigen, hat die königl. belgische Akademie der Medizin das Gutachten einer dieserhalb bestellten Prüfungskommission veröffentlicht, welches folgende Sätze enthält: 1) Die schützende Kraft des Impfstoffes ist durch überwiegende Fälle erwiesen. 2) Nur selten wird die Empfänglichkeit für die Pockenkrankheit nicht vollständig beseitigt, doch reicht die Schutzkraft nicht über 7 bis 10 Jahre hinaus. 3) Allein selbst dann treten die natürlichen Pocken immer in gutartigem Charakter auf und werden Varioliden genannt. 4) Auch die natürlichen Pocken kann der Mensch zweimal bekommen. 5) Die Lymphimpfung verleiht an Kraft durch fortgesetzte Uebertragung von Arm zu Arm, weshalb es rathsam ist, die Lymphimpfung so oft wie möglich wirklichen Kuhpocken zu entnehmen. 6) Der von Kühen genommene Impfstoff erregt einen entschieden aufstrebenden und langsamer, auch regelmäßiger verlaufenden Ausschlag als alte Lymphimpfung. 7) Das Fieber, welches die Kuhpocken begleitet, zeigt sich bei frischer Lymphimpfung stärker und ausgeprägter. Die Anzahl der Pusteln ist größer und es entstehen deren bei ursprünglicher Lymphimpfung selbst da, wo alte Lymphimpfung völlig erfolglos bleibt. 8) Bei wiederholter Impfung ist daher ganz besonders ursprüngliche Lymphimpfung zu empfehlen. 9) Die wiederholte Impfung ist darum zu empfehlen, weil keine Merkmale zu entdecken sind, ob die erste Impfung die Empfänglichkeit für diese Krankheit vollständig vertilgt hat. 10) Im Alter von 10 bis 15 Jahren ist die zweite Impfung dann am zweckmäßigsten vorzunehmen, wenn die erste im Alter von 1 bis 5 Jahren angewendet worden ist. 11) Bringt die wiederholte Impfung Pusteln hervor, so darf sich der Geimpfte für alle Folgezeit gesichert halten; außerdem muß der Versuch von Zeit zu Zeit erneuert werden. 12) Die Impfung der Kuhpocken hat keinen schädlichen Einfluß auf das Menschengeschlecht und befreit dasselbe nicht bloß von den echten Pocken, sondern auch von allen Krankheiten, welche diese nach sich ziehen. Die Meinung, daß die Kuhpockenimpfung zur Entartung des Menschengeschlechtes beitrage, beruht auf Wahn.

Kohle als Färbungsmittel der Blumen.

Gepulverte Kohle, wenn sie oben auf die Erde der Köpfe gedekt wird, dient dazu, die rothe Farbe der Blumen schöner und lebhafter zu machen, namentlich bei Rosen, Petunien &c.

Gipsgegenstände zu enkaufliren, d. h. hart und moräuhlich zu machen.

Man wendet eine aus 2 Theilen Stearin, 2 Theilen venetianischer Seife, 1 Theil Pottasche und 20—30 Theilen Lauge zusammengekochte Masse an; das Stearin und die Seife werden zerschritten, mit der kalten Lauge verfeßt und ungefähr 1/2 Stunde lang unter beständigem Umrühren gekocht. So oft die Masse steigt, wird etwas kalte Lauge hinzugegossen. Hierauf bringt man die Pottasche hinzu, die man zuvor mit etwas Regenwasser angefeuchtet hat und läßt sie einige Minuten mitkochen. Die bis zum Erfalten gerührte Masse wird endlich noch mit so viel kalter Lauge verfeßt, daß sie ganz dünnflüssig wird und ohne sich zu ziehen oder zu gerinnen vom Eßgel abläuft. Vor dem Gebrauche muß diese Entsaftung mehrere Tage verdeckt gestanden haben. Sie läßt sich Jahre lang aufbewahren. Die zu enkauflirenden Gipsgegenstände werden mit der Masse so lange bestrichen, als der Gips diese einfaugt. Nach dem Trocknen stäubt man den enkauflirten Gegenstand mit Leber oder mit einer weichen Bürste ab.



Wohlfeiles Eingemachte.

Man nimmt Früchte, gleichviel welcher Art, Aepfel, Birnen und andere, welche nahe daran sind, zu verderben, schält sie, schneidet sie in Scheiben, nimmt die Kerne heraus, thut sie in einen Kessel mit Wasser nebst 1/2 Pfund Zucker auf das Pfund Früchte. Einige Scheiben rother Kürbisse, Melonenscheiben, welche zum Genießen nicht gut genug sind, sogar Kürbis- und Gurkenscheiben werden hinzugegeben nebst etwas Drangenschale. Das Ganze muß gehörig durchkochen, wird dann in Töpfe gefüllt und in jeden Topf ein Eßfel Brantwein gethan, wodurch das Eingemachte sich besser conservirt. Dieses einfache Compot ist in der Haushaltung sehr nützlich bei vielen Gelegenheiten, wo eingemachte feine Früchte oder Gelee zu kostbar sind.

Knosplätterpomade.

Man läßt 2 Unzen rein abgewaschenes und 24 Stunden gewässertes Rindermark schmelzen, indem man das Gefäß, welches das Mark enthält, in ein Casserol mit kochendem Wasser setzt, und fügt noch eine gleiche Quantität Schmalz hinzu.

Wenn das Ganze flüssig ist, thut man eine Unze frischer, grob gehackter Ruztblätter hinzu, läßt sie einige Zeit darin, bis das heiße Fett die Kraft der Ruztblätter ausgezogen, brüht dann die Pomade durch ein reines Leinenstückchen, und füllt sie in Löffel. Um trodenes Haar schmieglam zu machen, ist diese Pomade sehr zu empfehlen.

Achtseitiger Wäsch- oder Plättosen.

Herr Macuab hat einen sehr nützlichen Ofen zum Erhitzen der Stühle für die Plättosen konstruirt, der übrigens auch zu vielen anderen Zwecken brauchbar ist. Dieser Ofen besteht aus einer hohlen achtsseitigen Säule, welche der Feuerungsraum ist. Der darunter befindliche Raum bildet den Aschensack und wird von vier Füßen ziemlich hoch über dem Fußboden getragen. Der Deckel des Feuerraums verengt sich nach oben pyramidal und hat ebenfalls acht Seiten wie der Feuerraum selbst; an seiner Spitze befindet sich ein rundes Loch, aus welchem die glühenden Gase des verbrennenden Materials entweichen. Inwendig sind in dem Ofen die gewöhnlichen Stützhalter für die Stühle angebracht und zwar können wegen der achtsseitigen Form des Ofens auf einmal 16 Stühle ganz gleich heiß gemacht werden. Eine Thür dient dazu, um ab- und zuzulüften zu können, so daß es hierdurch unnötig wird, Löcher durch die einzelnen Seiten des Ofens zu bohren. Ein solcher Ofen ist außerordentlich vortheilhaft, indem er wenig Raum einnimmt, wenig Brennmaterial consumirt und dabei eine bedeutende und eine völlig gleichmäßige Hitze erzeugt.



Achtseitiger Wäsch- oder Plättosen.

Walnüsse frisch zu erhalten.

Will man Walnüsse in den grünen Schalen lange aufbewahren und frisch erhalten, so erreicht man diesen Zweck am besten, wenn man die Nüsse in Sand legt, den man mit Salzwasser angefeuchtet.



Das schönste Vorrecht großer Menschen ist, ihre Schwächen bekennen zu dürfen.

Um glücklich zu leben, muß man nie mit Bestimmtheit auf das rechnen, was man zu verdienen glaubt.

Im geselligen Leben ist es wohl erlaubt, ein wenig seine Vortheile geltend zu machen, doch sehr tabelnwerth, mit seinen Tugenden zu prahlen.

Reichlich sein, ist in der Welt stets ein großes Unrecht, und eine Gabe, die mehr Feinde als Freunde erwirbt.

Nichts wird im geselligen Leben so häufig begehrt als „Zuhören“, und nichts wird weniger gethan als „Zuhören“.

Die Artigkeit hat das Gute, daß sie für nichts Anderes gelten will und doch die Stelle von etwas Besserem vertritt.

Der Ruhm des Mannes besteht darin, ein Joch abzuschütteln, der der Frau, es zu ertragen.

Es giebt Ereignisse in der Welt, die mehr als der Tod alle Bande zerreißen.

Die Wohlthaten der Armen sind unendlich höher zu schätzen als die der Reichen; denn jene entbehren durch das, was sie ihren ärmeren Brüdern mittheilen, das Nothwendige, die Reichen nur das Ueberflüssige.

Es ist eine süße innere Genugthuung, sich besser zu fühlen, als Andere und glauben.

Den Verständigeren und Mächtigeren unter den Menschen liegen auch größere Verpflichtungen ob, als ihren weniger begabten Brüdern.

Das Unglück Derer, die einen schlechten Lebenswandel führten, liegt besonders darin, daß Niemand ihren Grundtugden traut, und Jeder sich scheut, ihnen zur Umkehr sogar die Hand zu reichen.

Einmal begangenes Unrecht erlischt nie. Die Lüge, die es in unser reines Bewußtsein gerissen, bleibt, und wird nie ausgefüllt, selbst nicht durch ein ganzes, der Jugend geweihtes Leben.

Madame Guizot.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 43.
Geruch - rucklos.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 43.
Trost - Noth - Daß.

Auflösung des Rebus in Nr. 43.

Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.



Sie ist nicht mehr! Mit dem Olymp versunken Ist, die das erste Sylbenpaar benennet, Den Göttern nur, vom Duft des Nektar trunken, War ihrer Schönheit Sonnenblick vergönnt. Doch wer wird nach der Götter Freuden schmachten! Wir haben Nektar und Ambrosia! Wollt nur die dritte Sylbe recht betrachten, So — glaubet mir, so habt Ihr Bettes ja. Sie giebt noch mehr; giebt bei des Tages Hitze Ein schattig Dach und eine Ruhebank, Und über Eurem dicht beschirmten Sitze Ein frei Concert von jubelndem Gesang. Ihr dankt der Säugling das noch kleine Bette, Das sein erblühend Leben süßend barg, Sie giebt Erfrischung, Haus und Lagerstätte, Dem Todten noch das letzte Bett, den Sarg. Nur wenn die dritte kräftig, schlank gediehen, Wird sie allein zum Ganzen tauglich sein; Wo Menschenarm zu schwach für Last und Mähen, Da muß es seinen härtern Arm ihm leihn. Vermeintst Du, Leserin, es anzuwenden? Ich rathe, überlaß das Männerhänden.

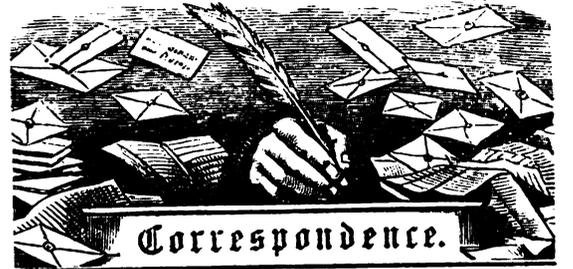
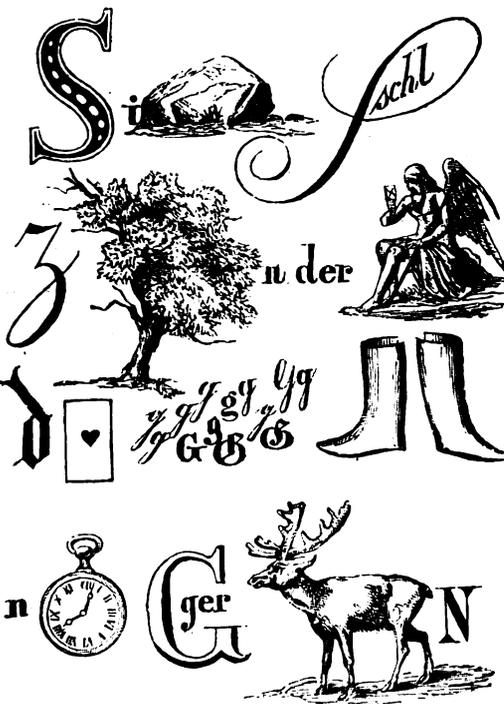
[2616]

Marie Garrer.

Erster Rebus.



Zweiter Rebus.



Correspondence.

Hr. Ch. R. in G. Das Gewünschte ist besorgt.
Hr. v. L. in G. Die nächste Nr. wird ein Dessin zu Herrenwecken bringen. Den Herren L. und G. Sie müssen bedenken, daß unsere Zeitung eine „Damen-Zeitung“ ist, und soiglich zu berücksichtigen hat, was „den Damen“ gefällt. Wahrscheinlich aber befindet sich unter unseren 20,000 Abonnentinnen keine, die Blöthe stellt.
An Hr. G. L. in R. Mit Recht haben Sie sich gewundert, daß (im Bazar Nr. 43) — jetzt — im Spätherbst ein Gedicht Aufnahme gefunden, wie das: „Der Tag ist laug“ betitelt. Durch ein von uns lebhaft bedauerter Versehen ist das arme Lied, welches, um verstanden zu werden, durchaus des Sommergefühls der Leserinnen bedarf, so sehr zur Unzeit in die Welt getreten.
Es ist von menschlicher Imagination nicht zu verlangen, daß Sie die Stimmungen des Gedichtes jetzt nachfühlen sollen, doch wenn Sie wollen, schenken Sie dem armen Geschöpf Ihr Mitleid; es ist in der That zu bedauern wie Alles, was entweder zu früh oder zu spät, kurz, nicht zu rechter Zeit erscheint, und nicht am rechten Platz steht.
Hr. Amarias Ravenshull in L...g. Ihre Zusendung ist uns sehr angenehm.
An Hr. J. R. in G. Das geht sehr natürlich zu. Einige Geranium-Arten haben so bedeutende Härtheite, daß der Stiel wie eine Fackel brennt und dabei einen schönen kräftigen Geruch verbreitet.
Hr. J. R. in G. Kurze Handschuhe werden jetzt mit 2 Knöpfen, lange mit 4 Knöpfen geschlossen. Diese Knöpfe, entweder von Perlmutter oder von Steinen, müssen bei seiner Toilette in die Obereinstimmung mit dem übrigen Schmuck stehen, und haben bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich die Form von Glöckchen. In den beliebtesten Verzierungen der Handschuhe gehört auch ein schmaler, in der Farbe des Handschuhes gefärbter Kevers von Moiré, oder eine Quivüreborte.
Hr. G. Sch... in G...g. Wenn es möglich ist, werden wir Ihren Wunsch berücksichtigen.
Hr. N. v. D... in G. Sie haben vielleicht den im Sommer erschienenen Nummern nicht Beachtung geschenkt, sonst müßten Sie grade das gefunden haben, was Sie wünschen. Nr. 24 enthält ein hübsches Kleid für ein kleines Mädchen, dessen Arrangement Ihnen auch bei Anfertigung eines Kleides für ein größeres Mädchen nützlich sein kann. In Nr. 28 finden Sie 2 Tassen, deren Schmitt sich auf dem Supplement derselben Nummer befindet, welches auch zugleich das *Siderebellin* zu beiden Kleidern liefert. Allerdings kann man auch gefärbte Kinderkleider à deux les garniren, doch ist die englische Stickerei nur insofern dazu geeignet, wenn man aus schmalen gestickten Streifen an jeder Seite des Rockes einen leiterartig arrangirten Pyramidenbesatz bilden wollte. Glatte, auf den Stief gezeichnete Untertheile zur Gestalt kommen, und dann wäre der Effect von zu zweifelhafter Eleganz, um die Nähe zu rechtfertigen. Wenn wir wieder Kinderkleider bringen, was allerdings bald geschehen wird, so sind es Winterkleider und Mäntel.
Hr. Th. Jagdtischen in L...g. Einem so großen, nur Wenigen brauchbarem Dessin bedeutenden Raum zu opfern. Eine gefärbte Jagdtasche werden Sie bereits in voriger Nummer gefunden haben.
An Hr. J. v. M. in L. Zur Gesellschafts- und Theatertoilette sind die Coiffüren aus Blumen, Bändern, Federn, Spitzen u. s. w. stets noch Bedingung der Eleganz. Für jugendliche Damen ist die *Revilla*-Form etue der beliebtesten, welche schon vergangenen Sommer in hoher Gunst stand. Man trägt die *Revilla* (Rey) aus Ebenholz oder Sammet geflochten, oder auch ganz von Polamentarbeit, häufig mit Perlen geflochten, oder durchschnitten, und mit Franzen von Schmelz oder Perlen. Schmelz ist überhaupt noch sehr beliebt, und wird nach wie vor auch an Polamentgarnituren zur Ausschmückung der Kleider verwendet.
Eine Abonnentin aus W...m. Ein Mantelschnitt für Mädchen folgt in Nr. 48 — die nöthige Verzierung oder Bekleidung desselben wird nicht schwierig sein. — In Betreff der Ferkervorleger aus böhmischen Perlen können wir Ihnen nur vorläufig rathen, ein einfaches Netz von milchweißen, oder trocknweißen böhmischen Perlen zu schürzen, und dieses mit farbiger Seidenkord an den Nadeln des Ferkervorlegers zu schlingen. Eine genaue Anweisung zur Ausführung des negartigen Fond finden Sie in der Beschreibung des Lampentellers in Nr. 40 des Bazar. Wenden Sie zu den Regenschirmen des äußeren Randes oder zu der Schlupfperle jeder Regenschirme eine andere Farbe in Perlen an, so haben Sie schon mehrere Variationen für diese Arbeit; complicirtere Muster werden wir später bringen. — Eine Spitze in Hättelarbeit, zu Antimacassaré, brachte Nr. 34 des Bazar; eine quer zu hängende Spitze erscheint nächstens.
An Hr. J. B. in G. Wenn Sie den Bourruus zur Promenade im Spätherbst tragen wollen, so wählen Sie dazu keinen auffallenden, sondern nur dunklen, einfarbigen Stoff, entweder Tuch oder Sammet, da Cashmir zur Promenadentollette jetzt nicht mehr warm genug. Der Bourruus braucht nur wenig Verzierung; wenn Sie denselben ringum mit passender Borte einfassen, und am Capuchon und an den Hüften mit Troddeln versehen, ist er vollkommen den Anforderungen der Mode genäh. Gestreifte, carrierte, schirnte Bourruus in bunten Farben sind nur im Theater und in der Antichambre des Ballsaales gebräuchlich.
An Hr. G. W. in R. Wenn der Wellenschnitt Ihrem Gesicht besonders zusagt, so können Sie ihn, ohne der Mode entgegen zu handeln, getroßt beibehalten. Das Haar wellenförmig zu tragen, ist noch immer modern, eben so wie die über Rollen arrangirten Schittel. Die modernsten Coiffüren fordern zurückgestämmtes Haar, je nach Erforderniß der Gesichtszüge, der mehr oder minder vortretenden Stirn und der Fülle des Haarwuchses über Rollen frisiert, oder durch sich selbst gehalten.
Hr. G. W. in L. Als ein wirksames Mittel gegen die verunstaltendsten Mägen hat sich bei vielen Personen Gierbese bewiesen. Die Mägen werden mehrmals mit Bierbese bestrichen, welche man stets eintröden läßt. Nach kurzer Zeit verschwinden die Auswüchse. Ob dieses Mittel indes auf jeder Haut die nehmliche Wirkung übt, ist fraglich.
An Hr. J. P. in G. n. Allerdings können Sie zur Trauer weise mit schwarzen Garn Lanquettirte und gefärbte Kragen und Mantelkragen tragen, wenn es Ihnen nicht zu geucht erscheint. Im Ganzen haben diese Trauer-Regligée-Kragen und Kermel etwas Unpassendes, weshalb wir bisher unterlassen, auf dieselben aufmerksam zu machen. Denn daß der mit schwarzen Knöpfen gefärbte weisse Kermel unpassend ist, ist ein großer Uebelstand.
Hinsichtlich des Battrens der von Ihnen bezeichneten Röde müssen wir mit „Nein“ antworten.
Hr. W. in R. Wir können Ihre Frage hinsichtlich moderner Unterarmel nicht anders beantworten, als durch Hinweisung auf das, was wir bereits in fast jeder Nummer des Bazar geschrieben, und nur hinzuzufügen, daß zu einem seidenen Kleide Tüll-Kragen und Tüll-Kermel angemessener sind, als Null-Kragen und Null-Kermel. In den Nummern 32 und 42 j. B. finden Sie Abbildungen und genaue Beschreibungen moderner Unterarmel, auf den dazu gehörigen Supplementen geeignete Stückerelbstins, und in Nr. 28 eine sehr effectvolle Bordüre zum Kermelvolant, auf Tüll, zu Puffenarmeln anwendbar. Diese Ausführungen jedoch nur beispielsweise, denn ein nur einigermaßen aufmerksames Durchblättern unserer Zeitung wird mehr als genügende Auskunft auf Ihre Fragen geben. Wir erlauben uns noch, Sie daran zu erinnern, daß, wie schon oft erwähnt, Band ein beliebter Schmuck eleganter Kermel ist.
Hr. N. G. geb. G. in G. Supplement zu Nr. 48 bringt einen Tüll-Schnitt, und das nächste Supplement bringt dann Schnittmuster zu Winterhandschüchen und Capoten.
Hr. B. R. geb. G. in G. Anfang December!
Hr. W. P. in G. be. G. Genügt das Dessin in Nr. 44? Ein Muster zu gebähten Morgenkieselfischen bringt Nr. 48 oder die nächstfolgende Nummer.
Hr. W. W. in R. bei G. Es würde uns für jetzt zu viel Raum nehmen; wir müssen auf die Weihnachtzeit bedacht sein und die Toilette etwas bei Seite legen.
Hr. W. v. J. in G. Wir danken der Galtigkeit und werden viel Schönes mittheilen.

DEROZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 47.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. December 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VII. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Der Diamant.

1.

Figur 1. Robe von malachitgrünem Taffet mit 5 Volants, deren jeder mit einem Linguettirtren oder ausgeschlagenen Falbelas befestigt ist (Falbelas Louis XVI.). Die Schöße des fest geschlossenen Leibchens sind mit einem eben solchen Falbelas verziert. Bretellen (Tragbänder) von grünem Bande fallen vorn in langen Enden herab. Die offenen, glockenförmigen Ärmel sind oben mit einem Jofey (Ueberärmel) von Chantilly-Spitzen, und unten mit dem erwähnten Falbelas geschmückt. Pariser Kragen von gesticktem Mouffeline. Busch-Unterärmel von Mouffeline mit gesticktem Revers, welcher die Form einer Musketier-Manschette hat. Goldnes Armband, aus drei starken verschlungenen Ketten gebildet. Hut von violetter Sammet, mit Chantilly-Spitzen und Veilchen garnirt, Bindebänder von rosee Taffet.

Figur 2. Robe von holzfarbem Taffet mit doppeltem Rock. Der oberste Rock hat eine Schürzen-Verzierung aus schmalen Falbelas Louis XVI. gebildet, welche mit Borten von holzfarbem Sammet angeheft und zu beiden Seiten mit Schleifen von gleichfarbigem Atlas verziert sind. Der Saum des oberen Rockes ist ringsum mit einem ausgeschlagenen Falbelas Louis XVI. befestigt, der untere Rock ebenfalls. Die Garnitur des Leibchens steht ganz in Uebereinstimmung mit der des oberen Rockes, und ist aus Sammetborten, schmalen Falbelas und kleinen Bandschleifen lagartig arrangirt. Die aus 5 Volants bestehenden Ärmel sind gleichfalls der übrigen Verzierung des Kleides entsprechend garnirt. Spitzenkragen. Weiße Ballon-Unterärmel von Brüssler Tüll mit gepufftem Bandauspuß und Schleifen in kaiserblauer Farbe. Hut von blauem Sammet, mit einem Kranz blauer Federn am Bavolet. Im Innern der Puffe Kranz von Margarethenblümchen. Bindebänder von blauem Sammet. Burnous von schwarzem Sammet, Strohgelbe Handschuhe.

[2618]

Im Jahre 1650 lebte zu Heilbronn im Königreich Württemberg ein Goldarbeiter Namens Heinrich Müller. Vor einem Jahr hatte er seine geliebte Frau, die Mutter seiner kleinen Bertha, verloren, und seit der Zeit wollte keine Freude mehr in's Herz des armen Mannes einkehren. Nur zuweilen, wenn

sein Auge auf das lächelnde Antlitz seines Töchterchens fiel, verklärte ein Freudenstrahl seine Züge wie ein stüchtiger Sonnenblick eine trübe Winterlandschaft. Das Kind war das einzige Band, welches Müller noch an die Erde fesselte, denn der Schmerz um die verlorne Gattin war so tief in seine Seele gedrunken, daß er oft den Muth zu leben verlor, und leidensmüde sich nach Ruhe sehnte. Doch seine Bertha mit dem reinen holden Kindergesichtchen mahnte den Verlassenen an das Glück der Vergangenheit, an die Pflicht der Gegenwart, stiftete ihm Hoffnung für die Zukunft, und dieses heilige Dreigestirn gab Licht in die Nacht seiner Trübsal und gab ihm Muth, seine öde Strafe weiter zu wandern.

Ganz Heilbronn kannte, liebte und achtete Müller, und das mit Recht, denn es konnte keinen redlicheren Mann geben als ihn, und überdies stand er, was seinen Beruf betrifft, so weit über seinen Genossen, daß er neben diesen wie ein Künstler neben Handwerkern geschätzt ward. In der That gab es keinen reichen Bürger in der Stadt, keinen Edelmann in der Umgegend, welcher die Geschicklichkeit des redlichen Juweliers Heinrich Müller nicht schon in Anspruch genommen.

Demzufolge befand sich Müller in verhältnismäßig guter Lage. Mit einer Art von Beizühnlich dachte er bei der Arbeit ist oft an den Wohlstand, den sein guter Erwerb ihm begründet, und den er nun nicht mit der Gattin theilen konnte, welche die treue Gesährtin seiner Armuth gewesen; doch wollte die Hand erschöpft niedersinken, wie gelähmt von dieser traurigen Wahrheit, so gab das Vatergefühl ihr neue Spannkraft, und er arbeitete emsig weiter, um seiner Tochter eine glänzende Zukunft zu gründen.

Am Abend, wo unsere Erzählung beginnt, saß Müller in dem kleinen Zimmer, das ihm als Werkstatt diente, und beschäftigte sich mit der Fassung des schönsten Diamanten, welcher jemals durch seine Hände gegangen. Dieser Diamant sollte ein Hochzeitsgeschenk sein, das der alte Graf von Weinsberg der Braut seines Sohnes verlehnte, dessen Vermählung mit einer der reichsten Erbinnen des Rheinlandes in einer Woche stattfand; ein



Pariser Moden.

Ereigniß, welches die Bewohner des Städtchens in nicht geringe Bewegung setzte.

Die Fassung des prächtigen Steines, aus Gold und Rubinen bestehend, war von auszeichneter Arbeit, und Müller, ganz vertieft in sein Werk, das Benvenuto Cellini zur Ehre gereicht haben würde, legte eben die letzte Hand an. Er bog die goldenen Klammern zurecht, welche den Diamanten in den Ring fassen sollten, während jener, auf dem Tisch liegend, von der geschnittenen Lampe mit Licht gestäubt, die's in wundervoller Farber pracht wiederpiegelte.

Das Kind hüpfte ins Zimmer, sorglos und fröhlich wie ein Vogel. Bertha's kindliche Heiterkeit war eine heilsame Erfrischung für ihren ernsten, rastlos beschäftigten Vater; sie war, was der Gesang der Lerche dem müden Arbeiter, der über die Scholle beugt, im Schweife seines Angesichts sein tägliches Brod erwirbt — eine Seelen-Erquickung.

Von Zeit zu Zeit blickte Müller auf und ließ sein Auge auf der hohen Gestalt seines Kindes, auf ihrem Köpfcgen voll goldblonder Locken ausruhen; das reine Feuer ihres Auges schien ihm herrlicher, als der Strahl des Diamants und ein heißes Dankgebet flog aus dem fromm bewegten Vaterherzen zum Himmel auf, zu Gott, welcher in seiner Gnade einen so lieblichen Engel an seinen Lebensweg gestellt. In solchen Augenblicken fühlte der arme Juwelier sich reich und glücklicher, als wären alle Diamanten ihm in den Schooß gefallen, welche die Kronen sämmtlicher Fürsten Deutschlands schmücken.

Mit kindlicher Neugierde betrachtete Bertha den funkelnden Diamanten, welchem Brautschmuck der künftigen Gräfin von Weinsberg bestimmt war. Bertha war ein Kind und natürlich nicht frei von dem weiblichen Instinkt, der sich durch Gold und Edelsteine angezogen fühlt. Sie umkreiste den Tisch, wie der Schmetterling die Flamme, und der Vater beobachtete lächelnd dieses Wandern, das, wie er richtig vermutete, mit einer endlichen beherzten Attaque des bewundern Gegenstandes schloß.

„Vater,“ sagte sie schüchtern, „erlaubst Du mir, daß ich nur einen Augenblick den schönen Brillant in die Hand nehmen darf, der wie ein Stern funkelt?“ „Nimm!“ sagte Müller freundlich, und legte den kostbaren Stein selbst behutsam in die kleine vor Freude zitternde Hand. „Nimm Dich in Acht, daß er nicht herunter fällt!“

Diese Mahnung war unnütz; denn Bertha bewegte sich nicht, wie angewurzelt stand sie mit dem Stein in der Hand und wagte kaum zu athmen, als fürchte sie, schon ihr reiner Hauch könne den Glanz des Kleinods besteden.

„Ach, er ist so schön, Vater,“ rief sie begeistert, „er ist wie lebendig! Nicht wahr, Vater, wenn ich groß bin, gibst Du mir auch schöne Steine — die hänge ich mir dann ins Ohr und ins Haar!“

„Nein, mein Kind“ antwortete Müller lächelnd, „das bilde Dir nicht ein. Solche Steine bekommst Du nie von mir.“

Bertha war bitter geküßelt. „Warum willst Du mir keine geben? Bist Du mir nicht mehr gut?“ schmolte sie halb weinend.

„Du weißt wohl wie gut ich Dir bin, böses Kind,“ erwiderte der Vater, „und wenn ich Dir keine Diamanten gebe, um Haar und Ohr damit zu schmücken, so geschickst es, weil ich kein Prinz bin, und Du nie eine Gräfin werden wirst. Verstehst Du mich nun?“

Bertha verstand den Vater nur zu gut, denn sie senkte das Köpfcgen und murmelte leise, doch so, daß Müller es hörte, in sich hinein: „Ach, die Prinzessinnen sind doch recht glücklich!“

Müller fühlte sich schmerzlich berührt durch diese Aeußerung seiner Tochter. Bertha's kindliches Bedauern, dieser flüchtige Seufzer, wäre vielleicht von manchem andern Vater als bedeutungslos überhört und vergessen worden, doch dem Herzen des Goldarbeiters Müller gab dieser Augenblick eine bedrückend traurige Ahnung. Die Nachtseite des Lebens that sich ihm auf; er sah das kleine, jetzt fünfjährige Mädchen erwachsen, gequält von ehrgeizigen Plänen, eilen Wünschen, thörichten Träumen — er sah im Geist seine Tochter dem innern und äußern Elend zum Raube werden, welches die Eitelkeit über das Leben des Weibes verhängt. Dieses Gespenst einer unheilvollen Zukunft war es, was Müller erschreckte in dem einfachen Wort seiner Tochter: „Ach, die Prinzessinnen sind doch sehr glücklich!“

Er nahm die Kleine auf seine Knie, küßte zärtlich ihre Stirn und sagte mit müder, aber ernster Stimme: „Be-gib nicht, mein Kind, daß der glütige Gott, der die Diamanten im Schooß der Erde schuf, auch Dich geschaffen hat, und Dein Vater ist; und da er gerecht und gütig, kann er nicht das Glück an einen kalten harten Stein geknüpft haben. In Deiner Unschuld und Reinheit, meine Bertha, hat Gott Dir einen köstlichen Diamanten mitgegeben, der tausendmal mehr werth ist als der, den Du jetzt begehst, denn jener schmückt die Seele, und dieser ist nicht einmal im Stande, ein häßliches Gesicht schön zu machen.“

Diese Mahnung hatte ins Herz des Vaters und auf das holde Gesichtchen des Kindes die einen Moment lang getriebene Heiterkeit zurückgeführt und Bertha ging wieder an ihre Spie-le, wie der Vater an seine Arbeit. Demohnachtet kam die Kleine von Zeit zu Zeit wieder an den Arbeitstisch, um den schönen Diamanten zu sehen und benutzte die empfangene Erlaubniß, ihn in der Hand hin und her rollen zu lassen, aber ihr kleines Köpfcgen bildete sich dabei eine ungefähre Vorstellung, wie schön das Kleinod an der Hand der jungen Gräfin Weinsberg aus-sehen werde.

Das Fenster, durch welches das Zimmer Licht empfing, ging auf den Nedar hinaus, dessen Wollen die Mauer des Hauses bespülten. Es hatte von außen einen ungefähre fußbreiten Vorsprung, auf welchem ein Muttergottesbild stand aus Holz geschnitten — ächte Nürnberger Arbeit.

Das nach der naiven Auffassung der alten gothischen Kunst ausgeführte Heiligenbild war mit einem vergoldeten Strahlen-Diadem geschmückt, welches der Künstler mit einem Rande blauer und rother Steine geziert hatte, deren Mehrzahl jedoch der Hauch der Zeit längst aus ihren Hülsen geweht. Ein Schleier aus Gold- und Silbergaze hing vom Haupt der Statue herab und verhüllte zugleich die Gestalt des Jesuskindes, welches auf dem linken Arm der Mutter ruhend, von dieser mit liebenden Blicken betrachtet ward.

Bertha dachte in der Stille, der Diamant müsse sich da, wo die rothen oder blauen Steine herausgefallen seien, sehr hüßlich ausnehmen, und dann, combinirte sie in ihrem Kinderköpfcgen, wenn schon die vornehmen Damen und Prinzessinnen Diamanten tragen, muß die Mutter Gottes erst recht einen haben. Sie stieg auf ein Fußbänkchen, von dort auf das Fensterstirn, ohne daß der mit seiner Arbeit beschäftigte

Vater es bemerkte, nahm das Muttergottesbild herein, drückte den Diamanten die Mitte des Diadems an die Stelle eines herausgefallenen Steines, stellte die Statue wieder an ihren Ort, und setzte sich dann still in den dunkelsten Winkel des Zimmers, wo bald ein sanfter Schlummer die Augen des vom Spie-le'müden Kindes schloß. Im Halbschlummer, wo die Seele zwischen der wirklichen Welt und der Welt der Träume schwebt, schien es ihr, als neige sich das Antlitz der heiligen Jungfrau zu ihm; strahlend von überirdischem Lichte, als läche sie ihr zu mit unbeschreiblicher Güte — und in dem Dazwischen auf dem Haupte der Heiligen glänzte der Diamant im dunklen Rahmen des Fensters so feurig wie der Polarstern. — Da ließ plötzlich Ruderschlag aus der Ferne sich vernehmen, der unter den Fenstern verklang; es ward ganz still. — Die Erscheinung schwand — und des Kindes traumabhängiger Schlummer ging in einen tiefen, festen Schlaf über, der sich durch lange ruhige Athem-züge kund gab.

Das Geräusch der Ruder — denn es war wirklich — hatte Müller's Aufmerksamkeit erregt, und jetzt erst bemerkte er die tiefe Stille, welche ihn umgab, seit Bertha nicht mehr hin und her lief. — Uebrigens hatte er die Fassung des Diamanten nun beendigt, blidte auf von seiner Arbeit und wollte ihn einsetzen.

2.

All's Suchen war vergebens. Der Diamant lag nicht mehr auf dem Tische. Er stand auf, suchte in allen Ecken und Winkeln der Stube, untersuchte alle Möbeln, alle Schiebläden, all seine Taschen; der Diamant fand sich nicht.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, Bertha könne den Stein verlegt haben, sie hatte Abends damit gespielt; nichts war natürlicher, als daß sie vergessen, den Diamanten wieder an seinen Ort zu legen. — Welche Unflugheit! — Er beschuldigte sich selbst seiner Unachtsamkeit, nahm sich jedoch vor, der Kleinen einen ernsten Verweis zu geben als Warnung für künftige Lage. „Bertha,“ rief er, sie weckend, „gib mir den Diamanten wieder, ich brauche ihn jetzt; eigentlich hättest Du eine harte Strafe verdient, daß Du ihn nicht wieder hingelegt, denn Du konntest ihn verlieren und mir hast Du einen furchtbaren Schred verursacht. Geh jetzt,“ fügte er sanfter, sie küßend hinzu, „gib mir den Stein und geh schlafen, es ist schon spät; sonst kommt der Kaiser Rothbart und nimmt Dich mit, wie alle Kinder, die Nachts nicht in ihrem Bettchen schlafen.“

Bei dem gefährdeten Namen des Kaisers Rothbart fuhr Bertha zusammen, und öffnete weit die blauen, schlaftrunkenen Augen.

„Sei nur ruhig, Kind — er thut Dir Nichts, wenn Du folgam bist, gib mir nur den Diamanten“ sprach tröstend zugleich und einbringlich der Vater.

Bertha schien die Rede nicht zu verstehen — sie starrte nur den Vater an, dem ein kalter Angstschweiß auf die Stirn zu treten begann. Angst sprach sich auch in dem Blick aus, womit er sein Kind betrachtete; Bertha fürchtete sich vor diesem Blick. „Vater“ sagte sie zitternd, „sei nur nicht so böse — warte nur — ich besinne mich gleich.“

Es entstand eine minutenlange Stille, während welcher Müllers Herz in peiniger Unruhe fast hörbar klopfte.

„Nun weiß ich's,“ rief Bertha endlich, seudig aufspringend, „ich habe den Diamant der Mutter Gottes draußen am Fenster in die Krone gelegt!“

Müller athmete auf, und wandte seine Blicke forschend nach der Stelle am Fenster, wo die Statue stand, doch er sah nichts, wahrscheinlich weil das Bild mit dem Dunkel des Himmels verschmolz. Er nahm also die Lampe und leuchtete damit in die Fensternische. . . Großer Gott! Die Statue der heiligen Jungfrau war nicht mehr dort!

Das war ein Donnererschlag, dessen Wirkung zu beschreiben unmöglich. Müller besaß Muth und Gottvertrauen, doch beim Anblick des Abgrunds, welcher in diesem Augenblick vor ihm sich aufthat, verließen ihn Muth und Glaube. Er fühlte sich nicht stark genug, diesen Schlag des Schicksals zu ertragen. Es war, als sank der Boden unter ihm zusammen; es ward finster um ihn her, mit Grauen dachte er an die Zukunft, welche der Entdeckung seines Verlustes folgen mußte, an seinen Ruin, seine verlorne Ehre. Mühte nicht der Fleder an der Ehre des Vaters auch auf sein Kind fallen, das er über Alles liebte, dem er eine glückliche, sorgenfreie Zukunft zu bereiten gedachte? Statt des für sie erstrebten Glücks waren nun Schmach und Elend ihr Loos, das seine wahrseinlich der Tod im Kerker.

Das tiefe Ehrgefühl, welches stets die Seele des wackern Mannes erfüllt, war es jetzt auch vorzüglich, welches das Bild der Zukunft in so furchtbarer Gestalt ihm vorführte, daß der Gedanke seinen Verstand zu verwirren drehte.

Wohl war das Unglück groß, doch es ließ die Möglichkeit eines guten Ausgangs zu. Wäre Müller Herr seiner selbst geblieben, würde es ihm ohne Zweifel eingestanden sein, daß es das Beste sei, dem Grafen Weinsberg den Hergang der Sache wahrheitsgetreu zu erzählen, sich ganz seiner Einsicht zu vertrauen, der Zeit und der Borschung die Lösung des Räthsel's anheim-zufallen, und seine Rechtfertigung von Gott zu erwarten, der die Schuldlosen nie verläßt.

Aber er dachte nichts von dem Allen. Wie ein Wahnsinniger lief er umher, von quälenden Gedanken hin und her gejagt, und suchte den Diamanten, als hätte er noch an der Wahrheit des traurigen Verlustes gezweifelt.

Bertha's Schluchzen erweckte ihn endlich aus seinem thörichtem Irrsinn. Das Kind fühlte wohl, welches Unglück dem armen Vater begegnet, daß sie die Veranlassung dazu gewesen, und weinte bitterlich. Müller ging zu ihr, betrachtete sie mit Augen, in denen der erste unselige Schimmer des Wahnsinns funkelte — doch, die Vaterliebe besiegte den Sturm seines Innern, er nahm das weinende Kind in die Arme, weinte mit ihm und keine Spur von Zorn bewegte seine Stimme, als er sagte: „Bertha, Du hast gewiß die Statue in den Fluß fallen lassen, als Du sie wieder auf das Fensterstirn stellen wolltest, und der Diamant ist mit ihr in das Wasser g'fallen.“

„Lieber Vater“ schmeichelte Bertha, getröstet durch des Vaters milde Rede, „wir kaufen eine neue Mutter Gottes und stellen sie wieder dahin und auch einen andern Diamanten!“

„Das ist es eben, mein Kind,“ sagte Müller mit schmerzlichem Lächeln; „der Diamant kostet 30,000 Thaler — eine Summe, die mein Vermögen um das Hundertfache übersteigt.“ Als Bertha schlafend in ihrem Bettchen lag, trat Müller noch einmal an das Lager seines Kindes, und betrachtete die

ihrenen Züge lange, lange, um ihnen Lebewohl zu sagen; denn es galt eine Trennung, deren Ende nur Gott kannte. Es war ein schmerzliches Lebewohl, zu dem er nicht den Muth gehabt, hätte Bertha gewacht. „Lebe wohl,“ sagte er, „Du meine einzige Freude, meine einzige Liebe auf der Welt, Du treues Abbild Deiner ewigigen Mutter! Dein Vater geht von Dir mit zerrissenem Herzen. Die Menschen werden Dir sagen, daß er ein Dieb und Betrüger sei, aber Gott und Dein Gewissen, Kind, bezeugen Dir, daß er unschuldig ist und nur unglücklich. Ich kann Dir nicht mehr Stütze sein, denn morgen schon bin ich ge-brandmarkt vor der Welt. Aber Deine Unschuld und kindliche Güthigkeit werden die Herzen auch der Gleichgültigsten für Dich erweichen. Sie werden Dich beklagen und mich verdammen. . . Leb wohl, mein Engel, ich überlasse Dich dem Schutze Gottes!“

Mit diesen Worten drückte er einen letzten Kuß auf die Stirn seines Lieblings, dessen Rosentropfen in diesem Augenblick sich öffneten, als wollten sie dem Vater den Abschiedskuß zurückgeben.

Müller stoh verzweiflungsvoll vom Lager seines Kindes; er litt die Bein der We dammeten, die der Engel mit dem feurigen Schwert aus dem Paradiese treibt. Planlos eilte er durch die Straßen von Heilbronn, und besand sich bald auf offnem Felde, ohne daß er wußte, wie er dorthin gekommen. Die Kühle der Nacht, statt die Bluth seines Innern zu kühlen, sagte diese selbe nur noch mehr an wie der Wind die verzehrende Feuers-brunst. Die Wogen des Nedar rollten dort, so sah vuz — heimlich und tief war es in ihrem Schooße; mit unglücklichem Zauber lockten sie den Bergweiselnden in ihre dunkle Nähe; er beugte sich über den Rand des Flusses und blidte in den seuchten Ab-grund. War es eine absehbende, war es eine trübende Erscheinung, die ihm daraus entgegentrat, denn er erhob sich wieder, taumelte zurück, fuhr mit der Hand über die Stirn, wie um einen bösen Gedanken von dort zu verjagen, und sagte mit bewegter Stimme: „Ja, geliebtes Weib, ich werde leben, leiden und arbeiten, damit wir uns einst wiedersehen.“

Er entfernte sich vom Ufer des Flusses mit raschem, festem Schritt, und verschwand im Schatten der Nacht.

3.

Elf Jahre waren verfloßen seit der verhängnißvollen Nacht, welche mit so unheilvollen Folgen über das Dasein des fiedelichen Goldarbeiters dahinjog. Bertha war herangewachsen und alle Blüthen der Schön-heit hatten an ihr sich entfaltet, welche ihre Kindheit in der Knosp'e ahnen ließ. Sie lebte im Hause eines Gutsbesizers, des alten Grafen Weinsberg, dessen ganze Freude sie geworden, um der sie mehr als Tochter wie als a-n- genommene Waise behandelte.

Nach Müllers Verzicht wurden hatte der Graf von Weinsberg mit aller Welt die Meinung getheilt, der Goldarbeiter sei mit dem Diamanten in alle Welt gegangen und habe sein Kind bösslich verlassen. Als Mann von Verg-fiel es ihm jedoch nicht ein, das Kind das vermeintliche Verbrechen des Vaters zu büßen zu lassen, im Gegentheil fühlte er sich in tiefster Seele gerührt von der Verlassenheit der armen Kleinen, nahm sie zu sich und vermied mit zarter Sorgfalt Alles, was dem Kinde die Handlungsweise ihres Vaters hätte verächtigen können. Die Bekannten und Freunde des Hauses, sowie die Domestiken erhielten die Weisung, die glückliche Unwissenheit der Kleinen nicht durch Enthüllung der vermeintlichen Wahrheit zu stören. Jedesmal, wenn Bertha nach ihrem Vater fragte, erhielt sie von ihrem gütigen Beschützer die Antwort: „Mein Vater ist in die Fremde gegangen, um da sein Glück zu machen. Wenn er reich geworden, wird er wieder kommen.“

Endlich aber erfuhr Bertha doch durch die absichtliche In-discretion einer eiferfüchtigen Gouvernante, welche sich durch sie in der Günst des Schlossherrn beeinträchtigt glaubte, die niederschmetternde Nachricht von dem Fleden, welcher den Ruf ihres Vaters schwärzte. Im tiefsten Herzen verschloß sie das schreckliche Geheimniß, welches wie ein Gifttropfen in den klaren Spiegel derselben gefallen. Sie be-nützte sich, die Erinnerungen ihrer frühen Kindheit zu sammeln und aus diesen tauchte das Unglück ihres armen Vaters, welches in der Welt ein Verbrechen genannt ward, mit voller Klarheit wieder auf, und zugleich das brückende Bewußtsein, welchen Antheil sie selbst an diesem Unglück habe. Gleichwohl war es ihr einleuchtend, daß eine so späte Enthüllung der Wahrheit nicht im Stande sein würde, die öffentliche Meinung umzustimmen. Diese nieder-beugende Ueberzeugung, der stete Gedanke an ihren unschuldig verdächtigten Vater, führte eine plötzliche Aenderung in Bertha's Wesen, in ihrer ganzen Natur herbei. Eine krankhafte Blässe trat an die Stelle der frischen Rosen ihrer Wangen. Die Augen sanken tief in ihre Höhlen, und glühten nur manchmal in fieberhaftem Feuer, ja, die Reden, mit denen sie die besorgten Fragen ihres zärtlichen Pflegevaters beantwortete, zeugten häufig sogar von Geistesabwesenheit.

Der Graf, welcher Bertha innig liebte, berief die berühmtesten Aerzte, die Krankheit des jungen Mädchens zu erforschen und wo möglich sie zu heben. Aber Keiner fand ein Heilmittel, denn Bertha's Krankheit entsprang aus Seelenleiden. Nur einer der Aerzte wagte seine Meinung in so weit zu äußern, daß er bei jeder andern Person als bei diesem unschuldigen jungen Mädchen mit Bestimmtheit annehmen würde, diese Verwüstungen einer sonst so festen Gesundheit seien die Folge von Verzweiflung oder Gewissensbissen.

Eines Abends war sie allein in der Schlosskapelle zurückgeblieben und sandte ein heißes Gebet zum Himmel um die Rechtfertigung ihres Vaters und um Befreiung von der furchtbaren Gewissensqual, womit die öffentliche Schmach ihres unschuldigen Vaters ihre eigne Seele belastete — da war es ihr, als sähe sie ungefähr 20 Schritte entfernt, von leuchtendem Gewölke umgeben, das hölzerne Muttergottesbild aus ihrem Vater-hause. In mitten des Diadems, welches das Haupt der Heiligen krönte, stahlte der Diamant in unvergleichlicher Klarheit. Die Jungfrau lächelte der betäubten Bertha jetzt eben so hübschvoll zu, wie damals vor 11 Jahren, da sie ihr zum ersten Mal erschienen in der Nacht, welche zur Entfernung ihres Vaters Veran-lassung gab, und ins Herz der Leidenden floß süßer Trost herab. Sie erhob sich, um der himmlischen Erscheinung näher zu treten, welche durch den Zauber des mütterlich liebevollen Blicks eine wunderbare Anziehungskraft auf die Betende übte. Sie verließ die Kapelle — und war aus der Gegend verschwunden. Niemand hatte sie gesehen; der Graf Weinsberg schickte all' sein e

Diener aus, sie zu suchen. Doch vergebens. Nach Verlauf meh- rerer Tage kehren alle Bote zurück ohne die Gesuchte . . . im Umkreise von 20 Meilen war sie nicht gesehen worden, und so blieb ihre Flucht, wie die ihres Vaters, in unüberwindliches Geheimnis gehüllt.

Drei Jahre nach Bertha's Verschwinden, über deren Ver- lust das väterliche Herz des Grafen Weinsberg sich noch nicht trösten konnte, ward diesem der Besuch eines Fremden angekün- digt, welcher darauf bestand, auf der Stelle vorgelassen zu wer- den. Der Schlossherr befahl ihn hereinzuführen. — Der Fremde trat dem Grafen ehrerbietig entgegen; er war mit einfacher Klei- dung gekleidet, und sein noch jugendliches Gesicht trug Eru- pen tie in Gram.

„Kennen Sie mich, gnädiger Herr?“ sagte der Fremde, sich vor dem Grafen auf ein Knie niederlassend. — Dieser blickte anf ihn mit einem Ausdruck von Milde, in dem der des Erstaunens sich mischte.

„Ich bin Heinrich Müller“ begann der Fremde wieder, den Sie ohne Zweifel noch verachten als gemeinen Dieb, und der doch nichts weiter als unglücklich gewesen.“

„Ja Müller,“ erwiderte der Graf sehr ernst, „ich hatte Sie in Verdacht, ich muß es bekennen, und hege diesen Verdacht noch. Ich hatte ein Recht dazu; doch verdammt habe ich Sie niemals, denn ich wußte ja nichts Gewisses. Beweisen Sie mir Ihre Unschuld, und ich versichere Sie, daß ich darüber so glück- lich sein werde als Sie selbst, und müßte ich auch die Ueberzeug- ung mit dem Werthe von 20 Diamanten erkaufen.“

Müller erzählte nun dem Grafen die Geschichte von dem Verlust des Diamanten, seine Verzweiflung, seine Verwirrung, seine Flucht. „Seitdem,“ fuhr er fort, „habe ich 14 Jahre lang ar- gestrengt gearbeitet. Der Himmel hat mein Bemühen geseg- net, ich kehre reich zurück und könnte Ihnen, Herr Graf, den doppelten Werth des Diamanten bezahlen, um den eine Unvor- sichtigkeit von meiner Seite Sie gebracht hat.“

Der Graf von Weinsberg hatte ruhig, mit unbewegten Zügen der Erzählung zugehört, und entgegnete, als Müller ge- endet, mit der Fülle der Ueberzeugung: „Ich möchte Ihnen glau- ben, aber wer kann mir beweisen, daß nicht jener Diamant, der sich wahrscheinlich nie wieder findet, den Grund zu ihrem jetzigen Verhältniß geleitet?“

Bei dieser Bemerkung ließ Müller entmuthigt das Haupt sinken, als rühle er nun, daß sein langer harter Kampf mit dem Schicksal dennoch vergebens gewesen, daß die schönste Stunde seiner erhofften Ehrenrettung nur gekommen sei, um ihn noch tiefer in Schmach und Verzweiflung zu stoßen. „Meine Toch- ter — mein Kind?“ . . . künftige der Unglückliche endlich mit gebrochener Stimme . . . und nun war am Grafen die Reihe des Erbählens.

Er erstattete Bericht von dem Leben Bertha's, bis zum Augenblick ihrer Flucht, zur Erneuerung seines eignen Schmerzes, der noch durch den des trostlosen Vaters erhöht wurde.

Aber die Vorlesung hatte auch hier, wie so oft, für den Augenblick der höchsten Noth die Hülfe vorbereitet, eine Hülfe, welche wunderbar genannt werden kann.

Bertha hatte in den letzten 3 Jahren sämmtliche Haupt- städte Deutschlands durchzogen. Sie sang um den Erwerb des täglichen Brodes, und verdiente damit so viel, daß sie minde- stens nicht Noth litt. Ihre Seele war nur von dem einen Ge- danken erfüllt: Die Ehrenrettung ihres Vaters — und wie der Schiffbrüchige auf stürmischer Meer nach dem letzten Stern, so aucte sie nach der Erscheinung der heiligen Jung- frau; einen andern Führer hatte sie und beehrte sie nicht.

So war Bertha noch langer Reise, von der Mutter Gottes geleitet, nach der Hauptstadt Baierns, nach München gekommen. Dort, während des Abendgottesdienstes in einer Kirche, kniete sie, in einer der Seitenkapellen im heißen Gebet, als sie ihren Na- men laut und vernehmlich rufen hörte. Sie erhob den Kopf und sah die Erscheinung ihrer göttlichen Beschützerin leuchtender als je. Instinctmäßig schritt sie auf dieselbe zu; da trat ein alter Priester, dem ihr erregtes Wesen auffiel, zu ihr und fragte nach ihrem Namen.

„Ich heiße Bertha Müller und bin aus Heilbronn.“ „So gehört diese Statue der heiligen Jungfrau Ihnen, se- wie der Diamant in ihrer Krone,“ erwiderte der Priester. „Vor einem Jahre gab ein Sterbender, von Gewissenspein ge- foltet, sie mir auf dem Todtenbette in dem Verlangen, sie dem Goldarbeiter Heinrich Müller aus Heilb- onn zurückzugeben, dem er sie einst beim Vorüberfahren vom Fenster entwendet.“

Jedenfalls war er in Ungewißheit über den wahren Werth des geraubten Gegenstandes, und hielt den Diamanten für un- acht. Er hat durch die Rückgabe nur sein Gewissen beruhigen wollen über den frevelhaften Diebstahl des Heiligenbildes und mir zu diesem Zweck die Vollmacht gegeben, seine That nöthi- genfalls sojar öffentlich kund zu thun.“

Die glänzige Hoffnung des frommen Kindes ward also erfüllt. Die beschwerliche Reise, zur Rechtfertigung ihres Vaters unternommen, ward vom Erfolge gekrönt in dem Augenblick, da der unglückliche Müller jede Hoffnung auf einstige Anerkennung seines Unschuld aufgab.

Die heilige Jungfrau, die Trösterin der Betrübten, konnte ja das Vertrauen der frommen Tochter nicht täuschen — Ber- tha's Seele waltte über von leicht begeisterten inbrünstigen Dankgefühl; sie warf sich nieder vor dem Bilde der Heiligen, und brachte ihr, die sie durch die Nacht des Leidens zum Licht geführt, die ersten Empfindungen ihres genesenen Herzens dar, die reiner als Weiblichdünste zu der himmlischen Heirat der Mutter Jesu aufstiegen.

Bertha, begleitet von dem Priester aus München, kam im Schloß Weinsberg an, in dem Augenblick, da Müller in Ver- zweiflung daselbst verlassen wollte.

Das Glück, welches diese Wendung des Geschicks hervor- rief, ist leichter zu errathen als zu beschreiben. Müllers Ein- zug in Heilbronn gleich fast einem Volksfest, denn seine Mitbür- ger verehrten in ihm die makellose Redlichkeit, und in seiner Tochter die unbegrenzte Klugheit. Das kleine Haus, welches er nach seiner Rückkehr wieder bezog, und worin er seine Tage, beglückt durch die Achtung seiner Nebenmenschen, durch die Liebe seines Kindes und seiner Enkel, beschloß, erlirte nicht, und ist immer noch mit der Statue der heiligen Jungfrau geschmückt. Seine Nachkommen, durch Kaiser Ferdinand tapferer Kriegs- dienste wegen geadelt, haben noch heut in ihrem Wappen einen Diamanten mit glänzenden Facetten und der Inschrift: Wahr- erer Ehre Diamant. [2610]

Die Nachtheile allzuneiglicher Nachbarschaft.

Ich bin ein junger Beamter mit — gleichviel mit wieviel hundert Thalern jährlichen Gehalts, wohne in einer gesunden Gegend Berlins, außerhalb der Stadt in einem netten kleinen Hause, wofür ich die wirklich unnatürlich wohlfeile Miete von jährlich 300 Thalern zahle. Ich besitze eine Frau und ein Kind, beide mit ganz zufriedenstellenden Eigenschaften begabt. Meine Frau ist hübsch, gutmüthig, vertrauensvoll, und kommt mit Papilloten in den Haaren zum Frühstück. Mein Junge, ein Jahr alt, wiegt 20 Pfund, und schreit nicht mehr und nicht weniger, als er nach meiner Ansicht ein Recht hat zu schreien. Unsere pommersche Magd ist weniger dumm und unbrauchbar, als ich sie mir dachte — also wird man vermuthen, ich müsse ein glücklicher Mann sein. Doch dem ist nicht so. Ich will erzählen, warum.

Ich habe unser Haus als ein „nettes, kleines“ bezeichnet, und daß es klein war, nur gerade für uns ausreißend, gab ihm den höchsten Werth in meinen Augen. Wir hätten zwar ein Haus mit einer Familie zusammen mieten können, aber Gott bewahre mich davor! Ich hatte während meines Junggesellen- lebens zu viel Erfahrungen über die Freuden der Hausgenossen- schaft gemacht, als daß ich meiner jungen Frau dieselben hätte kosten lassen wollen. Ein Haus allein zu mieten, war also der einzige Ausweg, und als ich unser Häuschen zum ersten Male sah, das neben einem andern von gleicher Kleinheit unter den anderen höheren prächtigen Villen der Straße so bescheiden dastand, rief ich: Das ist das rechte Haus für uns! ging zum Wirth, der nur 50 Schilling davon wehnte, und sprach mit ihm. Die Zimmer wurden gemalt, die Thüren und Fenster ange- strichen und wir zogen ein.

Ich bin ein großer Naturfreund, liebe Blumen, Bäume, Vögel und allerlei Thiere, und übrigens ein behender Mann, der sich auf Gärtnerie und Fischerei ein bißchen versteht, und sich bald hier, bald da im Haus und Garten etwas zu sch- mack macht. Vorn am Hause haben wir einen kleinen, und hinter dem Hause einen großen Garten, der mir für meine Lieblings- neigungen ein weites Feld bot. Ich legte einen Hühnerhof an, baute einen Taucher- schlag, einen Schweinestall, einen Kaninchen- stall, schiffte mir einen großen Neufundländer bei, und zu- merkte ihm eine Hütte, kurz, ich beschäftigte mich auf meinem Terrain aufs Angenehmste.

Auch meine Frau war zufrieden mit der Wohnung, und als sie erst große Wäsche gehalten, und im Hof und Garten die Wäsche getrunnt hatte, gab es für sie kein schöneres Logis auf der Welt. Wir lebten ganz „famós“, bis wir Bekanntschaft mit den Nachbarn machten.

Es ließ sich nicht vermeiden, wir mußten den Leuten, die wir täglich sahen, freundlich begegnen. Wenn ich mit Herrn Werner (der mir gegenüber in einem schönen großen Hause nebst Frau und Kind das erste Stockwerk inne hat), wenn ich mit ihm zusammen in das Kaffee- Haus gehe, ist eine Annäherung nicht zu vermeiden. Ich kann ihm nicht verweh- ren, daß er manchmal Abends bei mir eintritt, noch daß seine Frau meine Frau besucht, noch daß sie Madame und Fräulein Schuster (ihre Wüthlin und deren Tochter), mitbringt. Ich kann auch die freundschaftlichen Avancen der anderen Nachbarn nicht zurückweisen. Es ist ein Elend! Ich bin wahrhaftig kein Menschenfeind, wie eine Frau eben so wenig, noch glauben oder wünschen wir, daß unter Sprößling einer werden solle. Wir wollen den Annehmlichkeiten der Gesellschaft keineswegs entsagen; aber es giebt Dinge und Vorkommnissen bei nach- barlicher Vertraulichkeit, die wirklich ganz und gar nicht zu den Annehmlichkeiten gehören, und gegen die ich ernstlich protesti- ren muß.

Unsere Nachbarsleute sind zu freundschaftlich. Erst kürz- lich ereignete sich ein Vorfall, der diese Behauptung bekräftigt. Werner war eines Tages so freundlich, durch unser Haus zu gehen, und bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß wir auf dem Hofe einen Brunnen hatten. „Ah — Sie haben hier einen Brunnen, Herr Nachbar, vortrefflich! — Für Ihre kleine Fa- milie können Sie so viel Wasser ja doch nicht brauchen, wir werden gütiglich herübersehen, und hier Wasser holen lassen, Sie erlauben doch?“ . . . „Ich wies diese Voraus- setzung nicht mit der nöthigen Ernstlichkeit zurück und mußte für mein allzueigliches Schweigen büßen.“

Schon nach 3 Tagen kam Zette, das stämmige Mädchen „für Alles“, von Werner's herüber, und trug einen ganzen Vor- mittag lang Wasser durch unsern Hausflur, welcher natürlich die Spuren ihrer Beschäftigung in Strömen Wassers zeigte. Sie zog diesen Weg dem an der Seite des Hauses vor, weil sie so besser die Unterhaltung unserer Caroline zu genießen hoffte, welche sie übrigens oft zum Brunnen begleitete, und im Eifer des Gesprächs unsern Jungen fast hätte hinunter fal- len lassen. Auch Zette brachte noch einen Jungen mit, stämmig und karfuz wie sie, der ihr bei dem hydropathischen Unterneh- men Gesellschaft leistete. Gelegenheitlich warf er noch die Tauben mit Steinen, fütterte die Hühner mit Kiez, jagte die Kaninchen- mütter von ihrem Lager auf, um die Jungen zu betrachten (was die traurige Folge hatte, daß die grausame Mutter ihre Nach- kommenschaft verpestete) — und daß so viel unreife Weintrau- ben, daß er elend krank wurde.

Abends bei meiner Rückkehr fand ich meine Frau in Thrä- nen. Die Großmutter des hoffnungsvollen Knaben war herüber- gekommen und hatte mit dem lebenswürdigen Freimuth der Berliner Obstweiber Nachenschaft gefordert über die Leiden ihres Enkels. Herr Werner bebauerte diesen Ausgang der Geschichte sehr, gab auch das Versprechen, es solle nie wieder geschehen, raudete dabei, als er, sich zu entschuldigen, heißer kam, einige meiner feinsten Cigarren und trank meinen Portwein. Um 11 Uhr Abends endete sein friedensverheißender Besuch.

Madame Werner schien indeß dergleichen Angelegenheiten aus einem eignen Gesichtspunkte zu betrachten, denn am näch- sten Morgen schickte sie herüber und ließ um unser bestes, schön- stes Tranchirmesser nebst Gabel bitten. Wir sahen dieses Tran- chirmesser nebst Gabel volle drei Wochen nicht wieder, und als wir es endlich holen ließen, gleich es eher einer Säge als einem Messer, und war in keineswegs reinlichem Zustande.

Jeintimer unsere Bekanntschaft mit den Nachbarn wurde, um so mehr schien unsere Verpflichtung zu Darlehen aller Art zu wach- sen. Zur Frühstückzeit setzten kamen Diensta- benden aus der Nach- barschaft in die Küche und brachten entweder eine Tasse Wehl oder Speise, oder ein bißchen Schmalz, ja es geschah nicht selten,

daß meine Frau vom Pade des Kindes fort mußte, weil unsere gu- ten Nachbarsleute die Plätte oder den Reiskuchel oder sonst etwas geliehen haben wollten. Ich wurde sogar einmal um Mitter- nacht aus dem Schlaf gerocht, des Stiefelnechts wegen. Der Bote gab mir zwar die Erklärung dieses ungeröhnlichen Falles: der junge Herr hatte ein Paar neue Stiefeln an, die er ohne Stiefelzieher nicht von den Füßen bekommen konnte. Der Grund war sehr triftig, aber meine erste Nachtruhe doch einmal dahin.

Das war noch nicht Alles. Die Freundschaft unserer Nach- barn offenbarte sich auch besonders in dem warmen — um nicht zu sagen — zudringlichen Interesse um unser Thun und Trei- ben. Besonders darnach hatte unsere Caroline ein so verwirren- des Kreuzfeuer von Fragen aufzuhalten, daß sie sich manchmal auf Widersprüchen ertappen ließ und in einem Grade log, daß es entsetzlich ist, nur daran zu denken. Dadurch gelangten un- sere Nachbarn zu der Ueberzeugung, wir wären „hinterlistiges Volk,“ und hielten unsere Dienstboten zur Verhüllung an. Mam- sell Schmidt, die vier Häuser von uns wohnte, schickte uns diese ihre Ansicht sogar einmal schwarz auf weiß in einem Briefe zu, den ich sehr gern in eindringlichster Weise beantwortet hätte, wenn meine Frau nicht mit Thränen gebeten, ich möge es unterlassen.

Unsere Thür hat keinen Klopfer und keine Klingel, da- her die Besucher genöthigt sind anzuklopfen oder unange- meldet hereinzukommen. Werner, und die meisten unserer Nachbarn, wählen das Letztere. Herr Werner begegnete ich mehrmals auf dem Flur an der Hinterthür, ohne von seinem Tasein eine Ahnung zu haben; was sehr unangenehm werden kann, denn wir hätten möglicherweise gerade von ihm sprechen können, während er an der Thür stand.

Mad. Werner hat sich auf einen empfindlichen, eifersüch- telnden Fuß mit uns gestellt. Sie borgt zwar noch Kleinigkeiten, aber seit dem Vorfall mit dem Tranchirmesser hat sie ihren Mann bewogen, selbst einen Kinderwagen anzuschaffen, wäh- rend sie früher den unsrigen borgte. Ueberdies behauptet Mad. Werner, ihr Junge, der nur 15 Pfund wiegt, und kein Haar auf dem Kopfe hat, soll so gut sein, als unserer! Eine Behaup- tung, die meine Frau wirklich „lächerlich“ findet.

Als Folge der nachbarlichen Besuche und der genauen Be- kanntschaft unserer „Freunde“ mit allen Details unsers Haus- wesens, muß ich noch eines Verfalls erwähnen, der mir das liebe Häuschen vollends verleidete.

Eines Morgens nach dem Frühstück gehe ich in den Gar- ten, um meine gewöhnliche Morgenbeschäftigung vorzunehmen, da finde ich den Wirth, der eben fertig geworden ist, meine jungen neugepflanzten Akazien auszugraben. Auf meine oppo- nirende Bemerkung äußerte er, er könne die Akazien nicht lei- den. Ich hätte ihn erst um Erlaubnis fragen sollen, und habe jetzt alle Ursache, für die geübte Mühe ihm dankbar zu sein.

Dankbarkeit war nun eben nicht mein Gefühl, doch schien der Mann wirklich so schmerzhaft aufgeregt, daß ich keinen Wi- derspruch wagte, sondern ein möglichst ruhiges: „Es schadet Nichts!“ hervorbrachte.

Die Freude des Schaffens im Garten war mir somit auch vergällt — meinen Aergers aus besten Kräften hinwegphiloso- phirend, kamen mir Schillers Worte ins Gedächtniß.

„Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“

Einen Augenblick hatte ich große Lust, diesem städtischen Mißere von peniblen Hauswirthin und unvermeidlichen Nach- barn den Rücken zu kehren und mich sammt Frau und Kind und Neufundländer auf einer Prairie Nordamerika's anzustel- len — aber ich war Beamter — es schlug neun — ich mußte aufs Bureau.

Doch mögen diese Zellen Unerfahrenen zur Warnung die- nen. Glaubt mir, es ist tausendmal besser gar keine Nach- barn haben, als zu freundliche. [2613]

An Hedwig.

1.

Wir sahn verwelt die Blumen sinken, Und sahn auf's Neu' die Blumen blühen, Seit unsrer Liebe Sterne blinken Und hell in unsrer Her- en glühen. Uns nahm der Schmerz der Freude Gaben, Uns war das Herz von Leiden schwer, Doch könnten wir uns Leber haben, Wir liebten uns noch täglich mehr! —

Ein Baum mit immer grünen Blättern, Der trotzig seine Krone trägt Und der in Stürmen, der in Wettern Nur tiefer seine Wurzeln schlägt, Das ist die Lieb', die wahre, ächte, Die aus der Seele Tiefen summt. Sie ist die Gluth, die ungeschwächte, Die leuchtend noch an Bahren flammt.

Sie ist die Harmonie der Seelen, Die mit des Himmels Luft besetzt. Dem muß die höchste Wonne fehlen, Dem solcher Liebe Segen fehlt. Glückauf, ich hab die Lieb' gefunden! Sie führt mich bis an's Lebensziel Und haucht mir in geweihten Stunden Ein frohes Lied ins Saitenspiel.

Emil Rittershaus.

[2652]

Erklärung des Modenbildes.

Kinder-Toiletten.

Figur 1. Kleid von glattem *pen'ée* Popeline mit Zäckchen desselben Stoffes, welches am Rand des Schooßes und der Ärmel mit einem breiten Streifen von schwarz carrirtem *Noirée* garnirt ist. Das Haar ist zurückgekämmt und durch eine schwarze Sammetrolle gehalten, über die von jeder Seite ein Theil des Haars geschlungen ist. *Resilla* von schwarzer *Chemise*, das Hinterhaar bedeckend. Kragen und Ärmel von gesticktem *Mousseline*. Violette Stiefelchen. Das junge Mädchen, welche der heitern kleinen Gesellschaft zum Tanze aufspielt, ist ungefähr 12—13 Jahre alt.

Figur 2. Mädchen von 7—8 Jahren, welche das Amt übernommen hat, das Notenblatt umzuwenden. Kleid von grauem Taffet mit dunkelgrauen Querstreifen. Die 3 Volants des Rockes, sowie Taille, *Berthe* und Ärmel sind mit dunkelblauen Sammetstreifen garnirt. Die *Berthe* des ausgeschnittenen Leibchens kreuzt sich vorn und endigt in langen abgerundeten, hinten geschlungenen Enden. Die Ärmel bestehen aus einem Puff und einem mit dunkelblauen Sammetstreifen besetzten Volant. Chemiset und Unterärmel sind von gesticktem *Mousseline*. Kurze Pantalons mit gestickter Borte. Stiefelchen von dunkelblauem Satin. Im Haar Schleifen von dunkelblauem Sammetband, die beim Beginn der in Kranzform gelegten Flechten angebracht sind.

Figur 3. Knabe von 8 Jahren. *Tunika* von schwarzem Sammet, vorn und an den Ärmeln mit *Brandenbourgs* verziert, die, aus *Bosamentirborte* bestehend, zu beiden Seiten jedes einzelnen Streifens mit Sammetknöpfen besetzt sind. *Beinkleider* von grauem *Cashmir* mit Seitenstreifen. Kragen von glattem *Vattist*, mit baumwollener Schnur geschlossen, von deren Enden *Trobbeln* herabhängen. Unterärmel von glattem *Vattist*.

Figur 4. Knabe von 12—14 Jahren. Halblanger Rock von dunkelbraunem Tuch. Rothgraue *Beinkleider* aus querstreiftem Stoff. Weiße Weste, grüne *Cravatte*.

Figur 5. Mädchen von 5 Jahren. Kleid von rosa Taffet mit doppeltem Rock, garnirt mit einem *à la vieille* gestollten Taffetstreifen. Leibchen ohne Schooß mit einer *Berthe*, welche vorn und hinten eine Schneppe bildet und wie die kurzen mit einer Schleife angenommenen *Glockenärmel*, auf dieselbe Weise garnirt ist. Kragen und Unterärmel von gesticktem *Mousseline*, gestickte Pantalons. Graue Stiefelchen.

Figur 6. Kind von 3 Jahren. Kleid von weißem *Jaconnet*, vorn schürzenartig mit *Stiderei* geschmückt. *Schooßtaille*, vorn an den Ärmeln und am Schooß ebenfalls gestickt, sowie der kleine Kragen, welcher, vorn sich kreuzend, in langen Enden herabhängt. Hut von weißem *Velpel*, mit Taffetband garnirt.

Figur 7. Mädchen von 6 Jahren. Kleid von grün und weiß carrirtem schottischen Taffet. Glatter Rock ohne Volants. *Schooßtaille*, mit *Glöckchenfranze* garnirt. Weiter *Glockenärmel* mit Puff. Gestickter Kragen von *Mousseline*; Unterärmel von demselben Stoff. Das Haar in Locken, zurückgehalten durch eine braune Sammetrolle.

Figur 8. Knabe von 5—6 Jahren. Röckchen und *Basquine* von dunkelblauem Sammet, ohne Verzierung. Kragen und Pantalons, abwechselnd aus schmalen Säumen und *Zwischenfach* gebildet. Braune Stiefelchen. *Seinen Hut* (*Louis XIII.*) von braunem *Velpel*, mit brauner Feder geschmückt, hat der kleine Tänzer auf die *Console* gelegt. Der am Fenster hängende gesteppte rosa Hut gehört dem Mädchen im rosa Kleide, der schwarz und blaue, auf der *Console* liegende, der kleinen *Notenumwenderin*, und der junge Herr, der *Mittelpunkt* des kleinen Kreises, wird sich beim *Nachhausegehen* mit dem schwarzen *Hute* bedecken. [2617]

Die Resignation.

Von Amely Böttc.

Es ist ein Fehler, wenn wir die Jugend mit dem Gedanken aufwachfen lassen, wir Alle wären bestimmt, glücklich zu sein. Eine solche Berechtigung hat Niemand, und wenn wir auf solchen Pfad leiten, den führen wir irre. Das Glück ist eine Blume, die nur dem Einzelnen blüht, und auch diesem nur auf den Höchpunkten erreichter Wünsche, erstrebter Ziele und gehobener Empfindungen. Dauern scheint die Sonne in keiner Zone, und kein Auge würde ihr unverändertes Licht ertragen. Wechsel muß sein, Schatten muß das Licht begleiten und die Nacht dem Tage folgen. Darum auch gewöhne man das Kind zu der Einsicht, daß es eine Bedingung seines Daseins sei, tragen, dulden, überwinden zu müssen, um sich der Ruhe nach der Arbeit, um sich des Ertragens zu freuen und es Glück zu nennen.

Des Knaben Wünsche gehen die Welt an, er strebt nach Dingen, die sich erkämpfen lassen, seinem Willen ist das Glück eine erreichbare Sache. Anders ist es mit dem Mädchen.

Sie muß stille sitzen und warten, was ihr das Schicksal entgegenbringt; sie darf nicht sagen: Ich will. Ihre ganze Berechtigung an das Glück ist: einem Manne unterthan, die *Verwalterin* seines Hauswesens und ihren Kindern eine treue Mutter zu werden. Klopft er an ihre Thür und sagt: folge mir; und ihr Herz spricht sein Amen dazu; so zieht sie in sein Haus ein, um es nicht mehr zu verlassen, und dieses Haus wird ihre Welt, bis sie es gegen das letzte, engere vertauscht.

Will sie sich diesem Berufe entziehen, will auch sie den Kampf mit der Welt wagen, erringen, erstreben; so steht es ihr frei; sie gewinnt dadurch als Individuum, sie tritt hervor und findet als Persönlichkeit Geltung; aber, sie steht allein, und wenn der Abend des Lebens hereinbricht, so steht sie sich vereinsamt. Was sie an ihrer Jugend gewann, das büßt sie ein am Alter.

Die Ehe fordert von der Frau die größten Opfer; sie muß sich selbst gänzlich hingeben an ihre Aufgabe, und darf nichts mehr für sich wollen. Mit dem Ja am Altare hört ihre Selbstständigkeit auf. Der Mann will Herrscher sein, sein Wort soll unbedingt entscheiden. Die Natur hat es so gewollt, daß er sich für berechtigt hält, seinen Willen geltend zu machen, daß sein Befinden, seine Laune, das Gelingen oder Fehlschlagen seiner Pläne, der mißliche Zustand seiner äußern Lage, — kurz, daß Alles, was ihn individuell betrifft, in der häuslichen

Himmel wie Gewitter oder Sonnenschein heraufzieht. Da wird dann von der Frau gefordert, daß sie tröste, beruhige, erheitere, und jede kleine Kunst hervorbringe, um den donnernden Jupiter aus seiner Wolke hervorzuheben zu sehen. Da soll sie dann lauschen und horchen, und sinnen und warten, wie und wo ein Wort von ihr am rechten Platze sei, wo sie Schweigen und wo sie endlich reden dürfe.

Das Mädchen, welches in der Ehe nur Glück sucht, findet sich nur gar zu oft getäuscht. Glück findet sie nicht immer, aber doch ist es der bessere Theil, den sie als Lebensaufgabe wählen kann. Sie muß schwere Jahre durchleben, sie muß mit Sorgen kämpfen, muß Lasten tragen, die ihr oft unerträglich scheinen; doch bleibt der Lohn nicht aus, er beruht in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht, mit dem sie zurückblickt, wenn sie ein Stück Weges hinter sich hat. Ihre Jugend schwindet ihr, und sie klagt, daß sie sie nicht genossen. Kinder hat sie geboren, und an ihrer Wiege die Nächte durchwacht; gelitten hat sie körperlich viel, Sorgen hat sie getragen, und wo Andere dem Vergnügen nachjagten, oder die Welt durchstreiften, da mußte sie die Hüterin des Hauses sein; dazu gehört *Muth*, *Muth* im Selbstvergeffen, *Muth*, sich einem *Muth* zu unterwerfen, das Naturgesetz ist. Wie aber sollen jene Mädchen diesen *Muth* finden, die aus dem elterlichen Hause mit dem Gedanken scheiden, jetzt frei zu werden, und sich in das bunte Leben zu stürzen, geschützt von einem Gatten, der ihnen anbetend zu Füßen liegt? Solchen steht nur Täuschung bevor. Die Ehe bringt der Frau keine größere Freiheit, sondern nur eine andere Art von Abhängigkeit. Sie ist eine *Sklaverei* im schmerzlichen Sinne. Je mehr die Frau den Mann liebt, je mehr wird sie ihm unterthan sein, und an seinen Blicken hängen; je mehr wird sein Wollen und Wünschen ihre *Gesetztafel* ausfüllen.

Wie sie sich auch sträube, auf diese Art in dem Manne aufzugeben, es wird vergeblich sein, und nichts erreicht sie, als den häuslichen Unfrieden. Wie der gefangene Vogel, welcher seine Flügel gegen die Wände seines Käfigs schlägt, nur seine Federn abstößt, ohne die Stäbe zu verletzen; so auch schadet sie nur sich selbst in diesem Bemühen, denn je sanfter, gefügiger, liebevoller die Frau ist, je höher wird sie der Mann in seinem Herzen tragen, und so wie des Lebens Wogen sich ebnen, so wie die Pulse langsamer gehen und der Kampf mit der Welt nachläßt, wird er sich mehr und mehr seiner sanfteren Gefährtin anschließen, wird mit ihr von der Vergangenheit reben, die sie ja allein seine Erinnerungen theilt, und so unzertrennlich alles mit ihr theilen wollen, daß sie sich wohl gefehen muß: sie sei ihm mehr als in den Tagen ihrer Jugend, er liebe sie besser, wärmer, reiner, als es der Jüngling that, sie sei ihm seine Welt, sein Alles jetzt geworden, und habe auch zu werden es verdient.

Auch eine unglückliche Ehe, mit ihren vielen, vielen bitteren Kämpfen, wird endlich dies erzielen, mit echtem Willen und Verzicht von der Frau, wo das *Muth* des Lebens sich vernehmen läßt. Dazu gehört aber, daß man die Mädchen nicht für das Glück erziehe, sondern für die Entfagung, und sie darauf hinweise, daß nicht im Kloster, nicht in Bethanien, sondern in der Ehe diese von ihnen gefordert werde; daß der Mann den *Egoismus*, die Frau das *Selbstvergeffen* personificire. [2611]



Pariser Kindermoden.

Die Tage der Sorgen.

Von Marie L.

Wie viele von Euch, meine geliebten Leserinnen, haben die oben stehenden Worte schon in ihrem ganzen Umfange empfunden?

O gewiß nur Diejenigen, die in reiferen Jahren, oder doch auf der Grenze der Jugend stehen, denn der rosig goldenen Jugend ist ja alles nur Spiel und Scherz und ihre „Sorgen“ gehen wie leichte Wölken an ihrem Frühlingshimmel vorüber, und dienen nur dazu, den Glanz ihrer Sonne desto heller hervortreten zu lassen.

Aber einmal kommen sie doch für uns Alle, die Tage der Sorgen, dem Einen früher, dem Andern später, dem Einen schwerer, dem Andern leichter, in verschiedener Gestalt, je nach der verschiedenen Individualität und Lebensstellung des Einzelnen. Glaubst nicht, Ihr, die Ihr in wohlgeordneten glücklichen Verhältnissen geboren, mit Gesundheit, Schönheit und Talent begabt seid, daß die Sorgen Euch nicht erreichen würden! Sie werden Euch finden, mitten im Genuße Eures Glückes, Eure Zeit wird k.ommen, in der Ihr die harten, aber wahren Worte der heil. Schrift empfinden werdet: „Es werden Tage kommen, von denen Ihr sagen werdet: sie gefallen mir nicht.“ Eine weise Vorsehung hat es so angeordnet, daß jedes ihrer Geschöpfe diese Tage der Noth und des Kammers kennen soll, wir bedürfen ihrer zur Reife unsres Verstandes, zum Beobachten unsres Glaubens, unsres Charakters und unsres Muthes! Empfangen wir also diesen Feind unsrer Ruhe nicht unvorbereitet, gewöhnen wir uns bei Zeit ihn ins Auge zu fassen, damit wir bereit sind, ihm zu begegnen, wenn er eintritt uns nahe tritt!

Die kleinen Sorgen beginnen eigentlich mit dem ersten Kindesalter schon, und je besser und gewissenhafter ein solch junges Gemüth ist, um so schwerer wird es deren Gewicht empfinden. Sobald das Kind zur Schule geht, kennt es ein Streben; es will und muß vorwärts kommen, es hat zu kämpfen mit seiner Trägheit, mit seinem Hang zum Klauern, mit seiner Vergesslichkeit, es sieht sich von Andern überflügelt, und der Druck der ersten Sorgen senkt sich schwer auf sein Kinderherz herab. Welche Verzweiflung, Angst und Noth empfindet nicht ein leibhaftiges Kind während seiner Schulzeit? ein verlorenes Heft, eine schlechte Nummer im Sitterbuch, eine Zurücksetzung, eine Strafe, bereiten dem Kinde die heftigsten Seelenschmerzen und belehren es frühe schon, dem Leben eine ernste Seite abzugewinnen. Und doch! — Kinderthänen! Wie süß schläft ein Kind nach seinem ausgeweineten Kummer, wie rosig träumt es! Wie dehnt es sich und lacht dem neuen Tag entgegen, kaum noch das Andenken an den gestrigen Kummer bewahrend. Wie schnell legen sich die Wogen des wildesten Schmerzes, den es während der Schulstunden empfunden, wenn das Mädchen ländet und es heimlich zu Eltern und Geschwistern, zu den Freunden des Abends.

Die Schulzeit geht vorüber, das Kind streckt verlangend seine Hände aus nach jener Zeit: erwachsen sein, alle Tage Ferien! Hinter diesen goldenen Worten liegt für es ein Fernmährchen, das es erst ahnend empfindet, allein es hebt vor Wonne bei dem bloßen Gedanken daran.

Uebergehen wir die Jugend, schildern wir nicht mit matten Worten, was Dichter und Sänger aller Zeiten besungen! Glücklich, wer ein Jugendleben gehabt, wem nicht ein herber Nachkroft die Blüten seines Lebens zerflöhet!

Doch auch die glücklichste Jugend glaubt ihre Sorgen zu haben: Ob der Papa den gewünschten Urlaub bekommt, von dem die Badereise abhängt, ob dieser oder jener Stoff noch zur rechten Zeit eintreffen wird, um für das Fest benutzt zu werden? Es stirbt ein entfernter, nie gekannter Vetter zu Anfang der Saison und zwingt uns, während dieser ganzen Zeit in Trauer zu erscheinen, ach, das sind Sorgen, schmerzliche Ereignisse, die ein junges Mädchenherz tief aufreuen können.

Nach dem ersten Jugendfreuden kommt auch bei den Glücklichen und Sorglosen unsres Geschlechtes eine Zeit der Ernüchterung, der Ermüdung! Lang und andere immer noch geliebte Bestrebungen verlieren etwas von ihrem Werthe, ein Streben nach etwas Ernsterem, Wesentlicherem wird wach, und wächst mit jedem Tage. Wir möchten diese Periode die Zeit des Nachdenkens nennen; das junge Mädchen überhaup, was es schon genossen, ohne eigentliche innere Befriedigung dabei empfunden zu haben, und sieht mit Ernst auf die Bahn, die es noch vor sich hat. Diejenigen, die in jener Zeit schon durch Bande der Liebe gefesselt sind, die ihnen in der Zukunft ein glückliches Familienleben versprechen, füllen diese Zeit wohl aus mit Vorbereitungen für ihr künftiges Haus, mit Hefen und Mänschen und dem Erlernen so mancher Geschichtliche, die früher vernachlässigt, jetzt als nothwendig zu wissen sich herausstellt. Was sollen aber die beginnen, denen kein solches Ziel in der Ferne winkt, und die dennoch den Ernst des Lebens ahnen und sich nach der Kraft sehnen, denselben zu tragen? — Sie sollen nicht zurückfallen in die Zerstreuungen des täglichen Lebens, die innere Mahnung nicht überhören durch Tand und Schimmer, sondern sie pflegen und groß und stark machen durch tägliche Erneuerung des Gedankens: Was soll ich beginnen, wenn das, was ich jetzt bestrebe, mir entrispen wird? Bin ich auch gewappnet, wenn ein Unglück, wie ich es täglich bei Andern eintreten sehe, auch bei mir anklopft? Es ist nicht damit gesagt, daß solche Gedanken überwiegend werden sollen, daß sie durch ihre beständige Gegenwart den Glanz des noch lachenden Glückes trüben oder verdunkeln sollen, aber klug und rathsam ist es, sie, wenn sie von selbst aufsteigen, nicht zurückzubringen, sondern sie nach allen Seiten hin klar durchzudenken, und Entschlüsse zu fassen.

Es ist eine häufige Erscheinung in unsrer Zeit, daß Mädchen von 20—22 Jahren, in guten, ja glänzenden Verhältnissen, sich mehr von der Welt zurückziehen, anfangen zu lernen, zu studiren, ein oder das andere Talent auszubilden, und sich der Sache einer zweiten eignen Erziehung mit ganzem Ernste zu widmen. Sie gehören zu den klugen Jungfrauen, die bei Zeit für das Del der Lampe sorgen, damit solche nicht zur Unzeit verlösche.

Vielleicht bleiben solchen Vorbereiteten die Sorgen fern; vielleicht lächeln sie selbst, in der Mitte des Lebens in glücklichen Verhältnissen sich befindend, über die Besorgnisse ihrer Jugend, aber haben sie denn ausgelebt? kann denn nicht am Abend ihres Lebens eine Zeit über sie hereinbrechen, wo sie an ihren früh erworbenen Kenntnissen eine Stütze suchen müssen, und wäre es nur: im Wiederunterrichten ihrer Kinder? O zählt fest darauf,

meine theuren Leserinnen, einmal im Leben kommen die Sorgen, die schlaflosen Nächte, die kummervollen Stunden; wohl Denen, die dann außer dem Trost von Oben, auch die eigne innre Kraft anrufen können und nicht zu verzweifeln brauchen, wenn sogenannte Freunde sich zur Zeit der Heimsuchung zurückziehen.

Sehen wir aber auch nach den thörichten Jungfrauen, denen gleich den klugen einst die Bedenken wegen der Zukunft aufsteigen, die sie aber zu vergessen suchten im Strudel der Genüsse, die die warnende Stimme überhönten mit dem Geräusch der Welt. Seht, wie sie hallos zusammenfallen bei dem geringsten Anstoß des Schicksals, wie ihre Wangen erbleichen, und ihre ganze Anmuth schwindet bei der nahenden Gefahr; wie sie sich an die Trugbilder ihrer ersten Jugend klammern, und eine günstige Wendung ihres persönlichen Schicksals erzwingen wollen, weil sie sich dazu berechtigt glauben! Oft sehen wir solche Mädchen, gesenkten Blickes, in ein schmachtvolles Eheband willigen, das sie zur Zeit ihrer Blanzperiode mit Enttäuschung von sich gewiesen haben würden, nur um den täglichen Sorgen zu entgehen.

Wachtet deshalb, Ihr glücklichen jungen Mädchen, seid der Ansehung, seid der Sorgenstunden gewiß! lernst und bereitet Euch vor, sie zu ertragen, sammelt Euch Kenntnisse und Fertigkeiten, die Euch zur Zeit der Gefahr als Panzer dienen, um den Widerwärtigkeiten des Lebens zu begegnen.

Aber auch an Euch ergeht mein Wort, die Ihr so recht tief geborgen seid im Schooße des Familienglückes und der Wohlfahrt! Seid mild und ebel, wenn Jemand aus Eurer Umgebung von den Sorgen tagen heimgesucht wird, und bei Euch Hilfe sucht! Helft mit Rath und That, und könnt Ihr beides nicht, dann spendet ein freundliches, ermutigendes Wort, vor Allem aber enthaltet Euch der Vorwürfe, die, verdient oder unverdient, im Augenblicke der Gefahr zu nichts dienen als dem Hülfesuchenden seine Noth doppelt fühlbar zu machen; sie fallen in der Stunde Eurer Sorgen Euch schwer aufs Herz, während, wenn Ihr stets mit aller Kraft Andern geholfen, Euch das Andenken daran eine feste Stütze bieten wird, die Euch gleichfalls Freunde finden läßt, mit deren Hilfe Ihr glorreich überwinden werdet: „die Tage, die Euch nicht gefallen.“

[2653]

Weihnachts-Arbeiten.

Sei gegrüßt, du lieber nordischer Winter mit deinem Schneegewand, dessen blendenden Schimmer du mit rauher und dennoch liebender Hand über unsre des Schmutzes entkleidete Erde breitest, damit die Saat des neuen Jahres, unter der schützenden Hülle geborgen, der Zeit des Wachens und Wühlens langam und sicher entgegenkomme. — Sei gegrüßt, du strenger Winter, wir haben dich dennoch lieb, wenn du gleich das weite Reich der freien Natur, welche uns mondenlang die süßesten Freuden empfunden ließ, als unumstößlicher Gebieter allein beherrscht, und das Glück für uns zu thun glaubst, wenn du „erräglich“ bist.

Und doch giebst du uns viel, sehr viel, indem du uns Alles nahnst, was von Außen her uns erfreute; du verwieftst uns damit auf das eigene Haus, auf das eigene Herz und lehrtest uns, dort einen Frühling voll Freude, Glück und Liebe erblühen zu lassen, welcher für den mangelnden äußeren entschädigt; ja du thust noch mehr, du bringst uns das Weihnachtsfest und darum sei doppelt gegrüßt, du freundlicher, strenger Winter!

Ein Winter ohne Weihnachtsfest! Wie unsagbar traurig wäre ein solcher — er wäre wie ein Tag ohne Sonne, wie eine Kindheit ohne Spiel, wie eine Wüste ohne Oase, wie ein Leben ohne Hoffnung! Der Mensch, der nicht mehr Weihnacht feiert, der sich weder gebend, noch empfangend, weder in der Freude der Gegenwart, noch in der wehmüthigen Lust der Erinnerung an diesem schönsten aller Feste betheiligt, ist wahrlich ein armer Mensch! ärmer vielleicht, als das frierende Welterkind, welches den leuchtenden Christbaum auf dem Tische des Reichens durchs Fenster betrachtet, und sich weinend einen kleinen Theil der verschwenderisch dort ausgebreiteten Herrlichkeiten wünscht. — Wie schön, daß gerade im Eis des Winters diese wärmste aller Freudenquellen, die Quelle der Weihnachtsfreude, hervorbricht, und wie ein wohlthätig berauschender Trank durch die Adern und Herzen des großen Menschentropfes: der Christenheit, fließt, hier fleißige Hände zu noch rascherer Thätigkeit beständig, zu Werken der Liebe und des Wohlthuns, dort ein festes Gemüth für das Wohl der Nebenmenschen erwärmend; hier das Kinderherz schwellend in der Freude der Erwartung, dort das Elternherz in der Seligkeit des Gebens.

Welch freudig geheimnißvolle Regsamkeit herrscht in der Zeit, die dem Weihnachtsfest vorangeht; die ersten Schneeflocken werden mit Jubel von den Kindern begrüßt, das erste Eis nicht minder, und wenn ein Bedauern in den kleinen Herzen dabei aufsteigt, ist es nur eine Art von Befürchtung, die Schrittenbahn und die Eisbahn möge früher fertig sein, eh der Weihnachtsmann noch Schlitten und Schlittschuhe gebracht hat. Und die Mütter, die erwachsenen Schwestern erst, was haben die zu thun! Wie wollen die Tage, die langen Abende nicht ausreichen zu all den Arbeiten, welche bestimmt sind, am Weihnachtsabend Freude zu bereiten; oft muß die Nacht zu Hülfe genommen, die Ruhe geopfert werden, und es geschieht gern, denn es ist ja „zu Weihnachten.“

Es ist ein schönes Vorrecht der Frauen, ihren Lieben durch Werke ihrer Hände Freude bereiten zu können, und wahrlich, zahllos sind die Gegenstände, welche weiblicher Scharf sinn erfindet und verfertigt, und zahllos die, denen er wenigstens den Schmuck einer zielichen Arbeit giebt, wo die Nothwendigkeit dieselbe nicht bedingt. Mancher Artikel für den täglichen Gebrauch wird mit einer Ständerei versehen, nur um denselben als Geschenk von liebender Hand höhern Werth zu geben; wie manches Requisite des Luxus wird auf die Liste des „Nothwendigen“ gesetzt, nur um als „nützliches Weihnachtsgeschenk“ zu gelten; und Dank unserer Kultur und der Arbeitslust weiblicher Hände: das Register so disantantlicher Weihnachtsarbeiten ist zu so ansehnlicher Größe gebiegen, daß ein Gegentheil gar fast nicht mehr existirt.

Und das ist sehr natürlich, denn wo gäbe es bei den tausendfachen raffinierten Bedürfnissen unsrerer Existenz ein noch so phantastisches Erzeugniß des industriellen Fleißes, das sich nicht brauchen ließe? und was sich brauchen läßt, ist nützlich.

Gleichwohl ist die holde Weihnachtszeit für manche Frauen und Mädchen eine sorgenvolle Zeit; wir meinen sorgenvoll im schönsten Sinne. Es giebt so viele Lieben zu beschenken, an jedem Geschenk möchte die Hand wenigstens in etwas thätig sein, auch soll keine Monotonie in den Gaben herrschen, Nichts kürzlich Empfangenes zum zweiten Mal dargeboten werden; o das ist eine Sorge, eine schwere Sorge, von der auch vielleicht Manche unserer Leserinnen sich jetzt bebrückt fühlen.

Es wäre nicht unmöglich, daß es in unserer Macht stünde, ihr die „Sorge der Weihnachts-Arbeiten“ in etwas zu erleichtern, wenn sie uns Gehör schenken will, denn in der langen Reihe zierlicher und nützlicher Arbeiten, die wir namentlich anzuführen gedenken, blüfte wohl eine oder die andere sich als passendes Geschenk erweisen.

Zuerst wollen wir das weite Gebiet der Tapissier-Arbeiten einer Beschauung unterwerfen.

Es ist dies ein Zweig der weiblichen Luxus-Arbeiten, der seit Jahrhunderten schon mit Liebe gepflegt ward, wenn auch die Art des Materials und die Weise der Arbeit selbst sich, wir können es nicht leugnen, zum Vortheil verändert hat. Die Ausführung der Stickmuster ist zu so hoher Vollendung gediehen, daß eine treu nach ihnen copirte Stückeri eine beinahe künstliche Befriedigung gewährt. Zu den größten Meistern der Tapissierie gehören die Teppiche, welche theils in Arabien, theils in kolossalen Blumenmustern gestickt werden. Nächst diesen die Ofenschirme, welche in Mustern der verschiedensten Gattung neben der Anwendung bunter Wolle und Seide auch die von Perlen gestatten, wie überhaupt Perlen ein fast unerläßliches Schmuck der Damen-Arbeiten sind, nicht nur in Vereinigung mit Wolle und Seide in Kreuzstichmustern, sondern auch in der sogenannten Perlenplattstickerei, welche an Zeitungsmappen, Lambrequins, Dreillers, Nadelkissen, Lampentellern, Federwischern und einer Menge eleganter Kleinigkeiten jetzt mit besonderer Vorliebe angewandt wird. Die Perlenplattstickerei kann nicht nur auf Sammet, Cashmir oder Tuch, sondern auch auf reinem Leder ausgeführt werden, was sie zu Notizbüchern und Portemonnaies geeignet macht. Der Bazar hat schon so vielfach Anleitung zu dieser Arbeit gegeben, daß wir nur 2 Nummern anführen wollen, in denen eine genaue Beschreibung derselben zu finden (Nr. 6. Seite 44. Nästjien, und Nr. 30. Seite 234. Nadelkissen). Rother Grund ist zu Perlenplattstickerei in weicher Schattirung stets der beliebteste, obgleich auch braun, schwarz und blau, besonders in Sammet, zuweilen als Grundfarben gewählt werden.

Von der Noth in gleichem Grade begünstigt wird die Applicationsarbeit, welche man an Dreillers, Zeitungsmappen, Lesepulken, Herrenmützen, Tragebändern, Schuhen u. s. w. angewandt findet.

Bei Gelegenheit der Schuhe, diesem als Weihnachtsgeschenk so wichtigen Artikel, müssen wir bemerken, daß Thierhäute in Tapissierie jetzt häufig, besonders in Herrenschuhen, gearbeitet werden; die betreffenden Muster stellen diese Häute zuweilen in Arabesken, zuweilen in Blätterumgebung dar.

Von hoher Bedeutung in der Reihe der Weihnachtsgeschenke sind die Häkelarbeiten, sowohl in Wolle, in Seide und Perlen als auch in weißer Baumwolle, sowie Fisel- und Strickarbeiten. Unsre Zeitung liefert unangesehrt Häkel-Designs der verschiedensten Art zu Sopha- und Tischdecken, zu Antimacassars, zu Hosen, Herrenmützen, Gravaten, Federwischern, Lampenmützen. Doch machen wir die Leserinnen noch besonders aufmerksam auf das reizende, in Nr. 40 enthaltene gehäkeltene Knabenhäutchen, welchem wir nächstens ein gehäkeltetes Knabenhäutchen eigenthümlich neuer und moderner Façon folgen lassen werden. Geflickte und gehäkeltete Kragen, zierliche Pulswärmer, filirte und gestricke Unterärme, Hauben und Fanons werden wir gleichfalls unsern Leserinnen in Abbildung und Beschreibung vorlegen, natürlich noch früh genug, daß sie dieselben als Weihnachtsgeschenke benutzen können.

Gestricke Shawls, kleine und große, sind für die Winterzeit stets ein willkommenes Angebinde, gleich nützlich für Herren, Damen und Kinder und eben so leicht als belohnend zu arbeiten. Recht eigentlich für den Winter brauchbar sind die Fustaschen; ja sogar die Jagdtaschen und Flintenriemen dürften, da ihnen noch vom Schluß des Jahres ab eine geraume Zeit der Wirksamkeit bevorsteht, immerhin ein willkommenes Christgeschenk sein, obgleich ein gutes Theil der Jagdfreunden schon genossen ist, wenn die Lichter des Weihnachtsbaums sich entzündet. Tabaksbeutel und Cigaretentaschen dagegen sind Gaben, welche von den Herren aller Stände zu allen Jahreszeiten gleich geschätzt werden.

Arbeitskörbchen und Arbeitsbeutel nehmen im Repertoire der Damen-Accessoires ungefähr den Platz ein, welchen Tabaksbeutel und Cigaretentaschen in dem der Herren, und wie verschiedener Art ihre Form und Anfertigung, haben wir durch Mittheilungen in unsrer Zeitung schon mehrfach dargelegt. Die meisten der jetzt üblichen Arbeitskörbchen erfordern ein Drahtgestell und werden bekannter Weise mit böhmischen Perlen oder mit Pflunderperlen besetzt. Böhmische Perlen sind überhaupt ein Material, welches in ungläublicher Menge zu Körbchen, Klingelzügen, kleinen Tischdecken, Lambrequins u. dergl. verwandt wird.

Sehr wichtig für die Damen-Arbeiten dieser Saison, wenn gleich in untergeordnetem Verhältniß, sind die Drahtgestelle, welche die Grundlage vieler zierlichen Artikel bilden; wir führen außer den vorerwähnten Körbchen nur noch an: Gardinenhalter, Serviettenringe, Lichtmanuskripten, Klingelzuggriffe, Lampenteller u. s. w. Arbeiten, zu denen unsere Zeitung theils schon Vorlagen gebracht hat, theils in den folgenden Nummern bringen wird.

Wie immer sind die Lampenteller auch in diesem Jahre das Thema weiblicher Kunstfertigkeit, welches sie mit größter Vorliebe bis ins Unendliche zu variiren scheint, und namentlich sind es die Lampenteller-Verzierungen, denen die Erfindungs-gabe stets neue Formen zu geben vermag. Was in diesem Genre Mittheilenswerthes erscheint, werden wir unsern Leserinnen in Abbildung und Beschreibung geben. Im Allgemeinen sind die dießjährigen Lampenteller sehr groß, fast durchgängig rund, häufig mit etwas ausgebeugtem Rand vermittelst Drahtgestells, doch eben so häufig auf Pappe, mit glatt aufliegendem Perlenrande gearbeitet.

Etwas verschiedener Art, als Cigaretten-, Zahnscherer-, Visitenkarten-, Brillen-Etuis, Notizbücher, Erbsforschentaschen, Wandkalender werden entweder im

Perlen auf Papiercanevas, oder auch auf Seidencanevas mit petit point gearbeitet und hat man den Gebrauch, bei Notizbüchern, Etuis u. s. w. die Stiderei im Innern anzubringen, noch größtentheils beibehalten. Zu Wandtörchen, Zeitungstaschen, Handschuh- und Arbeitsläschen, zu Schreib- und Noten-Mappen, zu Schlüssel-, Thee-, Kaffee- und Pfefferkörben, Postkästen und Whistmarken, Mehlspeisenringen und Serviettenhaltern werden, wie schon bemerkt, Perlen mit besonderer Verliebe angewandt, doch lassen sich viele der hier genannten Gegenstände auch in Tapissier- oder Application arbeiten.

Für seine Stidereien bunter Blumen in natürlichen Farben auf Seidengaze bedient man sich zu den grünen Blättern häufig der Chenille, welche jedoch nur in halbem Kreuzstich genäht wird, da die krausen Chenillesäden dennoch den Stich vollkommen bedecken. Die Blumen dagegen werden aus farbiger Seide in Obelinistich gearbeitet, ein Stich, der bekanntlich 2 Canevasfäden hoch und einen Faden breit gestickt wird, so daß 2 Obelinistische den Raum eines Kreuzstichs einnehmen.

Um Gegenstände zu Christgeschenken aufzubringen, dürfen wir nur die einzelnen notwendigen Möbel eines fashionablen Zimmers betrachten — den Schreibtisch, den Nähstisch, den Spieltisch. Läst der erste sich mit Briefschreiber, Lesepult, Oblatz- und Federläschen, mit Uhrhalter, Kalender, Waschkästchen, Briefmappe und Kergleichen ausstatten, kann ein Papierkorb ihm sogar noch zur Seite gestellt werden, so darf der Nähstisch mit nicht minder hübschen und nützlichen Apparaten weiblichen Fleißes ausgestattet sein, z. B. Nadelbuch, Nadelkasten, Etuis zu Seide und Stidbaumwolle, Parfümlöffeln, Kostissen u. s. w. Bei Gelegenheit des Leerwählens machen wir die Leserinnen auf ein Paar allerliebster Stiefelchen von rothem Cashmir mit weißer Perlenplattstiderei aufmerksam, welche in Nr. 46 des Bazar erschienen und jedem Nähstisch als Zierde zu wünschen sind, obgleich sonst Stiefeln gewöhnlich nicht auf dem Tische ihren Platz finden. Die Ursache, welche diese Cashmirstiefelchen zu solchem Ehrenplatz erhebt, ist allein die, daß sie nicht eigentlich Stiefeln, sondern Kostissen und Nadelbuch sind, welchen die Mode übrigens sehr gut steht, wie der Augenschein giebt.

Der Spieltisch kann mit Kartenpresse, Whistmarken, Postkästen bedacht, ja sogar als Schachbrett gestickt werden. Das Canape bietet Raum für Dreierst, Antimaccassars, Schlummerrollen; gefüllte Sessel und Fußbänke tragen zur Behaglichkeit und Eleganz des Zimmers bei; im Schlafzimmer ist ein Negligékorb, kleine Bettdecke, Wandtasche und Garderobenhalter anzubringen, (in der Correspondenz von Nr. 39 ist derselbe genauer beschrieben), ja sogar die Waschkammer kann mit zierlichem Geräth ausgestattet werden durch gefüllte Kammertaschen und Beutel zu seiner getragener Wäsche, welche ganz nach Art der früheren sogenannten Strickkörben verfertigt, mit Fischbeinreifen ausgestattet, und zum Gebrauch an einen nicht zu schwer zu erreichenden Nagel gebangen werden.

Die Weißstidereien bleiben uns noch zu erwähnen übrig, dieses weinste und in unserer Zeitung zur Genüge gepflegte Feld weiblicher Kunstfertigkeit. Wir dürfen nur auf die Nummern und Supplemente des Bazar verweisen, um gewiß zu sein, damit unsern Leserinnen je die nur erdenkliche Hinweisung auf Weihnachtsgaben der erfreulichsten Art gegeben zu haben.

Eine nützliche Kunst.

Ohne Zweifel ist unsere Zeit auch in Rücksicht auf die Bildung des weiblichen Geschlechtes eine hervorragende zu nennen. Die Frauen treiben Wissenschaften und Künste mit rastlosem Eifer, und doch giebt es einen Zweig des Wissens, welcher von vielen unsern jungen Damen vernachlässigt wird, obgleich er in seiner Vollendung eine wirkliche Wissenschaft, eine hohe Kunst genannt werden kann — die Kochkunst. Sie meinen, „Kochen“ sei eben nur eine Beschäftigung für „gemeine Leute“, welcher sich hinzugeben, weder notwendig noch ehrenhaft.

Unmöglich ist, daß vielleicht manche unserer Leserinnen das Erlernen der Kochkunst als „unter ihrer Würde“ halten möge, wollen wir doch nicht unterlassen, einige Worte zu Gunsten dieser wichtigen, nicht genug zu ehren Kunst zu sagen, selbst auf die Gefahr hin, mit Kopfschütteln und Schmolten angehört zu werden.

Vielleicht wird es Manche libertieben finden, die Geschicklichkeit in Bereitung der Speisen eine „Wissenschaft“, eine „Kunst“ zu nennen, und doch ist ihre Erlernung von so unbegrenzter Wichtigkeit für das häusliche und Familienleben, daß man ihren Werth kaum überschätzen kann.

Viele Annehmlichkeiten des Lebens, viele seiner tiefsten Interessen stehen mit der Ausübung dieser Kunst in so genauem Zusammenhang, daß es kaum zu begreifen ist, wie die Frauen, ihren und der übrigen Vortheil gänzlich vernachlässigend, sie den Händen ungebildeter und unwissender Personen überlassen können.

Auch der zarteste, feinste menschliche Körper erfordert fortwährend die Unterstützung irdischer Nahrung, um ein thätiges Werkzeug der Seele zu bleiben; das Wohlsein des Geistes steht in so unzertrennlichem Zusammenhange mit dem des Körpers, daß eine Vernachlässigung des letzteren durch schlecht bereitete, ungesunde Speise auch den Geist seiner Spannkraft beraubt, und wenn nicht willkürliche Krankheiten, so doch jenes freisinnige Uebel häuslichen Glückes: „üble Laune“ hervorbringt, welche oft schlimmer als Krankheit, den Frieden des Hauses untergräbt.

Ein Temperament, welches ganz unabhängig von äußeren Einbrüchen, vom Wohlsein oder Uebelbefinden des Körpers, die heitere Stimmung behält, gehört zu den seltenen Erscheinungen; im Allgemeinen nimmt die Stimmung der Seele ihre Färbung von Bildern, Einflüssen oder Einbrüchen, welche durch das Ther der Sinne zu ihr gelangen. Die überfeine Sentimentalität mancher Damen will nicht zugestehen, daß ein ehrenwerthes Streben sei, durch sorgfältig bereitete Speisen den Gaumen zu ergötzen — eine Verirrung des Idealismus, der sich selbst Lügen straft, indem er wohl schmeckende Kost der übel schmeckenden vorzieht.

Die Kultur in ihrem Fortschritt hat auch die Region der Küche nicht vergessen, und die Kochkunst hat, wie Alles, was für den Comfort des Lebens arbeitet, das Nachdenken, den Geist

in ihr Bereich gezogen. Mit der Bildung des Geistes geht die Verfeinerung der Sinne Hand in Hand. Das Auge verlangt durch seine Umgebungen angezogen werden, es will „Schönes“ sehen, das Ohr fühlt sich verlegt durch rauhe, disharmonische Töne, es verlangt nach Harmonien, nach Worten, nach Klängen, die es angenehm und wohlthuend berühren; wir urtheilen uns mit den Sinnen, die dem Geruchssinn schmeicheln, wir vermeiden, was unsern inneren oder äußeren Gefühllichkeiten schaden könnte, warum soll es dem Geschmack verwehrt sein, auch seinen Antheil an Genuß zu haben, den die übrigen Sinne beanspruchen dürfen?

So lange Geist und Materie im Wesen des Menschen ihre Wechselwirkung üben, wird ein wohlberichtetes Mahl Feinheit um den Tisch verbreiten, und ein verdorrenes, übelstimmendes Unmuth und Unzufriedenheit erzeugen. Darum ist es nicht weise von den Mäddchen und Frauen, wenn sie die Werbung der Kochkunst als unwichtig ganz außer Acht lassen; es ist eine Kunst, die oft mehr, vor tiefer ins Leben eingreift als alle andern, die man unter dem Namen der „schönen Künste“ zusammenfaßt.

So profaisch es klingen mag, ist es dennoch wahr, daß eine Frau ihren Mann durch eine pikante Sauce oft mehr zu fesseln vermag, als durch den pikantesten Witz, daß sie ihrem kranken Kinde durch eine stärkende Suppe mehr nützen kann, als durch eine wohlgeschmeckte Hebe, daß eine Tochter die alternden Eltern durch nahrhafte Speisen mehr zu kräftigen im Stande ist, als durch den tabellosen Vortrag einer Opernarie oder romantischer Variationen.

Wenn unsere jungen Damen die Wahrheit sich recht klar machen, wird sehr namentlich im Mittelstande Erfahrung in der Kochkunst zum Glück der Häuslichkeit und folglich des Lebens beitragen, so würden sie der Erlernung dieser wichtigen Kunst gern einige Stunden des Tages opfern.

Wie wichtig die Kochkunst sei, haben sogar geistreiche Frauen aller Stände bewiesen, und selbst Prinzessinnen verschmähten nicht, sich in dieser nützlichen, erfreulichen Kunst zu üben.

Hun wir einen Blick in den königlichen Haushalt zu London, so sehen wir, wie die kleine Prinzessin Victoria, jetzt Verlobte des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, in ihrer kleinen Küche, mit ihren feinen Händen Johannisbeergelee kocht, und Kuchen bäckt, und glücklich ist, ihre jüngeren Geschwister mit dem selbstbereiteten Leckerbissen bewirthen zu können. Was hier harmloses Spiel ist, kann auch im Ernst des Lebens eine Rolle spielen.

Die Zunge ist ein gar bedeutendes Glied des Menschen. Sie kann nicht nur schmeicheln, sie will auch geschmeichelt sein, und wer diese Kunst, mit andern Worten, die wahre Kochkunst, versteht, ist im Besitz eines Talismans, der ihm Lebensdauer verschafft.

Frau v. Maitenen, die kluge Geliebte Ludwig XIV., fesselte die Neigung des Königs aufs Neue durch die Erfindung eines delikaten Fleischgerichts . . . und wie oft, wie oft ist auf der Erde, bei der aus Fleisch und Geist gemischten Menschennatur, der Magen der Fürsprecher des Herzens.

Lebt die Kochkunst, denn es ist eine wichtige Kunst. Nicht ist es erforderlich, daß eine Frau ihr ganzes Leben in der Küche zubringe, und neben dieser Beschäftigung nicht Sinn und Zeit für andere Arbeiten und Freuden behalte. Doch sie soll es nicht unter ihrer Würde finden, bei allen in der Küche nöthigen Geschäften die genauesten Anordnungen zu geben, und selbst mit Hand anlegen, wo es nöthig. Eine Frau muß bedenken, daß es eben so thöricht als unrecht ist, das Wohlsein ihres Mannes und ihrer ganzen Familie, häufig auch ihren pecuniären Vortheil oder Nachtheil in dienende Hände zu legen, die oft ungeschickt, und nicht stets treu sind.

Ein mit wohlgeschmeckter Speise besetzter Tisch ehrt die Hausfrau und ist gleichsam der Altar, um den sich Frohsinn und Gesundheit als Stützen häuslichen Glückes ranken*.)

*) Wir wollen nicht unterlassen bei dieser Gelegenheit unsere norddeutschen Abonnentinnen auf das vortheilhafte „Zukunftskochbuch von Friederike Ritter, 1670 Recepte enthaltend, Preis 1 Thlr.“ aufmerksam zu machen. Das Buch ist bei Schotte u. Co. in Berlin erichteten und in allen Buchhandlungen zu haben. Die Redaction.

Die Begräbnisweise beim Niesen.

Von G. H. Ritter.

Der Gebrauch, Jemandem Glück zu wünschen, wenn er niest, ist so alt, daß schon zu Alexanders des Großen Zeit der gelehrte Aristoteles seinen Ursprung nicht mehr angeben konnte. Er glaubte den ersten Grund dazu in der religiösen Verehrung des Kopfes, als des vornehmsten Theiles des menschlichen Körpers, zu finden, wo sich zuletzt die Ehrfurcht bis auf eine der Hauptwirkungen des Schicksals, auf das Niesen, ausgebreitet habe.

Die Sage berichtet hierüber anders. Darnach heißt es: Prometheus fing, als er den ersten Menschen schuf, einige Sonnenstrahlen in einer gläsernen Flasche und hielt sie dem noch leblosen Embryo unter die Nase. Die Strahlen drangen sogleich durch alle Fibern des Gehirns, verbreiteten sich durch alle Nerven und Adern des Körpers, und das erste Lebenszeichen des neuen Menschen war, daß er nieste. Voller Freude über den guten Erfolg rief ihm Prometheus seinen Glückwunsch zu, und dies machte auf den ersten Menschen einen so lebhaften und tiefen Eindruck, daß zum Gedächtniß dieser freudigen Begebenheit sich die Gewohnheit, beim Niesen Glück zu wünschen, auf alle seine Nachkommen fortsetzte.

Die Rabbinen haben noch eine andere Ueberlieferung. Nach dieser gab Gott gleich nach der Schöpfung das allgemeine Geleß, daß der Mensch nur einmal in seinem Leben nielen, und in demselben Augenblicke ohne weitere Krankheit des Todes sein sollte. Es blieb dies auch die einzige bekannte Todesart bis auf Jacobs Zeiten. Allein dieser fromme Patriarch, der nicht so schnell und unvorbereitet die Welt zu verlassen wünschte, demüthigte sich vor Gott und bat, ihn mit jener Todesart zu verschonen. Gott erhörte sein Gebet, er nieste und starb nicht. — Nothwendig mußte eine solche Abweichung von dem zeitlichen Geleß eine allgemeine Verwunderung hervorbringen, und nichts war also natürlicher, als daß man in Zukunft, so oft Jemand nieste, ihm zurief: „Wohl bekomme es!“ Das gebräuchlichste Komplement der alten Griechen war: „Lebe!“ oder „Jupiter hilf!“ bei den Römern war es: „Salve!“ Sie beobachteten es nicht bloß gegen Andere, sondern auch gegen sich selbst, wenn sie allein waren. In einem Epigramm heißt es von einem gewissen Proclus, daß derselbe eine ungeheuer große Nase gehabt habe. Ihre Spitze hätte so fern von seinen

Ohren gelegen, daß er nicht einmal gehört habe, wenn sie ge- niest, um das „Jupiter hilf!“ zu sich sagen zu können.

Die Quäker sind die einzigen unter allen bekannten Bewohnern der Erde, welche diese Gewohnheit nicht befolgen. Sonst findet man diese Höflichkeitsbezeugung in allen Welttheilen, im äußersten Asien, wie in Amerika. Wenn der König von Monomotapa niest, wird selches sogleich in der ganzen Stadt durch gewisse Zeichen, oder Gebetsformeln, die laut vor- gelesen werden, bekannt gemacht und überall erschallen die freudigen Ausdrücke der Einwohner. Wenn dagegen der Kaiser von Sackaja nieste, sagt der Geschichtschreiber der spanischen Eroberung von Florida, neigten sich die Indianer vor ihm, streckten ihre Hände aus und baten die Sonne, ihren Fürsten zu beschützen, ihn zu erleuchten und jederzeit mit ihm zu sein.

Bald mischten sich Aberglaube und Vorurtheil über das Niesen mit ein und man schrieb ihm gewisse Leutungen und Ahnungen zu. Wer z. B. des Morgens beim Aufstehen nieste, mußte sich den Tag über wohl in Acht nehmen. In den Stunden von Mittag bis Mitternacht war es gut und Glück verhei- ßend, in den übrigen aber zu nielen, Unglück prophezeiend. Noch jetzt ist es allgemein gäng und gebe: eine Sache beniesen, heißt so viel, als ihre Wahrheit bekräftigen.

Einer Dame zu sagen, „daß die Liebesgötter bei ihrer Geburt geüß hätten“, war eine feine Schmeichelei bei den griechischen und römischen Dichtern. — Als Penelope ihren dringenden Freiern den Korb gab, und die Götter um Ulyßes baldige Rückkehr bat, nieste Lel emach so heftig, daß das ganze Gemach davon erschütteret wurde, und Penelope um ihre Diener die Erfüllung ihrer Wünsche nicht mehr fern glaubten.

Bei einer Anrede, die Xenophon an seine Arme hielt, nieste ein Soldat in dem Augenblicke, als er sie zur Fassung eines gefährlichen Entschlusses aufforderte. Das ganze Heer hielt dies für ein von den Göttern gegebenes Zeichen, und Xenophon brachte Dankopfer.

Noch jetzt pflegt der gemeine Mann „eine Sache beniesen“ für eine gute Vorbedeutung zu halten.

In unserer nüchternen Zeit gilt es freilich nicht mehr als eine feine Sitte, den Niesenden zu beglückwünschen. Wenn man jedoch bedenkt, daß das Niesen meistens ein Zeichen kräftiger Gesundheit ist, und daß dasselbe sogar in mancher schweren Krankheit als eine glückliche Krisis angesehen wird, so sollte man nicht so leicht jene uralte Sitte bei Seite werfen, wie es bereits geschehen ist. [2643]

Garten-Arbeiten.

Dezember.

Der Dezember ist die Zeit der Ruhe für die fleißigen Gärtnerinnen; die Schneebedeckten Beete, die gefrorne Erde gestatten keine Beschäftigungen draußen, oder doch nur solche, die weniger von den Händen der Damen, als von denen des Gärtners verrichtet werden können. Dazu gehört das Umarbeiten der Erdhaufen, welche im Frühjahr wieder gute Erde zum Auffüllen mancher Beete und zu den Topfgewächsen liefern sollen. Alle Abfälle des Gartens und des Hauses werden zusammengeschichtet, nöthigenfalls mit etwas Erde vermischt zu einem Haufen gebildet, welcher durch den Einfluß der Fütterung, durch das Faulen der vegetabilischen Bestandtheile sich nach und nach in einen für Blumen sehr zuträglichen Compostdünger verwandelt; bei Anlegung solcher Erdhaufen muß man jedoch vermeiden, Unkraut mit reifem Samen darunter zu mischen, weil dadurch die Blumenbeete sogleich diese üble Zugabe erhalten würde. Im Verlauf des Jahres werden die Erdhaufen zwei oder dreimal durchgearbeitet, um diese Erde dann, wie oben bemerkt, zum Auffüllen der Blumenbeete und zum Umsetzen der Topfblumen zu verwenden.

Rütsch- und Aprikosenbäume, welche ganz zu verbinden unmöglich ist, werden zum Schutz gegen den Frost mit Tannen- zweigen dicht behangen. Den Obstbäumen überhaupt kann in sofern einige Sorgfalt gewidmet werden, als man die schwachen Zweige derselben verschneidet, die Rinde von Mees und Raupenneestern befreit, und wo es nöthig sein sollte, die Bäume unten am Stamme rundum mit einer Lage von Dünger ver- schiebt, namentlich auch die im Herbst gepflanzten jungen Bäume.

Natürlicherweise lassen die hier genannten Arbeiten sich nur bei selegenem mildem Wetter vornehmen, wenn die Erde frostoffrei und die Bäume nicht schneebedeckt sind; doch giebt es außer diesen auch noch andere Beschäftigungen, welche in Bezug zum Garten stehen und im Hause verrichtet werden können. Dahin gehört das Nachsehen und Puzen der Gemüßevorräthe, das Ordnen der Samereien, das Schreiben der Etiketten für Topf- und andre Blumen, namentlich ihr Hyazinthen, deren einige jetzt schon zum Treiben ins Zimmer gebracht werden.

Die Bäume und Sträucher im Garten draußen strecken ihre kahlen Äste in die Luft, der edelste Blüthenbusch und der geringste Baum tragen jetzt ein Gewand, d. h. sie gleichen sich in trauriger Nacktheit, wenn nicht eine neblige Winterdecke ihnen beim Abschied das flimmernde Kleid von Reis mildeig über- wirft. Nur die Lanne steht in unvergänglich grüner Pracht; sie ist der gefeierte Baum des Dezember, aus dessen Familie die Schaar der Christbäume gewählt wird, welche, mit Lichtern und tausend Herrlichkeiten geschmückt, in die Wohnungen der Menschen wandern, und glückliche Eltern und selige Kinder um sich versammelt sehen.

Es mag wohl gut sein, daß im Dezember der Garten unsern Leserinnen wenig zu schaffen macht, wo sollte die Zeit herkommen, für die vielen, vielen Blumen da draußen zu sorgen? Es giebt ja vollauf zu thun, zu denken, um am Hausaltar zu dieser gesegneten Zeit die Blume der Weihnachtstrenude zu pflanzen, deren wunderfame Pracht um so leuchtender sich entfaltet, je tobtet die Natur draußen. Eine luftende Blume, ein frühlingsbeladener Baum ist schön, und wer empfindet nicht Freude bei ihrem Anblick, doch um den Weihnachtbaum schwebt ein eigenthümlicher Duft, ein unheimlicher Zauber, nicht für Kinder allein, sondern auch für uns große Leute, welche für die Kleinen den Wunder um schmücken, oder sie jauchend ihn umhüpfen sehen. Es ist die Erinnerung, die fast unüberwundlich im Glanz und Duft des Christbaums uns umleuchtet und uns einen Blick zurück thun läßt in das verlassene Eden der eigenen Kindheit.

Ja, schmückt im Dezember den Weihnachtbaum; es giebt keine lohnendere Arbeit! [2643]

Original-Musik des Bazar.

Abendläuten.

Idylle.

C. Werny.

Andante con espress.



Selt manchem Jahrzehend schon nehmen die Bücher unter den Festgeschenken einen so hohen Rang ein, daß es wahrlich eine Vernachlässigung der unverzeihlichsten Art wäre, wollten wir zu dieser Zeit, in diesen Blättern, welche sich die Bereicherung des Weihnachtstisches sehr zur besondern Aufgabe stellen, der Bücher nicht erwähnen. Mag die Tafel, welche den Christbaum trägt, noch so reichlich mit schönen und nützlichen Gaben bedeckt sein, ein Buch giebt den Spenden gewissermaßen erst die geistige Weihe.

Freilich nur dann, wenn das Buch ein gutes ist, welches die Ehre, den Weihnachtstisch zu schmücken, wirklich verdient; aber es ist sehr schwer, unter der Masse von Schriften, namentlich belletristischen Inhalts, welche den Büchermarkt zur Weihnachtszeit überschwemmen, das wahrhaft Gute herauszufinden.

Aus diesem Grunde wird es sicher Vielen erwünscht sein, wenn sie bei der Wahl literarischer Festgeschenke für Kinder, sowie für Erwachsene auf geübene Werke aufmerksam gemacht werden, welche ihren Zweck, zu erheben und zu nützen, zu erfüllen im Stande sind.

Es ist Weihnacht und darum mögen die Kinder den Vorrang haben! Im Verlag von Friedrich Brandstetter in Leipzig erschienen folgende für die reifere Jugend bestimmten Werke, die, als in angenehmer Weise belehrend empfohlen werden können.

Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerverwelt — Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur — bearbeitet von A. W. Grube. 2 Theile, in elegantem Umschlag gebunden 2 1/2 Thaler. Sechste Auflage.

Wenn der und zugeweihte Raum es gestattet, würde die Ausführung des reichen Inhalts allein schon genügen, den Wert des Buches erkennen zu lassen, welcher indes auch durch den Umstand, daß das Werk bereits in 6. Auflage erschien, bewiesen wird.

Da es nicht unsere Absicht ist, eine Kritik dieses Werkes, noch der genannten Schriften zu liefern, so bitten wir hiermit nochmals, die bloße Anführung der Bücher als ehrende Anerkennung und lobendes Urtheil von unserer Seite zu betrachten, und daraus zu schließen, daß die hier genannten Werke des Ankaufs werth sind.

Wir fahren also in Erinnerung der einzelnen Bücher fort.

Taschenbuch der Reisen. Ein Almanach für die Jugend und ihre Lehrer, wie für Freunde der Geographie und Naturkunde überhaupt. Bearbeitet und herausgegeben von A. W. Grube. Erster Jahrgang mit 3 Abbildungen in Farbenbrud., 3 Lithographien und 2 Karten. Elegante Ausstattung gebunden 1 Thlr. 10 Sgr. In entsprechender, gelegener Form ertheilt dieses Buch Belehrung über das Wissenswürdige aus der Länder- und Völkerverwelt, gleichsam eine Fortsetzung bildend zu dem erstgenannten Werke, den geographischen Charakterbildern.

Von demselben Verfasser erschien:

Charakterbilder deutschen Landes und Lebens für Schule und Haus. Zweite Auflage. Gebunden 1 1/3 Thlr. Ein pädagogisch-praktisches

Werk, welches durch Glanzlicht der Darstellung nicht nur für die Jugend sondern auch für den gereiften Verstand jedes denkenden erwachsenen Menschen eine angenehme und belehrende Lectüre wird.

Deutsche Geschichten in deutschen Gedichten. Ein nationales Lesebuch für die Jugend des deutschen Volkes, herausgegeben von Grube, Gebunden 1/2 Thlr.

Die schönsten Sagen und Dichtungen der Arier. Ein Lesebuch für die Jugend, verfaßt von A. W. Grube. Der im Allgemeinen nicht großen Zahl der Freunde der Sanscrit-Literatur wird dieses Werkchen eine angenehme Gabe sein. (Zweite Ausgabe. Gebunden 24 Sgr.)

Charakterbilder aus der Geschichte und Sage für einen pädagogischen Geschichtsunterricht gesammelt, bearbeitet und gruppiert von A. W. Grube. Dritte Auflage, gebunden 1 Thlr. 3 Sgr.

Biographische Miniaturbilder zur bildenden Lectüre für Jung und Alt. verfaßt von Grube. Diese Miniaturbilder enthalten in Biographien bedeutender Menschen einen hohen Schatz von Lebensweisheit. Gemälde norddeutscher Freiheits- und Heldenkämpfe. Zur Kenntniss deutschen Lebens und zur Beförderung vaterländischen Sinnes in Jung und Alt, von Dr. J. E. Krüger. 3 Bände, elegant cartonnirt 1 Thlr. 24 Sgr. Der erste Theil: — von der Urzeit bis zur Reformation. Der zweite Theil: von der Reformation bis zum Tode Friedrichs des Großen. Der dritte Theil: Vom Tode Friedrichs des Großen bis auf unsere Tage.

Bilder aus dem Thierreich für Schule und Haus. gesammelt und herausgegeben von Hermann Meier, elegant cartonnirt 1 Thlr. 7 1/2 Sgr.

Eine vorzügliche Sammlung lebensvoller Schilderungen aus der Thierwelt aus der Feder der besten deutschen Autoren, welche hervorragenden Knaben und Mädchen belehrende Unterhaltung gewähren wird.

Lebenserzählung. Gebichte für die Jugend von Karl Ernst in Zweite Auflage, gebunden 24 Sgr. Der Dichter hat in diesen Liedern gezeigt, daß er das poetische Bedürfnis des Kindergehirns versteht, indem er statt läppischer Reimereien und moralischer Sentenzen ihnen frohe, lichte und fromme Lieder giebt.

Unter den Festgeschenken für Damen heben wir hervor:

Friedrich von Herden's reizende Dichtung: das Wort der Frau, welche bereits in sechster Auflage erschienen. Es ist eine Perle von anerkanntem Werth, und wird jeder Frau von Herz und Gemüth eine liebe Gabe sein. (Eleg. in Goldschnitt geb. mit Titelfupfer und Portrait des Dichters 1 Thlr. 15 Sgr.)

Das Mutterherz in der deutschen Dichtung. Eine Festgabe für Mütter von Ernst Fischer. Miniatur-Ausgabe in Goldschnitt geb. mit Titelfupfer von 2. Richter. Preis 1 Thaler.

Chr. Deser's Weltgeschichte für das weibliche Geschlecht. Dritte Auflage. Neu bearbeitet unter Leitung und Mitwirkung von Prof. Dr. Weber in Heidelberg. Dieses Geschichtswerk, welches durch Dr. Webers Mitwirkung ein ganz zeitgemäßes geworden, ist besonders deshalb zu empfehlen, weil es die poetische Seite der Weltgeschichte besonders hervorhebt, und in der Culturgeschichte des Menschengeschlechts die Wahrheit der Behauptung entwickelt, daß christliche Humanität die Blüthe, das Ziel aller menschlichen Bildung sei.

Chr. Deser's Briefe an eine Jungfrau über die Hauptgegenstände der Aesthetik. Ein Festgeschenk für Frauen und Jungfrauen, denen es mit ihrer ästhetischen Bildung Ernst ist. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von A. W. Grube. Mit 6 Stahlstichen und 4 Holzstichen. Elegante broschirt 2 Thaler 22 1/2 Sgr.

Die Nothwendigkeit einer fünften Auflage dieses im höchsten Sinn gelegenen Buches läßt erkennen, wie neben der Masse gehaltloser Werke, welche nur für augenblickliche Unterhaltung geschrieben sind, auch das wahrhaft Gute in der deutschen Frauenwelt Eingang findet.

Deser's Briefe etc. sind nicht nur ein gutes Buch im gewöhnlichen Sinn, sondern sie gehören zu den besten Werken, welche als Geist und Gehirnsnahrung veredelt gebildeten Frauen und Mädchen zu empfehlen sind. Für jedes Geschlecht und Alter passend sind:

Naturstudien. Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt von Dr. Hermann Raschig. Dritte Auflage. Mit Illustrationen. Elegante gebunden 2 Thaler 24 Sgr.

Der Verfasser ist als Meister in der Kunst, der Natur ihr geheimnißvolles Walten abzulauschen, und in lieblicher Form den Lesern mitzutheilen, so allgemein bekannt, daß jedes Lob überflüssig ist.

Auf gleichem Terrain bewegt sich Friedrich Körner in seinem Werke:

Der Mensch und die Natur. Skizzen aus dem Cultur- und Naturleben — elegant gebunden 1 Thaler 12 Sgr. Man muß bekennen, daß es dem Verfasser gelungen ist, die Freude an der Natur, die Begeisterung für sie mit so bereiten Worten auszusprechen, daß er die Leser zu gleichen Ausflügen hinreißt. Die tiefe Frömmigkeit des Werkes läßt die ausgelassene Lustigkeit keineswegs aus und bietet daher nicht nur dem Gemüth, sondern auch dem Geist befriedigende Unterhaltung. Beide letztgenannte Werke sind trotz der Kleinlichkeit ihres Stoffes

doch so verschieden in den Gegenständen ihrer Beschreibung, daß sie einander eher ergänzen als eines das andere überflüssig machen.

Schließlich wollen wir noch, und zwar heute nur vorläufig auf ein soeben erschienenen Werk aufmerksam machen, welches sich als Geschenk für das Alter von 10-18 Jahren ganz vorzüglich empfiehlt. Es ist dies Reichenbach's Lehrbuch der Naturwissenschaften mit besonderer Berücksichtigung der weiblichen Jugend. — Es ist und eine angenehme Pflicht, über dies Buch ausführlicher zu sprechen — und dies soll in der nächsten Nummer geschehen. [2651]

Miß Julia Pastrana

ist der Name des seltsamsten menschlichen Wesens, welches jemals existirte, denn daß Julia Pastrana ein „menschliches“ Wesen, unterliegt keinem Zweifel, obgleich scrupulöse Forscher sie einer noch unbekanntem Gattung von Geschöpfen zurechnen möchten.

Mit Ausnahme des Kopfes, ist sie ein vollkommen ausgebildetes Weib, eher klein als groß, von etwas corpulenter, doch sonst wohlgebildeter Gestalt. Ihre Arme sind etwas zu kurz, Hände und Füße klein und zierlich. Die Arme sind dicht mit schwarzem, langem, seideweichem Haar bedeckt, ebenso das erste Glied der Finger und ein Theil des Handrückens.

Das Eigenthümlichste jedoch, was Miß Julia Pastrana zu einer Anomalie des Menschengeschlechts macht, ist ihr Gesicht; dieses ist durchgängig mehr oder weniger mit schwarzen, glatten, feinen Haaren bedeckt, welche an Rinn und Wangen sich zu einem vollkommenen Bart verwickeln. Die Gesichtsbildung gleicht der des Neger's, ist jedoch durch das größere Vortreten der Rinnladen noch schärfer. Der Mund wird durch die nach auswärts gespannten Lippen und die lange, dicke Zunge unangenehm, doch ihre schwarzen, tiefstehenden Augen haben einen angenehmen, mitunter etwas traurigen Ausdruck. Ihre Stirn ist niedrig, zurückweichend, und ebenfals, wie der ganze Körper, mit Haaren bedeckt, die Augenbrauen zusammengewachsen und so buschig, daß es scheint, als trage Miß Julia ein Haarband über die Stirn. Die Nase ist ganz platt, mit breiten, sehr beweglichen Nasenflügeln, die Farbe ihrer übrigens sehr weichen Haut kupferroth.

Die sonderbarsten Gerüche, Vermuthungen und Voraussetzungen sind über dieses Wesen in Umlauf, welches gegenwärtig im Kroll'schen Lokale der Reugierde und Witzbegierde des Publikums zur Aufsicht ausgestellt ist. So übel der Eindruck auch ist, den jede derartige Schaustellung einer Naturcuriosität, oder gar einer natürlichen Mißbildung auf das ästhetische Gefühl ausübt, so ist Miß Julia Pastrana doch jedenfalls als Naturanomalie wichtig genug, um die Abneigung vor solchen Schaustellungen zu überwinden. Niemandem kann und wird es einfallen, von Miß Julia Pastrana Geistesbildung zu fordern, oder seine Erziehung vorauszusetzen. Sie ist, wie gesagt, eine Naturmerkwürdigkeit, lange nicht so furchtbar anzusehen als Manche behaupten wollen, und ist nebenbei ein Mädchen von Verstand, Witz und nicht ohne Fähigkeiten. Lesen und Schreiben kann sie nicht, spricht jedoch spanisch und englisch, tanzt gern und gut, auf welche Eigenschaften ihr Auftreten in der Gelegenheitsposse „der curirte Meier“ basiert ist.

Sie ist jetzt 23 Jahre alt. Ihre Mutter, eine Indianerin aus Mexico, starb in spanischer Gefangenschaft, als Julia 2 Jahre alt war.

Der Mann, unter dessen Obhut die junge Mexicanerin

gestellt ist, bereifte mit ihr zuerst die Vereinigten Staaten, und schiffte über den Ocean, um auch die Europäer mit dieser wunderbaren Tochter der amerikanischen Wälder bekannt zu machen. Uebrigens ist Julia Passirana nicht das einzige weibliche Wesen mit der Fierde eines Bartes. Im Jahre 1489 ward im Lüttichschen ein Mädchen geboren, Helena Antonia, welcher schon im 9. Lebensjahr der Bart zu wachsen begann; durch Vermittelung des Bischofs Ernst, Herzog von Baiern, kam das Mädchen, armer Leute Kind, nach Gratz an den Hof der Tochter der Erzherzogin Maria von Oesterreich, wo sie Unterhalt und Unterricht fand; sie erhielt sogar eine goldne Gnadenkette. Im 18. Jahre reichte ihr Bart bis auf die Brust herab, doch kleidete sie sich weiblich und hatte übrigens seine Gesichtszüge; blühende Wangen und lebhaft schwarze Augen. Auch Mad. Laforte aus Paris, welche sich 1842 in Deutschland sehen ließ, hatte einen schönen langen Bart. Geseht auch, der Bart der Miß Julia Passirana sei noch schöner, so rathen wir doch Jedem, der sie zu sehen wünscht, nicht die Voraussetzung eines ästhetischen Genußes mitzubringen. Die Täuschung würde bitter sein.



Wenn der Unmuth sich Deiner bemessern will, so suche ihm zu entfliehen, wenn Du ihn nicht unterdrücken kannst; wende Dein Gesicht von ihm weg, wenn Du ihm nicht mehr entfliehen kannst, oder blick ihm herzhalt an, und sage: Hier bin ich, Du mächtiger Tyrann, und spötte Dein! Und laß er Dich dann mit harter Hand, um Dich in den Abgrund der Verzweiflung hinzuführen, so breite Deine Arme aus zum Schöpfer des Weltalls, und veranke im Schooße seiner unerlöschlichen Erbarmung!

Es ist ein gewissermaßen glücklicher Zustand, wenn man bedenkt, wie viel unglücklicher man sein könnte.

Es ist sehr bitter, das Glück nur durch fremde Augen zu sehen.

Zufriedenheit bewirkt auf gewisse Weise das, was die Alchimisten dem Stein der Weisen zuschrieben. Denn obgleich Zufriedenheit nicht Reichthum er giebt, so thut sie dasselbe, indem sie das Verlangen danach unterdrückt.

Etwas ist dem Menschen, der glücklich leben will, unerlässlich, nemlich: eine gewisse Schonung der menschlichen Tugenden. Denn es giebt so viele Thoren, die auf Ehrerbietung Anspruch machen, so Viele, welche der Zufall auf eine ihnen nicht gebührende Höhe gehoben, daß wir am liebsten thun, unsern Verdruß über die vererbte Weltordnung zurückzuführen, kurz, uns in Acht zu nehmen, daß wir nicht in die größte Thorheit verfallen: Thoren zu beneiden.

Es ist unglücklich, welchen bösen Einfluß Neugierigkeiten auf die Achtung des Menschen ausüben. Projectionen, Schaukellungen, all der Tand, welchen Schneider, Friseur u. dergleichen Leute der Perion eines Menschen anhängen, ist nöthig um Respekt einzuschüßen. Ein Kaiser in der Nachtmüge ist nicht halb so imponirend, als ein Kaiser mit der Krone.

Wer an seiner eigenen Besserung arbeitet, hat mehr für das Wohl der Menschheit gethan, als ein ganzer Haufe lärmender, prahlender Weltverbesserer.

Wer sich fürchtet, irgend eine religiöse oder wissenschaftliche Meinung der offenen Besprechung preiszugeben, liebt mehr seine Ansicht, als die Wahrheit. [2644]



Charade.

Drei Silben.

Ein Zeichen nur wird abgerissen
Von meinem ersten Eulbenpaar:
Dann stellt sich unter Deutschlands Flüssen
Ein schöner breiter Strom auch dar.

Entsprungen in der Berge Mitten,
In einer reizenden Natur,
Fließt er vorbei an meiner Dritten,
Vorbei an Berg und Thal und Flur.

Vorbei an manchen festen Schanzen,
An mancher Stadt mit Ruhm erfüllt —
Jedoch an der nicht, die des Ganzen
Perfekten Namen hier verhillt.

Charade.

Drei Silben.

Die Erste muß das Mädchen lernen.
Die Zweit und Dritte ganz zu sein
Soll über jenen goldenen Sternen
Ein beglücktes Leben uns verlei'n. —

Noch sollen immer wir auf Erden,
Nicht im Beruf, nicht in der Pflicht,
Und nicht in Fleiß und Arbeit werden,
Was sich im ganzen Wort ausdrückt. [2654]

Wisselsprung-Aufgabe.

Wunsch	lens-	Ju-	ver-	sa-	die	ste	schen
der	sa-	ver-	Wil-	gend	Dir	ent-	Den
erust	der-	lern	gen	schmer-	Dich	Men-	kann
gen-	in	gen	leicht	sich	Und	gen	Lern'
Ger-	Du	Wunsch	es	leh-	Be-	Kampf	de-
den	schla-	Du	Dein	im	auch	gend	geh-
wirkt	neu	nie-	ren-	Denn	nur	zwin-	die
der-	Kannst	gen	eig'-	gen	Zu-	ren,	und

Auflösung des Räthfels in Nr. 45.
Lebedaum.

Auflösung des ersten Rebus in Nr. 45.
Ein Gelehrter am Arm eines überhitzten Frauenzimmers.

Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 45.
Es ist ein schlimmes Zeichen der Zeit, daß viele Geschäfte nur gering rentiren.



Einer Ungenannten. Wintercapeten liefert der Bazar in einer der nächsten Nummern.

Hr. W. W. in P. Es läßt sich weder erwarten, daß Volants noch daß doppelte Röcke so bald aus der Mode kommen, also ist es ganz gleichgültig, ob Sie Ihre Mühe dem Einen oder dem Andern widmen wollen, müßten Sie sich denn aus dem Grunde eher zum Sticken eines doppelten Rockes entscheiden, weil ein solcher sich noch zu andern Zwecken verwendbar bleibt, während die schmälere geschüttelten Volants im Fall eines Bodenweschels nicht mehr zu brauchen sind. Muster zum Sticken eines Ruffschleides liefert der Bazar so viele, daß wir nur bitten dürfen, die Nummern selbst, sowie die Supplemente aufmerksam nachzusehen; bei dieser Gelegenheit haben Sie auch Stiderei-Muster zu Pantalons in allen nur erdenklichen Abkürzungen der Schwierigkeit.

Hr. J. K. in O. Ein Decret zu Lyoner Bratwürsten können wir Ihnen nicht geben, und müssen Ihnen daher rathen, dieselben aus erster Quelle zu beziehen. Wissen Sie aber auch, daß die feinsten derselben aus dem Fleisch junger Geier bereitet sind?

Hr. v. S. in P. Leider ist der eingelaufene Artikel für unsern Raum zu umfangreich, um ihn zum Abdruck bringen zu können. — Ganz stimmen wir Ihrer Meinung bei, daß es ein großer Mißgriff der Eltern ist, wenn sie ihren Kindern in den Abendstunden Unterricht in Wissenschaften, oder dergleichen Lehrgeschäften geben lassen. Abends sind die körperlichen Kräfte der Kinder geschwächt, wenn nicht erschöpft, und deshalb nicht geeignet, die Anforderungen des Geistes zu unterstützen. Am lieblichsten ist Gedächtnis- und Fällungsgabe am Morgen. Wenn also Abends die Kleinen ihre Aufgaben nicht zur Zufriedenheit der Eltern lernen, und zerstreut und unaufmerksam sind, ist es nicht immer Leichtsinn oder Eigenfinn, sondern wirkliche Kraftlosigkeit des Geistes und Körpers.

Hr. G. W. in F. Die Blume Fuchsia erhielt ihren Namen nach einem berühmten deutschen Botaniker Namens Leonhard Fuchs.

Hr. v. B. in M. Wir würden Ihnen rathen, die Bedrucknisse zu Ihren Tapissierarbeiten von Hrn. Lehmann u. Comp. in Berlin zu entnehmen (Weite Straße 15). Auch fertige und angefangene Stidereien, Körsen und alle irgend in dieses Fach schlagende elegante Artikel finden Sie dort in größter Auswahl nach neuestem Geschmack, und können versichert sein, daß Ihre Bestellungen, obgleich von außerhalb kommend, prompt ausgeführt werden.

Hr. M. L. in B. Die Verfasserin des Romans „Jane Eyre“ die Pseudonyme Currer Bell, hieß Charlotte Brontë, und war die Tochter eines Geistlichen, welcher lange Jahre im Gewand in Yorkshire (England) lebte. Die geniale Schriftstellerin starb 1855, wenige Monate nach ihrer Verheirathung.

Hr. L. M. in S. Das „Vallium“ (Bischofsmantel) ist ein breites weißwollenes Band, welches die hohen Würdenträger der römisch-katholischen Kirche über die Schultern tragen. Es wird aus der Wolle ganz weißer Schafe verfertigt, welche am Herde der heiligen Agnes geweidet, von 2 Kanarië in Empfang genommen, und von diesen den Fedanten übergeben werden, die für die Pflege und Fütterung der Biere zu sorgen haben bis zum Tage, da das Schneemeßer sie ihres Viehes beraubt.

Hr. M. O. in B. So häufig als sonst wird der Walzer allerdings nicht mehr getanzt, aber dennoch ist er ein schöner und acht deutscher Tanz, der sich sogar im Auslande große Sensation erregt. In England, wo er als unmoralisch lange verworfen ward, brach er sich im Jahre 1813 dennoch Bahn, und feierte den vollkommensten Sieg über alle Feinde der Bräuerie. Alles nahm Tanzunterricht, selbst die, welche schon längst über die Tanzjahre hinaus waren, nur um „wägen“ zu lernen, und als sogar Kaiser Alexander in London „gewalzt“, wurde der Walzer einstimmig für den schönsten der Tänze erklärt.

Hr. S. T. in O. Ihre Klage, daß durch das Durchzeichnen der Dessins der Bazar verdrorben wird, hat allerdings viel Wahres. Wir werden nun in einer der nächsten Nummern ein neues Verfahren mittheilen, die Dessins leicht und sicher zu copiren. Heute schilt der Raum.

Hr. G. F. in W. Das Supplement zu Nr. 48 bringt den „Schritt einer hohen Faltle, ohne Schoß“ und den „einen Wintertemantel für ein Mädchen“ von 10-12 Jahren. Mit der darauf folgenden Arbeitsnummer werden wir, da sich das Material zu sehr häuft, wieder ein Supplement mit Schritten liefern und wird darauf das eines „Wintertauschschle“ nicht fehlen.

H. in Mgdra. Es ist gegen unsere Grundätze, dergleichen Mittel anzugeben.

L. L. in P. Die Form mit dem Namen L. ist länger in unserm Handel: es fehlte bisher an Raum. Die „Wäsche“ nachkenn.

Hr. G. L. in W. Empfangen und wird mit einigen Aenderungen benutzt werden.

J. S. in L. Das müssen wir bestritten. Aber wir werden darauf achten.

Hr. v. J. in W. Einen Teppich vor das Bett, können Sie entweder ganz in Tapissiererie stücken, oder auch zu diesem Zweck ein Kissen mit gestickter Vorrie umgeben. Uebrigens ist die Sitzecke vor das Bett zu legen, nicht nur, wie Sie glauben, in höheren Ständen gebräuchlich, nur die Art der Teppiche ist natürlich verschieden. So beugen die ärmeren Klassen in Spanien Kort an Stelle unterer Bettdecke; zu diesem Behuf lösen sie die Rinde des Baumes in großen Stücken ab, befeuchten sie, um ihr die Weibung zu nehmen, und bedienen sich ihrer als Matze.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie in allen Postämtern und Zeitungs-Expediti-tionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen gegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, so wie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde.

Die Administration des Bazar.

(Eingefandte Auflösung des Rebus in Nr. 43.)

Das Rebus is arrotzha!

Drei un Barzig vom Bazar
Bruchte ja Schienem sehr viel!
Under Andarn an'n Rebus
Dar mir besonders gefiel,

Weil a su schien harmenirte,
Weil a su sinnig un floar,
Aus memner arzhta Jugend
Mir an' Erinnerung war:

Sie de Rinne eim Busche
Lo anne Jize der quär —
Is affarat os wenn ich
No eim Gebarge war.

Ibers Goizla bernaba,
Un de Kabisla ne weit,
Ibers Jard mit'm Baume,
Goa ich mich ordnlich gefreit.

„Aus su am'm Paradiese
Dar lieba Erinnerung
Koon uns Niemans vertreiba
Ob a is abht oder jung.“

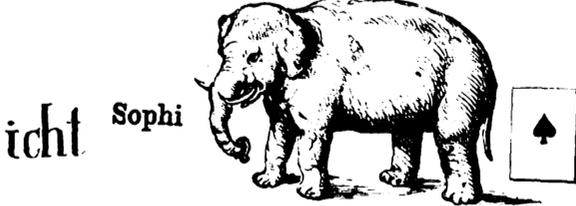
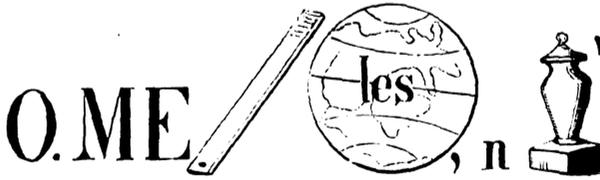
Su hoa ich arnd da Rebus
Verstanda; is's au su recht?
Selb' hoas Gedichtla ne gutt sein, —
Nahma Se's hoit amof schlecht.

Gruß Straffel. f. W. G. [2650] aus'm Gebirge.

Erster Rebus.



Zweiter Rebus.



gestellt ist, bereifte mit ihr zuerst die Vereinigten Staaten, und schiffte über den Ocean, um auch die Europäer mit dieser wunderbaren Tochter der amerikanischen Wälder bekannt zu machen. Uebrigens ist Julia Passirana nicht das einzige weibliche Wesen mit der Fierde eines Bartes. Im Jahre 1489 ward im Lüttichschen ein Mädchen geboren, Helena Antonia, welcher schon im 9. Lebensjahr der Bart zu wachsen begann; durch Vermittelung des Bischofs Ernst, Herzogs von Baiern, kam das Mädchen, armer Leute Kind, nach Grätz an den Hof der Tochter der Erzherzogin Maria von Oesterreich, wo sie Unterricht und Unterricht fand; sie erhielt sogar eine goldne Gnadenkette. Im 18. Jahre reichte ihr Bart bis auf die Brust herab, doch kleidete sie sich weiblich und hatte übrigens seine Gesichtszüge; blühende Wangen und lebhaft schwarze Augen. Auch Mad. Lesorte aus Paris, welche sich 1842 in Deutschland sehen ließ, hatte einen schönen langen Bart. Gesezt auch, der Bart der Miß Julia Passirana sei noch schöner, so rathen wir doch Jedem, der sie zu sehen wünscht, nicht die Voraussetzung eines ästhetischen Genußes mitzubringen. Die Täuschung würde bitter sein.



Wenn der Unmuth sich Deiner bemessern will, so suche ihm zu entfliehen, wenn Du ihn nicht unterdrücken kannst; wende Dein Gesicht von ihm weg, wenn Du ihm nicht mehr entfliehen kannst, oder blick ihn herabhaft an, und sage: Hier bin ich, Du mächtiger Tyrann, und spotte Dein! Und fahr er Dich dann mit harter Hand, um Dich in den Abgrund der Verzweiflung hinzuhelfen, so breite Deine Arme aus zum Schöpfer des Weltalls, und verfinke im Schooße seiner unendlichen Erbarmung!

Es ist ein gewissermaßen glücklicher Zustand, wenn man bedenkt, wie viel unglücklicher man sein könnte.

Es ist sehr bitter, das Glück nur durch fremde Augen zu sehen.

Zufriedenheit bemerkt auf gewisse Weise das, was die Alchimisten dem „Stein der Weisen“ zuschrieben. Denn obgleich Zufriedenheit nicht Reichthum er giebt, so thut sie dasselbe, indem sie das Verlangen danach unterdrückt.

Etwas ist dem Menschen, der glücklich leben will, unerlässlich, nemlich: eine gewisse Schonung der menschlichen Tugenden. Denn es giebt so viele Ehren, die auf Ehrerbietung Anspruch machen, so viele, welche der Zufall auf eine ihnen nicht gebührende Höhe gehoben, daß wir am häufigsten thun, unsern Verdruß über die verkehrte Weltordnung zurückzuführen, kurz, uns in Acht zu nehmen, daß wir nicht in die größte Ehre verfallen: Ehren zu beneiden.

Es ist unglücklich, welchen hohen Einfluß Heuserlichkeiten auf die Achtung des Menschen ausüben. Prozeffionen, Schaukellungen, all der Tand, welchen Schneider, Friseur u. dergleichen Leute der Perion eines Monichen anhängen, ist nöthig um Respekt einzuführen. Ein Kaiser in der Nachtmüge ist nicht halb so imponirend, als ein Kaiser mit der Krone.

Wer an seiner eigenen Verringerung arbeitet, hat mehr für das Wohl der Menschheit gethan, als ein ganzer Haufe lärmender, vrahlerischer Weltverbesserer.

Wer sich fürchtet, irgend eine religiöse oder wissenschaftliche Meinung der offenen Besprechung preiszugeben, liebt mehr seine Ansicht, als die Wahrheit. [2614]



Charade.
Drei Silben.

Ein Zeichen nur wird abgeriffen
Von meinem ersten Sylbenpaar:
Dann stellt sich unter Deutschlands Flüßen
Ein schöner breiter Strom auch dar.

Entsprungen in der Berge Mitten,
In einer reizenden Natur,
Fließt er vorbei an meiner Dritten,
Vorbei an Berg und Thal und Flur.

Vorbei an manchen festen Schanzen,
An mancher Stadt mit Ruhm erfüllt —
Jedoch an der nicht, die des Ganzen
Perfekten Namen hier verhillt.

Charade.
Drei Silben.

Die Erste muß das Mädchen lernen.
Die Zweit' und Dritte ganz zu sein
Soll über jenen goldnen Stern
Ein beßres Leben uns verleih'n. —

Noch sollen immer wir auf Erden,
Nicht im Beruf, nicht in der Pflicht,
Und nicht in Fleiß und Arbeit werden,
Was sich im ganzen Wort ausdrückt.

[2654]

Wisselsprung-Aufgabe.

Wunsch	lern.	In.	ver.	sa.	die	ste	schen
der	sa.	ver.	Wit.	gend	Dir	ent.	Den
erukt	der.	lernt	gen	schmer.	Dich	Men.	kann
gen.	in	gen	leicht	sich	Und	gen	lern'
Ger.	Du	Wunsch	es	leh.	Se.	Kampf	be.
den	schla.	Du	Dein	im	auch	gend	geh.
wirkt	neu	nie.	ren.	Denn	nur	zwin.	die
der.	Kannst	gen	eig'	gen	Zu.	ren.	und

(Eingefandte Auflösung des Rebus in Nr. 43.)

Das Rebus is arrotzha!

Drei un Barzig vom Bazar
Bruchte fu Schienem fibr viel!
Under Andarn an'n Rebus
Dar mir besundersch gesiel,

Weil a fu schien harmonierte,
Weil a fu sinnig un floar,
Aus menner archtsa Jugend
Mir an' Erinnerung woar:

Sie de Rinne eim Busche
Lo anne Jize der quär —
Is afferat os wenn ich
No eim Gebarge war.

Ibers Hoisla bernaba,
Un de Radisla ne weit,
Ibers Fard mit'm Zaume,
Hoo ich mich ornölich gefreit.

„Aus su am'm Paradiese
Dar lieba Erinnerung
Roan uns Niemand vertriebta
Ob a is aht oder jung.“

Su hoo ich arnd da Rebus
Verstanta; is's au fu recht?
Selb' hoas Gedichtla ne gutt sein, —
Nahma Se's hoit amol schlecht.

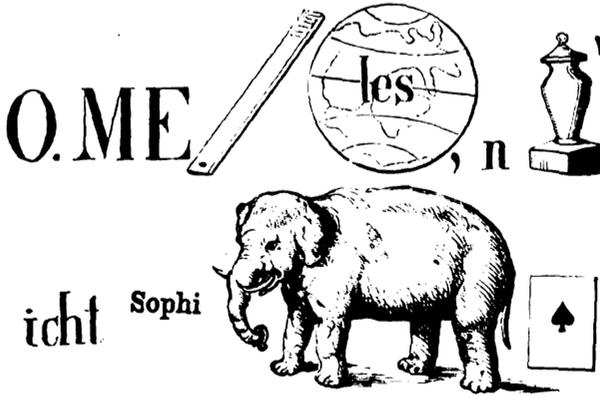
Gruß Straffel.
[2650]

f. W. g.
cus'm Gebarge.

Erster Rebus.



Zweiter Rebus.



icht Sophi



[2654]

Auflösung des Räthfels in Nr. 45.
Sebedaum.

Auflösung des ersten Rebus in Nr. 45.
Ein Gelehrter am Arm eines überipannten Frauenzimmers.

Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 45.
Es ist ein schlimmes Zeichen der Zeit, daß viele Geschäfte nur gering rentiren.



Einer Ungenannten. Wintercapeten liefert der Bazar in einer der nächsten Nummern.

Hr. B. W. in P. Es läßt sich weder erwarten, daß Volants, noch daß doppelte Röcke so bald aus der Mode kommen, also ist es ganz gleichgültig, ob Sie Ihre Mühe dem Einen, oder dem Andern widmen wollen, müßten Sie sich denn aus dem Grunde eher zum Sticken eines doppelten Rockes entscheiden, weil ein solcher später noch zu andern Zwecken verwendbar bleibt, während die schmälere geschüttelten Volants im Fall eines Modewechsels nicht mehr zu brauchen sind. Muster zum Sticken eines Rockes lieferte der Bazar so viele, daß wir nur bitten dürfen, die Nummern selbst, sowie die Supplemente aufmerksam nachzusehen; bei dieser Gelegenheit finden Sie auch Stiderei-Muster zu Pantalons in allen nur erdenklichen Abkürzungen der Schwierigkeit.

Hr. J. K. in O. Ein Decret zu Lyoner Bratwürsten können wir Ihnen nicht geben, und müssen Ihnen daher rathen, dieselben aus erster Quelle zu beziehen. Wissen Sie aber auch, daß die feinsten bereiten aus dem Fleisch junger Gänse bereitet sind?

Hr. v. S. in L. Leider ist der eingefandte Artikel für unsern Raum zu umfangreich, um ihn zum Abdruck bringen zu können. — Ganz stimmen wir Ihrer Meinung bei, daß es ein großer Mißgriff der Eltern ist, wenn sie ihren Kindern in den Abendstunden Unterricht in Wissenschaften, oder dergleichen Lehrgängen geben lassen. Abends sind die körperlichen Kräfte der Kinder geschwächt, wenn nicht erschöpft, und deshalb nicht geeignet, die Aufregungen des Tages zu unterstützen. Am liebsten ist Gedächtnis- und Rechenübungen am Morgen. Wenn also Abends die Kleinen ihre Aufgaben nicht zur Zufriedenheit der Eltern lernen, und zerstreut und unaufmerksam sind, ist es nicht immer Leichtsinn oder Eigensinn, sondern vielmehr Kraftlosigkeit des Geistes und Körpers.

Hr. G. W. in F. Die Blume Judicia erhielt ihren Namen nach einem berühmten deutschen Botaniker Namens Leonhard Fuchs.

Hr. v. B. in M. Wir würden Ihnen rathen, die Bedürfnisse zu Ihren Tapissierarbeiten von Hrn. Rehm's u. Comp. in Berlin zu entnehmen (Weite Straße 15). Auch fertige und angefangene Stidereien, Körsen und alle irgend in dieses Fach schlagende elegante Artikel finden Sie dort in größter Auswahl nach neuestem Geschmack, und können versichert sein, daß Ihre Bestellungen, obgleich von außerhalb kommend, prompt ausgeführt werden.

Hr. M. L. in B. Die Verfasserin des Romans „Jane Eyre“ die pseudonyme Currer Bell, hieß Charlotte Bronte, und war die Tochter eines Geistlichen, welcher lange Jahre in Hamorth in Yorkshire (England) lebte. Die geniale Schriftstellerin starb 1855, wenige Monate nach ihrer Verheirathung.

Hr. L. M. in S. Das „Vallium“ (Bischofsmantel) ist ein breites weißwollenes Band, welches die hohen Würdenträger der römisch-katholischen Kirche über die Schultern tragen. Es wird aus der Wolle ganz weißer Schafe verfertigt, welche am Fest der heiligen Agnes geweiht, von 2 Kanonikern in Empfang genommen, und von diesen den Tendanten übergeben werden, die für die Pflege und Fütterung der Biere zu sorgen haben bis zum Tage, da das Schneemesser sie ihres Viehes beraubt.

Hr. M. O. in B. So häufig als sonst wird der Walzer allerdings nicht mehr getanzt, aber dennoch ist er ein schöner und acht deutscher Tanz, der einl sogar im Auslande große Sensation erregt. In England, wo er als unmoralisch lange verworfen ward, brach er sich im Jahre 1813 dennoch Bahn, und feierte den vollkommensten Sieg über alle Feinde der Bruderie. Alles nahm Tanzunterricht, selbst die, welche schon längst über die Tanzjahre hinaus waren, nur um „walzen“ zu lernen, und als sogar Kaiser Alexander in London „gewalzt“, wurde der Walzer einstimmig für den schönsten der Tänze erklärt.

Hr. S. T. in Of. Ihre Klage, daß durch das Durchzeichnen der Dessins der Bazar verdröben wird, hat allerdings viel Wahres. Wir werden nun in einer der nächsten Nummern ein neues Verfahren mittheilen, die Dessins leicht und sicher zu copiren. Heute schilt der Raum.

Hr. G. F. in W. Das Supplement zu Nr. 48 bringt den „Schritt einer hohen Taille, ohne Schock“ und den „einen Wintermantel für ein Mädchen“ von 10-12 Jahren. Mit der darauf folgenden Arbeitsnummer werden wir, da sich das Material zu sehr häuft, wieder ein Supplement mit Schnittentwürfen und wird darauf das eines „Winterbauschlehd“ nicht fehlen.

H. in Nbgbrg. Es ist gegen unsere Grundzüge, dergleichen Mittel anzugeben.

L. in P. Die Form mit dem Namen L. ist längst in unsern Händen; es fehlte bisher an Raum. Die „Wälsche“ nächstens.

Hr. G. L. in B. Empfangen und wird mit einigen Aenderungen benutzt werden.

J. S. in L. Das müssen wir bestritten. Aber wir werden darauf achten.

Hr. v. J. in W. Einen Teppich vor das Bett, können Sie entweder ganz in Tapissierarbeiten, oder auch zu diesem Zweck ein Rebsell mit geschickter Vorre umgeben. Uebrigens ist die Sitte, Teppiche vor das Bett zu legen, nicht nur, wie Sie glauben, in höheren Ständen gebräuchlich, nur die Art der Teppiche ist natürlich verschiedene. So bezeugen die ärmeren Klassen in Spanien Kort an Stelle unterer Bettdecke; zu diesem Behuf lösen sie die Rinde des Baumes in großen Stücken ab, befeuchten sie, um ihr die Weibung zu nehmen, und bedienen sich ihrer als Matte.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie in allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen gegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, so wie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde.

Die Administration des Bazar.

Trud von E. C. Teubner in Leipzig.